



Date Due

~~R P MAY 4 '63~~			
PRINTED IN	U. S. A.		CAT. NO. 23233




Cornell University Library
G 58.F73 v.10 no.1
Zur Hydrographie der Saale.
3 1924 006 616 878

FORSCHUNGEN

ZUR DEUTSCHEN

LANDES- UND VOLKSKUNDE

IM AUFTRAGE DER

CENTRALKOMMISSION FÜR WISSENSCHAFTLICHE
LANDESKUNDE VON DEUTSCHLAND

HERAUSGEGEBEN VON

DR. A. KIRCHHOFF,
PROFESSOR DER ERDKUNDE AN DER UNIVERSITÄT ZU HALLE.

ZEHNTER BAND.
MIT 3 KARTEN, 11 TAFELN UND 3 TEXTILLUSTRATIONEN.

STUTTGART.
VERLAG VON J. ENGELHORN.
1897.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

ZUR

HYDROGRAPHIE

DER SAALE.

VON

DR. WILLI ULE,
PRIVATDOZENT FÜR ERDKUNDE AN DER UNIVERSITÄT ZU HALLE A. S.

MIT EINER KARTE.

STUTTGART.
VERLAG VON J. ENGELHORN.
1896.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Vorbemerkung.

Die nachstehende Abhandlung hat der Verfasser als einen Beitrag zur Hydrographie der Saale bezeichnet. Es soll damit angedeutet werden, dass dieselbe keineswegs eine erschöpfende Darstellung der gesamten hydrographischen Verhältnisse bringt. Nur einzelne Punkte dieses umfangreichen Wissensgebietes sind einer Erörterung unterzogen.

Die Arbeit hat der Verfasser bereits vor fast zehn Jahren in Angriff genommen. Schon 1889 hat er über die ersten Ergebnisse seiner Untersuchungen bei der Zusammenkunft der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft zu Berlin Bericht erstattet. Er hatte damals aber nur eine fünfjährige Periode seinen Rechnungen zu Grunde gelegt. Diese erschien ihm bei der Wichtigkeit des Gegenstandes zu kurz. Er entschloss sich darum, die Arbeit zunächst liegen zu lassen, bis ihm das Material einer zehnjährigen Periode zur Verfügung stand.

Das war mit dem Ende des Jahres 1891 der Fall. Die Hinzuziehung des zweiten Lustrums 1887—1891 erforderte zwar eine vollständige Umrechnung auch des Materials aus dem ersten Lustrum; allein dieser Mühe unterzog sich der Verfasser gern, da der Wert der Resultate dadurch zweifellos erhöht wurde.

Der Umfang der erforderlichen Rechnungen verzögerte auch nach dem Vorhandensein der zehnjährigen Periode den Abschluss der Arbeit, die ursprünglich weit umfangreicher und eingehender geplant war. Der Verfasser gedachte, an dem Beispiel der Saale eine möglichst umfassende hydrographische Studie durchzuführen. Allein sein Beruf und andere Untersuchungen verhinderten ihn daran. Da er auch in der kommenden Zeit vollauf beschäftigt ist, entschloss er sich, die bisherigen Ergebnisse der Oeffentlichkeit zu übergeben, obwohl er sich bewusst ist, nur Bruchstücke einer Hydrographie geliefert zu haben, die aber vielleicht doch zur Erkenntnis einer wichtigen Erscheinung der Natur beitragen können.

Der Herausgabe der vorliegenden Abhandlung lag aber auch noch ein anderes Bedenken im Wege. Derselbe Gegenstand hat bereits von dem Wasserbauinspektor R. Scheck in Breslau eine eingehende

Behandlung erfahren. Die betreffende Arbeit ist veröffentlicht unter dem Titel „Die Niederschlags- und Abflussverhältnisse der Saale mit besonderer Berücksichtigung der Häufigkeit der Wasserstände“ [1]). Da dieser Arbeit auch zum Teil die gleichen Messungen zu Grunde lagen, so mochte die Herausgabe der Untersuchungen des Verfassers thatsächlich überflüssig erscheinen. Allein wie schon der Titel lehrt, verfolgte die Schecksche Arbeit mehr technische Zwecke, während der Verfasser den Gegenstand vom wissenschaftlichen Standpunkt aus zu erörtern bestrebt war. Wenn auch inhaltlich beide Abhandlungen sich nahe berühren, so sind sie doch in der Art der Anordnung und Ausführung der Untersuchungen wesentlich verschieden. Ausserdem hofft der Verfasser, durch seine Arbeit die Aufmerksamkeit der Fachgenossen mehr dem Gegenstand zuwenden zu können, als das einem Wasserbauinspektor, der den Geographen doch ferner steht, naturgemäss möglich ist. Herrn Scheck aber sei hier für die reiche Unterstützung bei der Durchführung der vorliegenden Arbeit aufrichtig Dank gesagt.

---

[1]) Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann, 1893.

Umgrenzung des Stromgebietes.

Die Saale gehört mit ihrem Stromgebiet fast ganz der mitteldeutschen Gebirgsschwelle an; sie ist die Hauptentwässerungsader Thüringens, des östlichen Flügels des langgedehnten Gebirgszuges, der das nördliche Deutschland von dem südwestdeutschen Becken trennt. Nur im Osten greift ihr Gebiet in das von Penck der nördlichen Umwallung Böhmens zugerechnete Voigtländer Bergland, in die sächsisch-thüringische Bucht und in das norddeutsche Flachland hinüber. Die Saale selbst wie ihre bedeutendsten Zuflüsse entstammen den Randgebirgen des eigentlichen Thüringer Beckens, dem Fichtelgebirge, Frankenwald und Thüringer Wald auf der einen, sowie dem Harz auf der anderen Seite. Der alte Gebirgsstock des Harzes fällt hydrographisch vorwiegend dem Saalegebiet zu, und mit ihm auch der östlichste Teil des subhercynischen Hügellandes, das von dem nördlichsten linken Zufluss, der Bode, entwässert wird.

Dieses Stromgebiet der Saale erscheint auf der Karte als ein geschlossenes Ganze, als ein nach Nordwesten geneigtes Entwässerungsbecken, das fast nach allen Seiten von orographisch deutlich markierten Höhenrücken umrahmt wird. Zum Teil fallen die umgrenzenden Wasserscheiden mit den hervorragendsten Kammlinien der Gebirge zusammen. Nur nach Norden und Nordosten schliesst es eine fast unmerkliche Bodenwelle gegen die benachbarten Stromgebiete ab. Zwischen der unteren Saale und Mulde in dem Bereiche der Fuhne fehlt sogar gänzlich jeder wasserscheidende Rücken.

Beginnen wir die Umgrenzung des Stromgebietes bei dem südlichsten Punkt, bei der Quelle der Saale selbst! Hier liegt das für die Hydrographie Deutschlands so wichtige Fichtelgebirge, auf dessen nördlichen Gehängen die Saale unter 50° 7′ nördl. Br. entspringt. Der Rücken des von Südwest nach Nordost streichenden Waldgebirges trennt das thüringische Flusssystem von dem böhmischen, das in der Eger nur wenige Kilometer entfernt seinen Ursprung hat, und die flachen Höhen des Münchberger Berglandes scheiden westlich davon das Saale- und Maingebiet. In nordnordwestlicher Richtung ver-

läuft hier die Grenzlinie und diese Richtung behält sie im wesentlichen auch im Bereiche des an das Münchberger Bergland sich anschliessenden Frankenwaldes und weiter auch des Thüringer Waldes. Nur das Quellgebiet der Rodach und die nach Süden vordringende Schwarza stören den gleichmässigen Verlauf. Bis zum Quellgebiet der Schwarza bildet der plateauartige Frankenwald noch die Wasserscheide zwischen Main und Saale. Dann aber tritt von Süden her die Werra mit ihren Quellflüssen an das Saalegebiet heran und begleitet dasselbe bis zu seinem westlichsten Punkt. Während vom Fichtelgebirge an der wasserscheidende Rücken fast durchweg in einer Höhe von 500—600 m bleibt, steigt derselbe als Kamm des Thüringer Waldes bis auf 750 m im Mittel an. Dem orographischen Charakter des Thüringer Waldes entsprechend, verschmälert sich hier die Wasserscheide; sie läuft über den immer schärfer ausgebildeten Grat des Gebirges hin und fällt ganz zusammen mit dem vielgenannten und geschichtlich bedeutsamen Rennstieg. Von beiden Seiten greifen die Thäler tief ein in das Gebirge und die Quellen der Ilm, Gera und Apfelstedt einerseits, wie der Schleuse, Hasel, Schwarza und Schmalkalde andererseits liegen oft kaum einen Kilometer weit voneinander entfernt.

Das Quellgebiet der Apfelstedt erscheint auf der hydrographischen Karte als ein wichtiger Punkt. Hier verlässt die Wasserscheide den Kamm des Thüringer Waldes, biegt scharf nach Nordost um und verharrrt in dieser Richtung bis weit in das Vorland des Thüringer Waldes hinein. Der gleichmässige Verlauf der Grenzlinie wird scharf unterbrochen durch das Flussnetz der Hörsel, welche die Nordabdachung des nordwestlichsten Teiles des Thüringer Waldes zur Werra hin entwässert. Nur niedrige Höhenzüge trennen hier das Gebiet der Apfelstedt im Osten von dem der Zuflüsse der Hörsel, der Leina und Nesse. Wir befinden uns an der Stelle, wo durch den Leinakanal bei Gotha zwischen Werra und Saale, also Weser und Elbe, eine künstliche Bifurkation hergestellt ist.

Die südwest-nordöstliche Richtung behält die Grenzlinie vom Kamme des Thüringer Waldes bis in die Gegend von Erfurt. Sie hat sich bis dahin auch erheblich gesenkt. Westlich von Erfurt selbst besitzt die Wasserscheide in dem Petersberg nur wenig über 200 m Höhe. Von diesem Punkte an kehrt aber die Grenzlinie zurück in die ursprünglich südost-nordwestliche Streichrichtung und verbleibt im wesentlichen in derselben bis zum Quellgebiet der Unstrut, das den westlichsten Punkt des Saalegebietes bildet. Hier tritt auch wieder eine orographisch wie geologisch scharf gekennzeichnete Wasserscheide auf. Von etwa 330 m in den Alacher oder Erfurter Höhen steigen hier die wasserscheidenden Rücken zunächst als Fahnersche Höhen bis 400 m auf, senken sich dann in den Hardtbergen wieder auf 350 m herab, um durch den Hainich mit 475 m allmählich zu dem an 600 m erreichenden Eichsfeld überzugehen. Dort liegt der westlichste Punkt des Saalegebietes unter 10° 15′ 45″ östl. L.

Auf dem Eichsfeld beginnt die Grenzlinie eine neue Richtung; sie streicht von nun an bis über das nördliche Randgebirge des Thü-

ringer Beckens hinaus, also über den Harz hinweg in das subhercynische Hügelland hinein, nordnordöstlich; sie trennt jetzt die Unstrut und Bode im Osten von der Leine und Ocker im Westen. Durch eine flache Bodensenke, das Quellbecken der Unstrut, tritt die Wasserscheide hinüber zu dem Dün, der im Hockelrain noch 517 m Höhe besitzt. Abermals senkt sich hierauf der wasserscheidende Rücken. Wir kommen in jene verkehrsgeschichtlich so bedeutsame Thalung, welche zwischen Dün und den Bleicheröder Bergen das bekannte Eichsfelder Thor bildet. Jenseits dieser Senke erhebt sich das 523 m hohe Ohmgebirge, über dessen breiten Rücken die Grenze hinweggeht und nun in das Vorland des Harzes hinüberführt. Während hier nur geringe Erhebungen die Stromgebiete der Elbe und Weser trennen, tritt uns mit dem Eintritt in den Harz wieder eine scharf markierte Wasserscheide entgegen. Erst wenn wir von dem stark erodierten Südabhang des Harzes hinübergekommen sind in die eigentliche Hochfläche dieses Gebirges, erweitert sich der wasserscheidende Rücken und bildet schliesslich auf der Höhe des Brockens eine breite Fläche. Im Brocken mit seinen 1142 m erreicht die Grenzlinie des Saalestromgebietes ihren höchsten Punkt. Mit raschem Gefälle steigt sie von diesem Gipfelpunkt wieder hinab in die Ebene. Nach nur 8 km langem, nordöstlich gerichtetem Verlauf tritt sie in das subhercynische Hügelland ein und durchstreicht dasselbe nun überall in geringer Höhe von Süd nach Nord. In der Niederung des sogen. Schiffgrabens verliert sich die Wasserscheide sogar gänzlich. Wir haben hier zum zweitenmale eine Stelle vor uns, wo die Gewässer der Elbe und Weser vereint sind, wo also zwischen beiden Stromsystemen eine Bifurkation besteht.

Unmittelbar nördlich hiervon wendet sich unsere Grenzlinie am Fusse der 224 m hohen Asse wieder nach Osten und führt in ostnordöstlicher Richtung über das Südostende des Elm hinweg nach etwa 30 km zu dem nördlichsten Punkt unseres Gebietes unter 52° 13′ 30″.

Von hier wendet sich die Wasserscheide nach Südosten und verharrt in dieser Richtung mit wenig Unterbrechung bis zu dem äussersten Osten, den sie in einer Entfernung von 160 km westlich von Grimma unter 12° 46′ östl. L. erreicht. Sie wird auf dieser ganzen Erstreckung fast durchweg von nur wenig aus dem Gelände hervortretenden Hügelzügen gebildet. Oft fehlen auch diese und es verläuft sich die Wasserscheide unbestimmt in weite Niederungen. Das ist vor allem im Gebiete des Landgrabens und der Fuhne, zwischen Saale und Mulde, der Fall. Hier in diesem weiten Flachland haben wir mehrfach natürliche Bifurkationen vor uns. Am deutlichsten ist auf der Nordostseite des Saalestromgebietes noch die Grenze zu verfolgen zwischen der Aller und der Bode bis zur Mündung der Saale. Wiederholte Krümmungen im Verlauf derselben lassen das auch äusserlich schon erkennen. Jenseits der Saalemündung aber fehlen jegliche Erhebungen, und in nahezu geradliniger Richtung wendet sich die Wasserscheide der Mulde zu. Erst nördlich von Leipzig, mit dem Beginn der Porphyrberge, wird dieselbe wieder merklich durch orographische Linien bestimmt. In dem Kollmberg bei Grimma steigt die Wasser-

scheide sogar auf 214 m an, während sie von der Saalemündung an bis östlich Halle stetig unter 100 m bleibt, vielfach sogar unter 75 m herabsteigt.

Bei Grimma biegt die Grenzlinie nach Süden um und streicht nun bis zur Quelle der Elster in südsüdwestlicher Richtung. Es ist der seltsamste Teil in der Umrahmung unseres Stromgebietes, seltsam, weil die Wasserscheide hier in unmittelbarer Nähe und fast parallel der Mulde verläuft. Sie nähert sich diesem Flusse oft auf 1—2 km. Man kann wohl mit Recht annehmen, dass diese eigenartige Erscheinung durch geologische Verhältnisse bedingt ist. Die Mulde ist hier durch irgend einen geologischen Vorgang sämtlicher linken Zuflüsse beraubt worden, oder sie ist von ihrem ursprünglichen, zur Saale gerichteten Laufe abgelenkt worden. Für eine solche Annahme spricht der Umstand, dass die Wasserscheide hier nur durch relativ niedrige Höhenzüge des sächsischen Mittelgebirges gebildet wird, und dass mit dem Muldengebiet andere geologische Verhältnisse beginnen. Während im Elster- und Saalegebiet triassische Formationen vorherrschen, zu denen nur im Süden paläozoische Gesteine hinzutreten, durchfliesst die Mulde vorwiegend Granite und Porphyre, die nur durch Urthonschiefer, Glimmerschiefer und Rotliegendes unterbrochen werden.

Längs der Mulde steigt die Wasserscheide wieder allmählich an und erreicht im Quellgebiet derselben innerhalb des Voigtlandes bereits über 750 m. Von der Quelle der Mulde aus wendet sie sich noch einmal auf eine kurze Strecke nach Südosten dem Kamme des Elstergebirges zu, auf dem sie dann, wieder nach Südwesten umbiegend, in etwa 800 m Höhe verläuft. Die Quelle der Elster selbst bildet einen neuen Wendepunkt. Die Wasserscheide eilt in nahezu westlicher Richtung dem Fichtelgebirge zu. Sie senkt sich dabei ein wenig bis zu etwa 650 m, steigt aber bei dem Uebertritt auf die zum Fichtelgebirge gehörige Waldsteiner Kette wieder auf 830 m an. Das Elstergebirge und die Waldsteiner Kette scheiden Eger und Saale.

Damit sind wir zu dem Ausgangspunkt unserer Darstellung, der Quelle der Saale, zurückgekehrt.

Es erscheint das Saalegebiet hiernach als ein fast nach allen Seiten deutlich abgeschlossenes Land. Nur im Norden innerhalb der norddeutschen Tiefebene sind die Grenzlinien gleichsam verwischt und im Westen durchbricht der künstliche Verbindungsgraben zwischen Leina und Apfelstedt die sonst scharf hervortretende Wasserscheide. Seiner Gestalt nach bildet das Stromgebiet ein einheitliches, wenig gegliedertes Ganze, das nur im Südwesten durch die zur Werra strömende Hörsel mit ihrem Nebenflusse Nesse in seiner gleichmässigen Umgrenzung eine auffallende Störung erfährt. Es zeigt die Form eines Parallelogrammes, dessen Seiten von Südost nach Nordwest und von Südsüdwest nach Nordnordost streichen. In ersterer Richtung weist es eine mittlere Erstreckung von 185 km, in der zweiten eine solche von 140 km auf. In der Nordsüdrichtung dehnt sich das Saalegebiet auf 235 km, in der Westostrichtung auf 175 km aus.

Die Fläche desselben umfasst rund 23775 qkm[1]), kommt also an Grösse nahezu der Provinz Sachsen gleich. Von dem gesamten Deutschen Reich wird somit etwa der 23. Teil durch die Saale entwässert.

---

[1]) Diese Zahl ist der vom Bureau des Wasserausschusses herausgegebenen Tabelle entnommen, welche als Anlage der hydrographischen Karte von Norddeutschland (Berlin, Dietr. Reimer, 1896) beigefügt ist. Edler giebt in seiner „Arealberechnung des Stromgebietes der Saale und ihrer Zuflüsse“ (Mitteilungen d. Ver. f. Erdkunde zu Halle a. d. S., 1886) nur 23341 qkm an.

Orographische Verhältnisse.

Das Stromgebiet der Saale trägt durchweg den orographischen Charakter der mitteldeutschen Gebirgsschwelle: flachgewölbte Berge in den Gebirgen, sanftwelliges Gelände in den ebeneren Teilen. Nur im Nordwesten herrscht eintönige Niederung vor.

Das Gebiet in seiner Gesamtheit betrachtet zeigt einen allmählichen Abfall nach Nordosten. Hier finden wir in der Mündung der Saale die tiefste Einsenkung mit nur 50 m Meereshöhe. Von dort steigt das Land nach Süden mehr und mehr an, erreicht in der Umgebung von Halle etwa eine mittlere Höhe von 100 m und erhebt sich dann nach dem Harz, den westlichen und südlichen Randgebirgen zu bis zu einer mittleren Höhe von 200—300 m. Zwischen dem Harz und dem Thüringer Wald in dem eigentlichen Thüringer Becken tritt die nördliche Abdachung hinter der östlich gerichteten zurück. Das Terrain fällt hier überall nach der Saale hin ab, während ein nordsüdlicher Querschnitt eine nach den Rändern sanft ansteigende Mulde darbieten würde. Dieser orographische Zug macht sich auch in der Art der Entwässerung deutlich geltend, sie bewirkt, dass die Saale als Grenzfluss den ganzen Abfluss dieses Gebietes aufnimmt.

Doch es ist kein einheitlich gestaltetes Land. Zahlreiche Höhenzüge durchziehen dieses Thüringer Becken und gliedern dasselbe mannigfach; aber gerade die Abwechselung von flachen Becken und niedrigen Höhenzügen verleiht dem Ganzen wieder ein einheitliches Gepräge.

Im Osten der Saale ist die allgemeine Abdachung nach Norden gerichtet. Von dem Fichtel- und Elstergebirge aus senkt sich das Land über die Hochfläche des Voigtlandes und das sächsische Mittelgebirge hinweg allmählich zu der nur 80 m hohen sächsisch-thüringischen Bucht im Mündungsgebiet der Elster herab.

Das Saalegebiet lässt sich hiernach orographisch deutlich gliedern. Im Süden treten als ein orographisch mehr oder weniger einheitliches Gebilde die Randgebirge, Elster- und Fichtelgebirge, Franken- und Thüringer Wald, uns entgegen. Daran reiht sich ein Vorland an, das von Westen nach Osten an Ausdehnung zunimmt und im Voigtländer Bergland und sächsischen Mittelgebirge eine beträchtliche Breite erlangt.

Dasselbe führt hinüber zu dem Thüringer Hügelland, das auch geologisch scharf sich abhebt als Thüringer Muschelkalkplatte. Orographisch dürfen wir die zwischen Saale und Elster sich einschiebende Saaleplatte diesem Gliede des Stromgebietes zurechnen. Von dem Thüringer Hügelland gelangen wir im Nordwesten wieder über ein etwa 15 km breites Vorstufenland zu der massigen Erhebung des Harzes, auf dessen Nordseite das subhercynische Hügelland wieder ein selbständiges orographisches Glied des Saalegebietes bildet. Der Unterlauf der Saale gehört schliesslich ganz dem norddeutschen Flachland an.

Elster- und Fichtelgebirge, Franken- und Thüringer Wald fallen nur mit ihrer Nordabdachung der Saale zu. Bei den drei erstgenannten Gebirgen ist die Abdachung eine mehr allmähliche. Hier trägt das Land Hochflächencharakter, das durch lange vielfach gewundene Thäler durchschnitten ist. Nur flache Berghöhen sind den zwischen den Thälern aufragenden plumpen Bergrücken aufgesetzt. Jenseits des Schwarzathales innerhalb des eigentlichen Thüringer Waldes ändert sich das Landschaftsbild. Das Gebirge wird wilder und zerrissener, die massige Erhebung wird durch tief einschneidende Thäler mannigfaltiger gegliedert und fast zu einem Kettengebirge mit scharfer Kammlinie umgestaltet. Während bis dahin der Sockel der Randgebirge überall noch über 500 m Höhe besitzt, liegt der Fuss des Thüringer Waldes nur ca. 390 m hoch. Dabei hat sich die Entfernung des Gebirgsfusses von der wasserscheidenden Kammlinie erheblich verkürzt, so dass die Gewässer ein steileres Gefälle haben, was auch in der geringen Erstreckung der Thäler zum Ausdruck kommt.

Das Vorland der südlichen Randgebirge zeigt im Osten im Voigtländer Bergland ebenfalls vorwiegend den Charakter einer Hochfläche. Auch hier haben wir es mit einem flachwelligen Gelände zu thun, dem nur niedrige Bergkuppen aufgesetzt sind. Zwischen den einzelnen oft tief eingeschnittenen Thälern liegen weite muldenförmige Flächen, in denen sich das Wasser an zahlreichen Stellen zu kleinen Teichen oder moorigen Gründen ansammelt. Nach Westen zu verschmälert sich das Vorland schnell und es tritt hier der Thüringer Wald fast unmittelbar an das Thüringer Hügelland heran, dem es nur einzelne aus der Gebirgskette vorspringende Berge, wie den Trippstein, Langen Berg, Burzelberg und Kickelhahn, entgegensendet.

Mit der Thüringer Hochebene, auch als Thüringer Mulde oder Thüringer Becken bezeichnet, treten wir in ein orographisch wesentlich anders gestaltetes Gebiet ein. Wieder haben wir es mit einer Hochfläche zu thun; aber diese Hochfläche ist nicht durch tiefe Thäler zerschnitten, sondern weite, flache, nur wenig eingesenkte Thalmulden trennen die einzelnen plateauartigen Erhebungen voneinander. Das ganze Gebiet heisst darum mit Recht auch Thüringer Becken- und Hügelland.

Dieses orographisch einheitliche Gebiet ist nach allen Seiten scharf abgegrenzt. Im Süden beginnt die Grenze mit den nicht mehr zur Saale gehörigen Hörselbergen, an die sich ein vielfach zerschnittener Höhenzug anschliesst. Westlich von Georgenthal bildet das unmittelbar an den Thüringer Wald angelehnte Plateau von Gossel die Grenze.

Dann folgen wieder weniger aus dem Gelände hervortretende Höhen, unter denen nur der Singerberg und jenseits der Saale die Preilipper Kuppe und der Saalfelder Kulm als deutlichere Grenzmarken der Hochebene sich erheben. Im Osten bilden Ilm- und Saaleplatte die Grenze. Hier reihen sich nach Norden unmittelbar als Thüringer Grenzplatte die Unstrutplatte und die Querfurter Hochfläche mit der sogen. Wüste an. Mit letzterer kommen wir bereits auf die Nordseite der Thüringer Hochebene. Diese wird bestimmt, wenn wir von Westen beginnen, durch den an das Eichsfeld ansetzenden Dün, die Hainleite und jenseits der Unstrut durch die Schmücke, von der sich nach Norden die hohe Schrecke abzweigt, und die Finne, die eigentlich schon ganz in das Innere der Thüringer Hochebene hineinfällt. Das Eichsfeld und teilweise der Hainich bilden schliesslich noch die westliche Umwallung des Gebietes.

Das Innere der so umschlossenen Thüringer Hochebene wird wieder von mehreren Höhenrücken durchzogen. Dieselben streichen vorwiegend in hercynischer Richtung, also von Nordwest nach Südost. Durchschnitten von den Flussthälern, zerfallen die Höhenrücken in einzelne selbständige Erhebungen, die meist auch besondere Namen führen. Eine solche Kette schliesst sich im Süden des Gebietes an den Hainich an. Sie beginnt mit dem Hahnberg, an den sich der Krahnberg und der Seeberg bei Gotha anreiht. Diese Erhebungen liegen aber im Bereich der Nesse noch ausserhalb des Saalegebietes. Erst in der Fortsetzung derselben in den drei Gleichen befinden wir uns wieder innerhalb der Saalegrenzen. Weiter östlich gehören der Kette noch die Reinsberge, die Willinger Berge, der Haselberg und der Grosse Kulm, letztere schon auf der Ilmplatte gelegen, an. Wenig nördlich davon, ebenfalls vom Hainich ausgehend, durchläuft ein zweiter Höhenzug die Hochebene. Er wird zunächst zusammengesetzt aus den als wasserscheidende Rücken uns schon bekannten Hardtbergen, Fahnerschen Höhen und Erfurter oder Alacher Höhen. Jenseits der Gera bilden der Steiger, der Riechheimer Berg und der Kötsch die Fortsetzung davon. In den Heilinger Höhen, den Koppelsbergen und dem Ettersberg haben wir dann eine dritte Kette von Erhebungen innerhalb der Hochebene vor uns.

Zwischen diesen Höhenzügen breiten sich trogförmige Becken aus. Die ausgedehntesten davon sind das Becken zwischen Mühlhausen und Langensalza von den Heilinger Höhen im Norden und dem Hainich und den Hardtbergen im Süden umrahmt. Oestlich davon kommen wir in das Becken von Gebesee nördlich von Erfurt und hieran schliesst sich unmittelbar nordöstlich das Becken von Sömmerda und Weissensee an, von dem vorhergehenden durch die Heilinger Höhen und Koppelberge getrennt. Von weiteren derartigen Becken sei nur noch das Ried bei Artern erwähnt, das schon zu dem Vorland des Harzes sich öffnet.

Die flachen Einsenkungen innerhalb der Thüringer Hochebene sind für die Entwickelung der Flüsse von hoher Bedeutung. Sie bilden mit ihren Niederungen Sammelbecken für den Abfluss der Regenwasser. Früher sind viele derselben auch von grösseren Seeen oder wenigstens

von ausgedehnten Sümpfen ausgefüllt gewesen. Erst im Laufe der jüngsten Geschichte, namentlich während unseres Jahrhunderts, sind durch künstliche Anlagen die Seeen trocken gelegt, die Sümpfe entwässert und die Flüsse in bestimmte Betten eingedämmt worden. Dadurch muss sich naturgemäss der Wasserabfluss dieser Gebiete wesentlich geändert haben und besonders werden es die durch starke Regen verursachten Hochwässer sein, welche jetzt schneller der Saale zugeführt werden als früher, wo diese Wassermassen in den Seeen und Sümpfen sich ansammeln konnten und länger als jetzt der Umgebung die in diesem niederschlagsarmen Gebiet vielfach sehr nötige Benetzung zu liefern vermochten.

Die einzelnen Becken werden meist in ihrer Längsrichtung von Flüssen und Bächen durchströmt. Sie erscheinen zwischen den hercynisch streichenden Höhenrücken als echte Längsthäler. Aber die Flüsse durchlaufen nur auf kurze Strecken die nordwest-südöstlich gerichteten Einsenkungen. Nach kurzer Zeit biegen sie rechtwinkelig um und durchschneiden dann in einem engen Thal den vorlagernden Höhenrücken. Am bekanntesten unter diesen Durchbrüchen ist derjenige der Unstrut zwischen Hainleite und Schmücke; es ist die auch geschichtlich so bedeutsame Sachsenburger Lücke oder Thüringer Pforte. Neben den Längsthälern treten also überall auch Querthäler auf. Vielleicht spricht sich in dieser Durchdringung zweier Flussrichtungen der doppelte Einfluss der Streichungsrichtung der Höhen und der natürlichen, mehr nach Nordost gerichteten Abdachung dieses Gebietes aus. Nach der Ansicht vieler Geologen waren noch in der Diluvialzeit die Hauptströme Thüringens nach Nordosten gerichtet. Erst in verhältnismässig später Zeit sind diese Gewässer in ihren jetzigen Verlauf abgelenkt worden. Nur in den zahlreichen Querthälern ist die ursprüngliche Richtung noch erhalten geblieben.

Nördlich von der Thüringer Hochebene erhebt sich der mächtige Harz. Aber nicht unmittelbar steigt derselbe auf, sondern zwischen Harz und Thüringer Hügelland schaltet sich noch ein breites Vorstufenland ein, das ebenfalls von einer Kette nicht unbedeutender Erhebungen durchzogen wird. Dieselbe beginnt westlich in dem Ohmgebirge, setzt sich in den Bleicheröder Bergen fort und erreicht in dem bis 486 m aufsteigenden Kyffhäusergebirge sein östliches Ende. Nördlich dieses Höhenzuges liegt das breite Thal der Helme, im Osten als goldene Aue rühmlichst bekannt. Dasselbe ist als Sammelrinne der zahlreichen südlichen Harzgewässer in hydrographischer Hinsicht von grosser Bedeutung. So manches Hochwasser der Saale hat seinen Ursprung in dem Thale der Helme, über das sich oft mächtige Gewitter entladen und in das dann von den Gehängen des Harzes und der südlichen Höhen sich schnell gewaltige Wassermassen ergiessen.

Der Harz selbst fällt nur teilweise in das Saalegebiet hinein. Fast der ganze Oberharz entwässert zur Weser; aber vom Brockenfeld an östlich gehören die Gewässer dem Stromsystem der Saale an. In orographischer Hinsicht erinnert dieser Teil des Gebirges an den Frankenwald. Eine mächtige Hochfläche wird durch vielfach gekrümmte Thäler in breite Bergrücken zerschnitten. Doch bilden die Thäler wie im

Voigtland hier meist breite, flache Mulden, nur die Bode hat tiefe, klusenartige Felsengen in die Hochfläche eingeschnitten. Obwohl der Harz nach Südosten einen allmählichen Abfall zeigt, fliessen doch die meisten Gewässer dem steileren Nordrande zu, so dass die Wasserscheide zwischen Unstrut und Bode nahe dem Südrand des Gebirges sich hinzieht. Die Länge der Thäler bedingt ein geringes Gefälle; von dem Thüringer Wald an ist der Harz in dieser Hinsicht wesentlich verschieden.

Nördlich von dem Harz liegt das sogen. subhercynische Hügelland, das innerhalb unseres Stromgebietes ein selbständiges orographisches Glied bildet. Von dem unvermittelt und steil aufsteigenden Harz führt es hinüber zu dem eigentlichen norddeutschen Tiefland, dessen orographischen Charakter es teilweise schon aufweist. Es ist eine im allgemeinen ebene, nur von niedrigen Höhenrücken durchzogene Fläche. Solche Erhebungen finden wir bei Halberstadt und Quedlinburg sowie in dem 305 m hohen Huy. Auch der das Saalegebiet abgrenzende Elm gehört diesen im hercynischen Streichen verlaufenden Höhen des Nordharzer Vorlandes an. Derselben Richtung folgt der weite Thalzug des Faulen Grabens und des Schiffgrabens, der leicht eine künstliche Verbindung zwischen Ocker und Bode, also Weser und Elbe, ermöglichte.

Auch nach Osten schliesst sich dem Harz ein selbständiges Vorland an. Es ist das die Mansfelder Hochfläche, wohl auch als Mansfelder Hügelland bezeichnet, das bis zu dem tiefeingeschnittenen Thal der Saale reicht und im Norden und Süden von zwei unbedeutenden Höhenzügen begrenzt wird. Dieses Gebiet trägt überall den Charakter einer Hochebene mit einer mittleren Höhe von etwa 200 m und einer sanften Abdachung nach der Saale hin. Die Hochebene wird nur im Südosten durch das weite Thal der Mansfelder Seeen und der Bösen Sieben unterbrochen.

An das subhercynische Hügelland, an die Mansfelder Hochfläche und das Thüringer Becken grenzt östlich ein Land an, das orographisch einen von den bisherigen Gliedern des Saalegebietes durchaus abweichenden Charakter zeigt. Von dem norddeutschen Tiefland zweigt sich hier ein Ausläufer nach Süden ab, der weit in die mitteldeutsche Gebirgsschwelle bis an das Voigtländer Bergland hineinreicht und hier das sächsische Mittelgebirge von der Thüringer Hochebene trennt. Penck bezeichnet dieses Gebiet als sächsisch-thüringische Bucht. Der Zugehörigkeit zum norddeutschen Tiefland entsprechend finden wir in demselben vorwiegend ebene, flachgewellte Oberflächenformen. Träge fliessende Flüsse durchschneiden das Land von breiten Niederungen umgeben. Nur nördlich von Halle unterbricht ein niedriger Höhenzug die Eintönigkeit des Geländes. Dieser, im Petersberg mit 241 m gipfelnd, scheidet die sächsisch-thüringische Bucht von dem eigentlichen norddeutschen Tiefland ab, das nördlich davon in geringer Ausdehnung noch der Saale angehört.

Das gesamte Stromgebiet der Saale zeigt also in der Oberflächengestaltung einen sanftwelligen Charakter. Dieser herrscht selbst in den Gebirgen vor. Nur der nördliche Teil des Thüringer Waldes wie

einige Teile des Harzes bieten zerrissenere Gebirgsformen dar. Die Wellenberge des Geländes sind aber fast überall Hochflächen, in die sich als die Wellenthäler zahlreiche Becken einsenken. In diesem Wechsel von Hochflächen und Becken ist einer der vorstechendsten orographischen Züge unseres Gebietes enthalten. Sie sind auch für die Entwässerung desselben von besonderer Bedeutung, indem die flachen Rücken der Hochebene einen langsamen Abfluss des Niederschlages bedingen, die zahlreichen Becken aber als natürliche Sammelbassins die schnelle Fortführung des von den umgebenden Höhen zuströmenden Regenwassers verhindern. Auf Grund solcher Erwägung darf man von vornherein schliessen, dass der Abfluss des Niederschlages durch die Saale nur ein geringer sein kann. Dieser Einfluss der orographischen Verhältnisse macht sich bei jedem stärkeren Regenguss geltend. Während plötzliche Gewitterregen an der oberen Saale stets rasch ansteigende, aber auch schnell wieder verlaufende Hochfluten erzeugen, bewirkt eine solche Katastrophe im Thüringer Becken- und Hügelland ein langsames Anschwellen der Saale zu verhältnismässig geringer Höhe, aber mit längerer Dauer, und im Elstergebiet niederfallende Regenmassen bleiben oft ohne merklichen Einfluss auf den Wasserstand der Saale, da sich diese Hochwasser in den weiten Niederungen der sächsisch-thüringischen Bucht völlig verlaufen. Die Entwässerung wird eben auch im Saalegebiet in erster Linie durch die Bodengestaltung bestimmt.

Die geologischen Verhältnisse.

Die orographischen Verhältnisse des Saalegebietes sind vorwiegend bedingt durch den geologischen Aufbau des Landes. Als mächtige Grundpfeiler meist paläozoischen Gesteines erscheinen die Gebirge, die zwischen sich ein mesozoisches Schollengebirge einschliessen. Im Norden des Gebietes aber finden wir teils ebenfalls mesozoische, teils känozoische Formationen.

Gleichsam als Ausläufer des böhmischen Massivs treten Fichtelgebirge, Frankenwald und Thüringer Wald, wie Elstergebirge, Voigtländer Bergland und sächsisches Mittelgebirge am Südrand unseres Gebietes auf. Der Harz dagegen bildet eine völlig selbständige Insel paläozoischen Gesteines inmitten jüngerer Bildungen, und nicht minder isoliert erscheint das Kiffhäusergebirge mit seinem archäischen Kern innerhalb des triassischen Thüringer Beckens. Archäischen Gesteinen begegnen wir im Saalegebiet ausser im Fichtelgebirge, wo Granit und Gneis den Grundstock der massigen Erhebung ausmachen, sonst nur im nördlichen Thüringer Wald bei Ruhla. Dort nehmen Gneis, Granit und Glimmerschiefer ausgedehnte Flächen ein. Im Harz ist es der granitische Brocken und Rammberg, die als Vertreter des archäischen Zeitalters gelten können. Vorwiegend aus Granit und Glimmerschiefer ist endlich das sächsische Mittelgebirge aufgebaut, das das Stromgebiet der Saale im Osten längs der seltsamen Muldenwasserscheide begrenzt.

Reich vertreten sind die Formationen des paläozoischen Zeitalters, vom Cambrium an bis zum Kulm. Aus ihnen ist vor allem das Schiefer- und Grauwackengebirge des Frankenwaldes und östlichen Thüringer Waldes aufgebaut. Aber auch Elstergebirge und Voigtländer Bergland bestehen aus den Schichten des Cambrium, Silur, Devon und Kulm, und es erklärt sich aus dieser geologischen Gleichartigkeit auch die orographische Aehnlichkeit dieser Gebiete. Die Phyllite, welche im Elstergebirge und vereinzelt im Voigtland und Thüringer Wald auftreten, möchten wir hier mit Regel dem Cambrium zurechnen, obwohl sie nach dem Urteil vieler Geologen dem archäischen Zeitalter angehören sollen. Im nordwestlichen Thüringer Wald treten die älteren Formationen zurück, hier beherrschen oberes Steinkohlengebirge und Rotliegendes den Bodenbau. Die geologische Karte zeigt hier ein

sehr mannigfaltiges Bild, bedingt durch das häufige Auftreten von Eruptivgesteinen, Porphyren, Porphyriten und Melaphyren, zu denen sich auch der Granit noch hinzugesellt. In dieser geologischen Vielheit ist zum erheblichen Teil die vielbesungene landschaftliche Schönheit des Thüringer Waldes begründet. Die Erosion und Denudation hat zudem hier in den vielfach leicht abtragbaren Ablagerungen des Rotliegenden weit mächtiger gestaltend wirken können, als im paläozoischen Osten, und hat dadurch die orographische Eigenart dieses Gebietes noch beträchtlich erhöht.

Ausgedehnte Flächen nehmen die paläozoischen Formationen auch im Harz ein. Hier ist es das Devon und der Kulm, aus deren Schichten dieses Gebirge vorwiegend aufgebaut ist. Zahlreiche Eruptivgesteine, Diabase, Granite, Melaphyre und Porphyre, durchsetzen diese Gesteine, namentlich innerhalb des zur Saale entwässernden Gebietes. Am Rand der massigen Erhebung treten auch oberes Steinkohlengebirge und Rotliegendes hervor, doch selten in grösserer Erstreckung. Nur im Südosten begegnen wir einer ausgedehnten Fläche dieser Formationen, die hier das Mansfelder Hügelland umschliessen. Im Norden greifen dieselben bei Rothenburg und Cönnern sogar über die Saale hinüber bis in die Gegend von Halle; ihnen gehören die dort aufragenden Porphyrkuppen wie das Wettiner Steinkohlengebirge an.

Den Fuss der Gebirge begleitet ein Streifen von Zechstein, der vorwiegend aus Kalk besteht. Er enthält Dolomite, Letten, aber auch viele Gips- und Steinsalzeinlagerungen. Letztere sind der Auswaschung durch Wasser stark ausgesetzt, wodurch jener Zechsteinsaum der Gebirge für die hydrographischen Verhältnisse besondere Bedeutung erhält. Er gestattet dem Sickerwasser ein unterirdisches Abfliessen, ist infolgedessen reich an Höhlen und an Erdfällen. Am Südrand des Harzes finden wir eine Reihe solcher Senken des Bodens, die zum Teil mit Wasser angefüllt sind.

Steigen wir von den Gebirgen in das innere Becken hinab, so kommen wir in Regionen jüngerer mesozoischer Gesteine. Das eigentliche Thüringer Becken wird umgrenzt von dem Steilabfall einer Muschelkalkplatte. Von dem oberen Eichsfeld aus verläuft diese Muschelkalkstufe südlich über den Hainich bis nahe zur Saale, überschreitet diese etwas oberhalb der Ilmmündung, tritt dann unterhalb der Unstrutmündung auf das linke Ufer zurück, erstreckt sich hier als Querfurter Plateau in einem Vorsprung weit nach Norden und kehrt schliesslich über Finne, Schmücke, Hainleite und Dün zum Eichsfeld zurück.

Zwischen dieser Stufe und den Randgebirgen bildet der Buntsandstein den Boden. Als schmaler Streifen begleitet diese Formation zunächst den Fuss von Thüringer Wald und Harz. Im Osten dehnt sie sich aber in breiter Fläche zu beiden Seiten der Saale bis zur Elster aus und im Norden erfüllt sie zum Teil das Mansfelder Hügelland. Im Inneren der Muschelkalkstufe begegnen wir dem Buntsandstein mehrfach in den tief eingeschnittenen Thälern, wo er durch die Erosion blossgelegt ist. Seine grosse Verbreitung ist für den Transport von Schlamm in den Gewässern von besonderer Bedeutung.

Er ist meist reich an roten, thonigen, leicht löslichen Letten, welche vom Regenwasser abgespült werden und dann die Flüsse stark färben. Namentlich führen die Gewässer südlich des Harzes, aber auch die mittlere Saale, oft in reichen Mengen diesen roten Schlamm.

Im Inneren der Muschelkalkstufe, besonders im zentralen Becken Thüringens finden wir Keuper. Seine sandigen und lehmigen Schichten bilden einen fruchtbaren Ackerboden, werden aber von der Erosion des Wassers leicht angegriffen und liefern daher ebenfalls den Gewässern reiche Sedimente, die der Saale selbst noch im Unterlauf eine graugelbe Farbe geben.

Auch nördlich des Harzes, im Flussgebiet der Bode, liegen mesozoische Schichten; aber hier tritt die Trias nur als ein schmaler Saum am Fusse des Gebirges auf, sie wird überlagert von Jura und vorwiegend Kreide, die hier in grosser Ausdehnung den Boden bedeckt und die niedrigen Vorberge des Harzes bildet. Keuper und Muschelkalk finden wir erst wieder am Rande des Saalegebietes.

Diese älteren Formationen werden innerhalb Thüringens vielfach von jüngeren Ablagerungen des Tertiärs und Quartärs verhüllt. Das Tertiär ist durch Schichten des Oligocän, Miocän und Pliocän vertreten. Es sind namentlich Sande, Thone und Braunkohle. Das Diluvium überkleidet in den tieferen Teilen die älteren Schichten in Ablagerungen von Lehm, Sanden und Kiesen. Auch der Löss findet sich stellenweise in grosser Mächtigkeit. Die niedrigen Flussauen werden von alluvialem Schwemmland ausgefüllt.

Aus den geologischen Verhältnissen ergiebt sich folgendes Bild der Entstehung: Die paläozoischen Schichten im östlichen Thüringer Wald und Harz sind stark gefaltet. Sie sind der Rest eines alten Faltengebirges, der sogen. mitteldeutschen Alpen, deren Bildung aber das karbonische Zeitalter nicht überdauert hat. Während der Dyas folgte dann die Einebnung durch die Erosion. Gleichzeitig entstanden umfangreiche eruptive Ausbrüche. Bereits innerhalb der Zechsteinperiode begann eine Ueberflutung des Gebietes, die während der ganzen Trias und des Jura anhielt. Erst innerhalb der Kreidezeit wurde Thüringen wieder Festland. Wiederum setzte die Erosion und Denudation ein. Zugleich aber begannen Bewegungen der Erdkruste. Längs zahlreicher Spalten sank ein grosser Teil des Landes in die Tiefe, Thüringer Wald, Kiffhäuser und Harz blieben als Horste stehen. Diese tektonischen Vorgänge sind aller Wahrscheinlichkeit während der Tertiärzeit noch nicht zu Ende gekommen. In dieser langen Periode arbeiteten Denudation und Erosion, wodurch die heutigen Formen des Bodens je nach der Härte des Gesteins zum grossen Teil geschaffen wurden. Das Innere des Thüringer Beckens wurde noch einmal vom Oligocänmeer überflutet. Die Ablagerungen haben vielfach die Unebenheiten des Grundgebirges völlig verhüllt. Wir müssen das aus dem Verlauf der heutigen Flussthäler schliessen, die im allgemeinen eine gewisse Unabhängigkeit von den tektonischen Linien zeigen, vermutlich also erst entstanden sind, als diese nicht mehr in der Bodengestalt hervortraten.

Während des Diluviums war auch das heutige Saalegebiet zum

grossen Teil von Gletschern überdeckt. Nach dem Rückgang derselben erfuhr das Land nur noch geringere Umgestaltung durch die Erosion und Denudation. Viele der Flüsse sind dadurch von ihrem ursprünglichen Laufe abgelenkt worden. Nach Credner floss während des Diluviums die Unstrut noch in gerader Richtung nach Nordosten quer durch das Becken hindurch zur Saale, und in der gleichen Richtung strömten Apfelstedt und Gera der Ilm zu. Erst in späterer Zeit sind diese Flüsse aus ihrem diluvialen Lauf abgelenkt worden, indem sie den durch den tektonischen Bau des Landes gegebenen Senken folgten. Daher zeigen die heutigen Flüsse einen vielgewundenen Lauf. Auch die Abtrennung der Hörsel zur Werra ist erst postdiluvial, sie war früher der eigentliche Quellfluss der Unstrut [1]).

[1]) Für die Darstellung der orographischen und geologischen Verhältnisse diente hauptsächlich das Handbuch der Landeskunde von Thüringen von Regel als Grundlage. (Regel, Thüringen, ein geogr. Handbuch, Bd. I, Jena 1892.)

Die Entwässerungszustände.

Durch die orographischen und geologischen Verhältnisse wird die Art der Entwässerung in erster Linie bestimmt.

Hinsichtlich der Bodengestalt ist das Vorherrschen von Hochflächen und die Mannigfaltigkeit des Reliefs von besonderer Bedeutung. Beides behindert einen schnelleren Abfluss des meteorischen Wassers und begünstigt die Verdunstung. Durch das häufige Auftreten niedriger Höhenzüge werden einmal zahlreiche Becken und Mulden gebildet, in denen sich das Wasser ansammeln und bei Hochfluten ausbreiten kann, und sodann die Flüsse vielfach zu Krümmungen gezwungen, die den Lauf derselben erheblich verlängern und damit das Gefälle und die Abflussgeschwindigkeit vermindern. Hierin macht sich noch heute die geologische Entwickelung geltend, indem die allgemeine Neigung nach Nordosten durch die stufenweise in südost-nordwestlicher Richtung abgesunkenen Schollen unterbrochen wurde, woraus der Zickzacklauf vieler Flüsse entstand.

Stärkeres Gefälle finden wir eigentlich nur innerhalb der Gebirge. Aber auch hier ist es meist auf eine kurze Laufstrecke der Gewässer beschränkt, weil die meisten Flüsse in tiefen Thalfurchen noch weit in das Gebirge eingreifen. Zugleich durchlaufen sie auch innerhalb der Gebirge oft noch breitere Thalkessel, so dass auch dort starke Regengüsse keine bedeutenden Hochfluten in den Flüssen des Vorlandes mehr hervorrufen. Innerhalb des Gebirges selbst freilich wandert die Hochwasserwelle in den engen Thalgründen rasch vorwärts und verursacht plötzliche Ueberschwemmungen.

Auch die geologische Beschaffenheit des Bodens verhindert ein schnelles Abfliessen des Regenwassers. Namentlich sind die ausgedehnten Flächen der Trias von Wichtigkeit. Sie bestehen zu einem erheblichen Teile aus Kalkstein, der meist sehr wasserdurchlässig ist. Ueberdies sind die Schichten dieser Formationen auch von zahlreichen Spalten und Sprüngen durchsetzt, welche ebenfalls dem Niederschlagswasser einen Weg in die Tiefe öffnen. Daher finden wir auf den Hochflächen des Thüringer Beckens vielfach geradezu Quellenarmut, so auf der sogen. Thüringer Platte an der unteren Unstrut. Aber auch die breite Ilmplatte entbehrt reichlicher Quellen. Auf unserer Karte treten diese

Gebiete, besonders die Muscbelkalkstufe sehr deutlich als hellere Flächen hervor. In ihnen fehlt das dichte Geäder von Flüssen und Bächen, was sämtliche Gebiete älterer Formationen auszeichnet. Unter diesen ist es nur der Zechstein, der das Absickern des Regens begünstigt.

Doch das in den Boden eindringende Wasser geht keineswegs für die Speisung der Flüsse verloren. Es tritt in den Thälern am Fusse der Hochflächen häufig wieder zu Tage, oft als starke Quellen, deren Mächtigkeit ausreicht, Mühlen zu treiben. Diese versiegen auch in Perioden andauernder Trockenheit nicht und tragen daher wesentlich dazu bei, dass die Flüsse in solchen Zeiten noch verhältnismässig reiche Mengen Wasser führen, wie das z. B. im trockenen Sommer 1893 der Fall war.

Ob innerhalb des Saalegebietes irgendwo eine starke unterirdische Wasserzirkulation stattfindet und auf diesem Wege vielleicht Teile des Regenwassers dem Hauptstrom entzogen werden, lässt sich nicht genau feststellen. Ausgeschlossen ist ein solcher Vorgang keineswegs, da am Rande des Thüringer Waldes und des Harzes die wasserdurchlässigen Schichten die Grenze unseres Gebietes überschreiten. Eine starke subterrane Wasserbewegung findet am Südrand des Harzes und im Mansfelder Hügelland zweifellos statt. Hier ist dieselbe noch durch das Eingreifen des Menschen gefördert worden. In den Gegenden von Eisleben und Gerbstedt, wo der Mansfelder Kupferbergbau umgeht, hat sich in den letzten Jahrzehnten unverkennbar oberflächlich eine Abnahme des Wassers vollzogen, die aber für die Wasserführung in der Saale selbst belanglos bleibt, weil das Wasser ihr durch künstliche Stollen wieder an anderer Stelle zugeführt wird.

Die Hauptsammelader des Saalestromgebietes ist die Unstrut, die sowohl einen grossen Teil der Thüringerwald- wie die südlichen Harzflüsse aufnimmt. Sie entwässert auch die grösste Fläche, die sogar diejenige der oberen Saale bis zur Unstrutmündung noch erheblich übertrifft. Starke Regengüsse innerhalb derselben bewirken daher auch andauernde Wasserstandsänderung in der unteren Saale. Dazu kommt noch, dass einzelne Nebenflüsse noch ein ziemlich bedeutendes Gefälle haben wie die Helbe, Gera, Wipper und zum Teil auch die Helme. Durch das geringe Gefälle der Unstrut selbst wird der Abfluss des Wassers wieder etwas verlangsamt, immerhin aber ist sie die Hauptquelle der Hochwasser in der Saale.

Die Elster, deren Entwässerungsgebiet nur wenig nachsteht, ist in dieser Hinsicht von weit geringerem Einfluss. Sie durchläuft in ihrem Unterlauf eine weite Niederung, innerhalb der die Wasser sich ausbreiten können, ehe sie zum Hauptstrom gelangen. Die obere Saale selbst bis zur Unstrutmündung entwässert dagegen ziemlich schnell. Der Fluss besitzt bis dorthin ein grösseres Gefälle und durchfliesst ein vielfach enges Thal. Heftige Regengüsse an der oberen Saale rufen daher meist rasch ansteigende Hochfluten hervor. Obere Saale und Elster haben beide auch ein verhältnismässig schmales Stromgebiet. Der Niederschlag verteilt sich demnach über eine grössere Lauflänge und kann nur, wenn er in aussergewöhnlichen Mengen fällt, wirkliche Hochwasser erzeugen. Das Stromgebiet der Unstrut ist dagegen mehr

ein breites Becken, dessen Mitte sie selbst in einem verhältnismässig kurzen Lauf durchfliesst. In ihr können sich demnach selbst geringere Regenmengen schon zu kleinen Hochfluten ansammeln, sobald sie nur über weitere Flächen zugleich niederfallen.

Von geringem Einfluss sind schon wegen der kleineren Entwässerungsfläche die übrigen Zuflüsse der Saale, wie z. B. Ilm, Wipper, Salza und Schwarza. Auch die Bode ist trotz ihrer vielen Zuflüsse von dem Harz her kein starker Zufluss der Saale, die sie ja auch erst im Unterlauf erreicht. Die Bedeutung eines Nebenflusses vermindert sich mit der Grösse des Hauptstromes. Schon darum kommt der Unstrut die wichtigste Stellung in der Speisung der Saale zu; sie erreicht einen Fluss, dessen bisheriges Entwässerungsgebiet weit kleiner ist als ihr eigenes, während die Elster bei der Mündung in die Sammelwasser eines fast $2^1/_2$ mal so grossen Areals sich ergiesst.

Für alle diese Verhältnisse gebricht es uns zur Zeit noch an einer sicheren Wertbestimmung. Namentlich haben wir für den Grad der Durchlässigkeit des Bodens noch durchaus kein absolutes Mass. Wir sind da ganz auf willkürliche Abschätzungen angewiesen. Aehnlich unsicher ist die Feststellung der Steilheit der Thäler und Thalgehänge wie des Verhältnisses von Thallänge und Thalbreite. Auch die für die Wasserführung eines Stromes so wichtige Form des Entwässerungsgebietes lässt sich nur schwer durch geeignete Zahlenwerte ausdrücken. Nach dieser Richtung hin ist die Hydrographie noch sehr wenig entwickelt, obwohl es sich um Fragen von grundlegender Bedeutung handelt.

Um wenigstens für das Saalegebiet einen Anhalt für die Beurteilung der allgemeinen Zustände zu geben, fügen wir beistehende Tabelle ein.

Diese zeigt, dass die Saale von allen Hauptströmen des Gebietes die grösste Stromentwickelung hat; ihr Lauf ist 2,2mal länger als die Luftlinie Quelle—Mündung. Die Nebenflüsse gleichen sich in dieser Hinsicht. Dagegen unterscheiden diese in der Strombreite sich sehr von der Saale; namentlich fällt die Unstrut auf, die hiernach zur Ansammlung grosser Niederschlagsmengen sehr geeignet erscheint. Die Ilm ist dagegen mit der geringen Stromgebietsbreite von 8 km für die Hochfluten der Saale fast ganz belanglos. Für das gesamte Stromgebiet der Saale erhalten wir eine Breite von 52 km. Teilen wir das linke und rechte Stromgebiet, so bekommen wir für das linke eine Breite von 33, für das rechte eine solche von 19 km.

Bei der Elster überrascht das starke absolute wie relative Gefälle. Allein dasselbe ist hauptsächlich auf Rechnung des obersten Quelllaufes zu setzen. Schon von Greiz an bleibt es unter dem der gesamten Saale.

Neben den geologischen und orographischen Verhältnissen übt auch das Klima auf die Entwässerung einen bedeutenden Einfluss aus. In feuchten und kühlen Ländern vollzieht sich bei gleichen Naturzuständen der Abfluss in ganz anderer Weise als in trockenen und heissen. Entscheidend ist vor allem die Art des Niederschlages wie die Grösse der Verdunstung. Beide werden durch die allgemeinen klimatischen Verhältnisse bestimmt.

Stromentwickelung im Saalegebiet.

	I.	II.	III.	IV.	V.	Höhe der		Gefälle	
	Flusslänge [1]) km	Gerade Entfernung zwischen den Endpunkten km	Stromentwickelung II : I	Stromgebiet qkm	Mittlere Breite des Stromgebietes IV : I	Quelle m	Mündung m	absolutes m	relatives auf 1 km m
Saale von der Quelle									
bis Rudolstadt . . .	175	75	2,3	2705 [2])	15 [2])	—	—	—	—
„ Unstrutmündung .	270	115	2,4	4089 [2])	15 [2])	—	—	—	—
„ Messstelle . . .	388	175	2,2	6085 [2])	16 [2])	—	—	—	—
„ Mündung . . .	450	204	2,2	6280 [2])	14 [2])	700 [3])	50	650	1,5
Ilm	125	79	1,6	972	8	—	—	—	—
Unstrut	185	108	1,7	6341	35	389	106	283	1,4
Bode	150	84	1,8	3250	22	—	—	—	—
Elster	250	140	1,8	5452	22	695	78	617	2,7

[1]) Die Flusslängen sind auf der beigefügten Karte mittels Ules Polarkurvimeter gemessen.

[2]) Engeres Stromgebiet der Saale, ausschliesslich Ilm, Unstrut, Bode und Elster.

[3]) Genauere Angabe über die Höhe der Saalequelle fehlt.

Im Saalegebiet zeigt das Klima enge Beziehungen zu der Bodengestalt. Es wird in hohem Masse von den umrahmenden Gebirgen beeinflusst. Infolge einer fast allseitigen Abgeschlossenheit bildet es inmitten Deutschlands geradezu eine besondere klimatische Provinz. Es zeichnet sich durch hohe Sommertemperatur aus, der freilich in den niedrigen Becken grosse Kälte im Winter gegenübersteht. Diese Becken sind jedoch im Jahresmittel die wärmsten Teile des Stromgebietes, während in den Gebirgen natürlich eine Abnahme der Temperatur mit der Höhe im Betrag von 0,6° auf 100 m stattfindet.

Für die Entwässerung ist die Dauer der Frostperiode von besonderer Bedeutung, da innerhalb derselben jeder Abfluss des Niederschlages aufhört. Dieselbe dauert in den Niederungen z. B. in dem Becken um Erfurt kaum 2 Monate. Mit einer Erhebung von 100 m verlängert sie sich um etwa 14 Tage, so dass sie auf den höchsten Erhebungen fast ein halbes Jahr anhält. Die Flüsse werden demnach vom Oktober an im wesentlichen nur noch von dem Regen in den Niederungen gespeist; der als Schnee auf den Höhen angesammelte Niederschlag kommt erst im März zum Abfluss. Daher zeigt die Saale in diesem Monat auch meist einen hohen Wasserstand, selbst, wenn keine erheblichen Regenfälle voraufgegangen sind. Wirkliche Hochwasser haben wir aber im Frühjahr weniger von der Schneeschmelze im Gebirge als von der in den Niederungen. Haben diese im Februar-März eine dickere Schneedecke erhalten, so bringt der Eintritt des ersten warmen Wetters stets eine Hochflut in der Saale hervor. Daher ist auch die Zeit des letzten Frosttages in den Niederungen von Wichtigkeit. Sie fällt vorwiegend in die erste Hälfte des Februar. Von dieser Zeit an sind die sogen. Frühjahrshochwasser zu erwarten. Dieselben sind um so gefährlicher, je später anhaltendes Tauwetter in den Becken eintritt, da dann die Schneeschmelze hier mit der auf den Höhen zusammenfällt.

Der Gegensatz in der Speisung der Flüsse aus den tieferen und höheren Gebieten wird noch verschärft durch die Periode des Regenfalles. Im Gebirge ist der Winter, Oktober bis Dezember, in dem Hügelland der Sommer, Juni bis August, die regenreichste Zeit. Dort sind gerade die letzten Wintermonate, Januar bis März, am niederschlagärmsten.

Wenn gleichwohl in diesen Monaten die Wasserführung in der Saale sich nicht vermindert, so ist die Ursache davon nicht die stärkere Speisung aus den Gebirgen — diese haben dann Frost —, sondern in dem starken Abfluss des Regens in der Niederung selbst. Dieser ist so bedeutend, dass trotz der geringeren Niederschlagshöhe doch die Abflussmenge in den Flüssen fast um das Doppelte die während der regnerischen Sommermonate übertrifft. Hier treten andere Faktoren in Kraft, einmal die mit der höheren Temperatur zunehmende Verdunstung, sodann die Art des Regenfalles im Sommer und schliesslich die Entwickelung der Vegetation.

Für die Verdunstung haben wir leider noch immer kein rechtes Mass. Wir können auf den Betrag derselben nur indirekt schliessen. Hohe Temperatur und trockene Luft befördern die Verdunstung.

Beide Zustände treten aber innerhalb eines grossen Teiles des Saalegebietes während des Sommers ein. Die relative Feuchtigkeit ist im Mai, Juni und Juli am geringsten. Im Juli aber herrscht gleichzeitig eine hohe Temperatur, so dass demnach der in der Luft noch fehlende Betrag von Wasserdampf, das sogen. Sättigungsdefizit, trotz grosser absoluter Feuchtigkeit ziemlich bedeutend sein muss. Für Weimar ist dieses in den Monaten Juni, Juli, August, die sich gerade durch hohen Niederschlag aber geringen Wasserabfluss auszeichnen, um mehr als das 5fache grösser als in den Wintermonaten. Dazu kommt noch, dass auch der Sommer hier, namentlich im Unstrutbecken, weit mehr heitere Tage hat und die Bewölkung eine verhältnismässig geringe ist. Das Maximum der trüben Tage fällt im ganzen Stromgebiet hauptsächlich auf den Winter. Auch das begünstigt die Verdunstung während der Sommerzeit.

Als zweiter Faktor ist die Art des Niederschlages hervorzuheben. Derselbe tritt hier im Sommer als Landregen oder als Gewitterregen auf. Erstere vermögen selten Hochwasser hervorzurufen; denn einmal verteilt sich das gefallene Wasser auf eine längere Periode, so dass es vollkommen Zeit hat, in den Boden einzusickern, und ferner gehen dem Beginn eines Landregens oft trockene Tage voraus, wodurch der Boden natürlich wasseraufnahmefähiger geworden ist. Die Gewitterregen aber fallen fast stets in die Zeit grosser und andauernder Hitze. Dann ist der Grund tief ausgedörrt und verschluckt sofort einen beträchtlichen Teil des Regens. Nur wenn die Gewittergüsse ganz besonders stark sind und sie gleichzeitig grössere Flächen überschütten, verursachen sie rasch ansteigende Hochfluten in der Saale.

Die Verdunstung wird auch durch den Wind beträchtlich erhöht. Schon die eigene Erfahrung hat uns diese Wirkung bewegter Luftmassen nach Regentagen kennen gelehrt. Eine Statistik liegt uns leider hierüber nicht vor. Da aber die regenreichen sommerlichen Depressionen auch stets von heftigeren Winden begleitet sind, die besonders auf der Rückseite eintreten, so ist von vornherein eine starke Verminderung des Wasserabflusses unter ihrer Einwirkung anzunehmen, wodurch ebenfalls die geringere Wasserführung der Saale im Sommer zu erklären sein dürfte.

Zu den Faktoren, welche den Abfluss des Regenwassers behindern, gehört neben Verdunstung und Absickerung auch die Vegetation und die Bodenbenutzung. Namentlich ist der Wald von grossem Einfluss. Nach Lauterburg[1]) stellt sich das Verhältnis von Waldland zum unbewaldeten Boden etwa wie 3 : 1, d. h. von ersterem fliesst nur ein Drittel von dem ab, was auf dem letzteren abfliessen würde. Besonders üben Tannen und Fichten eine solche Wirkung aus, während den Laubwäldern nur in geringerem Grade diese Eigenschaft zukommt. Auch der aufgebrochene Kulturboden hält viel Wasser zurück. Für die Entwässerung eines Gebietes ist also die Ausdehnung der Wälder und des

---

[1]) Lauterburg, Rob., Anleitung zur Berechnung der (mitteleuropäischen) Quellen- und Stromabflussmengen aus der Regenmenge, Grösse und Beschaffenheit der Quellen- und Flussgebiete. (Allgem. Bauzeitung, 52. Jahrg., 1887, Wien.)

Ackerlandes von der grössten Bedeutung. Zur Veranschaulichung dieser Zustände im Bereich der Saale fügen wir beistehende Tabelle ein.

Man ersieht daraus, dass der Wald kaum irgendwo 50% der gesamten Bodenfläche einnimmt. Nur in den Randgebirgen findet sich wirkliches Waldland. Ausgedehnte Baumbestände finden sich namentlich im Unterharz und im Voigtländer Bergland. In den tieferen Gegenden, besonders im Unstrutbecken, verdrängt dagegen die Landwirtschaft überall den Wald. Unbenutztes Land ist nur wenig vorhanden. Der fruchtbare Boden ermöglicht überall den Ackerbau, so dass auch das Weideland sehr beschränkt ist. Hier erreicht die bewaldete Fläche noch nicht 25%.

Diese Zustände bedingen nach dem obigen einen langsamen Abfluss des Regenwassers. Hauptsächlich nimmt im Frühjahr der lockere Ackerboden viel Feuchtigkeit auf und zugleich verzehren die Ackerpflanzen eine nicht unbeträchtliche Wassermenge. Dadurch wird für die Entwässerung die Waldarmut der tieferen Teile des Stromgebietes in etwas wieder wett gemacht.

Von besonderem Einfluss sind die Waldbestände in den Flussthälern und Flussauen. Sie stauen das Wasser bei Hochfluten auf und behindern dadurch erheblich das rasche Fortschreiten der Hochwasserwelle. Auch darum hat die Elster so geringen Einfluss auf die Wasserführung der Saale; sie durchfliesst vor ihrer Mündung eine weite waldreiche Niederung, in der ihr Hochwasser vollständig zurückgehalten wird.

Endlich sind auch die technischen und industriellen Anlagen nicht ganz ausser Acht zu lassen. Grosse Fabriken, Ziegeleien werden die Abflussverhältnisse ebenfalls beeinflussen. Ueberhaupt greift hier der Mensch ausserordentlich tief in die natürlichen Verhältnisse ein. Wir erinnern an unsere Bemerkung über die oberflächliche Wasserabnahme im Mansfelder Bergbaubezirk. Durch künstliche Be- und Entwässerungsanlagen wird ja der Abfluss geradezu von dem Menschen nach Vorschrift geregelt. Aber auch diese Einwirkungen lassen sich nicht ziffermässig feststellen. Es dürften sich überdies die den Abfluss fördernden und die denselben hemmenden Einwirkungen der Menschen im ganzen Stromgebiet nahezu das Gleichgewicht halten, so dass sie für die Wasserführung in der Saale selbst belanglos sind.

Bodenbenutzung in Prozenten der Gesamtfläche[1]).

Land	Fläche in qkm	Aecker u. Gärten %	Wiesen	Weiden u. Hutung	Wald
Thüringische Staaten:					
Sachsen-Weimar	3595	55,2	8,7	3,5	25,3
„ -Meiningen	2468	41,2	11,1	2,3	41,7
„ -Coburg und Gotha	1957	53,1	9,8	1,9	30,5
„ -Altenburg	1324	57,9	8,3	21,0	28,1
Schwarzburg-Rudolstadt	940	41,1	7,6	1,9	45,4
„ -Sondershausen	862	59,0	4,6	2,1	29,8
Reuss ältere Linie	316	40,5	16,9	1,9	36,5
„ jüngere Linie	826	39,0	16,9	2,0	37,7
Königreich Preussen:					
Regierungsbezirk Erfurt:					
Kreis Erfurt (Stadt u. Land)	368	80,7	3,1	—	7,4
„ Heiligenstadt	434	64,5	3,1	4,2	22,9
„ Langensalza	418	79,0	2,7	—	10,1
„ Mühlhausen (Stadt u. Land)	460	64,9	2,3	3,2	24,0
„ Nordhausen (Stadt u. Land)	498	63,0	5,7	2,6	22,3
„ Weissensee	292	84,1	6,6	—	2,0
„ Worbis	445	61,4	5,7	3,8	23,3
„ Ziegenrück	201	46,0	12,2	2,5	33,4
Regierungsbezirk Merseburg:					
Kreis Halle	25	60,9	4,7	0,7	0,2
„ Sangerhausen	773	58,3	7,1	2,7	25,9
„ Eckartsberga	561	70,6	3,2	—	19,1
„ Querfurt	684	78,2	2,2	2,1	11,3
„ Weissenfels	496	84,8	4,5	—	3,3
„ Naumburg	162	67,5	6,1	3,0	12,7
„ Zeitz	266	71.5	9.1	—	11,5
„ Merseburg	575	82,1	7,5	0,5	2,9
„ Mansfelder Seekreis	587	86,4	1,2	2,0	1,2
„ Saalkreis	513	85,3	2,9	1,7	2,6

[1]) Für das Königreich Sachsen fehlen dem Verfasser die genannten Daten.

Der Wasserhaushalt.

Einleitung.

Unter dem Wasserhaushalt eines Stromgebietes verstehen wir den Zugang von Wasser durch Niederschlag, sowie den Abgang desselben durch den Fluss, durch die Verdunstung und durch andere Faktoren.

Die Niederschlagsmengen ergeben sich aus dem Produkt aus Niederschlagshöhe und Niederschlagsgebiet. Gemeinhin bezeichnet man wohl auch die einfache Regenhöhe als Regenmenge. Wir werden jedoch diesen Ausdruck nur in dem obigen Sinne anwenden.

Die Abflussmenge im Strom erhält man aus dem Produkt von Stromgeschwindigkeit und Querprofil. Die übrigen Faktoren lassen sich nur schätzungsweise angeben.

Um die Werte von Niederschlag und Abfluss miteinander vergleichen, also das Verhältnis zwischen Abfluss und Niederschlag feststellen zu können, muss das Regengebiet mit dem Abflussgebiet sich genau decken. Das Gebiet muss darum durch deutliche Wasserscheiden begrenzt sein.

Diese Forderung ist im Saalegebiet nicht erfüllt. Im Flachlandsteil geht es ohne merkliche Scheide in die benachbarten Stromgebiete über. Zwischen Saale und Mulde und zwischen Bode und Ocker findet hier ein Austausch der Entwässerung statt, der es unmöglich macht, scharfe Grenzen zu ziehen.

Weiter muss der Abfluss des Stromgebietes sichtbar durch den Hauptfluss erfolgen. Die Saale durchfliesst jedoch in ihrem Unterlauf ein Niederungsgebiet, in dem zweifellos ein Grundwasserstrom von uns völlig unbekannter Stärke sich bewegt. Die dort aus dem Flusse ermittelte Wassermenge würde keineswegs die wirkliche Abflussmenge des Stromgebietes sein.

Aus diesen Gründen wurde zur Untersuchung der Wasserführung das Gebiet beschränkt, indem der Flachlandsteil ausgeschlossen wurde. Bis zum Eintritt in das Flachland entspricht die Saale jenen Bedingungen, welche allein eine exakte Berechnung der Wasserführung ermöglichen. Sie durchbricht hier in einem nur 800 m breiten Thal

die östlichsten Ausläufer des Harzes, das Wettin-Rothenburger Steinkohlengebirge, das thatsächlich ein fast allseitig durch deutliche Wasserscheiden abgegrenztes Gebiet abschliesst. Die wenigen Stellen, wo der Rahmen durchbrochen ist, sind verschwindend klein im Verhältnis zu der ganzen Fläche.

Das der Untersuchung zu Grunde gelegte Gebiet wird demnach von Wasserscheiden zweiter Ordnung begrenzt. Westlich der Saale ist es die Scheide zwischen Bode und Wipper einerseits und Helme, Salzke und Schlenze andererseits. Auf dem rechten Ufer verläuft die Grenze über die Porphyrhöhen nördlich von Halle und das Wettiner Steinkohlengebirge bis zur Saale, welche hier von Buntsandsteinbügeln begleitet wird. Dort liegt bei dem Dorf Trebnitz die Stelle, an welcher die Abflussmenge ermittelt wurde.

Das Stromgebiet der Saale umfasst bis dorthin 18850 qm.

Die Feststellung des Wasserhaushaltes ist mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Die Zahl der Fehlerquellen ist sehr gross. Auf Grund der vorliegenden Arbeit glaubt der Verfasser aber gleichwohl den Ergebnissen derartiger Untersuchungen einen berechtigten Wert zusprechen zu können. Es kommt hier ganz auf das Ziel an, das man erstrebt. Handelt es sich um die Ermittelung absolut genauer Beträge, so ist allerdings die Arbeit als eine völlig unmögliche zu betrachten. Soll aber nur das Gesetzmässige der Bewässerung und Entwässerung erkannt werden, dann ist ein zuverlässiges Resultat wohl zu erwarten. Bei der Lösung dieser Aufgaben kommen kleinere Fehler nicht in so hohem Masse in Betracht. Für hydrotechnische Zwecke mag allerdings eine Berechnung des Wasserhaushaltes wenig lohnend sein, indes zur Beantwortung von Fragen rein theoretischer Natur, wie sie im folgenden behandelt sind, ist das Beobachtungsmaterial wenigstens in Deutschland vollkommen ausreichend.

Die Ergebnisse haben freilich nur einen bedingten Wert. Man darf bei der Beurteilung derselben nicht vergessen, dass das benutzte Material immerhin mit vielfachen Fehlern behaftet ist. Aus diesem Grunde hat der Verfasser alle verwendeten Zahlen thunlichst abgerundet. Die Niederschläge sind nur in ganzen Millimetern, die Abflussmengen nur in Kubikmetern berechnet. Ueberhaupt sind alle Dezimalen fortgelassen. Wo nur annähernd Beträge erreicht werden sollen, sind derartige Vereinfachungen durchaus zweckmässig, sie vermindern in keiner Weise die Bedeutung derselben.

Die Niederschlagsmengen.

Die Niederschlagsmengen, die sich aus dem Produkt von Niederschlagshöhe und -Fläche ergeben, konnten auf zweierlei Art ermittelt werden. Einmal konnte so verfahren werden, dass für die Jahre und Monate Niederschlagskarten entworfen wurden, auf diesen dann mit einem Planimeter die Flächen gleicher Regenhöhen gemessen und daraus die Mengen berechnet wurden. Diese Methode würde zweifellos zu den genauesten Ergebnissen geführt haben; allein sie würde eine bei län-

geren Beobachtungsperioden fast unüberwindliche Arbeit erfordert haben. Weiter würde ihre Anwendung eine grosse Zahl von Stationen voraussetzen. Diese ist aber in dem Stromgebiet der Saale für einen längeren Zeitraum nicht vorhanden.

Deshalb benutzte der Verfasser lieber folgendes einfachere und bequemere Verfahren. Er bestimmte zunächst die durch die Wasserscheiden scharf begrenzten Flussgebiete der Saale, ermittelte aus den vorhandenen, möglichst gleichmässig verteilten Stationen für diese die mittlere Regenhöhe, aus der er dann durch Multiplikation mit der Fläche des Gebietes die Regenmenge erhielt.

Für Anwendung eines solchen Verfahrens sprachen verschiedene Gründe. Einmal waren dazu gewisse Vorarbeiten schon ausgeführt. Edler hat für die Niederschlags- oder Flussgebiete bereits die Areale berechnet; seine Ergebnisse konnten ohne weiteres benutzt werden [1]). Sodann war für eine derartige Ermittelung der Niederschlagsmengen auch die Zahl der Stationen durchaus hinreichend. Der Verfasser konnte 40 Stationen verwenden. Da das Stromgebiet der Saale bis zu der Stelle, wo die Abflussmengen gemessen wurden, 18850 qkm umfasst, so würde, wenn die Stationen gleichmässig verteilt wären, zu jeder Station ein Areal von rund 470 qkm fallen. Es ist aber anzunehmen, dass im Umkreis von 12 km, dem Radius der kreisrunden Fläche von 470 qkm, kaum erhebliche Unterschiede in den mittleren Niederschlagshöhen auftreten werden.

Die Zahl der Stationen hätte eine weit grössere sein können, wenn sich der Verfasser nicht gewisse Beschränkungen auferlegt hätte. Er suchte, den Berechnungen für Niederschlag und Abfluss ein möglichst gleichwertiges Material zu Grunde zu legen. Vor allem schien es ihm notwendig, für die Bestimmung der Niederschlagsmengen nur solche Stationen zu benutzen, für welche gleichzeitige Beobachtungen vorliegen. Das bedingte einmal eine Beschränkung der Dauer, über welche sich die Untersuchungen erstrecken konnten, sodann den Ausschluss vieler Stationen, an welchen zwar eine längere Reihe von Jahren hindurch beobachtet worden ist, die sich aber mit den Beobachtungsjahren an anderen Stationen nicht decken.

Der Verfasser hat die Berechnungen auf 10 Jahre ausgedehnt. Als Anfang erwies sich das Jahr 1882 als besonders geeignet. Denn Ende 1881 und Beginn 1882 wurde durch die Thätigkeit des Vereins für landwirtschaftliche Wetterkunde zu Magdeburg unter Leitung des Dr. Assmann die Zahl der Regenstationen ganz bedeutend vermehrt. Es bestanden zwar schon eine Reihe von Stationen im Saalegebiet, die bis auf das Jahr 1847 zurückgingen; aber diese waren noch zu vereinzelt, um nur einigermassen sichere Resultate ergeben zu können.

Wie erheblich die aus einer so geringen Zahl von Beobachtungswerten berechneten Niederschlagsmengen von denen aus den weit zahlreicheren der späteren Zeit abweichen, zeigt folgendes Beispiel. Für Juni 1886 beläuft sich die Niederschlagsmenge im Saalegebiet nach der genaueren Berechnung auf 1994 Mill. Kubikmeter, während auf

---

[1]) Edler a. a. O.

Grund von 9 Stationen, die seit älterer Zeit beobachten, nur 1661 Mill. Kubikmeter gefunden wurden, d. i. nur 83% der ersteren. Diese Abweichung war zu bedeutend, um eine Ausdehnung der Untersuchungen über die Zeit zahlreicherer Stationen hinaus zu erlauben.

Für die Zeit 1882—1891 fanden sich wenigstens 40 Stationen. Auch von diesen zeigten einige Lücken, die jedoch durch Interpolationen mit Hilfe benachbarter Orte ausreichend ausgefüllt werden konnten. Es ist das bei Katzhütte, Gerbstedt, Langensalza und Zwickau geschehen.

Der Wert der benutzten Stationen ist übrigens dadurch noch ein wenig erhöht worden, dass viele wiederholt in die Rechnung eingeführt sind. Die Art der Berechnung liess das ohne weiteres zu. Die einzelnen Stromgebiete sind thunlichst so gewählt worden, dass sie sich mit Flächen möglichst gleichen Niederschlags decken. Es war das naturgemäss nur annähernd zu erreichen. Meist blieben die Niederschlagshöhen auch über die Grenzen der Stromgebiete hinaus unverändert; dann konnten aber die dort liegenden Stationen ebenfalls für die Rechnung verwendet werden. Es liegen also keineswegs die benutzten Beobachtungsorte auch immer in dem betreffenden Stromgebiet.

Wenn innerhalb eines Stromgebietes starke Aenderungen in den mittleren Regenhöhen sich zeigten, war das Augenmerk auch darauf zu richten, ob die vorhandenen Stationen diesen Verhältnissen entsprechend verteilt waren. War das nicht der Fall, so wurde die Ungleichmässigkeit dadurch wieder gehoben, dass eine zu wenig in das Gewicht fallende Station doppelt gezählt wurde. Nachstehende Tabelle mag das Gesagte erläutern.

Stromgebiete und Niederschlagstationen.

Stromgebiet	Grösse in qkm		Benutzte Regenstationen	
	nach Edler	abgerundet	Namen	Höhe über dem Meere in m
Saale bis Rudolstadt links und Orlamünde rechts ohne Schwarzagebiet	2190,764	2200	Hof	473
			Leutenberg	302
			Rudolstadt	199
Saale von Rudolstadt bis Messstelle bei Trebnitz	3380,671	3380	Rudolstadt	199
			Jena	159
			Schkölen	240

Stromgebiet	Grösse in qkm		Benutzte Regenstationen	
	nach Edler	abge-rundet	Namen	Höhe über dem Meere in m
Saale von Rudolstadt bis Messstelle bei Trebnitz	3380,671	3380	Naumburg	125
			Weissenfels	104
			Merseburg	101
			Halle	91
			Erdeborn	115
			Gerbstedt	150
			Brachstedt	110
Schwarza	514,428	510	Grossbreitenbach	630
			Oberhain	584
			Katzhütte	434
			Blankenburg	226
Ilm	972,321	970	Grossbreitenbach	648
			Stadtilm	354
			Weimar	228
			Weimar	228
Saale mit Schwarza und Ilm	7058,184	7060		
Unstrut ohne Geragebiet und Harzgebiet	4579,945	4580	Lengenfeld u. Stein	254
			Körner	220
			Langensalza	201
			Straussfurt	126
			Nordhausen	222
			Sondershausen	202
			Sangerhausen	160
			Naumburg	125
Gera	1411,264	1410	Inselsberg	906
			Gotha	293
			Stadtilm	354
			Erfurt	196
			Straussfurt	126

Stromgebiet	Grösse in qkm nach Edler	Grösse in qkm abgerundet	Benutzte Regenstationen Namen	Benutzte Regenstationen Höhe über dem Meere in m
Harzer Helmezuflüsse	350,000	350	Allrode	460
			Walkenried	262
			Wieda	380
			Nordhausen	222
Unstrut	6342,209	6340		
Elster bis Greiz	1251,325	1250	Elster	500
			Auerbach	460
			Plauen	371
Elster von Greiz an bis zur Mündung	2344,920	2340	Zeitz	180
			Zeitz	180
			Zwenkau	131
			Leipzig	117
			Merseburg	101
			Halle	91
Pleisse	1855,368	1860	Zwickau	277
			Rochlitz	156
			Gross-Zössen	134
			Leipzig	117
Elster	5451,613	5450		
Saale	18 852,006	18 850		

Die Berechnung erfolgte in der Weise, dass zunächst aus den Niederschlagshöhen der einzelnen Stationen die mittleren Niederschlagshöhen der betreffenden Stromgebiete für jeden Monat des Jahres bestimmt wurden. Durch Multiplikation mit dem Areal ergaben sich dann die Niederschlagsmengen.

Im zehnjährigen Mittel sind die Niederschlagshöhen in den einzelnen Stromgebieten folgende:

Niederschlagshöhen in Millimetern im Mittel von 1882—1891.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahr
Saale bis Rudolstadt . .	32	24	47	40	63	88	92	57	44	55	51	44	614
„ von Rudolstadt an .	24	21	38	41	55	67	81	47	37	53	40	35	507
Schwarza	58	38	65	48	70	87	103	70	58	79	75	78	829
Ilm	38	29	51	38	66	79	96	58	50	66	58	56	660
Unstrut	27	21	39	35	53	69	89	51	35	54	43	40	556
Gera	34	27	47	43	68	85	105	65	52	68	59	50	677
Harzhelmezuflüsse . . .	48	38	64	44	57	87	98	85	46	72	75	75	784
Elster bis Greiz	39	33	58	53	83	93	104	78	58	65	54	55	782
Elster von Greiz an . . .	28	23	41	43	57	71	84	50	43	59	43	38	523
Pleisse	35	29	53	44	62	80	96	66	57	67	49	49	667

Wir sehen daraus, dass das Gebiet der Schwarza bei weitem den grössten Regen erhält. Hier besteht namentlich im Winter ein starker Niederschlag. Dann folgen in der Jahressumme das Gebiet der Harzhelmezuflüsse und das der oberen Elster. Im Südharz ist ebenfalls der Winter niederschlagsreich, im Voigtland dagegen tritt die Winterzeit zurück; dort fällt der Hauptanteil des Regens auf den Sommer, in dem dann die Regenhöhen meist den grössten Wert im ganzen Saalegebiet erreichen. Für die Wasserführung der Saale ist das von grosser Bedeutung. Starker winterlicher Niederschlag erzeugt hohen Wasserstand im Frühjahr. In dieser Zeit wird die Saale hauptsächlich vom Thüringer Wald und Harz gespeist. Sommerregen bedingen dagegen nur vorübergehende Hochfluten, die im Verhältnis zum Betrag des Niederschlages niedrig sind. Im Elstergebiet werden diese aber dadurch noch geschwächt, dass der Abfluss in den breiten Niederungen sehr verlangsamt wird. Infolgedessen bleiben die sommerlichen Regen im Elstergebiet meist für die Wasserführung in der Saale ziemlich belanglos.

Im Sommer werden die Hochwasser in der Saale in erster Linie durch Regen im Unstrutgebiet hervorgebracht. Dieses weist zwar im Jahresmittel keine bedeutende Niederschlagshöhe auf, erhält aber gleichwohl in der heissen Jahreszeit heftige Regengüsse, die um so nachhaltiger auf den Wasserstand in der Saale einwirken, als wegen der beckenförmigen Gestalt desselben das Wasser sich schnell sammelt und für das ganze Gebiet ziemlich gleichzeitig abfliesst.

Den geringsten Niederschlag empfängt die untere Elster und untere Saale. Hier befinden wir uns ausserdem im ebensten Teile des ganzen Gebietes, wo der Abfluss auch stärkerer Niederschläge im allgemeinen nur langsam erfolgt.

Aehnliches lehrt die Tabelle der Niederschlagsmengen im Mittel der zehn Jahre:

Niederschlagsmengen in Millionen Kubikmetern im Mittel von 1882—1891.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahr
Saale bis Rudolstadt . . .	70	53	103	88	139	194	202	125	97	121	112	97	1350
„ von Rudolstadt an .	81	71	128	139	186	216	274	159	125	179	135	118	1714
Schwarza	30	19	33	24	36	44	53	36	30	40	38	40	423
Ilm	37	28	49	37	64	77	93	56	49	64	56	54	640
Unstrut	124	96	179	160	243	316	408	234	160	247	197	183	2546
Gera	48	38	66	61	96	120	148	92	73	96	83	71	955
Harzhelmezuflüsse	17	13	22	15	20	30	34	30	16	25	26	26	274
Elster bis Greiz	49	41	73	66	104	116	130	98	73	81	68	69	888
„ von Greiz an . . .	66	54	96	101	133	166	197	117	101	138	101	89	1224
Pleisse	65	54	99	82	115	149	179	123	106	125	91	91	1241

Diese einzelnen Niederschlagsgebiete lassen sich zu drei grösseren Einheiten zusammenfassen, die sich an Grösse sehr nahe kommen:

1. Engeres Gebiet der Saale mit Schwarza und Ilm mit 7060 qkm.
2. Gesamtes Stromgebiet der Unstrut mit 6340 qkm.
3. „ „ „ Elster „ 5450 „

Für diese ergeben sich folgende Niederschlagsmengen:

Niederschlagsmengen für die grösseren Stromgebiete in Millionen Kubikmetern.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahr
Saale mit Schwarza und Ilm	218	171	313	288	425	531	622	376	301	404	341	309	4127
Unstrut, gesamtes Stromgebiet	189	147	267	236	359	466	590	356	249	368	306	280	3775
Elster, gesamtes Gebiet	180	149	268	249	352	431	506	338	280	344	260	249	5353

Aus diesen Mengen erhalten wir durch Division mit dem Flächeninhalt die mittleren Regenhöhen:

Niederschlagshöhen in den grösseren Stromgebieten in Millimetern.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahr
Saale mit Schwarza und Ilm .	31	24	44	41	60	75	88	53	43	57	48	44	585
Unstrut	30	23	42	37	57	74	93	56	39	58	48	44	595
Elster	33	27	49	46	64	79	93	62	51	63	48	46	615
Gesamtes Stromgebiet der Saale bis zur Messstelle	30	25	45	41	60	76	92	57	44	59	48	45	606

Den höchsten Niederschlag hat danach die Elster, während die Unstrut namentlich im Winter den geringsten Regen erhält. Die mittlere Regenhöhe für das ganze Stromgebiet beträgt 606 mm.

Durch Summierung der Niederschlagsmengen in den einzelnen Stromgebieten ergiebt sich die Niederschlagsmenge für das gesamte Saalegebiet:

Niederschlagsmengen im Saalegebiet bis zur Messstelle in Millionen Kubikmetern.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahr
1882	235	427	611	641	1145	1629	3307	1385	2019	1134	1432	1167	15 235
1883	530	336	522	433	927	798	1935	738	1127	982	687	1046	10 061
1884	834	506	740	662	750	1605	1527	1138	518	1662	686	1252	11 715
1885	319	636	904	371	1223	1003	1372	933	987	1058	876	667	10 376
1886	684	292	844	943	1300	2002	1509	624	587	577	870	1563	11 738
1882—1886	520	439	724	610	1069	1407	1930	964	1048	1083	910	1139	11 741
1887	75	219	835	677	2106	576	1720	1063	657	509	1137	898	10 349
1888	565	824	1644	1019	442	1553	1417	1119	684	1462	582	214	10 658
1889	260	1077	1001	1298	1249	1315	1608	880	875	2057	378	450	11 772
1890	1365	149	491	569	1177	1456	1354	1977	365	1038	1843	176	11 797
1891	875	186	827	1106	934	2441	1498	852	464	675	588	968	10 914
1887—1891	628	491	960	934	1182	146[illegible]	1519	1178	609	1148	906	541	11 098
1882—1891	574	465	842	772	1126	1438	1725	1071	829	1116	908	840	11 420

In dieser Tabelle treten die beiden ersten Jahre als nicht normal hervor. Das Jahr 1882 war namentlich in der zweiten Hälfte besonders regenreich, während im Jahr 1883 vornehmlich in der ersten Hälfte die monatlichen Niederschlagsmengen auffallend niedrig sind. In den folgenden Jahren weichen dagegen die Werte nur wenig voneinander ab. Daraus darf wohl der Schluss gezogen werden, dass die zur Untersuchung benutzten Jahre, abgesehen von den beiden ersten, annähernd die normalen Verhältnisse darstellen.

Ueber das Jahr verteilen sich die Niederschlagsmengen derart, dass einem regenärmeren Winterhalbjahr, von November bis April, ein regenreicheres Sommerhalbjahr, von Mai bis Oktober, gegenübersteht. Auf das letztere fallen 7305 Mill. Kubikmeter, das sind 62,5 % der Jahressumme, auf das erstere nur 4401 Mill. Kubikmeter, also 37,5 %. Im Sommer ist nur der September etwas trockener. Die Teilung des Jahres in die beiden Hälften November—April und Mai—Oktober erscheint aber gleichwohl zweckmässig, da die geringere Niederschlagsmenge des September doch nur wenig von den monatlichen Mengen im Winter übertroffen wird. Die Scheidung wird nach der Verteilung der Abflussmengen über das Jahr und nach dem Verhältnis vom Abfluss zum Niederschlag noch mehr gerechtfertigt erscheinen.

Bei der Berechnung der Niederschlagsmengen innerhalb eines Stromgebietes darf man eine Reihe von Umständen nicht ausser acht lassen, die wir darum auch hier noch besonders erwähnen möchten. Vor allem kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die Messungen mit den Regenmessern stets zu kleine Werte angeben. Der Schweizer Hydrologe Lauterburg stellt daher in seiner „Anleitung zur Berechnung der (mitteleuropäischen) Quellen- und Stromabflussmengen aus der Regenmenge, Grösse und Beschaffenheit der Quellen- und Flussgebiete“ (Allgemeine Bauzeitung, Wien 1887) die Behauptung auf, dass man die Niederschlagshöhe mit fünf Viertel multiplizieren müsse, um einen richtigen Wert zu erhalten. Es mag dieser Faktor ein wenig gross erscheinen, allein eine genauere Prüfung lehrt doch überzeugend, dass die wahre Niederschlagsmenge beträchtlich höher sein muss, als die, welche aus den Regenmessern sich ergiebt. In diesen bleibt ja schon der Tau und Reif unberücksichtigt. Der Regenmesser steht viel zu hoch über dem Boden, als dass er noch von der Taubildung erheblich getroffen werden könnte. Die Menge des als Tau gefallenen Niederschlages dürfte aber durchaus nicht gering sein. In Nordhausen betrug z. B. im Jahr 1886 die Anzahl der Tage, an denen Tau oder Reif angegeben war, einschliesslich der Tage, wo Schnee oder Regen in nicht im Regenmesser wahrnehmbaren Mengen gefallen war, 110 (80 Tage fielen auf Tau und Reif), d. i. fast ein Drittel des Jahres. An diesen Tagen hat der Boden eine Zufuhr von Wasser erhalten, die im einzelnen klein, aber in der Summe doch nicht unbedeutend war. Genauere Bestimmungen der Taumengen liegen zwar nicht vor. Dieselben sind ausserordentlich schwierig und in Wahrheit wohl kaum möglich. Der Verfasser hat durch Auslegen von Gegenständen und Bestimmung der Gewichtszunahme derselben während der Nacht versucht, wenigstens annähernd ein Urteil über den Betrag der

Taumenge zu erhalten. Aus den betreffenden Messungen ergab sich, dass in den meisten Fällen die Taumenge doch einer Niederschlagshöhe von über 1 mm entsprach. Für die 110 Tage in Nordhausen würde das ein Mehr von über 100 mm für das Jahr oder 20 % ergeben.

Wenn man diese Thatsachen beachtet, erscheinen einzelne Niederschlagsangaben unter einem vollkommen anderen Lichte. In Hof sind im Januar 1887 nur 2 mm Regen, aber 15 Tage mit Tau oder Reif verzeichnet, im Dezember 1890 sogar nur 1 mm und 18 Tage mit Tau. Wie anders würden sich hier die Niederschlagsverhältnisse gestalten, wenn die Beträge der Taubildung eingerechnet werden könnten.

Weiter kommt noch in Betracht, dass die Messung von Regen, und namentlich von Schnee, an stürmischen Tagen nur sehr unvollkommen gelingt. Sicher gelangt ein grosser Teil des Schnees an solchen Tagen gar nicht in den Regenmesser hinein; ein anderer Teil aber mag auch aus dem Messgefäss wieder herausgeworfen werden. Sodann bleibt auf den Gebirgen der sogen. Anhang oder Rauhreif fast ganz ungemessen. Auch dieser ist nicht unbeträchtlich, wie es uns besonders die Beobachtungen auf dem Brocken lehren. Endlich tritt sicher auch auf den Schnee- und Wasserflächen eine erhebliche Kondensation von Wasserdampf aus der Luft ein, die ebenfalls unberücksichtigt bleibt.

Solche Erwägungen sagen uns deutlich, dass die obigen Niederschlagsmengen für das Saalegebiet nicht die wahren, sondern nur die Mengen sind, die mit unseren Regenmessern ermittelt werden. Der Faktor, durch welchen wir sie auf den wahren Wert zu bringen haben, ist uns noch unbekannt. Er dürfte aber nach dem Obigen im Winter grösser sein, als im Sommer. Im Jahresmittel dürfte er wohl, wie Lauterburg annimmt, annähernd $^5/_4$ erreichen.

Die Abflussmengen.

Die Abflussmengen des Niederschlages wurden in der Saale unterhalb Cönnern, nördlich von Halle, bei dem Orte Trebnitz gemessen. Hier durchbricht der Fluss das Wettin-Rothenburger Steinkohlengebirge in einam nahezu geradlinigen Kanal mit ziemlich gleichmässigem Querschnitt. Eine solche Stromstrecke eignet sich ganz besonders gut zur Wassermengenbestimmung.

Die Messungen sind zum überwiegenden Teil von Herrn Wasserbauinspektor R. Scheck ausgeführt worden. Nur in einigen besonderen Fällen, namentlich bei Hochwasser, hat auch der Verfasser an denselben teilgenommen. Scheck hat aber in liebenswürdiger Weise ihm auch alles übrige Material zur Verfügung gestellt, so dass die Arbeit nach dieser Seite hin eine so gute Grundlage erhalten hat, als es zur Zeit überhaupt möglich war.

Scheck hat die Ergebnisse seiner Untersuchungen unter dem Titel „Die Niederschlags- und Abflussverhältnisse der Saale mit besonderer Berücksichtigung der Häufigkeit der Wasserbestände“ (Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1893) veröffentlicht. In seiner Arbeit giebt er auch

genaue Auskunft über die Art und Weise, wie die Messungen ausgeführt worden sind. Diese Mitteilungen sind jedoch mehr für die Techniker von Interesse. Wir unterlassen es darum, hier näher darauf einzugehen, und werden diesen technischen Teil in unserer Arbeit nur so weit behandeln, als es zum Verständnis unbedingt erforderlich ist.

Die Wassermenge eines Stromes ergiebt sich aus dem Produkt von Stromgeschwindigkeit und Querprofil. Der Querschnitt des Flussbettes wurde durch Peilungen bestimmt.

Die Messungen der Stromgeschwindigkeit wurden hauptsächlich mit dem Woltmannschen Flügel ausgeführt. Herrn Scheck standen mehrere dieser Flügel verschiedener Konstruktion zur Verfügung. Die Stromgeschwindigkeit erhält man aus der Zahl der Umdrehungen einer Schraube in der Zeiteinheit. Diese Zahl ändert sich je nach der Konstruktion der Schraube. Für jeden Flügel musste daher das Verhältnis von Umdrehung zur Stromgeschwindigkeit genau ermittelt werden. Scheck nahm die Konstantenbestimmung für die einzelnen Instrumente im Laufe eines Jahres wiederholt vor, wodurch die Zuverlässigkeit der Messergebnisse erheblich gesichert wurde.

Ausserdem aber hat Scheck auch noch bei mittleren und höheren Wasserbeständen eine grössere Zahl von Schwimmermessungen vorgenommen. Sie dienten zum Teil zur Kontrolle der Flügelmessungen, zum Teil ergänzten sie diese auch, wenn die Flügel z. B. bei Hochwasser nicht mehr im vollen Umfange benutzt werden konnten.

Die Messungen mit dem Flügel fanden in Abständen von 5 zu 5 m statt. An jeder Messstelle wurde dann die mittlere Stromgeschwindigkeit in der zur Wasseroberfläche Vertikalen bestimmt. Aus den Werten der einzelnen Vertikalgeschwindigkeiten wurde die mittlere Geschwindigkeit des ganzen Querschnitts und daraus schliesslich die Wassermenge berechnet.

Mit Hilfe zahlreicher Messungen, welche in den Jahren 1887 und 1888 ausgeführt wurden, war es möglich, eine sogen. Wassermengenkurve aufzustellen. Diese wurde auf den 7,3 km aufwärts gelegenen Pegel bei Rothenburg bezogen. Da zwischen dem Pegel und der Messstelle durchaus normale Zustände bestehen, die Saale auch innerhalb dieser Strecke keinen nennenswerten Zufluss erhält, so war die Anfertigung und Benutzung der Wassermengenkurve durchaus zulässig.

Die Wassermengenkurve ist in der Weise ermittelt, dass die Einzelwerte der Wassermengen nach dem jeweiligen Pegelstand bei Rothenburg zusammengestellt wurden. Man erhielt dadurch eine Kurve, aus welcher ohne weiteres auch für jeden anderen Pegelstand, für den korrespondierende Wassermengenmessungen nicht vorlagen, diese entnommen werden konnten.

Der Verlauf der Kurve ist ein stetiger bis zu der Pegelhöhe, wo der Fluss austritt. Dann ändert sich der Verlauf, die Kurve steigt von da ab steiler an.

Bei der Aufstellung der Kurve wurde auch der jeweiligen Bewegung des Wassers Rechnung getragen. Gleiche Pegelstände bedingen keineswegs gleiche Abflussmengen. Es kommt dabei auf den Zustand

der Wasserstandsänderung an. Bei dem Steigen staut sich das Wasser, fliesst also langsamer ab, bei dem Fallen wird dagegen die Wasserführung beschleunigt. Am 7. Mai 1887, um nur ein Beispiel anzuführen, betrug bei einem Pegelstand von 2,80 m die Wassermenge in der Sekunde rund 210 kbm, während zwei Tage später bei dem gleichen Wasserstand nur 200 kbm in der Sekunde abflossen; am 7. Mai war eben das Wasser im Fallen, am 9. im Steigen begriffen.

Aus der Wassermengenkurve wurden nun für den mittleren Pegelstand jeden Tages die sekundlichen Wassermengen entnommen. Durch Summierung dieser und Umwandlung derselben in Tagesmengen ist dann der Abfluss für jeden Monat und für die einzelnen Jahre des Zeitraums 1882—1891 berechnet worden. Eine so umständliche Rechnung war notwendig, da es nicht zulässig ist, aus den mittleren Pegelständen für die Monate die Abflussmengen herzuleiten. Diese Werte würden durchaus den Thatsachen nicht entsprechen; denn die Wassermenge ist keineswegs dem Wasserstand direkt proportional, wie das der Verfasser in einem Aufsatze in der Meteorologischen Zeitschrift (April 1890) „Ueber die Beziehungen zwischen dem Wasserstand eines Stromes, der Wasserführung desselben und der Niederschlagshöhe im zugehörigen Stromgebiet“ näher ausgeführt hat. Bei doppelt so hohem Pegelstand fliesst zuweilen fast die dreifache Menge ab.

Auf Grund dieser Rechnungen erhielt der Verfasser nachstehende Werte:

Wassermengen in der Saale im Kalendermonat in Millionen Kubikmetern.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahr
1882	231	184	258	193	182	186	277	553	595	776	652	695	4780
1883	893	382	314	410	289	179	194	164	131	210	238	411	3772
1884	457	441	299	296	219	198	160	132	117	165	181	599	3241
1885	235	448	615	264	210	126	143	96	91	174	136	393	2891
1886	282	176	508	458	213	246	260	139	95	100	115	323	2799
1882—1886	420	326	399	325	223	187	199	217	206	285	264	485	3497
1887	181	192	399	408	623	202	114	87	71	84	101	174	2636
1888	257	241	817	819	320	212	218	218	117	205	173	152	3749
1889	93	190	594	767	486	235	158	117	84	339	159	164	3386
1890	348	309	359	187	200	136	134	201	145	128	350	310	2807
1891	174	338	523	567	302	376	392	165	97	98	119	223	3374
1887—1891	211	254	538	550	386	232	203	158	103	171	180	205	3190
1882—1891	316	290	469	438	305	210	201	188	155	228	222	345	3344

Hier treten in den Jahressummen ebenfalls die beiden ersten Jahre besonders hervor. Aber sie fallen beide durch den hohen Betrag des Abflusses auf. Während also der Niederschlag 1883 gering war, bleibt der Abfluss ein abweichend hoher. Es erklärt sich das aus dem Umstand, dass die Ende 1882 gefallenen grossen Regenmengen erst im folgenden Frühjahr zum Abfluss gekommen sind. Niederschlag und Abfluss stehen eben keineswegs in einer unmittelbaren Beziehung zu einander, vielmehr hängt die Menge des letzteren weit mehr von der Zeit und der Art des Eintrittes des ersteren ab. Starke Regen im Herbst und Winter erhöhen den Abfluss im Frühjahr.

In den einzelnen Jahren weichen die Beträge der Abflussmengen weit mehr voneinander ab als das bei den Niederschlagsmengen der Fall war. Dem Meistwert von 4780 Mill. kbm steht ein Mindestwert von 2636 gegenüber, beide sind also fast um 50% verschieden. Die entsprechenden Niederschlagswerte sind 15235 und 10061. Auch das ist ein Beweis dafür, dass die Menge des Niederschlags keineswegs allein die Wasserführung in einem Strome bestimmt. Diese Thatsache ist von allgemeiner Bedeutung. Namentlich verdient sie bei allen hydrotechnischen Fragen Beachtung. Die Regulierung von Flussbetten zur thunlichsten Behinderung der Ueberschwemmungsgefahr hat entschieden mit diesem Faktor zu rechnen. Es ist das bisher im allgemeinen noch wenig geschehen. Man hat meist nur die aus den Pegeln ermittelten mittleren, höchsten und niedrigsten Wasserstände berücksichtigt, um sich ein Bild von der Wasserführung zu schaffen. In neuerer Zeit wendet man auch bei solchen Fragen den meteorologischen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zu; jedoch auch diese sind nicht allein massgebend, auch die ganze Art der Entwässerung kommt dabei in Betracht.

Die Teilung des Jahres in zwei hinsichtlich der Abflussverhältnisse wesentlich verschiedene Hälften tritt in der Tabelle fast noch deutlicher hervor als bei dem Niederschlag. Die Sommer- und die Winterzeit stehen sich scharf gegenüber; aber die beiden Zeiten erscheinen hier in einem umgekehrten Verhältnisse zu einander. Der regenreiche Sommer zeichnet sich durch geringen, der regenärmere Winter durch grossen Abfluss aus. Im Winter, November bis April, fliessen 62% der Jahressumme, im Sommer, Mai bis Oktober, also nur 38% derselben ab. Für den Niederschlag waren die Zahlen fast genau umgekehrt 37,5% für Winter und 62,5% für Sommer.

Auch hieraus dürfen wir den Schluss ziehen, dass nicht nur die Niederschlagsmengen und die allgemeinen meteorologischen Verhältnisse für die Wasserführung in den Flüssen entscheidend sind, sondern, dass da auch noch eine Reihe anderer Faktoren eine Rolle spielt; denn es lässt sich in keiner Weise der scharfe Gegensatz aus diesen Zuständen erklären. Dass die Verdunstung im Sommer eine so bedeutend stärkere ist als im Winter, ist aus den vorhandenen Evaporimetermessungen nicht zu entnehmen. Allerdings verdunstet in der warmen Jahreszeit wohl die doppelte Wassermenge, aber dieser stärkeren Verdampfung steht ja eine fast gleiche Zunahme des Niederschlags entgegen. Nach fünfjährigen Beobachtungen mittels eines Wildschen Evaporimeters zu

Chemnitz (1885—1889) erreichte die Verdunstungsmenge im Sommer 66% der Jahressumme, im Winter nur 34%; aber dafür betragen im Sommer die Niederschlagsmengen 62,5, im Winter nur 37,5% der Jahressumme. Die beiden Faktoren heben sich also nahezu vollständig auf. Die Abflussmenge im Strom müsste also hiernach das ganze Jahr über konstant sein.

Auch der Temperaturwechsel zwischen Winter und Sommer kann den starken Unterschied in den Abflussmengen der beiden Jahreszeiten nicht verursachen. Wenn es auch gewiss ist, dass zur Zeit des Frostes von dem gefrorenen Boden der Niederschlag schneller abfliesst, so vermindert sich doch auf der anderen Seite der Abfluss wieder dadurch, dass dann meist Schnee fällt, der erst nach Wochen oder Monaten den Flüssen zugeführt wird, während dieser Zeit aber einer fortdauernden Verdunstung ausgesetzt ist. Sodann wäre die grössere Wassermenge bereits im November und noch im April und Mai nicht recht verständlich. Hier wirken zweifellos auch noch andere Umstände mit und zwar ist wohl der wichtigste Faktor die Entwickelung der Vegetation. Wir werden später darauf zurückkommen.

Die grössten Wassermengen führt die Saale im März und April. Es ist das zweifellos einmal die Folge der Schneeschmelze, die im März in dem Hügelland eintritt und in den Gebirgen bis etwa Mai anhält. Doch tritt noch hinzu, dass in dieser Jahreszeit überhaupt die günstigsten Abflussbedingungen vorliegen. Der Boden ist teilweise noch gefroren, und wo er aufgetaut ist, enthält er meist noch so viel Feuchtigkeit, dass er nicht mehr im stande ist, weiter Wasser aufzunehmen. Ferner fehlt noch die Vegetationsdecke, die in ganz erheblichem Masse die Regenmengen am Abfluss behindert. Starke Niederschläge in diesen Monaten erhöhen darum den Abfluss viel erheblicher als in anderen Monaten. Am wenigsten bewirken die sommerlichen Regen eine Steigerung der Wassermenge in der Saale. Die gewaltige Niederschlagsmenge des Juli 1882, die grösste, die überhaupt in einem Monat der Beobachtungsperiode gefallen ist, hat doch nur eine ganz geringe Zunahme des Abflusses hervorgerufen.

Die kleinste Wassermenge fliesst in der Saale während des September und August. Der September zeichnet sich aber auch schon durch einen geringen Niederschlag aus. Hier drückt zweifellos der verminderte Regen den Wasserstand herunter. Es tritt eine solche Wirkung aber nur um so mehr ein, als im Herbst die Abflussbedingungen die ungünstigsten sind. Der Boden ist durch die Bedeckung mit Vegetation, sowie durch die starke Verdunstung während des Sommers sehr wasseraufnahmefähig. Ausserdem ist der September innerhalb des Saalegebietes durch andauernde Trockenheit charakterisiert. Der Regen bleibt oft wochenlang aus. Der Boden saugt aber dann den ersten Regen vollkommen auf und es gelangt nur ein sehr geringer Teil davon wirklich zu den Bächen. Auch im Oktober verursacht der zunehmende Niederschlag noch keine bedeutende Vermehrung des Abflusses. Erst im November scheint der Boden wieder so weit gesättigt, dass der Abfluss kräftiger erfolgt.

Um die Ergebnisse an der Saale mit denen an anderen Strömen

vergleichen zu können, müssen die Abflussmengen auf die Flächeneinheit berechnet werden. Es giebt das zugleich die Abflusshöhe in Millimetern.

Weiter ist auch die sekundliche Abflussmenge in jedem Monat von allgemeinerer Bedeutung. Diese gewährt uns erst einen Einblick in die wirkliche Wasserführung in den einzelnen Monaten unabhängig von der Länge der Monate. Wir haben diese beiden Werte in folgender Tabelle zusammengefasst:

Abflussmengen pro Quadratkilometer, Abflusshöhen und Abflussmengen pro Sekunde.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahr
Abfluss in Liter pro Quadratkilometer oder Abflusshöhe in Millimetern	17	15	26	23	16	11	11	10	8	12	12	18	177
Kubikmeter pro Sekunde . .	118	120	175	169	114	81	75	70	60	85	86	129	106

Um auch die Schwankungen innerhalb einer 10jährigen Periode kennen zu lernen, haben wir auch für die Abflussmengen dieselbe in zwei 5jährige Perioden geteilt. In der Verteilung über das Jahr bleiben im wesentlichen dieselben Verhältnisse bestehen, in der Jahressumme erscheint die Zeit 1887—1891 etwas wasserärmer, in den einzelnen Monaten treten ganz bedeutende Abweichungen ein, die jene der Niederschlagsmengen weit übertreffen. Hier zeigt sich aber doch eine gewisse Beziehung. Im Mittel der Jahre 1882—1886 ist z. B. für Dezember sowohl die Regen- wie die Abflussmenge mehr als doppelt so gross als die betreffenden Mengen aus der Periode 1887—1891. Aber solche Beziehungen bestehen nicht immer; zuweilen zeigt sich in dem zweiten Lustrum der Abfluss grösser, obwohl die Niederschlagsmenge sich vermindert hat. Die Gründe derartiger Verschiedenheiten festzustellen, würde eine detailliertere Untersuchung erfordern, auf die wir hier nicht eingehen können, die aber in ihren Ergebnissen gewiss manches Licht in dieses noch dunkle Gebiet bringen würde.

Verhältnis von Abfluss zum Niederschlag.

Bei unseren Betrachtungen über die Art und die Menge des Wasserabflusses in der Saale erkannten wir eine Reihe von mittelbaren und unmittelbaren Beziehungen zum Niederschlag. Um diese noch sicherer zu ergründen, genügt es nicht, einfach die Wassermenge im Strom zu bestimmen, sondern es muss das Verhältnis dieser zur

Niederschlagsmenge direkt festgestellt werden. Es handelt sich eben um die Frage: wie viel von dem gefallenen Regen gelangt wirklich in die Flüsse?

In die Berechnung dieses Verhältnisses zwischen Niederschlag und Abfluss können wir jedoch nicht ohne weiteres eintreten. Zuvor sind noch einige Erwägungen zu machen. Zunächst wird die Frage zu erörtern sein: wie entsprechen sich Niederschlag und Abfluss zeitlich? Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass beide Werte zeitlich nicht zusammenfallen. Von dem Regen fliesst ja nur ein Teil unmittelbar in die Bäche und Flüsse ab. Ein gewiss nicht geringer Teil sickert in den Boden ein und kommt von dort als Grundwasser erst nach langer Zeit zur Speisung der Flüsse. Wie lange dieser unterirdische Abfluss dauert, entzieht sich jeder Berechnung. Allein es dürfte auch für die Aenderung im Wasserstand der Flüsse unwesentlich sein. Ihm wird eine gewisse Beständigkeit innewohnen. Diese Wasserzufuhr durch Quellen und Grundwasser wird zwar nach starken Regen zunehmen, jedoch im allgemeinen in geringem Betrag, weil der Boden selbst immer etwas Wasser zurückhält und dadurch den Abfluss regelt. Selbst in langen Trockenperioden bleibt darum auch diese Speisung noch vorhanden. Sie bewirkt, dass nach solchen Zeiten unsere Flüsse überhaupt noch Wasser führen.

Bei der Berechnung des Verhältnisses von Abfluss zum Niederschlag kann daher diese Verzögerung des Abfliessens unberücksichtigt bleiben. Anders steht es aber mit der Verzögerung, welcher das unmittelbar zu den Flüssen gelangende Regenwasser infolge der Länge des Weges bis zur Messstelle unterworfen ist. Auch diese lässt sich nur schwer ermitteln. Sie hängt ganz ab von der Entfernung des hauptsächlichsten Niederschlagsgebietes und der Geschwindigkeit der Wasserbewegung in der Saale selbst. Ein starker Regenguss im oberen Unstrutgebiet wird naturgemäss viel später ein Anschwellen der Wassermasse in der unteren Saale hervorrufen, als etwa ein solcher im Mündungsgebiet dieses Flusses. Da nun weiter die Stromgeschwindigkeit mit der Höhe des Wasserstandes zunimmt, so wird eine grössere Niederschlagsmenge viel schneller stromabwärts sich bewegen, wenn bereits vorher ein höherer Wasserstand besteht.

Aus diesen Betrachtungen geht hervor, dass für die Verzögerung des unmittelbaren Abflusses nur ein allgemeiner Mittelwert gefunden werden kann. Scheck hat auf Grund des Verlaufes einiger starker Hochwasserwellen eine Verzögerung von 7—13 Tagen gefunden. Er nimmt daher eine 10tägige Durchschnittsdauer des Regenabflusses an und glaubt, dass diese Annahme nur wenig von der Wirklichkeit abweiche. Auch der Verfasser hat sich für diesen Wert entschieden, obwohl er sich vollkommen bewusst ist, dass eigentlich der wirkliche Betrag der Verzögerung nicht ermittelt werden kann. In mancher Hinsicht erscheint die Dauer von 10 Tagen fast zu gross. Nehmen wir für die Saale nur eine mittlere Geschwindigkeit von 0,75—1 m an, so legen die Wassermassen in einem Tage schon fast 70—90 km zurück; meist ist aber das Niederschlagsgebiet nur 200—300 km entfernt, somit würde schon nach 3—4 Tagen der Abfluss erfolgt sein. Ein Vergleich

des täglichen Niederschlages von Januar bis Juli 1886 in mehreren Orten des Saalegebietes mit den Wasserstandsänderungen am Pegel in Rothenburg zeigt auch, dass das Ansteigen ziemlich schnell dem Regen folgt. Aber das Wasser hält sich doch zumeist auch noch nach der höchsten Welle längere Zeit auf einem höheren Niveau, woraus hervorgeht, dass die Wirkung eines Regens nicht nur nach der Stromgeschwindigkeit beurteilt werden darf, sondern dass auch die Verzögerung des Abflusses an Ort und Stelle zu berücksichtigen ist. Aus diesem Grunde erscheint die Annahme einer Durchschnittsdauer von 10 Tagen allerdings berechtigt.

Um also ein richtiges Bild von den Beziehungen des Abflusses zum Niederschlag zu erhalten, sind nicht die gleichzeitigen Werte zu vergleichen, sondern es sind die um 10 Tage verschobenen Abflussmengen heranzuziehen. Die Berechnung dieser ergab folgende Tabelle:

Wassermengen in der Saale vom 10.—10. des Monats in Millionen Kubikmetern.

	Jan./Febr.	Febr./März	März/April	April/Mai	Mai/Juni	Juni/Juli	Juli/Aug.	Aug./Sept.	Sept./Okt.	Okt./Nov.	Nov./Dez.	Dez./Jan.	Jahr
1882	199	241	221	167	183	204	520	269	758	642	831	912	5147
1883	488	354	344	364	249	163	167	133	162	192	260	454	3330
1884	547	334	315	267	191	197	142	126	106	207	267	522	3221
1885	311	529	472	242	175	125	118	90	116	167	258	328	2931
1886	251	140	670	321	232	242	220	120	88	97	123	263	2767
1882—1886	359	320	404	272	206	186	233	148	246	261	348	496	3479
1887	176	237	476	354	581	137	107	83	74	85	119	183	2612
1888	269	237	1154	373	216	227	252	158	123	214	184	120	3527
1889	124	176	877	627	381	195	154	104	149	307	137	176	3407
1890	518	180	380	174	180	133	145	218	105	151	480	157	2821
1891	334	354	444	571	252	469	297	134	93	103	125	337	3513
1887—1891	284	237	666	420	322	232	191	139	109	172	209	195	3176
1882—1891	322	279	535	346	264	209	212	144	178	217	279	346	3328

Die Werte erscheinen in dieser doch wesentlich verändert. Das niederschlagsreiche Jahr 1882 tritt hier auch in dem entsprechenden Abflussjahr, das vom 11. Januar 1882 bis 10. Januar 1883 zählt, durch einen besonders hohen Betrag hervor. Sehr scharf zerfällt das Jahr in zwei wesentlich verschiedene Hälften. In den Monaten Mai bis Oktober bleibt der Abfluss im Mittel stets geringer als in den Monaten

November bis April. Auf das letztere Halbjahr fallen 63% der Jahressumme.

In den einzelnen Monaten ist die Aenderung der Wassermengen durch die Verschiebung eine ganz bedeutende. Dem regenreichen Juli 1882 stand gleichzeitig nur ein geringer Abfluss gegenüber, in den Summen auf Grund der Dekadenverschiebung giebt sich jedoch eine starke Vermehrung des Abflusses zu erkennen. Dieses eine Beispiel beweist bereits deutlich, dass durch die Verschiebung ein weit richtigeres Verhältnis erzielt ist. In den Abflussmengen nach Kalendermonaten zeigt der August 1882, der eigentlich regenarm war, eine Steigerung, während in den um 10 Tage verschobenen Monaten der August sich ganz naturgemäss durch eine starke Abnahme des Abflusses auszeichnet. Aehnliches lehrt der regnerische September desselben Jahres. Auch dieser bleibt in dem Kalendermonat hinter dem Abfluss des viel regenärmeren Oktober zurück, in der Tabelle mit verschobener Dekade ist er thatsächlich auch durch stärkere Wasserführung vor dem Oktober ausgezeichnet.

Solche Wahrnehmungen mögen Pralle [1]) bei seinen Berechnungen der Abflussmengen der Ilmenau, eines Nebenflusses der unteren Elbe, dazu veranlasst haben, die Verschiebung sogar auf einen ganzen Monat auszudehnen. Er vergleicht den Abfluss mit dem Niederschlag des vorhergehenden Monats. Dass auch dabei immer noch richtigere Werte herauskommen mögen, als wenn man die gleichzeitigen Beträge in Beziehung zu einander setzt, dürfte gewiss sein; allein auf der anderen Seite unterliegt es auch keinem Zweifel, dass eine solche Verschiebung zu gross ist. Es zeigt das August und September 1882. Dem geringen Niederschlag im August würde ein ziemlich starker Abfluss im September entsprechen. Sicher fliesst auch im Ilmenaugebiet der Regen in weniger als 30 Tagen ab.

Die Uebereinstimmung in den Beträgen von Niederschlag und Abfluss ist bei der Verschiebung um eine Dekade so gross, dass der Verfasser kein Bedenken trug, diese Werte auch zur Berechnung des Verhältnisses beider zu verwenden. Dieses Verhältnis findet den besten Ausdruck dadurch, dass der Abfluss in Prozenten des Niederschlages dargestellt wird. Es ergiebt sich dann nebenstehende Tabelle.

Im Mittel der 10 Jahre 1882—1891 fliessen also 29% des Niederschlages ab. Scheck hat auf Grund seiner Berechnungen, die die Jahre 1872—1886 umfassen, 30% gefunden. Aus dieser Uebereinstimmung dürfte hervorgehen, dass der Abfluss doch im allgemeinen ziemlich beständig bleibt. Das giebt sich auch schon in den Werten der 5jährigen Mittel und in denen der einzelnen Jahre zu erkennen. Der niedrigste und höchste Betrag stehen nur 10% auseinander. In den Jahren 1886 und 1890 fliessen nur 24%, im Jahre 1882 dagegen 34% ab.

Sehr scharf tritt auch hier Winter und Sommer hervor. In den Monaten November bis April sinkt die Prozentzahl nicht unter 30, in

[1]) Pralle, Beitrag zur Bestimmung des durch die Flüsse abgeführten Teiles der Niederschlagsmengen in den Flussgebieten (Zeitschr. d. Architekten- und Ingenieurvereins zu Hannover Bd. XXIII, 1877).

Abfluss in Prozenten des Niederschlages.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahr
1882	85	56	36	26	16	13	16	19	38	57	58	78	34
1883	92	·105	66	84	27	20	9	18	14	20	38	43	33
1884	66	66	43	40	25	12	9	11	20	12	39	42	27
1885	97	83	52	65	14	12	9	10	12	16	29	49	28
1886	37	48	79	34	18	12	15	19	15	17	14	17	24
1882—1886	69	73	56	45	19	13	12	15	23	24	38	44	30
1887	235	108	57	52	28	24	6	8	11	17	10	20	25
1888	48	29	70	37	49	15	18	14	18	15	32	56	33
1889	48	16	88	48	31	15	10	12	17	15	36	39	29
1890	38	121	77	31	15	9	11	11	29	15	26	89	24
1891	38	190	53	52	27	19	20	16	20	15	21	35	32
1887—1891	45	48	69	45	27	16	13	12	18	15	23	36	29
1882—1891	56	60	64	45	23	15	12	13	21	19	31	41	29

den Monaten Mai bis Oktober steigt sie nicht über 23. Im Mittel dieser Monate ergiebt sich ein sommerlicher Abfluss von nur 17% und ein winterlicher von 48%. Das ist ein so schroffer Gegensatz, wie er uns kaum irgendwo in der Meteorologie wieder begegnet. Der Verfasser kann auch nicht die Ueberzeugung gewinnen, dass die Ursache dieser Gegensätzlichkeit der beiden Halbjahre allein in den meteorologischen Verhältnissen zu suchen sei, vielmehr drängt sich ihm die Ansicht auf, dass in diesen Zahlen uns ein Bild von dem Wechsel der gesamten Natur vor Augen tritt. Vor allem sind auch die biologischen Verhältnisse daran beteiligt, namentlich die Vegetation. Durch die Entwickelung derselben wird mehr als durch die meteorologischen Faktoren die Entwässerung beeinflusst. Einmal verbrauchen die Gewächse zu der Entfaltung ihrer Organe sowie zum Wachstum eine nicht unbedeutende Wassermenge, ferner vermehrt sich durch die Pflanzen die Verdunstungsmöglichkeit ganz bedeutend und endlich erhält das Pflanzenkleid dem Boden die Feuchtigkeit viel länger. Durch alle diese Faktoren muss der Abfluss in hohem Masse behindert werden. Natürlich kommt noch eine Reihe meteorologischer Thatsachen hinzu; aber in erster Linie erscheint doch die Vegetation ausschlaggebend zu sein.

Der bedeutende Einfluss derselben spricht sich auch in dem Uebergang vom Winter zum Sommer und vom Sommer zum Winter aus. Vom April zum Mai besteht ein Sprung von 22%, vom Oktober zum

November nur ein solcher von 12%. Im Frühjahr entwickelt sich eben die Vegetation ziemlich schnell, im Herbst stirbt sie allmählich ab. Man dürfte nicht ohne Grund die rasche Abnahme des Abflusses im Frühjahr allerdings auch auf das Ende der Schneeschmelze beziehen. Allein diese tritt ja schon im März ein und ist im April sicher schon beendet. Etwas erklärt sich die hohe Prozentzahl des Abflusses im März und April auch aus dem Umstand, dass in diesem Monat der Niederschlag gering ist, die Verhältnisse aber für einen starken Abfluss sehr günstig sind. Der Boden ist vom Winter her mit Feuchtigkeit gesättigt, vielfach noch ohne Vegetation und oft noch in der Tiefe gefroren. Aber alles das kann den so plötzlichen Sprung vom Mai und Juni nicht allein hervorbringen.

Auch die zunehmende Verdunstung kann nicht die Ursache dieser Erscheinung sein. Denn in Mitteldeutschland fällt das höchste Mass der Verdunstung gar nicht in die eigentlichen Sommermonate, sondern auf April, Mai und Juni. Es müsste also auch der April schon den Einfluss erkennen lassen. Das ist aber nicht der Fall. Gleichwohl steht der Verfasser auch hier nicht an, in der zunehmenden Verdunstung ebenfalls einen beteiligten Faktor zu erblicken.

Als Hauptgrund der schnellen Aenderung der Abflussverhältnisse erscheint ihm aber doch die Entwickelung der Vegetation. Man bedenke, welche ungeheure Menge von Wasser in den Maitrieben der Nadelhölzer und in den Blättern der Laubbäume aufgespeichert wird und dass diese Aufspeicherung gerade im Mai am stärksten erfolgt. Auf die gleiche Zeit aber fällt das Wachstum des Getreides sowie der Wiesengräser und Kräuter, die ebenfalls bedeutende Wassermengen verzehren. Die intensivste Pflanzenentwickelung hört dann im Juni auf, die Bedingungen des Abflusses, soweit sie von der Vegetation bestimmt werden, bleiben von da ab während des ganzen Sommers die gleichen. Erst im Herbst mit dem Laubfalle endet allmählich das vegetative Leben und damit die Vermehrung des Wasserverbrauches. Das spiegelt sich in der allmählichen Zunahme der Abflussprozente deutlich ab. Diese wird nur im Oktober unterbrochen. Die Ursache davon ist zweifellos in erster Linie die Trockenheit im Herbst. Vielleicht dürften aber auch hier die vegetativen Zustände wenigstens zu einem kleinen Teil mitwirken. Sie können recht gut die Steigerung des Abflusses im September erklären. Auf Juli und August fällt die Haupternte. Eine nicht unbeträchtliche Fläche Landes wird dann der wasserhaltenden Pflanzendecke beraubt und damit der Abfluss beschleunigt. Im September selbst aber treten häufig längere Dürren ein. Infolgedessen trocknet der Boden sehr stark aus, namentlich dort, wo er bereits nicht mehr Vegetation trägt. Dadurch vermindern sich die Abflussprozente im Oktober.

In dieser Auffassung von dem Einfluss der Vegetation auf die Wasserführung der Saale ist der Verfasser wesentlich bestärkt worden durch die auffallende Beständigkeit, die sich in den obigen Prozentzahlen zu erkennen giebt. Diese ist geradezu überraschend. Wiederholt finden sich in den aufeinanderfolgenden Jahren für die einzelnen Monate die gleichen Werte. Wo stärkere Abweichungen auftreten,

lassen sie sich stets aus abnormen Niederschlagsverhältnissen erklären. Es giebt keine meteorologische Erscheinung, welche eine solche Beständigkeit besitzt. Hier liegt thatsächlich eine Gesetzmässigkeit vor, die ihr Abbild recht gut in der Gesetzmässigkeit findet, mit welcher sich alljährlich die Pflanzenentwickelung vollzieht. Da beide Erscheinungen entschieden auch zeitlich zusammenfallen, so ist die Schlussfolgerung auf einen engen Zusammenhang gewiss berechtigt.

Wenn sich dieser Einfluss der Vegetation auch an anderen Flüssen bestätigen sollte, so würde das von allgemeinerer Bedeutung sein. Es wäre damit der klare Nachweis geliefert, dass Aenderungen in dem Pflanzenkleid Verschiebungen in dem ganzen Wasserhaushalt eines Gebietes hervorbringen müssen. In Ländern, die stark entwaldet worden sind, ist eine solche Umwandlung auch stets beobachtet worden. Man hat dann aus der Aenderung der Wassermasse in den Flüssen oft auf eine solche des Niederschlags geschlossen. Dieser Schluss ist jedoch nach unseren obigen Ausführungen nicht zulässig. Nicht der Niederschlag, sondern das Verhältnis vom Abfluss zum Niederschlag kann sich geändert haben.

Um die allgemeine Gültigkeit der vom Verfasser aufgestellten Gesetzmässigkeit zu prüfen, fehlt es leider an Material. Denn derartige Untersuchungen sind noch wenig ausgeführt worden. Das vorhandene Material eignet sich überdies auch oft nicht zur Entscheidung der aufgeworfenen Frage, da in den Berechnungen die Dauer der Abflussverzögerung nicht immer genügend berücksichtigt ist. Bei falscher Zusammenstellung von Abfluss und Niederschlag kann aber das thatsächliche Verhältnis vollkommen verwischt werden. Aus der Arbeit von Pralle[1]) über das Gebiet der Ilmenau entnehmen wir folgende Tabelle:

Niederschlags- und Abflussmengen für das Ilmenaugebiet.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahr
Niederschlagsmengen in Millionen Kubikmetern . . .	62	64	61	64	87	119	111	106	76	70	71	79	971
Abflussmengen in Millionen Kubikmetern	31	29	29	23	24	26	29	28	25	26	41	25	316
Abflussmengen in Prozenten des Niederschlages . . .	49	45	48	35	27	22	26	27	33	37	30	32	32,5

Hier fehlt allerdings der starke Sprung vom April zum Mai. Es besteht überhaupt in beiden Reihen viel mehr Gleichmässigkeit in den

[1]) Pralle a. a. O.

Zahlenwerten. Indes gerade darin glauben wir eine Bestätigung unserer Ansicht finden zu können. Denn die Vegetatiou im Ilmenaugebiet setzt sich zum überwiegenden Teil aus Heide zusammen. Dieser Fluss durchfliesst in seiner ganzen Länge die Lüneburger Heide. Hier fehlt aber eine solche Pflanzenentwickelung, wie wir sie im Stromgebiet der Saale haben. Es muss daher auch unter den den Abfluss bestimmenden Faktoren die Vegetation zurücktreten, so dass der gleichmässigere Verlauf der Prozentzahlen durchaus natürlich ist.

Aus dem Verhältnis von Abfluss zum Niederschlag darf man nach alledem keineswegs immer auf die allgemeinen meteorologischen Zustände, wohl aber auf die Art der wirtschaftlichen Benutzung, soweit dies im Pflanzenkleid zum Ausdruck kommt, schliessen. Allerdings kommt es auch auf die Bodengestaltung des Gebietes an. Wo z. B. die Speisung des Flusses zum Teil aus Gletschern erfolgt, werden sich ganz andere Werte ergeben müssen, als in solchen Gebieten, die wie das der Saale nur in der Form von Regen und Schnee bewässert werden. So erklärt es sich, dass der Rhein nach den Angaben von Blink[1]) im Jahresmittel 57% der Niederschlagsmenge fortführt. In solchen Stromgebieten muss eine Gliederung vorgenommen werden, wenn man den Einfluss der Vegetation feststellen will. Es sind die hinsichtlich der klimatischen wie vegetativen Verhältnisse möglichst einheitlichen Teile des gesamten Stromgebietes für sich zu untersuchen. Nur dann wird man zu klaren und richtigen Ergebnissen gelangen. Das untersuchte Saalegebiet dürfte im allgemeinen dieser Forderung entsprechen.

Zur Uebersicht stellen wir noch einmal die Werte für Niederschlag und Abfluss zusammen:

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahr
Niederschlagsmengen in Mill. Kubikmetern .	574	465	842	772	1126	1438	1725	1071	829	1116	908	840	11410
Abflussmengen in Mill. Kubikmetern unter Dekadenverschiebung	322	279	535	346	264	209	212	144	178	217	279	346	3338
Abfluss in Prozenten des Niederschlages . . .	56	60	64	45	23	15	12	13	21	19	31	41	29
Verlust in Prozenten des Niederschlages . . .	44	40	36	55	77	85	88	87	79	81	69	59	71

[1]) Blink, Der Rhein in den Niederlanden (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde Bd. IV, Heft 2). Stuttgart.

Bei der Berechnung der Niederschlagsmengen sind nur die unmittelbar mit den Regenmessern erhaltenen Werte benutzt worden. Diese sind jedoch nach unseren obigen Ausführungen entschieden zu klein. Erhöhen wir die Beträge nach dem Vorschlag von Lauterburg um ein Viertel, multiplizieren wir also die Niederschlagsmengen mit fünf Viertel, so erhalten wir folgende Werte:

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember	Jahr
Niederschlagsmengen in Mill. Kubikmetern um ein Viertel erhöht .	717	580	1053	965	1408	1798	2156	1339	1036	1395	1135	1050	14275
Abfluss in Prozenten des reduzierten Niederschlages .	45	48	51	36	19	12	10	11	17	16	25	33	23
Verlust	55	52	49	64	81	88	90	89	83	84	75	67	77

Der jährliche Abfluss vermindert sich dann auf 23%. Die Niederschlagshöhe im Saalegebiet würde auf rund 760 mm steigen.

Allgemeines Ergebnis.

Die wissenschaftliche Bedeutung der Kenntnis vom Wasserhaushalt innerhalb eines Stromgebietes ist im allgemeinen noch wenig erkannt, sie wird vielfach geradezu unterschätzt. Der Verfasser möchte darum zum Schluss seiner Ausführungen den Gegenstand nach dieser Seite kurz beleuchten.

Dem ausserordentlichen Fortschritt der wissenschaftlichen Meteorologie in den letzten Jahrzehnten verdanken wir ein umfangreiches Beobachtungsmaterial über alle wichtigen Witterungserscheinungen, durch welches die geographische Verteilung derselben in genügendem Masse festgelegt ist. Namentlich sind uns durch Anlage eines ausgedehnten Netzes von Regenstationen die Niederschlagsverhältnisse grosser Länder der Erde heute vollkommen bekannt. Aber alle bisherigen Arbeiten über diesen Gegenstand beschäftigen sich immer nur mit dem Wieviel? und Woher?, die mindestens ebenso wichtige Frage, das Wohin?, wird darin kaum berührt. In einzelnen geographischen oder meteorologischen Lehrbüchern findet man wohl beiläufig die Bemerkung, dass von dem Niederschlag ein Teil unmittelbar den Flüssen und Bächen zufliesse, ein Teil in den Boden einsickere und ein weiterer Teil durch Verdampfung in die Atmosphäre zurückkehre, zuweilen wird sogar ziffermässig dieser

Verbleib des Regenwassers bestimmt; allein solche Angaben sind rein willkürlich und in keiner Weise durch thatsächliche Beobachtung begründet.

Ob eine solche Begründung überhaupt möglich ist, scheint allerdings in vieler Hinsicht fraglich. Wie soll die Menge des einsickernden, wie die des verdunstenden Wassers bestimmt werden? Völlig unmöglich aber ist es, den Wasserverbrauch bei der Entwickelung der Organismen festzustellen. Es bleibt nur ein einziger Faktor für die Ermittelung des Wohin des Regens, das ist die Menge des in den Flüssen abströmenden Wassers, die zwar nicht mit absoluter, immerhin aber mit ausreichender Genauigkeit bestimmt werden kann. Aus diesem einen Faktor vermögen wir aber auf die Grösse der übrigen Faktoren gewisse Schlüsse zu ziehen, die uns wenigstens ein annähernd richtiges Bild von dem Wasserhaushalt geben.

Einen Anhalt hierfür liefert, wie zu zeigen versucht wurde, der scharfe Gegensatz von Vegetationszeit und Ruhezeit. Dieser spiegelt sich wieder in dem starken Unterschied des Wasserabflusses im Sommer und Winter.

Ein grosser Teil des niederfallenden Regens fällt sodann der Verdunstung anheim. Ein Mass für diesen Verlust besitzen wir nicht. Er mag jedoch nicht unbeträchtlich sein. Aus der Art der Wasserführung lässt sich auch dieser abschätzen. Da im Winter von der Lebewelt nur wenig Wasser verbraucht wird, so darf man annehmen, dass in dieser Jahreszeit der vom Niederschlag nicht in den Flüssen abgeführte Teil der direkten Verdunstung zuzurechnen ist. Im Winterhalbjahr, November bis April, fliessen nun nach unserem 10jährigen Mittel rund 50% ab; 50% fallen danach also der Verdunstung anheim. Können wir nun von der winterlichen auch auf die sommerliche Verdunstung schliessen, so würden wir in der That ein Mass für diesen Wasserverlust erhalten. Nach den Messungen mittels eines Evaporimeters in Chemnitz verdunstet im Sommer, Mai bis Oktober, etwa die doppelte Menge als im Winter. Wir dürfen wohl annehmen, dass die Beobachtungen in Chemnitz etwa die Verhältnisse Mitteldeutschlands darstellen. Wir bekommen dann, da im Winter rund 2000 Mill. Kubikmeter verdunstet sind, für den Sommer den Betrag von 4000 Mill. Kubikmeter, das würden 55% des Niederschlages sein. Nun darf man aber nicht vergessen, dass im Evaporimeter nicht völlig einwurfsfreie Werte gefunden werden. In der Natur dürfte thatsächlich das Verhältnis zwischen der Verdunstung beider Jahreshälften nicht 1 : 2 sein. In der kalten Jahreszeit ist schon das Liegenbleiben des Niederschlages als Schnee einer grösseren Verdampfung sehr günstig. Wir möchten deshalb, zum Teil aus Gründen der Einfachheit, 50% Verlust des Regens durch Verdunstung auch für den Sommer gelten lassen. Damit haben wir nun aber thatsächlich einen Anhalt gefunden, den Wasserhaushalt im Saalegebiet ziffernmässig anzugeben. Von dem gefallenen Niederschlag fliessen rund 30% ab, 50% verdunsten und etwa 20% werden also zur Entwickelung der Organismen verwendet.

Im Winterhalbjahr reduziert sich dieser letzte Verlust naturgemäss auf wenige Prozente, im Sommer aber steigt er auf über 30% an.

Dieser Betrag von 20—30% stimmt auch gut überein mit dem Sprung der Abflussprozente vom April zum Mai.

Der Abfluss von 30% in dem Flussbett der Saale setzt sich aus dem direkt abfliessenden und dem als Quellwasser hervortretenden Regenwasser zusammen. Auch hier wäre es wohl möglich, den Betrag dieser beiden Abflussmengen zu bestimmen. Das einsickernde Wasser speist den Fluss in Zeiten der Trockenheit ganz allein, es verhindert ein völliges Versiegen des Flusses, bewirkt somit das Vorhandensein eines konstanten Niedrigwassers. Lässt sich letzteres ermitteln, so haben wir nur die entsprechende Wassermenge von der Abflussmenge abzuziehen. Der Rest giebt uns die Menge des unmittelbaren Regenabflusses. Aus den niedrigsten Wasserständen jeden Monats ergiebt sich nach der 10jährigen Periode etwa ein Niedrigwasserabfluss von 1500 Mill. Kubikmeter, das sind rund 50% der Abflussmenge überhaupt. Demnach würden in der Saale von dem Niederschlag nur 15% direkt abfliessen, während weitere 15% durch Absickern zum Fluss gelangen.

Es mag der vorstehende Versuch, den Wasserhaushalt innerhalb eines Stromgebietes in einzelnen Beträgen zu berechnen, in vieler Hinsicht gewagt erscheinen. Sicher bedarf auch das gefundene Ergebnis noch anderweitiger Bestätigung, ehe es als ein allgemein gültiges angesehen werden kann. Gleichwohl dürfte aus den vorstehenden Ausführungen die Berechtigung zu einem derartigen Versuch wohl deutlich hervorgehen. Wenn auch vielleicht mancher unsichere Schluss darin enthalten sein wird, so glaubt der Verfasser doch wenigstens den Weg gezeigt zu haben, auf welchem vielleicht das erstrebte Ziel zu erreichen ist.


SAALE
SAALE
Eger
Main
v. Greenwich
art.



DER PINZGAU.

PHYSIKALISCHES BILD EINES ALPENGAUES.

VON

DR. WILHELM SCHJERNING,
OBERLEHRER IN AACHEN.

MIT EINER KARTE, NEUN TAFELN UND EINER ABBILDUNG IM TEXT.

STUTTGART.
VERLAG VON J. ENGELHORN.
1897.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Abkürzungen bei den Litteraturangaben.

FDLV: Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde.
Jahrb. OeAV: Jahrbuch des Oesterreichischen Alpenvereins.
Jahrb. OeTC: „ „ „ Touristenklubs.
MDOeAV: Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.
MGSL: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.
NDAZ: Neue deutsche Alpenzeitung.
OeAZ: Oesterreichische Alpenzeitung.
OeTZ: Oesterreichische Touristenzeitung.
ZDAV: Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins.
ZDOeAV: „ „ „ und Oesterreichischen Alpenvereins.

Vorwort.

Unsere Zeit steht im Zeichen des Verkehrs — wer daran zweifeln wollte, den würden die gefüllten Eisenbahnzüge eines Besseren belehren, die im Sommer zum Beginne der Schul- und Gerichtsferien aus allen deutschen Gauen die Menschenwogen von dannen tragen. In den Wald, an die See, überallhin ergiessen sich die Scharen; aber zum Süden, wo die weissen Alpengipfel grüssen, dahin zieht doch die meisten die Sehnsucht des Herzens. Einst gab es eine Zeit, wo in Deutschland nur die Schweiz für salonfähig galt und die Ostalpen unbekannt blieben oder höchstens als Anhängsel zu den Hochgipfeln der Westalpen betrachtet wurden; seit 30 Jahren aber haben die Schönheiten auch der österreichischen Berglande in immer zunehmender Weise den Verkehr an sich gezogen.

Das erleichterte Reisen hat aber in unseren Tagen vielfach die Sucht gezeitigt, überall gewesen zu sein, in jedem Lande die schönsten, im Bädeker doppelt besternten Punkte zu besuchen und dann wieder weiter zu ziehen zu noch unbekannten Gefilden. Es kommt dabei jedoch das liebevolle Sichversenken in die Natur zu kurz. Umrahmt den Wanderer morgen ein anderer Kranz von Gipfeln als heute, schlagen lauter andere Namen an sein Ohr, so empfindet er täglich aufs neue, dass er in der Fremde ist, und beim raschen Fluge durch die Welt kann er nirgends heimisch werden. Erinnert ihn aber jeder Berg, den das Auge begrüsst, an frühere Begegnungen, steigt bei jedem Erblicken eines Ortes die Fülle der Gedanken an schöne Tage in ihm auf und nicht nur die bange Frage nach der Beschaffenheit der erwarteten Unterkunft, dann empfindet er auch auf der Wanderung ein wohliges Heimatsgefühl und bringt von der Sommerreise nicht nur Geist und Leib erfrischt und im Jungbrunnen der Natur gebadet in die Arbeit des Lebens zurück, sondern trägt auch dauernden Gewinn davon durch das festgeknüpfte Band der Erinnerung, das ihn mit der durchwanderten Landschaft verbindet.

Mir hat ein gütiges Geschick gefügt, dass ich vor dem rastlosen Umherschweifen in immer neue Gegenden bewahrt geblieben bin, und hat mir, so oft ich in die Berge kam, immer dieselbe gastliche Stätte geöffnet, die dann als Mittelpunkt und Ruheplatz nach mehrtägigem Wandern immer aufs neue durch ihre herrliche Natur das Herz erfreute. Als Knabe kam ich vor 24 Jahren zum erstenmal in den Pinzgau;

die Eindrücke von damals, von den ersten Wanderungen, haften noch unauslöschlich in meiner Erinnerung. Seitdem bin ich noch oft im Lande gewesen, habe auf manchem seiner Gipfel gestanden und bin durch manches Thal gepilgert, nicht nur auf den ausgetretenen Pfaden, die alle Welt verfolgt, sondern auch auf einsamen Wegen, wo der Landesbewohner noch ungläubig den Kopf schüttelt, wenn man ihm erzählt, dass man kein Geschäft in den Bergen zu erledigen habe, sondern nur durch die Schönheit der Natur angezogen werde.

Allmählich setzte sich die Beschäftigung mit der bekannten Landschaft auch über die wenigen Wochen fort, die der Sommerurlaub dem Städter zum ungestörten Naturgenusse bewilligt, und bei der Vertiefung in alte und neue Schriften über den Gau tauchten dann in der Studierstube die Bilder wieder vor der Seele auf, die das Auge im Sonnenglanze in der Ferne eingesogen hatte. So ist in mehrjähriger Thätigkeit während der Mussestunden der Stoff zu diesen Blättern zusammengetragen worden.

Wie aber in einem lieben, vertrauten Gesichte uns jeder Zug bedeutend, selbst jede Runzel und Falte bemerkenswert erscheint, so geht es auch bei der andauernden Beschäftigung mit einem Gegenstande der Wissenschaft. Auch da gewinnen Kleinigkeiten sozusagen einen persönlichen Reiz, und um so schwerer wird es dann, aus der Fülle der Einzelzüge das Wesentliche hervorzuheben und ein Gesamtbild auch für den zu zeichnen, der dem Stoffe fremder und kühler gegenübersteht. Möge das, was dagegen gefehlt ist, dem regen und durch längere Beschäftigung immer noch gestärkten Interesse für den Gau zu gute gehalten werden!

Das vorliegende Heft enthält das physikalische Bild des Pinzgaus. Einer topographischen Uebersicht über die so verschiedenen Landschaftselemente des Gaues folgen nähere Betrachtungen über die Zusammensetzung der festen Erdrinde und über ihre Bedeckung mit Wasser und Eis. Inwieweit aber diese Beschaffenheit des Landes auf die Besiedelung durch den Menschen einwirkte, auf welche Weise sich die Bewohner in Wechselwirkung mit den natürlichen Lebensbedingungen entwickelt haben und in welchem Umfange noch heute im Pinzgau die Spuren dieser eigenartigen Entwickelung zu erkennen sind, das im einzelnen zu beleuchten war nicht möglich, ohne dass die Arbeit den Umfang eines Heftes der „Forschungen“ allzuweit überschritten hätte. Dem freundlichen Entgegenkommen von Herrn Professor A. Kirchhoff und der Verlagshandlung verdanke ich es, das diesem Hefte über den Pinzgau ein weiteres über die Pinzgauer wird folgen können, in dem die erwähnten Fragen behandelt werden.

Zu meinem Bedauern reichte der mir zur Verfügung stehende Stoff nicht aus, ein Gesamtbild über das Klima des Pinzgaues zu geben. Bei einer Höhenlage des ganzen Gebietes von 500 m aufwärts bis über 3600 m hinaus und bei der ausserordentlichen Mannigfaltigkeit der äusseren Verhältnisse, der Lage, des Bodens und der Bewaldung würden aus den Aufzeichnungen der wenigen im Gau vorhandenen Stationen kaum Schlüsse von allgemeinerer Gültigkeit zu ziehen sein, ohne dass ausgiebige Vergleichungen mit Stationen benachbarter Gegenden aus-

geführt würden. Das letztere hätte dem betreffenden Abschnitte einen viel zu grossen Umfang verleihen müssen; zu einer blossen Wiedergabe der Beobachtungszahlen aber habe ich mich nicht entschliessen können. Uebrigens ist der Pinzgau zwar in vielen Beziehungen eine geographische Einheit, aber doch keine klimatologische Provinz für sich.

Die beigefügte Karte ist nach der österreichischen Spezialkarte (1 : 75000) gezeichnet, die Abbildungen stützen sich grossenteils auf eigene photographische Aufnahmen.

Burtscheid bei Aachen, den 21. Oktober 1896.

W. Schjerning.

Einleitung.

Zwei Querthäler, heute schon von Schienenwegen durchzogen, erschliessen in den Ostalpen den Zugang vom Alpenvorlande zu den eisbedeckten Riesen der Zentralkette, das Thal des Inns und das der Salzach. Wo einst der Inngletscher der Eiszeit am Thalausgange sich fächerförmig verbreiterte und den jetzt vertorften und zum Teil zugeschotterten Seeboden sich schuf, da liegt das freundliche Rosenheim, die Pforte zum Innthale. Wendet sich von hier aus der Blick an klaren Tagen nach Süden, so erscheint zwischen den zackigen Graten des Kaisergebirges auf der einen und des Vorderen Sonnwendjoches auf der anderen Seite weit hinten über den sanfteren Kämmen der Thonschiefergebirge ein weissschimmerndes Berghaupt, das sich hoch über die niederen Köpfe erhebt — es ist der Grossvenediger, der mit seinen Trabanten frei durch die Mündung des Innthales hindurchschaut und weit über das Alpenvorland blickt. Ist er doch bis über die Donau hinaus sichtbar und sogar am südlichen Rande des Frankenjuras vom Hesselberge bei Wassertrüdingen aus deutlich zu sehen [1]).

Enger ist die Pforte, der die Salzach entströmt. Vom paradiesisch schön gelegenen Salzburg aus überblickt das Auge nur die zerrissenen Formen der Kalkgebirge, und kein Gipfel der Zentralkette schaut grüssend zwischen den wilden Hörnern hindurch. Selbst wenn man hinaufsteigt auf die Zinne der Feste Hohensalzburg oder auf den waldigen Kapuzinerberg, der an der anderen Seite der schönen Salzachstadt sich erhebt, da zeigen sich wohl im Hintergrunde neue Gipfel und Hörner über den vorderen, aber die Zentralkette bleibt dem Blicke entzogen.

Erst allmählich führt der Lauf der Salzach uns ihr näher. Durch die wilde Enge des Passes Lueg geht's hinein, dem schäumenden Flusse entgegen, zu beiden Seiten die schroffen Wände des Tennen- und des Hagengebirges. Bald wird es heller und weiter; sanfter dehnen sich die Bergzüge und kleiden sich mit grünem Rasen; wir betreten die Zone der Salzburger Schieferalpen. Aber selbst wenn wir auch diesen Gürtel durchschritten haben und am Fusse der Zentralkette stehen, so zeigt sich doch noch kein vergletscherter Gipfel vom Thale aus; erst müssen wir noch weit das Längsthal der Salzach nach

---

[1]) Gruber, Der Hesselberg am Frankenjura. Stuttgart 1896, S. 62 (FDLV Bd. 9, S. 434).

Westen verfolgen. Noch einmal geht's in enge Schluchten hinein, in denen sich brausend mit lebhaftem Gefälle die Wogen überstürzen; dann öffnet sich wieder allmählich die Landschaft, und es breitet sich das weite Becken von Zell am See und Saalfelden vor uns aus. Und nun schauen auch der Hohen Tauern weisse Gipfel in das Flussthal hinein, und beim weiteren Vordringen nach Westen lugt fast aus jedem der südlichen Seitenthäler ein Stück Gletscher heraus.

So ist das Salzachlängsthal und seine begrenzende Urgebirgswelt vom Alpenvorlande viel mehr abgeschlossen als das Innthal. Aber auch nach Süden über die Zentralkette führt das Innthal leicht, das Salzachthal schwer. Vom Inn aus führen der Brenner und das Reschenscheideck ins lachende Südtirol, und vom Oberengadin zieht über den Malojapass die Strasse nach Italien. Aus dem Salzachthale aber führt kein fahrbarer Weg über die Alpen. In einer Ausdehnung von 190 km streicht die südliche Gebirgsmauer vom Brenner bis zum Radstädtertauern und sinkt nirgends unter 2000 m; 115 km davon führen der Salzach ihr Wasser zu und haben als niedrigsten Punkt die Arlscharte in einer Höhe von 2251 m. Der Brenner war niemals die Scheidegrenze zweier Länder, Nordtirol und Südtirol reichen sich über ihn hinweg die Hände; aber die lange Kette der Hohen Tauern, die noch heute die Landesgrenze von Salzburg gegen Tirol und Kärnten bildet, war auch in alter Zeit eine solche Scheidewand, und nur an einer Stelle griff die Landeshoheit der Salzburger Erzbischöfe noch darüber hinaus, als ihnen die Grafschaft Windisch-Matrei zugehörte.

Diese Verhältnisse der Lage brachten es mit sich, dass das obere Salzachthal viel abgeschlossener sich entwickelte als das obere Innthal. Keine blühende Stadt konnte hier entstehen; nur kleine Marktflecken bildeten die Mittelpunkte der Gebirgslandschaften. Kein lebhafter Verkehr blühte auf den schlechten Wegen, wenn auch einst vor der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien Saumrosse den Handel über die Tauern nach Italien vermittelten. So ist auch bis in dieses Jahrhundert hinein das obere Salzachgebiet ein abgeschlossener und abgelegener Winkel geblieben.

Von alters her führt das Längsthal der Salzach von der Quelle an bis zum Zusammenschlusse an den Engen bei Taxenbach und Lend und das sich ihm angliedernde Zeller Becken den Namen Pinzgau. Im Osten war eine Abgrenzung gegen den etwas früher besiedelten Pongau schon im 9. Jahrhundert nötig gewesen [1]; die Grenze folgt im wesentlichen dem Scheidekamme zwischen dem Rauriser und dem Gasteiner Thale und nördlich davon dem Dientener Bache. Im Süden bildet ferner der Tauernhauptkamm die natürliche, schwer zu überschreitende Grenze; aber im Norden und Westen greift der Pinzgau über das engere Salzachgebiet hinaus. Der heutige Verwaltungsbezirk Zell am See deckt sich mit dem Umfange des Gaues; im Westen gehört zu ihm noch das Wildgerlosthal, das an der Reichenspitze seinen Ursprung nimmt, aber keine dauernden Siedelungen enthält, im Norden fast das ganze

[1]) v. Kleimayrn, Nachrichten vom Zustande der Gegenden und Stadt Juvavia. Salzburg 1784. Diplomat. Anhang S. 112, 201.

Gebiet der Saale [1]), soweit es zu Oesterreich gehört. Eine Teilung des Gaues, dem Laufe der Salzach nach, in den Oberpinzgau und den Unterpinzgau gab es schon im Anfange des 13. Jahrhunderts; spät erst bürgerte sich der Gebrauch ein, das Zell-Saalfeldner Becken als Mitterpinzgau [2]) noch abzuscheiden, und dieser letztere Name wurde dann auch auf das ganze Saalegebiet ausgedehnt.

So erstreckt sich der Pinzgau vom Kamme der Hohen Tauern bis an die bayerische Landesgrenze bei Reichenhall, und der tief ins Kalkhochgebirge eingreifende Zipfel des Berchtesgadner Landes trennt seinen nördlichen Teil vom übrigen Herzogtum Salzburg ab. Mit diesem ganzen Gebiete soll sich die vorliegende Arbeit befassen.

---

[1]) Der Name „Saalach“ für diesen Fluss ist erst spät dem der Salzach nachgebildet. Vgl. Zillner, Das Wasser in salzburgischen Flur- und Ortsnamen (MGSL 22, S. 50; 1882); Zillner, Salzburgische Dörfer im Mittelalter (MGSL 32, S. 171; 1892).

[2]) „Mitterpinzgau ist eine Erfindung des laufenden Jahrhunderts“ (Zillner, Das Wasser, S. 42). Doch kommt der Name Mittelpinzgau (neben Unterpinzgau) für den ehemaligen Pfleggerichtsbezirk Zell am See schon 1797 vor (Kleinsorg, Abriss der Geographie zum Gebrauche in und ausser Schulen, 3. Aufl., Salzburg 1797, Bd. 2, Anhang S. 25. 74).

Kapitel I.

Topographischer Ueberblick.

Die drei physiognomisch verschiedenen Gebirgsarten, die der von Norden in die Alpen Eintretende berührt, bewirken auch, dass der Pinzgau in drei voneinander durch ihre Oberflächengestaltung grundverschiedene und durch scharfe Linien voneinander getrennte Gebiete zerfällt. Die ihn erfüllenden Gebirge gehören zur zentralen Gneiszone, zur nördlichen Schieferzone und zur nördlichen Kalkzone der Ostalpen, und auch der Eingesessene unterscheidet die verschiedenen Typen sehr wohl. Die vergletscherten Zentralalpen sind ihm das Keesgebirg nach der im ganzen Gau ausnahmslos gebrauchten Benennung Kees für Gletscher; der begrünte, triftenreiche Zug der Salzburger Schieferalpen heisst bei ihm das Grasgebirg, und die unfruchtbaren Kalkhochflächen im Norden mit ihren bleichen Felswänden nennt er das Steingebirg [1]).

Zwei längsstreichende Thalfurchen bilden die Grenzen dieser drei Bezirke. Mit scharfem Rande setzt sich das Kalkgebirge des Nordens, dessen Schichten an der Bruchgrenze flach nach Norden fallen, im Süden gegen das Leogangthal und das Urschlauthal ab, die beide von entgegengesetzten Seiten her bei Saalfelden sich in das Saalfeldner Becken verlaufen, und das nur im Osten enge, im Westen aber weite Längsthal der Salzach trennt die Schieferalpen von der Zentralkette. Auf den folgenden Blättern sollen die einzelnen Elemente der Landschaft der Reihe nach betrachtet werden.

I. Die Zentralkette [2]).

Den ganzen Süden des Pinzgaues erfüllt Hochgebirge. Die Landesgrenze im Süden bildet überall der wasserscheidende Kamm der zentralen Gebirgsgruppen, von dem zahlreiche Seitenkämme nach Norden bis zur Salzach ziehen. Im Südwesten bildet die Reichenspitzgruppe, der nordöstliche Flügel der Zillerthaler Alpen, die Mauer, die den

[1]) Vgl. Ed. Richter, Die wissenschaftliche Erforschung der Ostalpen (ZDOeAV 1894, S. 64).
[2]) v. Sonklar, Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern. Wien 1866.

Pinzgau von Tirol trennt; weiter nach Osten zu folgt der lange Zug der Hohen Tauern. Von ihren Einzelgruppen gehören dem Pinzgau noch die Venedigergruppe, die Granatspitzgruppe, die Glocknergruppe und die Goldberggruppe an, während ihr östliches Ende, die Ankogel- und Hochalmspitzgruppe, schon ausserhalb der Grenzen des Pinzgaues fällt.

a) Die Reichenspitzgruppe[1]).

Dem Hauptzuge der Zillerthaler Alpen, der vom Brenner aus nach Ostnordosten zieht, liegt als selbständiges Glied im Nordosten die Reichenspitzgruppe vor, vom Hauptzuge durch das Heiligengeistjöchl 2658 m geschieden. Den Mittelpunkt der Gruppe und zugleich die höchste Erhebung bildet die schroffe, sagenumwobene Reichenspitze[2]) 3305 m, die in drei Thäler hineinblickt, das Wildgerlosthal, das Rainbachthal und den zu Tirol gehörenden Zillergrund. Nach allen drei Seiten reichen nicht unbedeutende Gletscher in die Thäler hinein, und auch an den Flanken der drei ausstrahlenden Kämme reicht die Vergletscherung noch ein ganzes Stück weit. Unter den Nachbargipfeln zeigt sich namentlich von Norden her die Wildgerlosspitze 3282 m als selbständige Erhebung, während die weiteren Kämme sich in Zackenreihen zersplittern, ohne dass tiefere Einsattelungen einzelne Gipfel bedeutender hervortreten liessen. Nur zwischen Wildgerlosthal und Rainbachthal erniedrigt sich die Höhe des Kammes so weit, dass mehrere Lücken bis unter 2800 m reichen; ein Uebergang ist aber immerhin beschwerlich. In schroffen, bröckligen Wänden fällt der Kamm allerwärts zum Rainbachthale ab, und wenn auch nach der anderen Seite hin die Senkung zum Wildgerlosthale allmählicher vor sich geht, so ist doch der Thalschluss dieses schönen, einsamen Hochthales ebenfalls rings von Steilwänden umgeben.

Den zackigen Charakter behält dieser Scheidekamm auch soweit nach Norden bei, als er aus Zentralgranit besteht; mit dem Auftreten von weicheren Schiefern nimmt er plötzlich sanftere Formen an und verliert bedeutend an Höhe. Der Plattenkogel[3]) 2029 m, der eine hübsche Aussicht auf die Umrandung der benachbarten Thäler und über die Schieferalpen bietet, ist schon ganz begrünt. Weiter nach Norden zu vermindert sich die Höhe allmählich immer mehr zu dem von mehreren Almhütten belebten Grasboden der Platte, über die ein bequemer Uebergang von Krimml nach Gerlos führt. Noch weiter senkt sich die dann bewaldete und zum Teil versumpfte Fläche zum Gerlospasse (Pinzgauer Höhe), der tiefsten, wenig über 1500 m gelegenen Einsenkung zwischen Salzach- und Zillergebiet, die der alte Weg vom Oberpinzgau ins Zillerthal benutzt. Jenseits erheben sich die Kitzbühleralpen in rascherem Anstiege.

[1]) v. Sonklar, Die Zillerthaler Alpen (Pet. Mitt. Erg.-H. 32, 1872); Daimer und Seyerlen (ZDOeAV 1882, S. 382).
[2]) Grohmann (ZDAV 2, S. 109; 1871); v. Frey (ZDOeAV 1874, S. 75); Nafe (OeAZ 1886, S. 75).
[3]) Vogel, Aus dem Höhenkreis der Krimmler Ache (MDOeAV 1890, S. 251).



Birnhorn von der Scharte zwischen Birnhorn und Kuchlhorn.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Sieber.



Wildgerlosthal mit Reichenspitze und Wildgerlosspitze.

Soweit das Wildgerlosthal[1]) Querthal ist und die Richtung nach Norden innehält, gehört es zum Pinzgau. Es zeigt eine allmählich von 1300—1800 m ansteigende, mässig breite Sohle und steile Seitenhänge, deren Gefälle nach unten zu plötzlich zunimmt (Beil. 1). Von irgend einer Stelle der Seitenhänge über dem Beginne dieses steilen Abfalles erscheint das Thal in seiner heutigen Gestalt als enger, tiefer Einriss in einem einstigen flacheren und weniger eingetieften Thale[2]). In der nördlichen Hälfte besetzen noch Almen den Thalboden und die sanfteren Hänge oberhalb des Steilabfalles, besonders die unteren Teile der zwischen den Seitenrippen der Kämme eingebetteten Mulden, der Kare, die allerdings hier noch nicht durchweg so typisch ausgebildet erscheinen wie in der Venedigergruppe. Weiter nach dem Thalschlusse zu werden die Hänge immer weniger gegliedert, zeigen immer spärlichere Vegetation und gleichen immer mehr mächtigen Blockhalden, in denen die riesigen Zentralgneisblöcke wirr durcheinander liegen. Aus der Höhe sieht dann das ganze Schneefeld des Wildgerloskeeses herab, das mit seiner heute nur kleinen Zunge eingeschrumpft in dem alten Gletscherbecken liegt.

Der Hintergrund des Wildgerlosthales weist noch besondere Reize auf. Oestlich neben dem Gletscher liegen die beiden Wildgerlosseeen (unterer 2319 m, oberer 2481 m), beide in tiefen Nischen eingebettet, die nur nach Westen einen Ausgang haben. Ein niedriger Wall aus festem Gestein dämmt die Fluten zurück. Besonders schön ist der bei weitem grössere untere See, der mit dunkelgrüner, klarer Flut aus dem Grunde heraufschimmert und durch eine Felsbank in zwei Becken geteilt ist. Er wird von den Schneefeldern gespeist, die östlich sich dem Firne des Wildgerloskeeses anschliessen, aber jetzt nicht mehr damit zusammenhängen.

Von kleineren Seeen weist das Wildgerlosthal noch mehrere in den Karen beider Thalflanken auf, aber in mehr oder weniger vorgeschrittenem Zustande der Ausfüllung.

Das Krimmler Achenthal[3]), das oberste unter den zahlreichen Thälern, die sich aus den Hohen Tauern der Salzach zuwenden, begrenzt die Reichenspitzgruppe im Osten, und seine beiden linksseitigen Seitenthäler dringen in die Gruppe ein. Die Krimmler Ache ist am Zusammenflusse mit der jungen Salzach, unterhalb von Krimml, wasserreicher als die Salzach, besonders im Sommer, und daher auch ursprünglich als oberer Lauf der Salzach angesehen. Die alten Grenzbeschreibungen[4]) sagen: Der Oberpinzgau beginnt in monte, qui dicitur Hauenaere, ubi oritur fluvius Salza, und der Name „Hafen" (Ober- und Unterhafen) haftet noch heute am Krimmler Achenthale in der Gegend der Fälle. Fast alle Reiseberichte aus dem vorigen Jahrhunderte[5]) lassen die Salzach am Krimmler Tauern entspringen. Dafür

[1]) Fugger, Die wilde Gerlos (Beilage zur Allg. Ztg. 1896, Nr. 114).
[2]) Vgl. Penck, Morphologie der Erdoberfläche, Stuttgart 1894, Bd. 2, S. 182.
[3]) v. Prielmayer, Das Krimmler Achenthal (ZDOeAV 1891, S. 234—282).
[4]) Juvavia S. 365.
[5]) Gutraths Karte von Salzburg 1713, wo der jetzige Oberlauf der Salzach Nahabach heisst (s. v. Kürsinger, Oberpinzgau oder der Bezirk Mitter-

spricht ferner, dass im Oberpinzgau die Salzach selbst einst nur kurzweg die Ache genannt wurde, ein Name, der zwar auch allen Tauernbächen gegeben wird, aber doch ganz besonders der Krimmler Ache zu teil wird. Die Benennungen Salzachkopf, Salzachjoch und Salzachalpe in der Nähe der jetzigen Salzachquelle in den Schieferalpen sind auch erst in neuerer Zeit aufgetaucht, ja die Bezeichnung Salzachjoch ist für verschiedene Uebergänge in der Umgegend von Krimml benutzt und erst in jüngster Zeit festgelegt worden. Auch dem unkundigen Beschauer wird die Krimmler Ache als Hauptquelle der Salzach gelten [1]). Jedenfalls beginnt das von der Salzach durchströmte Längsthal des Oberpinzgaues schon am Fusse der Krimmler Fälle an der Krimmler Ache, und auch deshalb ist die Krimmler Ache die natürliche Fortsetzung der Salzach nach oben und der heutige Oberlauf der Salzach nur ein ziemlich unbedeutender Nebenfluss.

v. Kürsinger [2]) vermutet, dass nur durch ortsunkundige Beamte, die in die Gegend versetzt waren, oder durch Schriftsteller, die sie nie besuchten, die Quelle der Salzach an die jetzt dafür angesehene Stätte verlegt sei, und dass man Vierthaler, der zuerst eine Beschreibung des Quellengebiets liefert [3]), schon nach dem alten Irrtume die Stelle gezeigt habe. Er verficht eifrig die Wiedereinführung des alten Namengebrauchs; doch wird die jetzt gebräuchliche Bezeichnung nicht mehr umgestossen werden können, da sich eine ganze Anzahl anderer Namen daran geknüpft haben. Einzelne Schriftsteller unterscheiden auch zwischen Salza und Salzach und wollen den letzten Namen nur für den aus dem Zusammenflusse von Krimmler Ache und Salza entstandenen Hauptfluss (Salza + Ache = Salzach) angewendet wissen [4]).

Gegen den Thalkessel von Krimml, unterhalb dessen sich erst

---

sill, Salzburg 1841, S. 162); Göcking, Vollkommene Emigrationsgeschichte u. s. w. Frankfurt a. M. 1734 und 1737, Bd. I, S. 16 (Göcking hat seine Kenntnis des Landes nur aus dem Munde der Auswanderer); Gercken, Reisen durch Schwaben, Bayern, die angrenzende Schweiz u. s. w. Stendal 1784, Teil II, S. 35; Hübner, Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstentums Salzburg in Hinsicht auf Topographie und Statistik, Salzburg 1796, Bd. II, S. 768; H(übner), Reise durch das Erzstift Salzburg zum Unterricht und zum Vergnügen, Salzburg 1796, S. 67. — Dagegen lässt Hacquet (Reise durch die norischen Alpen, Nürnberg 1791, Teil II, S. 139), den der junge Reisigl begleitete, die Salzach von Nordwesten kommen.

[1]) Kyselak, Skizzen einer Fussreise durch Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg u. s. w. Wien 1829, Teil I, S. 224.

[2]) v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 159—162.

[3]) Vierthaler, Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Oesterreich. Wien 1816, Bd. II, S. 201. Uebrigens spricht Vierthaler in seiner „Geographie von Salzburg zum Gebrauche in unseren Schulen“ (Salzburg 1796, S. 91—93) von zwei Quellen der Salza: Ache und Natternache. Die letztgenannte, der jetzige Oberlauf der Salzach, scheint ihm aber die Hauptquelle zu sein. Auch Kleinsorg (Abriss der Geographie, zum Gebrauche in und ausser Schulen, Bd. II, Salzburg 1797, Anhang S. 25. 75) nennt die Krimmler Ache „eine der 2 Hauptquellen der Salza“.

[4]) Reisigl, Topographisch-historische Beschreibung des Oberpinzgaues im Erzstifte Salzburg. Salzburg 1786, S. 7 (auch in Hübners Physikalischem Taschenbuche für Freunde der Natur, Bd. II, 1785 abgedruckt); Pillwein, Das Herzogtum Salzburg oder der Salzburger Kreis, Linz 1839, S. 82; R. Hinterhuber, Der Tourist im Hochgebirge, Salzburg 1855, S. 128; Dürlinger, Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 379.

die Krimmler Ache mit der Salzach vereinigt, setzt das obere Achenthal in einer 450 m hohen, mehrfach gegliederten Steilstufe ab, und in mächtigen Wasserstürzen fällt die Ache in das Becken hinab. Die Krimmler Wasserfälle[1]) zählen mit Recht zu den grossartigsten der ganzen Alpen, und nur der Umstand, dass sie im innersten Winkel des abgelegenen Oberpinzgaues ihre Schönheit verstecken, verhinderte bisher einen so zahlreichen Besuch, wie sie verdienen. Die Eisenbahn, die jetzt von Zell am See nach Krimml im Bau ist, wird den Besuch wohl steigern. Vor 20 Jahren gab es nur auf dem alten Tauernwege, einem Saumpfade, der auf dem rechten Achenufer in Windungen, oft weit ab von den Fällen aufwärts führt, einige gelegentliche Ausblicke auf die stürzenden Fluten; seit 1879 ist durch den Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein am linken Ufer ein Fussweg geschaffen, der an zahlreichen Punkten dicht an die Fälle heranführt und ihre Schönheit erst erschliesst. Neben einigen kleineren Fällen treten drei Hauptfälle hervor; von ihnen beträgt die Sprunghöhe des obersten und des untersten je über 150 m. Die Thalstufe wird an dieser Stelle durch die Grenze zweier Gesteine verursacht; der harte Zentralgneis der Venedigergruppe stösst hier an den weichen Krimmler Kalk, und in diesem und dem unmittelbar nördlich vorliegenden Thonschiefer ist der weite Krimmler Kessel ausgewaschen, während das Rückwärtsschreiten der Erosion am harten Zentralgesteine Widerstand fand[2]).

Oberhalb der Fälle zieht das Krimmler Achenthal in ziemlich gleichbleibender Steigung und Richtung aufwärts. Die Thalsohle ist fast überall schmal und mit grossen Gneisblöcken überschüttet; von beiden Bergflanken her reichen Schutthalden bis dicht an die Ache. Nach $6^1/_2$ km von den Fällen an ist erst eine Steigung um 200 m eingetreten; hier liegt an der Mündung des Rainbachthales das Krimmler Tauernhaus, eine uralte Raststätte und Unterkunft für den Verkehr über den Krimmler Tauern. Eine niedrige Stufe durchsetzt dann das Thal; weiter aufwärts, wo sich von der Mündung des Windbachthales an das Thal nach Südosten wendet, ist die Neigung wieder bis an den Beginn des alten Gletscherbodens bei 1800 m gering. Dann aber erhebt sich jäh die wild zerklüftete Masse des Krimmlerkeeses in einem Aufschwunge bis auf die Höhen des Kammes bei 3500 m (1700 m Steigung bei 3300 m Horizontalentfernung).

[1]) Abbildung bei Reisigl in Hübners Physik. Taschenbuche II, S. 768; 1785; Vierthaler, Geographie, S. 92; v. Kürsinger S. 146; Rud. Riemann, Die Krimmler Wasserfälle (ZDOeAV 1880, S. 81—94); Issler (NDAZ 10, Nr. 2, 1880).

[2]) Es möge hier gleich die Angabe Pencks (Morphologie der Erdoberfläche, Stuttgart 1894, Bd. 2, S. 77) berichtigt werden, dass von den zahlreichen Thälern, die von den Hohen Tauern sich zur Salzach richten, die oberhalb Bruck gleichsohlig in den Oberpinzgau münden, während die weiter östlichen stufenförmig in Fällen und Klammen münden. Ist das bei den letztgenannten (es handelt sich nur um 3) auch der Fall, so stimmt es für die ersteren durchaus nicht. Nur für das Stubachthal und das Fuscherthal, allenfalls auch für das Habachthal ist der Ausdruck „gleichsohlige Mündung“ berechtigt, während ausser dem Krimmler Achenthale auch das Untersulzbachthal mit einem 50 m hohen Wasserfalle zum Oberpinzgau abstürzt, das Kaprunerthal dicht an der Mündung die sehenswerte, neu erschlossene Sigmund-Thun-Klamm bildet und auch Obersulzbachthal, Hollersbachthal und Felberthal an ihrem Ausgange deutliche Stufenbildung aufweisen.

Die an der östlichen Bergflanke in einer Höhe von 2430 m gelegene Warnsdorfer Hütte (von der Sektion Warnsdorf des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins erbaut) gewährt einen herrlichen Einblick in die blau schimmernden Tiefen der Gletscherspalten und einen ebenso schönen Umblick auf den Gipfelkranz, der das Krimmlerkees umgiebt, und aus dem die beiden Simonyspitzen und vor allem die Dreiherrnspitze emporragen. Nicht weit nordwestlich von diesem stolzen Gipfel, auf dem die Wasserscheiden von Etsch, Salzach und Drau zusammenstossen und einst die Grenzen zwischen Tirol, der oberen Grafschaft Pinzgau und der Herrschaft Windisch-Matrei sich vereinigten, öffnet sich ein Ausweg aus dem obersten Krimmler Achenthale, die Birnlücke (Birlucke) 2671 m, über die ein guter Steig ins tirolische Ahrnthal führt. Die Birnlücke trennt die Zillerthaler Alpen von den Hohen Tauern.

Das östliche Gehänge des Krimmler Thales ist weniger gegliedert als das westliche. Kurze, steile Gräben münden aus den einzelnen engen Karen in Schuttkegeln, die die Ache zu Krümmungen veranlassen. An der Westseite sind die Kare regelmässiger ausgebildet und tiefer eingeschnitten; das nördlichste Kar birgt den Seekarsee, dessen Abfluss erst unterhalb der Fälle mündet. Von den beiden linken Seitenthälern des Achenthales führt das Rainbachthal ins Herz der Reichenspitzgruppe, aber nur mit einem beschwerlichen Uebergange, der Rainbachscharte 2733 m, am Rainbachsee vorüber ins oberste Wildgerlosthal; das Windbachthal, ebenso wie das Rainbachthal mit einer Stufe zum Krimmler Achenthale abfallend, führt dagegen durch eine öde Steinwüste zum Krimmler Tauern 2634 m, dem kürzesten Uebergange vom Pinzgau ins Ahrnthal.

b) Die Venedigergruppe[1]).

Auf eine Strecke von 33 km in der Luftlinie begrenzt der Hauptkamm der Venedigergruppe den Pinzgau im Süden, von der Dreiherrnspitze an bis zum Felbertauern (etwa 2510 m), und auf dieser ganzen Strecke sinkt kein Punkt unter 2600 m, ja nur im östlichsten Viertel liegen zwei Einsattelungen unter 2700 m. Und doch ist der Hauptkamm in dieser Gruppe noch nicht die Linie der grössten Massenerhebung; diese verläuft vielmehr von Nordwesten nach Südosten, von Krimml nach Windisch-Matrei, und weist auf 27 km Luftlinie keinen Punkt unter 2800 m auf[2]). Es zeigt sich schon in diesen Zahlen, dass die allgemeine Erhebung der Venedigergruppe sehr bedeutend ist, und damit stimmt überein, dass die zusammenhängende Gletscherbedeckung bei keiner Alpengruppe östlich vom Brenner so grosse Ausdehnung annimmt.

---

[1]) Simony, Aus der Venedigergruppe (Jahrb. OeAV 1, S. 1; 1865; Harpprecht, Aus der Venedigergruppe (ZDAV 3, 1872); Stüdl und Ed. Richter, Wanderungen in der Venedigergruppe (ZDAV 3, 1872); Hess, Der Grossvenediger (Deutsche Rundschau für Geogr. u. Stat. 8, S. 491—495; 1886).

[2]) Vgl. Böhm, Einteilung der Ostalpen (Pencks Geogr. Abhdl. I, 3), Wien 1887, S. 140. Böhms Vorschlag, auch die Zillerthaler Alpen als Teil der Hohen Tauern zu betrachten, ist nicht durchgedrungen.

Die Venedigergruppe setzt den südwestlichsten Teil der Hohen Tauern, die Röthspitzgruppe, nach Nordosten fort. Von der trennenden Einsattelung, dem Hinteren Umbalthörl 2849 m, schwingt sich der Kamm zur Dreiherrnspitze 3505 m auf und zieht nun mit mancherlei Biegungen und Knickungen über die Simonyspitzen 3489 und 3500 m [1]) und den Grossen Geiger [2]) 3365 m zum Grossvenediger 3660 m, der der ganzen Gruppe den Namen gegeben hat. Am benachbarten Kleinvenediger 3481 m beginnt ein Ausbiegen nach Norden zur Hohen Fürleg [3]) 3276 m, und dann zieht der Kamm nach Osten, wobei er nur noch wenige Gipfel über 3000 m trägt, bis zum Tauernkogel 2986 m. Dieser fällt steil nach Osten zum Felbertauern ab.

Der Grossvenediger [4]) ist Haupt- und Mittelpunkt seiner Gruppe, zugleich auch der höchste Gipfel des Pinzgaues. In vier Thäler blickt er hinab, zwei nördliche und zwei südliche, und die Firnfelder von vier grossen Gletschern stossen an seinem Eishaupte zusammen. Sein Gipfel [5]) besteht ganz aus Firn, und die verschiedenen meteorologischen Verhältnisse der einzelnen Jahre lassen ihn bald höher, bald niedriger werden und verändern von Jahr zu Jahr seine Gestalt. Im allgemeinen erscheint er als Firnhorn, das nach Norden zum Untersulzbachkees überhängt. Durchs Untersulzbachthal schaut er auch weit ins Land hinein und erhebt sein Haupt schon vom Salzachthale aus gesehen hoch in die Luft. Sein ursprünglicher Name ist daher auch Untersulzbacher Venediger oder noch früher wohl Untersulzbacher Keeskogel, während der das Obersulzbachthal beherrschende Grosse Geiger der Obersulzbacher Keeskogel hiess.

Der Name Venediger stammt wohl aus der Sage; die Venedigermännchen, die mit besonderen Kenntnissen ausgerüstet nach edlen Metallen suchen, treten in den Sagen des Pinzgaues öfter auf. Ein Grenzbeschreibungsprotokoll von 1797 [6]) erklärt den Namen dadurch, dass man von seinem Gipfel aus Venedig sehen könne; aber erstens ist der Name doch schon älter als die erste Ersteigung des Berges, die 1841 stattfand, und zweitens ist bisher noch nicht Venedig von

[1]) Hecht, Dreiherrnspitze und Simonyspitze (ZDOeAV 1878, S. 244); Purtscheller (MDOeAV 1882, S. 188). Die reambulierte österreichische Spezialkarte kennt nur eine Simonyspitze und setzt an die Stelle der bisherigen Oestlichen Simonyspitze den Namen des noch weiter östlich zu suchenden Vorderen Maurerkeeskopfes.

[2]) Lammer (Tourist 1892, Nr. 17).

[3]) Lammer (MDOeAV 1895, S. 32).

[4]) Simony (Mitt. k. k. geogr. Ges. Wien 1857, S. 76); v. Ruthner, Aus den Tauern. Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen. Wien 1864. S. 289; Hess (Tour. Blätter 1877, Nr. 4); Lammer, Der Grossvenediger und die Geschichte seiner Ersteigungen (ZDOeAV 1887, S. 322). — v. Trentinaglias erdichtete Schilderung einer Venedigerbesteigung (Aus allen Weltteilen 1, S. 235; 1870) hat durch Stüdl die verdiente Abfertigung gefunden (ebenda 2, S. 250; 1871).

[5]) Dechy, Die höchste Spitze des Grossvenedigers (MDOeAV 1876, S. 27), besonders aber Lammer (ZDOeAV 1887, S. 333) mit eingehender Litteratur.

[6]) v. Kürsinger und Spitaler, Der Grossvenediger in der norischen Central-Alpenkette, seine erste Ersteigung am 3. September 1841, und sein Gletscher, Innsbruck 1843, S. 4.

seinem Gipfel wirklich gesehen worden, obgleich mancherlei Versuche gemacht worden sind, die Möglichkeit einer solchen Sichtbarkeit durch Rechnung nachzuweisen [1]. Neuerdings brachte v. Wieser [2] den Namen mit dem illyrischen Stamme der Veneter in Verbindung, durch einen Gräberfund bei Prägraten südlich von der Venedigergruppe dazu angeregt.

Der Grossvenediger ist ein Berg, der jetzt jährlich von Hunderten erstiegen wird; denn die Schwierigkeit seiner Besteigung ist nicht nennenswert, dagegen der Rundblick prachtvoll. Mehrere Hütten der alpinen Vereine ermöglichen ein Uebernachten in grosser Höhe, so dass am frühen Morgen in wenigen Stunden der Gipfel erreicht sein kann. Dann schweift der Blick von der im Osten kühn aufragenden Glocknergruppe zu den Zillerthaler Alpen im Westen und darüber hinaus; im Norden erscheint die ganze Kette der Kalkalpen von der Zugspitze bis zum Dachstein und jenseits das weite Alpenvorland; im Süden endlich locken der südtiroler Dolomitalpen abenteuerliche Gestalten, und fern im Südosten erhebt der Triglav sein trotziges Haupt.

Nach Süden zu lösen sich vom Hauptkamme der Venedigergruppe unregelmässige, zackig verlaufende Seitenkämme ab, im Norden ist die Gliederung eine ganz regelmässige. Fünf Kämme erstrecken sich hier vom Hauptkamme bis zum Salzachthale und schliessen zwischen sich vier Thäler ein, die alle am Hauptkamme wurzeln. Der mächtigste dieser Kämme ist der westlichste, der Krimmlerkamm, der das Krimmler Achenthal vom Obersulzbachthale trennt und im Norden zwischen Krimml und Wald mit einzelnen Aesten jäh abbricht; sein höchster Gipfel ist die noch rings von Gletschern umgebene Schlieferspitze 3290 m. Eine Höhe von über 2800 m behält der Kamm 13 km weit bis zur Zersplitterung in seine Aeste, und der tiefste Uebergang der ganzen Strecke, das vergletscherte Krimmler Thörl 2814 m, liegt dem Zentralkamme am nächsten. An den Flanken des Krimmler Kammes, besonders an seiner Ostseite zum Obersulzbachthale hin, reihen sich typisch ausgebildete Kare aneinander, riesige Kessel von mehr oder weniger regelmässigem Umrisse und stets mit engem, schluchtartigem, zum Obersulzbache abstürzendem Ausgange. Im Innern der nördlichen dieser Kare liegen schöne Hochseeen, unter denen der Seebachsee der grösste ist. Sein Abfluss stürzt in prächtigem, 400 m hohem, gestuftem Falle in die enge Schlucht des Obersulzbachs hinab.

Die beiden nächsten Kämme, der Sulzbachkamm und das Sulzbacher Gemsengebirge, sind schroff aufsteigende und beiderseits steil abfallende zackige Felsrücken. Der Sulzbachkamm beginnt mit dem Nordwestgrate des Grossvenedigers, taucht dann unter die über ihm zusammenfliessenden Firnfelder des Ober- und des Untersulzbachkeeses, in denen er nur als sanfte Erhebung (Zwischensulzbachthörl 2878 m) erscheint, und schwingt sich dann wieder

[1]) Nicolai, Der Grossvenediger (Gaea 14, S. 441—450; 1878).
[2]) Beiträge zur Anthropologie von Tirol, Innsbruck 1894 (angeführt nach MDOeAV 1894, S. 255).

zum Keeskogl 3298 m mächtig empor; nach Norden nimmt er allmählich an Höhe ab und endet im schön bewaldeten Mitterkopfe 1671 m. Das Sulzbacher Gemsengebirge setzt an der Hohen Fürleg an und sendet nur am nördlichen Ende mehrere ausstrahlende Nebengrate aus.

Kräftiger gegliedert ist der nächste, der Plessachkamm, nach dem Plessachkopfe 2907 m benannt. Seine kurzen, im spitzen Winkel sich ablösenden Seitenäste schliessen mit dem Hauptkamme grosse, tiefe Mulden ein, von denen die südlichste einen nicht unbeträchtlichen Gletscher, das Watzfeldkees, birgt, während kleine Seeen den innersten Grund der nördlichen bedecken. Der östlichste endlich der Nordkämme der Venedigergruppe, der Pihapperkamm, nimmt am Tauernkogel seinen Anfang, bildet eine weite Strecke lang einen schmalen, scharfen, beiderseits in Felswänden abfallenden Grat und hat auch nur wieder nahe seinem Nordende kurze Seitenäste.

Vier Thäler führen vom Hauptkamme her das Gletscherwasser zur Salzach. In der Sulzau, einer rechtseitigen Erweiterung des Salzachthales, münden nahe bei einander Ober- und Untersulzbach. Von ihnen ist namentlich der Obersulzbach[1]) ein böser Geselle, dessen tosendes und nahe der Mündung noch über eine Stufe von 200 m Höhe herabbrausendes Wasser oft genug Steine und Schutt im Uebermasse ins Salzachthal gebracht und den Boden der Sulzau überflutet hat. Jetzt hält eine gemauerte Sperre nahe dem Thalausgange den Schutt zurück. Der ganze untere Teil des Thales ist an beiden Hängen dicht mit schönem Fichtenwalde bestanden, durch den nur hier und da ein Seitengraben einen weissen Schuttstreifen gezogen hat; erst nach der Ueberwindung der unteren Stufe, in die gerade der Seebachfall sich ergiesst, betritt man einen ebenen, nur sanft zum Gletscherende ansteigenden Thalboden, und an einer Reihe von Almen vorüber geht es langsam empor. Den Hintergrund schliesst ein wirkungsvolles Bild; graubraun hebt sich der verlassene Gletscherboden in ungeheurer Ausdehnung steil empor, der Gletscherbach stürzt in raschen Sprüngen über die abgeschliffenen Felsen, und darüber glänzt weiss das Firnfeld des Obersulzbachkeeses, noch überragt von der dreieckigen Gestalt des Grossen Geigers. Mühsam ist der Weg durch die gewaltigen Blöcke, die der Gletscher einst herabbrachte, und über die steilen, trümmerbesäten Wände, die die Gletscherzunge zwischen sich einschliessen; aber oben belohnt die Mühe reichlich der Blick von der gastlichen Kürsingerhütte der Alpenvereinssektion Salzburg (2558 m) über das ganze Firnmeer des Obersulzbachkeeses und die rings aufragende Gipfelwelt, und von Südwesten her scheinen über das Krimmler Thörl noch Dreiherrnspitze und Simonyspitzen herein.

Während das Obersulzbachthal an seinem oberen Ende sich durch das Zurücktreten des Sulzbachkamms erweitert, spitzt sich das nachbarliche Untersulzbachthal nach oben zu. Ueberhaupt ist es enger und wilder als das Obersulzbachthal, schmaler der Thalboden, näher

[1]) Nordmann, Das Obersulzbachthal (Augsb. Allg. Ztg., Wochenausgabe 1867, Nr. 43, S. 340—342).

die Seitenkämme. Der Untersulzbach mündet mit einem 50 m hohen, in einem Satze in die Sulzau stürzenden Wasserfall[1]). Noch zwei weitere Stufen weist das Thal auf; dann geht es mit allmählicher Steigung zur langen, schmalen Gletscherzunge hinauf. Aehnlich gebaut ist das nächste, das Habachthal; nur erscheint dieses Thal noch mehr als schmaler, mit gleichmässig starkem Gefälle ansteigender Graben, auf dessen Sohle man nicht sieht, dass über den schroffen unteren Wänden noch weite, begrünte Hänge mit geringerer Steilheit sich hinziehen.

Einen viel sanfteren Charakter zeigt das folgende, zwischen Plessachkamm und Pihapperkamm eingesenkte Hollersbachthal[2]). Dicht an der Mündung ist eine felsige Stufe zu ersteigen, dann betritt man ein langhingestrecktes, grünes Hochthal, dicht mit Almen besetzt. Aus jedem der kurzen Seitengräben quillt ein Schuttkegel hervor und drängt den Bach abwechselnd an die eine und die andere Thalwand. Erst 10 km von der Mündung folgt eine weitere Steilstufe, über ihr ein ebener Thalgrund, ein altes Seebecken. Eine zweite, höhere Stufe ist zu überwinden, ein neuer, kleiner Seeboden zeigt sich, und nun erst schliesst sich der Thalhintergrund. Ein kürzerer Seitenast, der in die obere Stufe mündet, führt zum schönen Kratzenbergsee, dem grössten Hochsee des Pinzgaues.

Die Uebergänge, die aus diesen Thälern über den Hauptkamm nach Süden führen, sind fast sämtlich vergletschert. Am häufigsten werden das Ober- und das Untersulzbachthörl begangen, die aus den beiden gleichnamigen Thälern ins Iselthal und ins Gschlöss führen. Nur aus dem Hollersbachthale, dessen Hintergrund nur kleine Gehängegletscher trägt, führen zwei Pässe unter 2700 m ins Gschlöss; doch sind sie wegen der Nähe des immer noch bequemeren Felbertauerns für den grösseren Verkehr ohne Bedeutung. Auch die spärlich vorhandenen und meist mühsamen Uebergänge über die nördlichen Seitenkämme werden selten benutzt, nur die beiden vergletscherten Pässe über den Krimmlerkamm und den Sulzbachkamm werden häufiger begangen. Das Zwischensulzbachthörl nämlich wird bei dem Wege vom Grossvenediger zur Kürsingerhütte überschritten, und das Krimmler Thörl dient zur Verbindung dieser Hütte mit der Warnsdorferhütte im obersten Krimmler Achenthale.

c) Die Granatspitzgruppe[3]).

Zwischen die beiden mächtigsten Erhebungen der Hohen Tauern, die Venedigergruppe und die Glocknergruppe, schiebt sich als untergeordnetes Glied die Granatspitzgruppe (Landeckgruppe) ein.

[1]) v. Kürsinger S. 117; Simony, Aus dem Pinzgau (Mitt. k. k. geogr. Ges. Wien 15, S. 479; 1872).

[2]) Purtscheller (MDOeAV 1883, S. 156).

[3]) Demelius und v. Schmid, Aus der Granatkogelgruppe (ZDAV 4, S. 41—66; 1873); Rabl und Strauss, Wanderungen in der Granatkogelgruppe (Jahrb. OeTC 7, S. 104; 1876); v. Prrelmayer, Die Granatspitzgruppe in den Hohen Tauern (ZDOeAV 1895, S. 174—200).

Ihre Haupterstreckung fällt in die Richtung von Norden nach Süden, und ihre höchsten Erhebungen liegen erst auf der südlichen, tiroler Seite der Tauern. Dennoch sind die im Tauernhauptkamme gelegenen Gipfel Granatspitze 3085 m, Sonnblick[1]) 3087 m und Landeckkopf 2910 m die eigentlichen Mittelpunkte der Gruppe. Um sie scharen sich am dichtesten die zahlreichen kleinen Gletscher der Gruppe, und von ihnen aus gehen die nach Norden und Süden laufenden Seitenkämme ab, die in schöne Thäler mit lieblichen Seespiegeln hinausschauen. Von der Granatspitze nach Süden zieht der Muntanizkamm, der den Grossen Muntaniz 3231 m trägt, die höchste Erhebung der Gruppe; nach Norden erstreckt sich vom Landeckkopfe aus der Scheibelbergkamm, der sich lange auf einer Höhe von 2600 bis 2700 m hält und mit seinem breiten, dichtbewaldeten Ende das Salzachthal zwischen Mittersill und Uttendorf begrenzt. Er trägt keine hervorragenden Gipfelgestalten und zeigt nur in der südlichen, dem Hauptkamme näher gelegenen Hälfte schroffere Wandabbrüche; in der nördlichen Hälfte herrscht grüne Berasung vor. Er ist der sanfteste aller nördlichen Tauernkämme, wie ja auch die Gruppe, der er angehört, an Entfaltung der Hochgebirgsnatur hinter den anderen zurücksteht. Und doch gehören die beiden Thäler, in die der Kamm hineinblickt, zu den schönsten der Salzburger Tauernthäler; sie verdanken das zunächst ihrem Seeenreichtum, dann aber auch zum Teil dem Umstande, dass gerade ihre anderen Thalwandungen die Grossartigkeit bringen, die der Scheibelbergkamm ihnen vorenthält.

Im Westen führt das Felberthal, benannt nach dem Dörfchen Felben am Thalausgange, dem Stammsitze des einst blühenden salzburgischen Ministerialengeschlechts der Felber, zu der tiefsten Einsenkung im ganzen Tauernhauptkamme, dem Felbertauern 2510 m, der zugleich den nördlichsten Punkt des hier am meisten nach Norden vorgebogenen Hauptkammes bildet. Der eigentliche Thalausgang ist eng, und eine niedrige Stufe ist zu überwinden; dann steht man auf einem ausgefüllten Seeboden, in den die Wildbäche der Thalflanken, namentlich von der im Westen liegenden aussichtsreichen Pihapperspitze 2514 m her, ihre Schuttkegel vorgeschoben haben. Eine Anzahl Bauernhöfe treffen wir beim Weiterschreiten; wir sind im ersten Tauernthale, in dem der Ackerbau nicht schon an der Thalmündung Halt macht. Je weiter wir in der Reihe der Seitenthäler nach Osten vorrücken, desto mehr wächst Besiedelung und Ackerbau, desto tiefer liegt allerdings auch ihre Mündung. Das Krimmler Achenthal am Fusse der Fälle, also der Beginn des Salzachhauptthales, liegt bei 1062 m, das Felberthal mündet bei 787 m, und das östlichste Thal, dessen Mündung noch dem Pinzgau angehört, öffnet sich bei Lend in einer Höhe von 640 m zur Salzach.

Sechs Kilometer oberhalb der Mündung gabelt sich das Felberthal, durch einen vom Tauernhauptkamm nach Norden vorspringenden kurzen Seitenkamm in zwei Aeste geteilt. Der längere dieser beiden Seiten-

---

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem durch seine meteorologische Hochstation bekannten Sonnblick 3107 m in der Goldberggruppe.

äste ist der östliche, die Amerthaler Oed, die in gerader Linie in die Granatspitzgruppe hineinreicht. Es ist eine gleichmässig steilwandige Furche, deren Boden in mehreren Stufen aufsteigt und in einigen Verflachungen und Erweiterungen alte Seebecken noch deutlich erkennen lässt. Mit einem grossartigen Felszirkus schliesst das Thal nach oben; rings hängen steile Firnfelder von den Gipfeln, und im Grunde des Kessels ruht als leuchtender Smaragd der runde Amersee (Amerthaler See).

Der westliche Thalast setzt den Namen des Felberthales fort, obgleich er der kürzere ist; er ist aber bei weitem der wichtigere, weil er zum Felbertauern führt. Während die Amerthaler Oed nur eine Reihe von Almen enthält, finden wir im oberen Felberthale noch zwei dauernd bewohnte Ansiedelungen, bis an die auch noch der Getreidebau reicht: die beiden Tauernhäuser Schösswend und Spital 1174 m, vielleicht die ältesten dieser Art Ansiedelungen. Weiter aufwärts folgt bald eine Stufe, durch zwei mächtige Bergstürze von beiden Bergflanken gebildet, und hinter diesem Damme erscheint der liebliche Hintersee 1312 m, schon zur Hälfte von den Trümmern zugeschüttet, die zahlreiche Bächlein ihm in wilden Sprüngen über die steilen Hintergehänge zuführen. Hier hat das Thal scheinbar ein Ende; erst nach 1½stündigem mühsamem Anstiege über den östlichen Bergsturz zeigt sich ein oberer Thalboden, und auf ihm erkennen wir deutlich die Spuren alter Gletscherthätigkeit. Mehrere kleine Seeen sind auf dem alten Moränenboden verstreut; der schönste ist der rundliche, im tiefen Felsschatten liegende und daher noch bis in den Juli hinein zugefrorene Plattsee 2210 m. Ueber kolossale, glattgescheuerte Felsen und Rundbuckel geht es weiter hinauf; einzelne Schneefelder schieben sich ein. Endlich stehen wir auf der Höhe des Felbertauerns; jenseits zeigen sich Tauernthal und Gschlöss, und neue Gipfel erheben sich über ihnen.

Auch das östliche Grenzthal der Granatspitzgruppe, das Stubachthal, zeichnet sich durch seinen Wasserreichtum und seine Seeenzahl aus. Es hat unter allen Tauernthälern die weiteste und ebenste Mündung; erst 10 km von der Mündung hat es eine Höhe von 1000 m. Auf dieser untersten Thalstrecke liegen ausser einer ganzen Anzahl kleinerer Einzelgehöfte drei grosse Bauernhöfe, deren Besitzer, die Enzinger, Widrechtshauser und Fellerer, einst die drei Könige des Pinzgaues [1]) genannt wurden und durch die Ausdehnung ihres Grundbesitzes und ihren Reichtum an Herdenvieh diesen Namen unter ihren bäuerlichen Gaugenossen wohl verdienten.

Auch das Stubachthal gabelt sich etwa bei 1000 m; ins Herz der Granatspitzgruppe dringt hier der westliche Ast, die Dorfer Oed, gleich ihrer westlichen Nachbarin, der Amerthaler Oed, ein einsames, in mehreren Stufen aufsteigendes und mit einem grossen Felskessel endendes Hochthal, aber ohne See am Thalschlusse. Das obere Stubachthal selbst schwingt sich nun in einer Stufe zur Hopfbachalm und in einer weiteren zum Enzinger Boden auf. Dort erfolgt abermals

[1]) v. Kürsinger S. 198; Peters, Aus meinen Erinnerungen an den Pinzgau (Oesterreichische Revue 1867, Heft 7, S. 154).

eine Teilung in zwei Thalzweige, die durch den Zug des Schafbühels getrennt sind. Eine Eigentümlichkeit des oberen Stubachthales liegt aber besonders darin, dass sich in jeden Thalzweig noch ein Längsriegel einschiebt, der mit den Seitenwänden des Thales nur in loser Verbindung steht, und dass es so vier parallele Furchen giebt, von denen man in jeder südwärts zum Thalschlusse vordringen kann. Es ergiebt sich daraus die überraschende Mannigfaltigkeit der Eindrücke im oberen Stubachthale, zugleich auch die Schönheit der Rundschau von irgend einer Erhebung dieser Längsriegel. Am schönsten ist der Blick vom Schafbühel 2350 m; in alle Mulden und Kare kann man blicken und die mächtige Umrandung mit ihren schroff zu Thale brechenden Felswänden überschauen.

Die beiden Bäche, die sich auf dem Enzinger Boden vereinigen, heissen Weissenbach und Tauernmoosbach. Beide stürzen in mächtigen Wasserfällen zum Enzinger Boden ab, der selbst als alter Seeboden erscheint. Steigt man am westlichen Zweige, an den Fällen des Weissenbachs aufwärts, so erscheint 250 m über dem Enzinger Boden die herrlich klare, grüne Flut des Grünsees 1699 m, dessen Wasser sich dicht an die Ostseite des Thalastes drängen. Weitere Stufen folgen in buntem Wechsel mit Weitungen, die einst ebenfalls von Seeen erfüllt waren, und endlich öffnet sich als weiter Kessel der obere Thalschluss, im Grunde vom Weisssee 2218 m bedeckt. Die wild herabwogenden Eismassen des Sonnblickkeeses spiegeln sich in seinen Fluten. Wenige Meter über dem See ladet zur Einkehr die Rudolfshütte der Alpenvereinssektion Austria (2242 m), die an einer tiefen Senkung des Schafbühelzuges liegt und daher von jedem der beiden Thaläste leicht erreicht werden kann. Jenseits führt der steinige Pfad zu der nur 300 m über dem See liegenden Einsattelung des Tauernhauptkammes weiter, zum Kalsertauern 2512 m, der die Granatspitzgruppe von der Glocknergruppe trennt.

Der Tauernmoosbach gehört daher eigentlich schon ganz der Glocknergruppe an. Vom Enzinger Boden aus geht es steil am entgegenstürzenden Bache aufwärts, und erst in der doppelten Höhe wie drüben am Weissenbache öffnet sich hier die enge Thalschlucht zur weiten, versumpften Fläche des Tauernmooses. Der umfangreiche, aber flache Tauernmoossee am Nordende dieser Fläche ist noch ein Rest des Sees, der einst das ganze Becken erfüllte. Der Abfluss des zur Glocknergruppe gehörenden Oedenwinkelkeeses schlängelt sich träge in unzähligen Armen durch den ausgefüllten Boden.

Als Uebergänge in der Granatspitzgruppe sind nur die beiden Lücken des Hauptkammes von Wichtigkeit, welche die Gruppe begrenzen, der Felbertauern und der Kalsertauern. Sie bilden die kürzesten Verbindungen vom Oberpinzgau nach Windisch-Matrei und Kals. Von der Dorfer Oed führt die Weite Scharte oder Landeckscharte [1]) ins Landeck- und Tauernthal; doch ist sie 200 m höher als die beiden Tauernübergänge, und der Aufstieg von der Dorfer Oed zu ihr ist weit steiler und beschwerlicher. Im nördlichen Seitenkamme der Granat-

[1]) Gröger, Die Landeckscharte (ZDOeAV 1879, S. 142).

spitzgruppe vermittelt die Glanzscharte 2354 m einen von den Landesbewohnern benutzten Uebergang aus der Amerthaler in die Dorfer Oed.

d) Die Glocknergruppe[1]).

Aehnlich wie die Granatspitzgruppe hat auch die Glocknergruppe ihre Haupterstreckung von Norden nach Süden. Vom Salzachthale bis zum Peischlachthörl 2482 m, dem Verbindungssattel zur Schobergruppe, ist eine Entfernung von 30 km, während die Ausdehnung von Osten nach Westen, vom Kalsertauern bis zum Hochthor des Heiligenbluter Tauern, nur 18 km misst. Die höchsten Erhebungen der Gruppe liegen nicht im Hauptkamme; der Grossglockner 3798 m, der noch zu Anfang dieses Jahrhunderts gewöhnlich als der „dreifache Eckpfeiler" zwischen Tirol, Salzburg und Kärnten angesehen wurde[2]), liegt in dem einzigen, kurzen, aber mächtigen, nach Süden ausstrahlenden Seitenkamme, und das Wiesbachhorn 3570 m ist weit nach Norden vorgeschoben.

Der Hauptkamm macht zwischen den beiden begrenzenden Tauernübergängen grosse Biegungen. Vom Kalsertauern läuft er nach Südosten bis zum Eiskögele 3439 m, der Abzweigungsstelle des Glocknerkamms und dem wirklichen Eckpfeiler der drei Länder; dann folgt ein Umbiegen nach Nordosten zum Johannisberg[3]) 3467 m und weiter nach Nordnordwesten zur Hohen Riffel 3346 m. Die tiefe Mulde, in welche die genannten Gipfel nach Nordwesten zu in pralligen Steilwänden abbrechen, birgt das Oedenwinkelkees, dessen Abfluss den Tauernmoossee im Stubachthale speist. Von der Hohen Riffel zieht der Hauptkamm nach Osten zum Mittleren Bärenkopf 3367 m, dann aber wieder nach Südosten zum Fuscherkarkopf[4]) 3366 m. Das weite Becken vom Eiskögele bis zum Fuscherkarkopf mit seiner herrlichen Gipfelumrahmung ist bis an die Umrandung mit Firn gefüllt, und die grossen Schneemassen speisen den grössten Gletscher der Ostalpen, die Pasterze, die noch vom Glocknerkamme her Zuflüsse erhält. In vergletscherten Uebergängen flutet aber das Firnmeer im Norden über die Umrandung hinaus, und zwischen der Hohen Riffel und dem Mittleren Bärenkopfe insbesondere besteht über das Riffelthor[5]) 3115 m hinüber eine breite Schneeverbindung der Pasterze mit dem nach Norden zu sich absenkenden Karlingerkeese.

Vom Fuscherkarkopfe aus zieht der Hauptkamm nach Osten weiter,

---

[1]) Hofmann und Stüdl, Wanderungen in der Glocknergruppe (ZDAV 2, S. 311; 1871); Beer, Die Glocknergruppe (Deutsche Rundschau für Geogr. u. Stat. 2, S. 522; 1880).

[2]) Hacquet, Mineralogisch-botanische Lustreise von dem Berg Terglou in Krain bis zu dem Berg Glokner in Tyrol, 2. Aufl., Wien 1784, S. 82; Schultes, Reise auf den Glockner, Wien 1804, Teil II, S. 67. 290; Vierthaler, Wanderungen II, S. 270. 272. Noch in Ungewitters Neuester Erdbeschreibung, 5. Aufl., Dresden 1873, Bd. I, S. 80, ist der Glockner auf der Grenze von Salzburg und Tirol angegeben.

[3]) v. Ruthner, Aus den Tauern S. 193; Kögler (ZDOeAV 1877, S. 249).

[4]) Zöppritz (MDOeAV 1879, S. 91).

[5]) v. Ruthner S. 114.

A. Schuler, d.

Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. X, 2.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Hohe Tenn und Wiesbachhorn vom Schmiedinger Kees aus.

jetzt weniger gekrümmt und im ganzen niedriger. Nach der immer noch vergletscherten Einsenkung der Pfandlscharte 2665 m folgt noch ein Aufschwung zum Spielmann 3028 m und zu dem weit über den Zeller See nach Norden schauenden Brennkogel[1]) 3021 m, dann aber ein rascher Abfall zum Hochthor 2573 m.

Die beiden nach Norden zum Salzachthale ziehenden Seitenkämme zeigen unter allen nördlichen Seitenkämmen der Hohen Tauern den massigsten Aufbau und die umfangreichste Gletscherbedeckung; nur der Krimmler Kamm kommt ihnen darin nahe, erreicht sie aber bei weitem nicht in der individuellen Ausgestaltung der einzelnen Gipfelbildungen. Der Kaprunerkamm[2]) beginnt an der Hohen Riffel. Auf eine tiefe Einsenkung, das Kapruner Thörl 2635 m, folgt rasch ein Aufschwung zum schöngeneigten Eishaupte des Hocheiser 3206 m, und der Kamm zieht arg zerschartet weiter zur prächtigen Pyramide des aussichtsreichen Kitzsteinhorns[3]) 3204 m, das mit scharfen Graten überall das Schneegewand durchbricht. Hier schwenkt der Kamm nach Nordwesten zum Schmiedinger 2960 m um; an die Nordostseite dieses Kammstücks lehnt sich das Schneefeld des Schmiedingerkeeses an, das weit nach Norden in das Zeller Becken hineinleuchtet. Am Schmiedinger tritt eine Gabelung des Kammes ein, und eine ebensolche wiederholt sich noch zweimal im weiteren Verlaufe, so dass hier zwischen Stubachthal und Kaprunerthal drei kleinere Nebenthäler des Salzachthales entstehen, die ihren Ursprung nicht am Tauernhauptkamme haben.

Noch mächtiger als sein westlicher Nachbar ist der Fuscherkamm[4]) entwickelt. Schroff fällt er zu beiden Seiten in das Thal ab[5]), und sein zackiger Verlauf bringt es mit sich, dass nicht alle seine Gipfel von beiden Thälern aus sichtbar sind. Auf den älteren Karten sind daher die Namen der Gipfel arg durcheinandergeworfen, und erst Ed. Richter gebührt das Verdienst, hier Ordnung geschafft zu haben[6]). Der Kamm setzt am Mittleren Bärenkopf 3367 m an; seine Hauptgipfel sind der Grosse Bärenkopf 3406 m, das stolze Wiesbachhorn[7]) 3570 m, das von Nordwesten her mit breiter Schneewand als Dreieck erscheint (Beil. 2), von Norden und Nordosten dagegen seine schroff zugespitzte hornförmige, fast überhängende Gestalt zeigt, und die Hohe Tenn[8]) 3371 m, von deren nördlichem, vergletschertem Vor-

[1]) v. Ruthner S. 180.

[2]) „Kitzsteinkamm" bei v. Lendenfeld, Aus den Alpen, Leipzig 1896, Bd. 2, S. 338; er müsste mindestens Kitzsteinhornkamm heissen.

[3]) Hetz (ZDOeAV 1874, S. 409); Martiensen (ZDOeAV 1876, S. 72); Kögler (ZDOeAV 1877, S. 339); Purtscheller (MDOeAV 1882, S. 191).

[4]) „Wiesbachkamm" bei v. Lendenfeld a. a. O.

[5]) Der Abfall des Wiesbachhorns gegen die Ferleiten mit 2430 m Höhenunterschied bei nur 4 km Horizontaldistanz wird in den Ostalpen nicht übertroffen (Böhm, Einteilung der Ostalpen S. 141).

[6]) Ed. Richter, Studien über die Spezialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie (ZDOeAV 1877, S. 53).

[7]) v. Ruthner, Aus den Tauern S. 62; Kaindl (Tourist 1871, S. 325. 460); Facilides (ZDOeAV 1877, S. 337).

[8]) P. Riemann (MDOeAV 1878, S. 165); Purtscheller (OeAZ 1883, Nr. 109. 110).

gipfel sich ein steiler Gletscher nach Norden ins Hirzbachthal senkt und mit seiner weissen Fläche den Blick vom Zeller See nach Süden wirkungsvoll abschliesst. Weiter nach Norden wird der Kamm niedriger und verzweigt sich, doch weist er noch prachtvolle Gipfelbauten auf. Besonders das Imbachhorn 2472 m, das schroff nach Norden abbricht, während auch die begrasten Flanken sich steil in die Thäler an den Seiten herabsenken, verdient als Aussichtspunkt über das Zeller Becken und die Kalkberge im Norden grössere Beachtung, als ihm zu teil geworden ist.

Der nächste nördliche Seitenkamm, der Schwarzkopfkamm, beginnt zwar am Brennkogel, die tiefe Einsattelung des Fuscher Thörls 2405 m unterbricht ihn aber bald, und da sein weiterer Verlauf sich in seiner geologischen Zusammensetzung wie in seiner äusseren Erscheinung enger an die weiter folgenden nördlichen Seitenkämme der Goldberggruppe anschliesst, so hat ihn Böhm[1]) zu dieser Gruppe gezogen. Seinem Beispiel soll hier gefolgt werden.

Unter den kleineren Thälern, die östlich vom Stubachthale sich zum Salzachthale öffnen und ihren Beginn an den Gabelungen des Kapruner Kammes haben, ist das Mühlbachthal das längste. Verwitterte Geröllhänge umgeben sein oberes, mit zahlreichen Almen besetztes Ende.

Ins Herz der Glocknergruppe führt das Kaprunerthal[2]), das daher mit allen Reizen der Hochgebirgsnatur geschmückt ist und vollauf das Lob verdient, das ihm begeisterte Naturfreunde von jeher gespendet haben. Vollends seitdem neuerdings durch grosse Bauten und Weganlagen das Thal auch für den grösseren Verkehr erschlossen ist, kommt seine Grossartigkeit voll zur Geltung. Es gehört zu den kürzesten Tauernthälern, da es von seiner Mündung bis zum Riffelthore nur 19 km misst; deshalb geht auch die Entfaltung der Gebirgsnatur schneller und ohne langweilige Zwischenglieder vor sich. Durch auffallend regelmässige Stufenbildung zeichnet es sich ferner vor seinen Nachbarthälern aus. Nur ein kurzes Stück dicht an der Mündung ist eben und noch dicht besiedelt; dann schiebt sich ein Riegel, der Bürgkogel, mitten hinein, und an seiner westlichen Seite hat sich die Kapruner Ache eine tiefe Klamm ausgewaschen. Noch vor wenigen Jahren gab es nur einen flüchtigen Einblick von oben her in die Tiefe dieses Schlundes; jetzt führt dicht an dem tosenden Wasser entlang auf mächtigen Holzbalken der sichere Pfad, und die Auswaschungen an den Wänden wie die glattgescheuerten Blöcke im Achenbette legen Zeugnis ab von der Arbeitsweise des Wassers. Beim Austritte aus der Klamm, die nach dem Statthalter des Herzogtums Salzburg den Namen Sigmund-Thun-Klamm erhalten hat, umfängt uns wieder grüner Thalboden, von Westen her stürzen in raschem Sprunge die Gewässer eines Seitengrabens aus der Höhe, und bald nimmt uns der dunkle Ebenwald

[1]) Böhm, Einteilung der Ostalpen S. 140.

[2]) Gruber, Das Kaprunerthal in Pinzgau, Salzburg 1871; Widmann, Neues und Altes vom Kaprunerthale (MDOeAV 1896, S. 4); Kaiser, Kaprunerthal-Moserboden, Wien 1896; Blaschka (Illustr. Ztg. Bd. 103, Nr. 2673; 1894 und Bd. 106, Nr. 2766; 1896).

auf. In ihm geht's allmählich aufwärts, bald nimmt die Steilheit zu, und nun stehen wir vor dem prächtigen Bau des Gasthofs am Kesselfall. Hier stürzt die Ache tief in den Kessel, der bis zum Grunde zugänglich gemacht ist, und neben ihr ergiessen sich in dasselbe Becken noch zwei andere Wasserstürze.

Weiter geht es hinauf; ein steiler Hang trennt uns von der folgenden Thalstufe. Ueberall stürzt das Wasser herab, bald aus enger Schlucht als geschlossene Masse hervorbrausend, bald in Staub aufgelöst über den ragenden Fels sprühend, bald in mächtigen Rasenquellen aus dem Boden brechend. Im Zickzack leitet der Weg hinauf. Schon schauen die Gipfel der Seitenkämme grüssend ins Thal, und eben führt uns der Pfad nun auf den nächsten, almbesetzten Absatz, den Wasserfallboden, in dessen Hintergrunde wieder die Bäche über eine neue Stufe stürzen. Zwei Gasthäuser, die Rainerhütte und die Orglerhütte, stehen auf dem Wasserfallboden. Auch die neue Stufe wird erstiegen, und dann zeigt sich als oberste Thalstufe der Moserboden, ein ebenes, trümmerbedecktes Gefilde, vom abfliessenden Gletscherbache in vielen Armen durchströmt, umrahmt von dem ganzen Gipfelkranze von der Hohen Tenn bis zum Kitzsteinhorn und im Süden abgeschlossen von der Eismauer des Karlinger Keeses. Fürwahr ein Prachtstück der Hochalpennatur!

Wesentlich anders zeigt sich das Fuscherthal, das zwischen Fuscherkamm und Schwarzkopfkamm zur Pfandlscharte hinaufzieht. Während im Kaprunerthale die Höhe von 1300 m schon bei einer Entfernung von 9 km von der Thalmündung aus erreicht wird, muss man im Fuscherthale die doppelte Strecke dazu zurücklegen. Der Ausgang des Thales ist eben und breit, und es ist von Westen her das erste Tauernthal, das grössere Ansiedelungen trägt. Zahlreiche Bauernhöfe beleben Grund und Hänge des unteren Thalabschnitts, und 6 km von der Mündung findet sich noch ein ganzes Dorf, Fusch, nur 50 m höher gelegen als die Thalmündung. Erst hinter Dorf Fusch steigt die Thalsohle in ziemlich enger Schlucht schneller auf, aber schon in einer Höhe von 1120 m erweitert sich das Thal aufs neue zu dem grünen Thalboden der Ferleiten, der dann auf weitere 6 km wieder nur um 200 m ansteigt. Am unteren Ende der Ferleiten wird noch Getreide gebaut, so dass hier die Grenze des Feldbaus etwa bei 1170 m zu suchen ist. Um die Ferleiten baut sich nun der eisbepanzerte Hintergrund des Thales vom Wiesbachhorn bis zum Brennkogel auf, und die steilen, kleinen Gletscher des Fuscherkammes hängen auffallend tief herein. In keinem anderen Tauernthale entschliesst sich in so geringer Höhe wie hier der Rundblick auf den gesamten Thalschluss, und so kommt es denn, dass der Fremdenverkehr hier seit langer Zeit reger flutete als in irgend einem anderen Pinzgauer Thale. Neben dem alten Tauernhause in der Ferleiten entstand ein stattlicher Alpengasthof, ein zweiter ist seit einigen Jahren schon am Hange des Tauernhauptkammes bis 1500 m hinaufgeschoben. Dabei wird vom Strome der Fremden nicht mehr der alte Tauernpfad über das Fuscherthörl und das Hochthor gewählt, obgleich gerade der Blick vom Fuscherthörl aus auf die nördliche Glocknergruppe seinesgleichen sucht, sondern mit wenigen

Ausnahmen strebt alles der Pfandlscharte zu, die, obwohl vergletschert, den bequemsten Zugang ins obere Möllthal bildet und den doppelten Vorteil bietet, jenseits des Hauptkammes dicht an die Eismassen der Pasterze und zugleich an das hochgelegene Glocknerhaus (2143 m) der Alpenvereinssektion Klagenfurt zu führen, das im Jahre 1876 eröffnet wurde und jetzt jährlich gegen 4000 Reisenden Obdach bietet.

Das Fuscherthal hat nur ein westliches Seitenthal, das an der Hohen Tenn wurzelnde Hirzbachthal. Steil geht es von der Mündung bei Dorf Fusch an, wo der Hirzbach mit einem schönen Wasserfalle ins Fuscherthal stürzt, in die Höhe; erst bei 1700 m verflacht sich das Thal zu dem ebeneren Boden der Hirzbachalm, und dann folgt über Schuttströme ein weiterer Anstieg bis an den steil von der Hohen Tenn herunterhängenden Gletscher. Einige Kare des Hirzbachthales bergen kleine Seeen.

Die beiden östlichen Seitenthäler des Fuscherthales greifen schon in den nördlichen, zur Goldberggruppe gehörigen Teil des Schwarzkopfkammes ein. Das untere ist das Sulzbachthal, ein freundliches Almenthal, dessen grüne Hänge gegen die Mündung hin sich eng zusammenschliessen und den Bach zu einem hübschen Sprunge nötigen. Es mündet dicht unterhalb des Dorfes Fusch. Oberhalb von diesem Dorfe, am Fusse der zur Ferleiten aufsteigenden Thalstufe, liegt die Mündung des Weichselbachthales. Der alte Fahrweg, der in das Thal führte, bog erst an der Mündung ab und erklomm in grosser Steilheit den untersten Absatz des schnell sich hebenden Thales. Ein neuer, viel bequemerer Weg steigt schon beim Dorfe Fusch an der östlichen Thalwand des Fuscherthales langsam in die Höhe und wendet sich dann hoch über dem Bache nach Osten in das Seitenthal. Allmählich schauen von Westen her Wiesbachhorn und Hohe Tenn über das Fuscherthal herüber, und wenige Minuten jenseits der Ecke treffen wir auf das liebliche Idyll des Bades Fusch oder St. Wolfgang[1]), das seit alten Zeiten als Luftkurort sich eines wohlverdienten Rufes erfreut. Herrliches, kühles Wasser entquillt der Erde und wird in den beiden Gast- und Badehäusern des kleinen Ortes zur Trink- und Badekur benutzt. Die eingeschlossene Lage im engen Weichselbachthale, zwischen dem aussichtsreichen Kühkarköpfl 2264 m im Norden und dem höher aufstrebenden und noch weitere, herrlichere Umschau bietenden Schwarzkopf 2763 m im Süden schützt den Ort vor jedem rauhen Luftzuge; die völlige Abwesenheit jeder lebhafteren Luftbewegung ist hier in der That auffallend und macht den Aufenthalt trotz der Höhenlage von 1179 m (150 m mehr als Wildbad-Gastein) auch für Kurgäste mit empfindlicherem Körper genussreich. Schöne Wege in Wald und Alm erhöhen die Annehmlichkeit des Bades. Auch jenseits des Ortes bleibt die Sohle des Weichselbachthales schmal bis zum schönen, grün berasten Thalschlusse.

Als alte Uebergänge über den Hauptkamm der Glocknergruppe sind der Kalsertauern und das Hochthor, das vom Fuscherthale aus

---

[1]) Fuchshofer und Martin, Der klimatische Höhen-Curort St. Wolfgang-Fusch. Wien 1896.

über das Fuscherthörl erreicht wird, schon erwähnt; alle Pässe zwischen ihnen sind vergletschert. Dennoch ist, wie schon hervorgehoben wurde, die Pfandlscharte der bei weitem am meisten begangene Uebergang über die gesamte Kette der Hohen Tauern geworden. Grössere Schwierigkeiten bilden das Riffelthor 3115 m, das vom Kaprunerthale, und die Bockkarscharte[1]) 3046 m, die von der Ferleiten her auf das oberste Firnfeld der Pasterze führen; sie werden daher auch viel seltener begangen, bieten aber einen ungleich schöneren und lehrreicheren Einblick in die hehre Hochgebirgsnatur der Glocknergruppe.

Von den Uebergängen über die nördlichen Seitenkämme ist am bekanntesten das Kaprunerthörl[2]) 2635 m, das die Verbindung zwischen Kapruner- und Stubachthal herstellt und dank den hochgelegenen Unterkunftshütten in beiden Thälern in einem halben Tage zu überschreiten ist. Obwohl die Passhöhe selbst nicht vergletschert ist, sind doch an beiden Seiten Gletscher zu überschreiten, und bei der grossen Nähe, in der sich der Uebergang am Hauptkamme befindet, gewährt er grossartige Einblicke in die prächtigen Thalschlüsse der beiden Thäler, die er verbindet.

Der Fuscherkamm weist in seiner grösseren Südhälfte keinen bequemen Uebergang auf, da er bis über die Hohe Tenn hinaus stets über 3000 m hoch bleibt. Erst weiter nördlich, wo in seinem Osthange der kleine Brandlsee eingebettet liegt, sinkt er bis unter 2400 m und ist dann vom Hirzbachthale aus leicht zu überschreiten.

Vom Bade Fusch führt ein schöner Weg über die Weichselbachhöhe 2217 m im Schwarzkopfkamme in die Rauris.

e) Die Goldberggruppe.

In der Goldberggruppe[3]) tritt die Vergletscherung schon an Umfang gegenüber den westlicheren Gruppen sehr zurück und beschränkt sich auf die obersten Kare des Hauptkammes. Es wächst auch die Leichtigkeit, mit der der Hauptkamm überschritten werden kann. Da aber das von Norden her aufsteigende Rauriserthal, das seine Verzweigungen über die ganze Nordseite der Gruppe erstreckt, das längste von sämtlichen Pinzgauer Tauernthälern ist, so ist der Zugang zur Gruppe durch die Länge des Weges erschwert, und ihr Besuch ist daher bis in die jüngste Zeit sehr schwach gewesen. Dennoch war die Goldberggruppe von alters her am besten bekannt und aufgeschlossen. Schon der Name deutet auf das Erz hin, das die Berge hegen, und dem Vorkommen des Goldes ist es zu verdanken, dass lange Zeit in dieser Gruppe die höchsten dauernd bewohnten Siedelungen lagen. Unmittelbar am Tauernhauptkamme lag auf der Kärntner Seite die Goldzeche über dem Zirmsee in 2810 m Höhe, und auf der Salzburger Seite schoben sich im Hüttwinkel, dem östlichen Zweige des Rauriser-

[1]) v. Ruthner S. 140.
[2]) Lubensky, Das Kaprunerthörl (Jahrb. OeAV 4, S. 350; 1868).
[3]) Rabl, Die Goldberggruppe (Jahrb. OeTC 9, S. 203—216; 1878); v. May, Aus den östlichen Tauern (MDOeAV 1893, S. 110. 122).

thales, die Wohnräume der Bergknappen wenigstens bis 2341 m hinauf[1]). Jetzt ist's stiller geworden. Auf der Kärntner Seite hat der Bergbau zur Zeit völlig aufgehört; auch auf der Salzburger Seite ist er mehrfach unterbrochen gewesen und erst seit kurzer Zeit wieder aufgenommen worden. Dafür ist aber im räumlichen Mittelpunkte der Gruppe, auf dem 3107 m hohen Sonnblick[2]), ein neuer Bau entstanden, das Zittelhaus mit dem meteorologischen Sonnblick-Observatorium, in dem das ganze Jahr hindurch hoch über dem Thale und noch über dem Firne ein Beobachter haust und doch den Verkehr mit Menschen nicht zu entbehren braucht, da er telephonisch mit der Thalstation Kolm Saigurn in der Rauris (1597 m) und mit dem Markte Rauris verbunden ist. Seitdem ist der Sonnblick der am meisten betretene Gipfel der Gruppe geworden, und seine höheren Nachbarn, der Hochnarr[3]) 3258 m und das Schareck 3131 m, empfangen viel seltener einen Besuch.

Die Goldberggruppe nimmt vom Tauernhauptkamme eine Strecke von 21 km ein, vom Hochthore des Heiligenblutertauern bis zum Mallnitzer Tauern, der von Gastein ins Möllthal führt. Sie greift daher im Osten schon über die Grenzen des Pinzgaues hinaus; der Herzog Ernst 2933 m, eigentlich nur ein westlicher Vorgipfel des Scharecks, ist der südöstliche Eckpfeiler des Pinzgaues.

Im Westen rechnen wir zur Goldberggruppe den Schwarzkopfkamm bis auf sein südliches Ende. Nach dem Salzachthale zu verästelt sich der Kamm mehrmals, und seine Zweige schliessen zwischen sich ausser den beiden östlichen Seitenthälern des Fuscherthales noch das kurze, oberhalb von Taxenbach in die Salzach mündende Wolfbachthal ein. Es führt in seinem unteren Teile durch dichten Fichtenwald und trägt im oberen Teile schöne, fruchtbare Almen. Seine Umrandung erreicht kaum 2300 m und entbehrt kühner Gipfelgestalten.

Der Rauriser Mitterkamm zwischen den beiden Aesten des Rauriserthales hat keine grosse Länge. Aus seinen grünen Hängen erhebt sich ein felsiger Grat bis 2900 m Höhe mit zackigen, doch fast nie besuchten Gipfeln[4]). Noch imposanter tritt der als regelmässig dreiseitige Felspyramide aufgebaute Ritterkopf[5]) 3001 m hervor, der einen kurzen, vom Hochnarr nach Norden ziehenden Grat krönt. Der letzte und längste Seitenkamm der Goldberggruppe endlich ist der Türchelkamm, der Rauris und Gastein scheidet. Nur nach der Gasteiner Seite sendet er kürzere Verästelungen und bildet mit diesen eine Anzahl hochgelegener Mulden, die teilweise mit schönen Seeen

[1]) v. Ruthner, Vom Hohen Goldberg in Rauris (MGSL 16, S. 1—11; 1876); Seeland, Die Goldzeche und der Hochnarr (ZDOeAV 1878, S. 288).

[2]) Frischauf, Der Sonnblick in der Rauris. Mit Panorama vom Sonnblick (ZDOeAV 1887, S. 317—321); Lorria, Ueber das Rauriserthal, Kolm-Saigurn und Sonnblick (Tourist 1887, Nr. 10 ff.); Brass (Westerm. Monatsh. 31, Heft 372; 1887); Arnold, Wanderungen zwischen Hochtauern und Sonnblick (MDOeAV 1892, S. 61); s. a. Vom Fels zum Meer 1894, Halbmonatsheft 1.

[3]) Turner (Jahrb. OeAV 4, S. 338; 1868); Wagner (MDOeAV 1878, S. 44); Lergetporer (NDAZ 6, S. 22; 1878); Lamberger (OeTZ 7, S. 77; 1887).

[4]) Purtscheller (MDOeAV 1894, S. 274).

[5]) Lorria (MDOeAV 1885, S. 175).

besetzt sind. Auf der Rauriser Seite fällt der Türchelkamm fast durchgehends ziemlich schroff ab und ist in der Mittelhöhe fast seiner ganzen Länge nach mit Wald bedeckt. Unter seinen Gipfeln nimmt nicht der Höhe, aber seiner Aussicht wegen der weit nach Norden vorgeschobene doppelgipfelige Bernkogel[1]) 2321 m einen hervorragenden Platz ein; er ist auf guten Steigen von Taxenbach und Rauris leicht zu erreichen.

Nur ein Seitenthal der Salzach greift von Norden her tief in die Goldberggruppe ein; es ist das bei Taxenbach mündende Rauriserthal, im Volksmunde nur die Rauris genannt. Es ist das am frühesten besiedelte aller Pinzgauer Tauernthäler, da die goldenen Schätze der Berge schon vor historischer Zeit bekannt waren. Jedoch ist der Zugang ins Thal bis vor kurzem noch mit einem grossen Umwege verknüpft gewesen, da die Sohle des Thales an der Mündung viel höher liegt als das Salzachthal und die Rauriser Ache in einer gewaltigen Klamm, dem Kitzloch, mit einem Gefälle von 200 m der Salzach sich zustürzt. Ein kurzes Stück der Klamm wurde schon 1833 durch den Pfleger Zehentner zu Taxenbach zugänglich gemacht[2]), vollständig erschlossen ist sie erst 1877 durch den Postmeister Embacher in Taxenbach mit Beihilfe des Alpenvereins. Sie zeichnet sich durch die Mächtigkeit und Höhe ihrer Wasserstürze vor anderen Klammen aus. Von der Haltestelle Rauris-Kitzloch aus überschreitet man die Salzach und tritt fast unmittelbar in die Schlucht des Baches ein. Auf zahlreichen Treppenstufen, neben und über den stürzenden Wassern, gelangt man an die engste Stelle der Klamm, und nur ein in den Fels gehauener Tunnel führt hindurch auf den oberen Thalboden. Die Fahrstrasse muss auch jetzt noch einen bedeutenden Umweg machen, um auf der Nordabdachung des Türchelkammes über das Dorf Embach die Höhe des oberen Thalbodens zu erreichen.

Ist man aber einmal auf diesem angelangt, so bietet das Weiterkommen keine Schwierigkeiten mehr. Eben und breit, von zahlreichen Gehöften besetzt, zieht das Thal langsam aufwärts, und eine Stunde oberhalb des „Landstegs“, bei dem der obere Thalboden aufhört und die Klamm beginnt, verdichten sich die Ansiedelungen zu dem Marktflecken Rauris 912 m, der einst zur Blütezeit des Bergbaus ein bedeutender Ort mit eigenem Berggerichte war. Jetzt ist es wieder in dörfliche Abgeschlossenheit versunken, doch macht es einen freundlichen und wohlhabenden Eindruck. Die Stammhäuser der alten Gewerken legen noch vom einstigen Bergsegen Zeugnis ab. Der Ort liegt auf dem Schuttkegel des von Osten her in die Rauriser Ache mündenden Gaisbachs, der ihm auch den früher gebrauchten Namen „Markt Gaisbach“ gegeben hat. Breit und eben und überall anbaufähig bleibt das Thal auch noch oberhalb des Ortes. Nach einer kleinen Stunde erreicht man Vorstanddorf, wieder auf dem Schuttkegel eines östlichen Seitengrabens gelegen, und gleich darauf Wörth, wo die beiden

---

[1]) Mack, Der Bärenkogel (ZDOeAV 1880, S. 344); Baumgartner, Der Bernkogel (OeTZ 1884, Nr. 10); Steinberger, Der Bärnkogel (OeTZ 10, Nr. 9; 1890).

[2]) Pillwein, Das Herzogtum Salzburg, Linz 1839, S. 546; Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, Pesth 1844, S. 84; Matthias Koch, Reise in Oberösterreich und Salzburg, Wien 1846, S. 287.

Hauptzweige des Thales zusammenstossen, der Seitenwinkel und der Hüttwinkel; hier ist das Ende des zusammenhängenden Ackerbaues erreicht.

Der Seitenwinkel, früher auch Tauernwinkel[1]) genannt, weil er zum Hochthor des Heiligenbluter oder Rauriser Tauern führt, ist ein schmales, einförmiges Thal mit steilen Hängen. Zerstreute Gehöfte finden sich noch eine Strecke weit; in Wasserfällen ergiessen sich von Süden her die kleineren Zuflüsse vom Tauernhauptkamme in das Thal. Nach 12 km von Wörth erreicht man die letzte Ansiedelung, das Rauriser Tauernhaus 1514 m, wie die anderen Tauernhäuser eine gastliche Stätte in der Wildnis, fern von den anderen Wohnstätten. Dicht dabei fällt der Diessbach in schönem Sprunge in das Thal[2]). Von hier zieht der Weg in der noch enger gewordenen Thalschlucht aufwärts und steigt schliesslich steil zum Hochthor 2573 m auf, nachdem er sich kurz vorher mit dem Fuscher Tauernwege über das Fuscherthörl vereinigt hat. An landschaftlicher Schönheit ist vom Hochthore aus der Weg über das Fuscherthörl bei weitem dem etwas eintönigen Seitenwinkel vorzuziehen, zumal er trotz des erneuten Anstiegs um 100 m zum Fuscherthörl nicht mehr Zeit beansprucht als der östliche Weg.

Breiter als der Seitenwinkel bleibt der Hüttwinkel[3]). In ihm finden wir auch noch 4,5 km aufwärts ein kleines Dorf, Bucheben 1143 m, das mit seinem Kirchlein von der rechten Seite der Ache zu dem auf dem anderen Ufer aufwärts führenden Wege herübergrüsst. Noch mehrere Gehöfte weiterhin weisen auf den einst grösseren Verkehr an der Bergwerksstrasse hin, bis uns in einer Höhe von 1300 m der schattige Durchgangwald aufnimmt und zugleich eine Thalstufe zu schärferem Ansteigen nötigt. Erst 250 m höher haben wir den Boden des obersten Thalkessels erreicht, in dem sich Kolm Saigurn[4]) 1597 m, die alte Aufbereitungsstätte für die beim Bergbau gewonnenen Golderze, befindet. Wir stehen in einem prächtigen Kessel, dem ausgeprägtesten Thalhalbrunde sämtlicher Tauernthäler, radial gegliedert durch eine grosse Anzahl rings von den Felswänden und Firnhalden herniederfliessender Bächlein. Hochnarr und Sonnblick beherrschen den Hintergrund und vom Sonnblick ziehen sich die Eismassen des Goldbergkeeses[5]) in die Tiefe.

---

[1]) Z. B. „Thaurwinkhl“ in einer Urkunde von 1661 (Hauthaler, Die Pergamenturkunden des Pfarrarchives zu Rauris, MGSL 32, S. 41; 1892); s. a. Prinzinger, Die Tauern (MGSL 7, S. 56; 1867). In der Umgebung von Saalfelden ist der Name „Winkel“ auch für die vom Steinernen Meere herabziehenden Thäler gebräuchlich, in deren unteren Teilen noch Ansiedelungen liegen (Bachwinkel, Enterwinkel, Krallerwinkel, Griesbachwinkel). Im Lungau, dem Quellgebiete der Mur, ist diese Bezeichnung ebenfalls häufig.

[2]) Hacquet, Reise durch die norischen Alpen. 2 Teile. Nürnberg 1791, S. 111. 120.

[3]) Sein oberes Ende hiess auch der „Arbeitswinkel“. (Hübner, Beschreibung des Erzstiftes Salzburg II, S. 483; Gutraths Karte von 1713).

[4]) v. Ruthner, Vom Hohen Goldberg in Rauris (MGSL 16, S. 1; 1876); Stöckl, Kolm-Saigurn mit dem Sonnblick (ZDOeAV 1885, S. 384).

[5]) Es liegt kein Grund vor, diesen Gletscher abweichend von dem Sprachgebrauche weit umher als Goldberggletscher zu bezeichnen, wie er meist genannt wird. Sein alter Name war Vogelmaier-Ochsenkarkees (s. S. 171 [115], Anm. 1).

An Uebergängen über den Tauernhauptkamm fehlt es in der Goldberggruppe nicht. Vom Rauriser Tauernhause aus kann man ausser über das Hochthor auch über die Weissenbachscharte 2640 m nach Heiligenblut gelangen; von Kolm Saigurn aus führen die Goldzechscharte 2810 m in die Kleine Fleiss, die Windischscharte 2727 m und andere Kammlücken in das Grosszirknitzthal, die Niedere Scharte 2710 m und die Fraganter Scharte (gegen 2720 m, auch Goldbergtauern genannt) ins Wurtenthal und somit alle ins Möllthal. Am einladendsten aber winkt ohne Zweifel das gastliche Zittelhaus auf dem Sonnblick, und die vorzüglichen Wegbauten machen den Weg über den Sonnblick und dann im Abstiege über die Kleine Fleissscharte 2979 m nach Heiligenblut zu dem angenehmsten.

Der Wege über den Schwarzkopfkamm ins Fuscherthal (Fuscherthörl und Weichselbachhöhe) wurde schon S. 85 [29] gedacht. Ueber den Türchelkamm führen mehrere gute Uebergänge. Die Riffelscharte 2405 m, die Kolmkarscharte 2295 m und die Pochhartscharte 2238 m führen von Kolm Saigurn ins oberste Gasteiner Thal, in das Nassfeld und nach Böckstein, und sind bei den innigen Beziehungen des Bergbaues in der Rauris zu dem am Radhausberge in Gastein schon früh begangen worden. Weiter nördlich verbindet der Uebergang über die Stanz 2103 m Bucheben mit dem Angerthale und Hofgastein, und noch weiter nördlich bildet die nur 1995 m hohe Luggauerscharte den direkten Weg zwischen dem Markte Rauris und Hofgastein.

Für die mittlere Kammhöhe berechnete Brückner [1]) auf Grund der österreichischen Spezialkarte folgende Zahlen:

Hauptkamm der Venedigergruppe			3122 m
„ „ Glocknergruppe (einschliessl. der Granatspitzgruppe)			3024 „
„ „ Goldberggruppe (bis zum Mallnitzer Tauern)			2920 „
Krimmler Kamm	2675 m	Scheibelbergkamm	2374 „
Sulzbachkamm	2604 „	Kapruner Kamm	2557 „
Sulzbacher Gemsengebirge	2536 „	Fuscher Kamm	2691 „
Plessachkamm	2358 „	Schwarzkopfkamm	2239 „
Pihapperkamm	2387 „	Türchelkamm	2234 „
Mittel der Nordkämme der Venedigergruppe			2519 „
„ „ „ „ Granatspitzgruppe und Glocknergruppe			2447 „

2. Die Salzburger Schieferalpen.

Vom Wippthale im Westen bis über das Querthal der Salzach im Osten hinaus ist den Zentralalpen ein breiter, nach Osten sich zuspitzender Zug von dunklen Thonschiefergesteinen vorgelagert, in denen Kalklinsen eingeschaltet sind und an manchen Orten Eisen- und Kupfererze auftreten. Dem Pinzgau gehören von diesem Schieferzuge nur die beiden mittleren Gruppen teilweise an, die durch das Zillerthal und das Salzachquerthal begrenzt und voneinander durch die Gebirgslücke des Zeller Beckens getrennt werden.

---

[1]) Brückner, Die Hohen Tauern und ihre Eisbedeckung (ZDOeAV 1886, S. 167).

a) Die Kitzbühler Alpen.

Zwischen Zillerthal und Zeller See erstrecken sich die Kitzbühler Alpen, durch die tiefe Einsenkung des Passes Thurn 1273 m und das Thal der Grossache wieder in eine westliche und eine östliche Hälfte geteilt. Die höchsten Erhebungen der Westhälfte, der Kelchsauer Gruppe, liegen noch auf Tiroler Boden; die Grenze des Pinzgaues folgt hier ganz der Wasserscheide des Salzachgebietes. Der Hauptkamm und die höchsten Gipfel der Gruppe liegen nahe der Südgrenze. Nach Norden verlaufen vom Hauptkamme aus eine ganze Anzahl ziemlich tief eingeschnittener Thäler, die das Wasser zum Inn oder zur Grossache führen; nach Süden ziehen nur kurze Gräben der Salzach zu. Unter ihnen verdient besondere Beachtung das oberste Thal der Salzach selbst, das mit seinen zahlreichen jetzigen und ehemaligen Seebecken, sowie seinen Moränenzügen noch treu die Spuren der Eiszeit bewahrt hat[1]). An der Ausmündung in das grosse Pinzgauer Längsthal ist es, wie alle diese Gräben, eng und schluchtartig, und manche Verwüstungen sind schon durch die aus diesen Engen hervorbrechenden Wildbäche verursacht worden. Der Dürnbach bei Neukirchen besonders ist ein ungebändigter Geselle, und auf seinem ausgedehnten Schuttkegel sucht sich sein Wasser bei jedem Anschwellen ein neues Bett und überschüttet die Spuren des alten, so dass kein Weg dauernd halten, keine Brücke den Bach fesseln kann und nur Erlen in weitem Umkreise gedeihen. Der längste dieser südlichen Gräben ist das Mühlbachthal, dessen oberes Ende wie das oberste Salzachthal als Längsthal von Osten nach Westen gerichtet ist, dessen Mündungsschlucht aber ebenfalls so eng ist, dass die in das Thal führenden Wege hoch über dem Bache am Gehänge verlaufen.

Schroffere Gipfelgestalten weist dieser Teil der Kitzbühler Alpen fast nur im Westen um die Salzachquelle auf, die von einer ganzen Reihe zerbröckelnder Felswände umgeben wird; in der Nähe des Passes Thurn aber bringt eine grössere, eingelagerte Kalkmasse noch einmal kühnere Formen hervor, wie den turmartigen Aufbau des Grossen Rettensteins[2]) 2361 m, der durch seine Lage in der Mitte zwischen Kaisergebirge und Venedigergruppe eine vorzügliche Aussichtswarte bildet. Als Aussichtsberg verdient auch der südlich von ihm liegende Wildkogel[3]) 2222 m Erwähnung. Er erhebt sich aus dem Seitenkamme, der das Mühlbachthal vom Salzachthale scheidet, und ist von Neukirchen oder Wald her mühelos zu erreichen. Seine grössere Nähe an der Zentralkette führt den Aufbau des Grossvenedigers und seiner Trabanten noch deutlicher vor.

Uebergänge aus dem Pinzgau über die Kelchsauer Gruppe in die nördlichen Thäler sind in grösserer Anzahl vorhanden, dienen aber nur rein örtlichen Zwecken. Das Marchjoch (Salzachjoch 1977 m) im

---

[1]) Fugger, Der Ursprung der Salzach (Beil. zur Allg. Ztg. 1895, Nr. 108).

[2]) G. Hofmann, Der Grosse Rettenstein (ZDOeAV 1879, S. 140). Besser lautet der Name vielleicht Röthelstein (Sauter in v. Kürsingers Oberpinzgau S. 229; Fugger, Friedburg und Anogl, MGSL 33, S. 207; 1893).

[3]) Lorinser, Der Wildkogel (ZDOeAV 1879, S. 391).

obersten Salzachgrunde und das Stangenjoch (die Stang) 1762 m im Mühlbachthale östlich vom Grossen Rettenstein sind die wichtigsten. Der Pass Thurn 1273 m, der den östlichen Abschluss der Kelchsauer Gruppe bildet, ist kein einfacher Jochübergang, sondern eine breite, hochflächenartige Erniedrigung des ganzen Zuges, auf der sogar, wie an manchen anderen solchen Hochflächen (Brenner, Reschenscheideck), Versumpfung und Torfbildung eingetreten ist. Eine bequeme Fahrstrasse führt über ihn von Mittersill nach Jochberg und Kitzbühel, und vor der Zeit der Eisenbahnen war er von nicht geringer Bedeutung.

Die östliche Gruppe der Kitzbühler Alpen, die Glemmthaler Gruppe, reicht vom Passe Thurn bis an die grosse Gebirgslücke, die durch den Zeller Boden bezeichnet und nur in der kleineren Südhälfte durch den Zeller See bedeckt wird. Der Kamm steigt allmählich zum Gaisstein[1]) 2366 m auf, dem unter allen Gipfeln dieses aussichtsreichen Zuges einer der ersten Plätze gebührt, besonders wegen der Gleichmässigkeit, mit der sich im Süden Glockner- und Venedigergruppe aufbauen. Am Gaisstein gabelt sich der Kamm; es schiebt sich hier zwischen die nördliche Begrenzung des Zuges durch Pillerseeache und Leoganger Ache und das Salzachthal im Süden der obere Lauf der Saale als neues Längsthal ein, welches das Glemmthal heisst und der Gruppe ihren Namen gegeben hat.

Der südliche Zweigkamm zieht nach Osten weiter und behält bis nahe an sein Ostende eine Höhe von über 1950 m. Er hat vom Gaisstein ab keine nennenswerten Felsbildungen mehr aufzuweisen, sondern ist überall berast; bis an seinen grünen Rücken, der auf weite Strecken einen Holzzaun trägt, um die beiderseitigen Weidegebiete zu trennen, kommen die weidenden Rosse. Ein Fusspfad, der „Pinzgauer Spaziergang“ [2]), führt an der Südseite in einer Höhe von 1800—1900 m an dem ganzen Rücken entlang und gewährt überall den herrlichsten, freiesten Ausblick auf die Tauernkette. Als Uebergänge in das Glemmthal werden die Murnauerscharte 1967 m dicht östlich vom Gaisstein und das Sommerthor (Weihnachtsscharte) 1962 m weiter östlich benutzt. Der Zirmkogel 2215 m lockt noch einmal zur Aussicht, die hier durch die Mündung des Glemmthales hindurch sich auch auf einen Teil des Zeller Bodens erstreckt. Kurz vor dem Ende des Zuges liegt die tiefste Einsattelung, dann steigt der Kamm noch einmal zur Schmittenhöhe 1968 m empor, die ein vorzügliches Gasthaus trägt. Der herrliche Rundblick von ihr, verbunden mit der leichten Erreichbarkeit von Zell am See aus, hat sie schon seit vielen Jahren zu einem der besuchtesten Aussichtsberge der ganzen Ostalpen werden lassen. Und in der That ist die Umschau von grossartiger Schönheit. Gerade im Süden schaut durch das Kapruner Thal der Glockner herein, zu beiden Seiten von den Gipfeln des Kapruner und des Fuscher Kammes

---

[1]) Pán, Der Gaisstein (ZDAV 4, S. 258—262; 1873).

[2]) Trautwein, Der Pinzgauer Spazierweg (MDOeAV 1881, S. 188). Im Sommer 1896 machte die k. k. Gebirgsartillerie den Marsch von Zell am See auf die Schmittenhöhe, dann den Pinzgauer Spaziergang entlang mit dem Abstiege nach Mittersill.

umrahmt, und an die Eisgefilde der Glocknergruppe reihen sich im Osten und Westen die anderen Tauerngruppen vom Ankogel bis zum Zillerthale an. Zu Füssen des Berges liegt der klare Zeller See, darüber steigt der Hundstein und hinter ihm der Dachstein auf. Dieser bildet wieder den Anfang der ganzen Reihe der nördlichen Kalkalpen bis zum Kaisergebirge im Westen. Dabei schweift der Blick nicht nur über die Gipfel ins Weite, sondern dringt auch tief in die Thäler ein. Der Bau des Tauernnordabhanges mit seinen zahlreichen Querthälern liegt deutlich aufgeschlossen. So ist die Schmittenhöhe, wenn sie auch die Grundzüge der Aussicht mit zahlreichen anderen Gipfeln des Schieferzuges teilt, wegen ihrer Nähe an der Eisenbahn, sowie insbesondere wegen des von keinem anderen Berge so harmonisch wirkenden Bildes der Glocknergruppe eine der schönsten Aussichtswarten unseres Gaues. Die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo auch hier schnaubend und ächzend die Berglokomotive die Scharen der Wanderer befördert, die jetzt noch zu Fuss oder auf den kleinen, von Maultieren gezogenen Sesselwagen durch den schattigen Wald zur Höhe wallen [1]).

Die Schmittenhöhe bildet den Endpunkt des nach Osten ziehenden Kammes. Zwei von ihr nach Nordosten und Südosten ausgehende Seitenäste nehmen rasch an Höhe ab und schliessen zwischen sich das Schmittenthal ein, das bei Zell am See zum Zeller See sich öffnet. Die steilen Grashänge der oberen Thalflanken sind an manchen Stellen von Abplaikungen (Abrutschungen) unterbrochen, und oftmals hat der Schmittenbach in früherer Zeit in den Ort Zell seinen Schutt verfrachtet. Durch den österreichischen Staat ist aber jetzt der Bach mit einer ganzen Reihe von gemauerten Querschwellen verbaut, hinter denen sich der Schutt ansammeln kann; die abgeplaikten Stellen sind durch Anpflanzungen befestigt, und das ganze mühsame und kostspielige Werk steht unter dauernder Aufsicht der Behörde, so dass kleine Schäden wieder leicht beseitigt werden können und die Wunden bald wieder vernarbt sein werden, die unzeitiges und am falschen Platze betriebenes Abholzen den Gehängen geschlagen hat.

Wir kehren zum Gaisstein zurück und verfolgen den nördlichen Glemmthaler Kamm. Erst zieht er 7 km weit nach Norden bis zur Sonnspitze 2064 m, kurz vorher nur im Henlabjoche 1865 m, dem Hauptübergange aus dem Glemmthale nach Jochberg und Kitzbühel, unter 1900 m sinkend; dann biegt er wieder nach Osten um und zieht nun mit dem südlichen Kamme parallel. In der Mitte seines Verlaufs zeigt er aber eine deutliche Unterbrechung; eine breite Einsenkung, der Spielberg (Schanze) 1311 m bietet einen bequemen Uebergang zum Thale der Pillerseer Ache. Jenseits erfolgt wieder ein rasches Ansteigen, und mit Gipfelhöhen von etwa 1910 m zieht der Kamm bis an die Sausteigen 1914 m, den Endpfeiler am Zeller Becken.

Von der Sonnspitze an strahlen nach Norden eine ganze Anzahl

[1]) Schon 1887 war eine Zahnradbahn von Zell am See auf die Schmittenhöhe geplant und vermessen; doch unterblieb die Ausführung (G. A. Koch, Die Zahnradbahn von Zell am See auf die Schmittenhöhe, Wien 1887).

Seitenkämme aus. Die westlichen erstrecken sich in den Tiroler Bezirk Kitzbühel, nach St. Johann i. T. und Fieberbrunn hin, und tragen die besuchten Aussichtsgipfel Kitzbühlerhorn 1998 m und Wildseeloder 2119 m; dem Pinzgau gehören nur die Seitenkämme östlich vom Spielberge an. Durch Verlauf und Höhe ragt unter ihnen der dicht neben dem Spielbergübergange als umbiegende Fortsetzung der östlichen Hälfte des Nordkammes erscheinende Kamm hervor, der steil nach Norden zum felsigen Spielberghorn 2045 m sich aufschwingt. Das neue Auftreten von Felsgipfeln hier ist wieder durch ein Auftauchen von Kalkmassen hervorgerufen. Vom Spielberghorn an zieht der Kamm noch mit abnehmender Höhe nach Osten; er schliesst so mit dem nördlichen Hauptkamme ein schönes Thal ein, das Schwarzleothal, das vom Spielberge aus über das Spielbergthörl (gegen 1700 m) zu erreichen ist und einst seines Bergbaus wegen eine wichtige Rolle spielte.

Das Glemmthal, das mit seinen Verzweigungen bis an den Gaisstein und die Sonnspitze reicht, ist ein anmutiges, aber bei seiner grossen Länge etwas einförmiges Thal. An der Mündung ist es, wie alle Thäler des Schiefergebirges, eng und schluchtartig; doch weist es überall, besonders am Nordgehänge, reiche Besiedelung auf, und auch in die zahlreichen südlichen, eng mündenden Seitengräben ziehen sich die Gehöfte hinein. In zwei grösseren Dörfern verdichtet sich die Bevölkerung: Viehhofen 859 m, nur 5 km von dem Austritte der Saale ins Zeller Becken entfernt, liegt noch im ziemlich engen Thale; Saalbach 1003 m, 9 km weiter nach Westen, am nördlichsten Punkte des einen flachen Bogen nach Norden beschreibenden Thales, liegt in einer Thalerweiterung, worin der vom Spielberge herkommende Bach einmündet. Noch 9 km weiter, bis zu 1200 m Höhe, folgen Bauernhäuser im Thale und auf der Nordflanke; dann ist der Thalschluss erreicht, und im Halbkreise bauen sich die steilen Grashalden des Hintergrundes auf.

b) Die Dientener Berge.

Jenseits der breiten Lücke des Zeller Bodens schwingt sich der Schieferzug noch einmal zu Höhen über 2000 m auf. Die Dientener Berge reichen bis an das Querthal der Salzach und sind wieder durch das von Norden nach Süden zur Salzach verlaufende Dientener Thal in zwei Gruppen geteilt, die Hundsteingruppe im Westen und die Schneeberggruppe im Osten. Es unterscheiden sich aber im Aufbau die Dientener Berge in zweifacher Hinsicht von den Kitzbühler Alpen. Während wir erstens westlich vom Zeller Boden einen ausgesprochenen Kammverlauf von Westen nach Osten fanden, mit wohlunterschiedenen Längs- und Querthälern, weisen die Gruppen der Dientener Berge einen stockförmigen Bau mit radial verlaufenden Thälern auf. Und während ferner im Westen die Schieferalpen von den nördlichen Kalkalpen durch einen fortlaufenden Thalzug getrennt wurden, so dass der höchste Punkt dieser Scheidelinie, der Pass Griessen nördlich vom Spielberghorn, nur 968 m misst, verwachsen die östlichen

Berge inniger mit den Kalkalpen, als untereinander. Die Hundsteingruppe wird nur durch den Filzensattel 1292 m, die östlich vom Dientenbache liegende Schneeberggruppe gar nur durch den Sattel der Dientener Alm 1350 m von der Uebergossenen Alm getrennt, so dass beide Gruppen nur als Vorberge der Kalkalpen erscheinen würden, wenn nicht ihr geologischer Bau und damit ihre äussere Erscheinung völlig anders wäre.

Der Mittelpunkt der Hundsteingruppe ist der Hundstein [1]) 2116 m, durch seine zentrale Lage zu einem Aussichtsberge wie geschaffen und von allen Seiten auf guten Pfaden leicht zu erreichen (Beil. 3). Er trägt ein Haus des Oesterreichischen Touristenklubs. Leider wird er viel weniger besucht als die von Zell am See aus in kürzerer Zeit zu erreichende Schmittenhöhe; er braucht aber die Konkurrenz mit dieser durchaus nicht zu scheuen. Zwar fehlt von ihm der Einblick in das Kaprunerthal, und der Grossglockner lugt nur schüchtern neben dem von hier aus unbedingt die Glocknergruppe beherrschenden Wiesbachhorn hervor; aber zunächst verschafft die grössere Höhe des Hundsteins schon eine bessere Uebersicht über die ganze Kette der Zentralalpen, so dass selbst über dem Fuscherthale noch die Berge der Schobergruppe hervorschauen, und vor allen Dingen übersieht man vom Hundstein aus den grossartigen Südabfall der nördlichen Kalkalpen vom Hochkönig an bis zum Birnhorn ganz und gar bis auf die Thalsohle, während von der Schmittenhöhe aus die unteren Teile dieses Abfalls durch den nördlichen Glemmthaler Zug und die nördlichen Berge der Hundsteingruppe grösstenteils verdeckt sind. Aehnlich wie vom Hundstein, wenn auch nach Osten hin nicht so umfassend, ist der Blick von der nach Nordwesten zu gegen das Saalfeldner Becken vorgeschobenen Schwalbenwand 2009 m.

Unter den vom Hundstein und seinen Nachbargipfeln ausstrahlenden Thälern ist das Thumersbachthal im Westen das bedeutendste; es ist ein genaues Gegenstück zum Schmittenthale jenseits des Sees. Das Thal ist bis zu 1100 m Höhe dicht besiedelt; der Getreidebau greift auf dem Nordgehänge noch höher. Es bildet den bequemsten Zugang vom Zeller See zum Hundstein. Oestlich vom Hundstein entspringt das nach Süden zur Salzach sich wendende Trattenbachthal.

Das Dientener Thal, oder vielleicht richtiger der Dientener Graben, bildet sich aus den Gräben, die vom Filzensattel, von den Südwestwänden der Uebergossenen Alm und von der Dientener Alpe kommen. Ohne dass es eine wesentliche Erweiterung aufwiese, ist es doch im oberen Teile wohl besiedelt, und da liegt auch der Hauptort des Thales, Dienten, einst Sitz eines bedeutenden Eisenbergbaus, „die alte Eisenstadt, auf deren Ringmauern 500 Kühe grasen" [2]). Stattliche Häuser zeugen noch vom ehemaligen Gedeihen des Berg- und Hüttenbetriebes. Der untere Teil des Thales ist dagegen eine enge, pfadlose Schlucht, auf deren Grunde der Bach wild schäumt, während die Strasse sich hoch an der östlichen Lehne anklammern muss und das Salzach-

---

[1]) Schweighofer (OeTZ 1885, Nr. 2. 3); Frischauf (OeTZ 9, Nr.24; 1889).
[2]) Vierthaler, Wanderungen II, 129.

thal bei Lend nur mit grosser Steilheit nach einem verlorenen Anstiege erreichen kann. Soll der Bergbau in Dienten wieder zu neuem Leben erweckt werden, wozu Vorarbeiten im Gange sind, so wäre eine Erschliessung des Thales durch einen Strassenbau längs der Thalsohle eine unerlässliche Vorbedingung.

Die östliche Abteilung der Dientener Berge, die Schneeberggruppe, tritt an Höhe und Umfang hinter der Hundsteingruppe zurück. Ihr höchster Gipfel ist der Schneeberg 1917 m. Dem Pinzgau gehört nur ein Teil der nordwestlichen Abdachung zum Dientener Thale hin an, allerdings gerade derjenige, in dem sich die alten Eisenerzbaue zum grössten Teile befanden.

Dem Verkehr zu Fusse innerhalb der Dientener Berge treten nirgends Schwierigkeiten entgegen. Alle Höhen sind leicht zu erreichen, im übrigen sind auch beide Gruppen nicht so ausgedehnt, dass nicht der Hauptverkehr sie umgehen könnte. Die radiale Thalanordnung weist auch naturgemäss die Ansiedelungen in den einzelnen Thälern auf die nächstgelegenen Orte in den umliegenden Hauptthälern hin.

3. Die nördlichen Kalkalpen.

Gegenüber der grossen Ost-West-Ausdehnung der Gneis- und Schieferalpen in unserem Gebiete entfällt auf die nördlichen Kalkalpen nur ein schmaler Streifen des Pinzgaues zu beiden Seiten der Saale. Teile der Salzburger Kalkalpen erfüllen den Norden des Gaues; nur ein kleines Stück im äussersten Norden, auf dem linken Saaleufer, gehört zu den Nordtiroler Kalkalpen und zwar zur Unterabteilung der Chiemseer Alpen. Im übrigen durchschneidet das Durchbruchthal der Saale die Salzburger Kalkalpen von Norden nach Süden und trennt so die Waidringer Alpen auf dem linken Ufer von den Berchtesgadner Alpen auf dem rechten Ufer. Keine der Einzelgruppen gehört dem Pinzgau ausschliesslich an; vielmehr verläuft fast überall die Grenze des Gaues quer über die Höhen. Wir wollen unsere Uebersicht auf dem linken Saaleufer beginnen und dabei das kleine Stück der Chiemseer Alpen, die Sonntagshorngruppe, an die Waidringer Alpen anschliessen.

a) Die Waidringer Alpen.

Als Waidringer Alpen bezeichnet Böhm[1]) die Kalkalpen zwischen Grossachenthal und Saalethal, nördlich bis zu einer Linie von Reit im Winkel über die Winkelmoosalm nach Unken. Sie zerfallen in vier voneinander auch in der äusseren Erscheinung stark verschiedene Gruppen, und von diesen wieder gehören drei zum grössten Teile dem Pinzgau an.

[1]) Böhm, Einteilung der Ostalpen S. 185.

α) Die Leoganger Steinberge (Birnhorngruppe)[1].

Nördlich vom Leogangthale erheben sich die massigen Felswände der Leoganger Steinberge. Der Hauptgrat, der auch die höchste Erhebung, das Birnhorn 2634 m, trägt, zieht nahe dem Leogangthale von Westen nach Osten; nach Süden zu strahlen nur kurze, schnell abfallende Felsrippen zu diesem Thale aus, von engen und steilen Gräben getrennt; nach Norden zu setzen sich vier etwas längere Nebenkämme an. Trotz der ausgesprochenen Kammgliederung tritt aber auch hier schon die Hochflächenstruktur der östlichen Teile der nördlichen Kalkalpen hervor, denn zwischen diesen Nebenkämmen liegen Hochmulden, die nur flach zwischen die Kämme eingesenkt sind, kein fliessendes Wasser führen und bereits alle eigentümlichen Erscheinungen der Kalkhochflächen zeigen, wie sie in höherer Ausbildung und grösserer Ausdehnung beim Steinernen Meere auftreten. So schroff der Wandabbruch des Hauptkammes nach Süden ist, so allmählich dacht sich die Kammerhebung nach Norden zu ab, und nur die auf dem Kamme aufgebauten Gipfel zeigen auch nach Norden senkrechte Wände. Dieses allmähliche Abdachen hat zur Folge, dass sich bei der kurzen Entfernung bis zum Saalethale zwischen den nördlichen Nebenkämmen keine eigentlichen Thäler ausbilden konnten. Auf die oberen Felswüsten voll Karrenfeldern und Schneeflecken folgen nur kurze begraste Stellen, die zur Almnutzung verwendet werden können; dann aber bricht der kaum begonnene Thalboden jäh zu den Hohlwegen, dem Durchbruchsthale der Saale, nieder, und die Mündungen der Thalschluchten heben sich kaum aus dem dichten Fichtenmantel ab, der die Wandabbrüche überall bekleidet. Am grossartigsten tritt diese Erscheinung auf im Ebersberg, dem Felskare zwischen den beiden östlichen Nebenkämmen. Hier sinkt auf die ersten 3 km vom Hauptkamme her der Boden des Kares kaum um 400 m, und diese ganze Strecke ist ein so wild zerschrundetes Karrenfeld, wie selbst auf dem Steinernen Meere kaum ein zweites in ähnlicher Ausdehnung anzutreffen ist.

Der Hauptkamm beginnt im Osten an der Saale mit dem über der Brandlalm aufsteigenden Felsbau des Brandlhorns 1901 m; dann nimmt er nach Westen an Höhe zu, so dass die Mittagsscharte (etwa 2000 m) schon eine deutliche Lücke im Kamme bildet. Sie ist auch der wichtigste Zugang in das Innere der Gruppe von Süden her, so dass die Passauerhütte 2020 m in ihrer Nähe den richtigen Platz erhalten hat. Auch von den Hohlwegen führt über die Grubalpe ein guter Steig zur Mittagsscharte. Der Kamm hebt sich dann weiter, zunächst langsamer, wobei das Melkerloch, ein natürliches Fenster im obersten Kammgrate, einen herrlichen Blick über die Tauernkette geniessen lässt, dann jäh in Stufen zum Birnhorn[2])

---

[1]) Kanzler, Eine Wanderung durch die Leoganger und Loferer Steinberge (MDOeAV 1890, S. 129); Alpenfreund 1892, Nr. 29—32; Lucas, Aus den Leoganger und Loferer Steinbergen (MDOeAV 1893, S. 146. 158); Biendl, Aus den Leoganger Steinbergen (OeTZ 1894, Nr. 7. 8).

[2]) Hofer, Das Birnhorn (ZDOeAV 1877, S. 235); Krischker (Tourist 1883, Nr. 20).



Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. X. 2. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Hundstein und Hundsteinsee von Osten.

2634 m, dem höchsten von drei benachbarten Felsklötzen und zugleich der höchsten Erhebung weit und breit (Beil. 1). Dementsprechend verliert sich der Blick von der luftigen Warte nach Norden bis in die blaue Ebene über all die niedrigeren Gipfel hinweg, während im Süden die Zentralalpen sich wie an der Schnur aufgereiht zeigen, dabei entsprechend dem höheren Standpunkte auch freigebiger mit der Enthüllung ihrer Eisbedeckung als von den niedrigeren und ihren nicht vergletscherten Seitenkämmen näheren Gipfeln der Schieferalpen aus.

Am Birnhorn setzt der östlichste Nordkamm an; er trägt weiterhin als höchste Erhebung das Kuchelhorn 2497 m. Zackig zieht der Hauptgrat weiter und sendet jenseits des Ebersbergs den zweiten, längsten Seitenkamm mit dem Rothorn[1]) 2451 m ab, an dessen Nordende sich eine ausgedehnte, aber nur im Winter zugängliche Höhle, das Lamprechtsofenloch[2]), dicht an der Thalsohle des Salzachthales öffnet. Eine Jungfrau hütet darin die Schätze, um die sie einst ihre blinde Schwester bei der Teilung der Erbschaft betrogen hat[3]).

Der Hauptkamm erreicht weiter westlich die abenteuerlichen Zacken der Dreizinthörner 2486 m; hier zweigt der dritte Seitenkamm ab, der nach kurzem Verlaufe mit den Sauhörnern 2205 m ins Schüttbachthal abbricht. Vom Marchanthorn 2466 m endlich senkt sich der Hauptkamm rasch zum Passe Griessen hinab; auch der von da ausgehende letzte Seitenkammm nimmt rasch an Höhe ab; dann wendet er sich nach Nordwesten und stellt über die hochflächenartige Einsenkung des Römersattels 1208 m die Verbindung mit der folgenden Gruppe her.

β) Die Loferer Steinberge[4]).

Nordwestlich von den Leoganger Steinbergen liegen die Loferer Steinberge, von wenig geringerer Höhe und Ausdehnung. Auch hier bildet den Kern der Gruppe ein von Westen nach Osten ziehender Hauptkamm, der auch die Haupterhebungen trägt: das Hinterhorn[5]) 2503 m im Westen, von allen Gipfeln der Gruppe wegen seiner schönen Aussicht am meisten besucht, und die Ochsenhörner im Osten (Hinteres Ochsenhorn 2513 m). Während aber die Leoganger Steinberge von allen Seiten nur von ziemlich engen Thälern

[1]) Ed. Richter, Rothhorn und Birnhorn (ZDAV 3, S. 107; 1872).

[2]) Posselt-Czorich, Höhlenwanderungen im Salzburger Kalkgebirge (ZDOeAV 1878, S. 163. 166); Ruska (Mitt. Sekt. f. Höhlenkunde des OeTC Nr. 22; 883); Hammerschlag, Eine Partie in das Lambrechtsofenloch (OeTZ 9, Nr. 12. 13; 1889); Kraus, Höhlenkunde, Wien 1894, S. 170. 221.

[3]) Hübner, Beschreibung des Erzstiftes Salzburg II, 635; Weilmeyr, Topographisches Lexikon vom Salzachkreise, Salzburg 1812, Bd. II, S. 339; v. Braune, Salzburg und Bechtesgaden, Wien 1821, S. 208; Pillwein, Das Herzogtum Salzburg, Linz 1839, S. 535; Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, München 1848, Bd. I, S. 4; Hinterhuber, Der Tourist im Hochgebirge, Salzburg 1855, S. 164; Zillner (MGSL 2, S. 58; 1862); Dürlinger, Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 156. 217; v. Freisauff, Salzburger Volkssagen, Wien 1880, S. 619; Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Band Oberösterreich und Salzburg S. 460.

[4]) Kanzler (MDOeAV 1890, S. 130); Lucas (MDOeAV 1893, S. 159. 174).

[5]) Pan, Das Hinterhorn (ZDOeAV 1875, S. 187).

begrenzt sind und nur die südöstlichen Gipfel frei ins Saalfeldner Becken blicken, wird die Gruppe der Loferer Steinberge an drei Seiten von breiteren Thalböden umgeben, von denen aus ihr ganzer Aufbau überschaut werden kann. Im Nordosten besonders zeigt sich vom Becken von St. Martin und Lofer die ganze Gipfelreihe; doch auch die auf der Tiroler Seite liegenden Thalböden von Waidring im Nordwesten und von St. Ulrich am Pillersee im Südwesten gestatten einen Ueberblick der Felswände bis zum Fusse.

Weniger ausgeprägt als beim Birnhornstocke ist die Ausbildung von Seitenkämmen; nur ein felsiger Kamm geht nach Norden und erhebt sich im Breithorn noch zu 2416 m. Damit hängt denn auch die geringere Entwickelung von öden Hochkaren zusammen; nur im Winkel zwischen Breithornkamm und Hauptkamm liegt die Felswüste der Wehrgrube, durch einen kurzen Felsast noch in die Kleine und die Grosse Wehrgrube geteilt. Dafür tritt eine deutlichere Ausbildung von Thälern auf, und da auch hier die unteren Bergflanken von dichtem Walde umhüllt sind, so sind mehrere liebliche Waldthäler vorhanden, die zu Ausflügen locken. An landschaftlicher Schönheit nimmt unter ihnen die erste Stelle das Lofererthal ein, das Hauptthal der Nordseite, das mit seinem grünen Wiesenboden inmitten der dicht bewaldeten Gehänge ein idyllisches Ruheplätzchen fern vom Weltgetriebe bietet. Ueber einen bewaldeten Rücken steigt man von ihm hinüber ins kürzere Kirchenthal, das nach Osten zur Saale sich öffnet und seit dem 17. Jahrhundert ein besuchter Wallfahrtsort ist. Die Sage lässt zur Bezeichnung des Bauplatzes für die Wallfahrtskirche mitten im Winter drei Kornhalme mit Aehren aus dem Schnee spriessen [1]).

Die Gewässer der Südseite endlich sammelt der Oedbach (Almbach), der sich in das Schüttbachthal ergiesst und an seiner Mündung die wilde Vorderkaserklamm eingegraben hat, die weniger durch ihre Wasserfülle, als durch ihre Höhe und Enge hervorragt. Bis in unglaubliche Höhe ragen die wohl erhaltenen Auswaschungen an ihren senkrechten Wänden hinauf, und an mehreren Stellen verwehren in die Schlucht gefallene und zwischen den Wänden festgekeilte Felsblöcke den ohnehin spärlichen Zutritt des Tageslichts durch die enge Spalte [2]). Die Klamm wurde durch die Alpenvereinssektion Pinzgau unter Mitwirkung der bayerischen Forstbehörde 1882 erschlossen.

γ) Das Kammerkargebirge und die Sonntagshorngruppe.

Das Thal des Loferbaches, der aus dem Thalboden von Waidring nach Osten in das Becken von Lofer zur Saale fliesst, schneidet die

[1]) Kirchenthalischer immer hell und heilsam fliessender Gnadenbrunn oder wahrhafte Beschreibung der Gnaden und Gutthaten u. s. w.. 1780 zu Salzburg neu aufgelegt; Hübner II, 631; v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden. Salzburg 1810, Bd. 2, S. 298; Pillwein S. 503; Kaltenbaeck, Die Mariensagen in Oesterreich, Wien 1845, S. 260; Zillner, Salzburger Sagen (MGSL 2, S. 81; 1862); v. Perger, Deutsche Pflanzensagen, Stuttgart 1864, S. 108; Dürlinger S. 213; Huber, Fromme Sagen und Legenden aus Salzburg, Salzburg 1880, S. 28.

[2]) Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 354.

Loferer Steinberge im Norden ab. Hier folgt die Grenze des Pinzgaues einmal nicht der Wasserscheide des Saalegebiets. Statt der flachen Thalwasserscheiden, über die hinweg das Einzugsgebiet des Loferbaches mit dem der Grossache in leichter Verbindung steht, wurde von alters her als leichter zu verteidigender Grenzpunkt die schmalste, engste Stelle des Thales zwischen Lofer und Waidring angesehen, der Pass Strub 688 m, an dem der Breithornkamm der Loferer Steinberge sich am nächsten mit dem nördlich von diesem Thalzuge aufsteigenden Kammerkargebirge berührt. Wie aber schon durch diesen tiefen Thalzug die beiden Gruppen voneinander deutlich getrennt sind, so ist das noch mehr durch ihre Erscheinung und durch ihre geologische Beschaffenheit der Fall. Wir treffen hier zum erstenmal auf ausgedehnte Ablagerungen, die jünger sind als die der Trias angehörenden Kalke der Leoganger und Loferer Steinberge. Wenn auch die schroff zum Loferbache abstürzenden Südhänge des Kammerkargebirges unten noch aus demselben Gesteine bestehen wie die gegenüberliegenden Loferer Steinberge, so bauen sich doch darüber schon die Schichten des Lias und Jura auf, und noch weiter im Norden lagern über ihnen die Neokommergel der Kreide. Sie erfüllen eine weite Bucht, das Sammelgebiet des Unkenbaches, an dessen Nordrande die umgekehrte Reihenfolge eintritt. Jenseits des Baches steigen wir wieder zum Sonntagshorn über ältere Gesteine auf, und wie der Kammerkarzug nach Süden, so bricht der Zug des Sonntagshorns nach Norden in schroffen Wänden ab.

Beide Züge schliessen so mit dem sie im Westen verbindenden Querzuge des Scheibelbergs und den das Saalethal begleitenden östlichen Bergen ein weites Becken ein, auf dessen fruchtbarem Boden eine reiche Vegetation sich entfaltet hat. Den kahlen Steinbergen gegenüber fällt der Pflanzenreichtum doppelt auf. Herrliche Weiden und Wiesen bedecken die Höhen, und mächtige Fichtenwälder umhüllen die Hänge der steilen Gräben, die sich der Unkenbach und seine Zuflüsse in die weichen Schichten gegraben haben.

Der Kammerkarzug im Süden steigt vom Loferer Becken aus nach Westen allmählich an und erreicht seine grösste Höhe in der Kammerkarplatte 1869 m, die nach Süden schon zum Waidringer Becken abstürzt. Auf diesem Gipfel entfaltet sich abermals ein glänzender Rundblick. Die Berchtesgadner Alpen und die Loferer Steinberge zeigen sich im Viertelkreise; sie verdecken zwar die östlichen Teile der Zentralalpen, aber von der Glocknergruppe an schweift der Blick ungehindert nach Westen bis zu den Stubaier Alpen, und von den nördlichen Kalkalpen erscheinen neben dem Kaisergebirge noch die Spitzen des Karwendels. Ganz nahe im Süden liegt der Pillersee, aus dem Norden grüsst der Chiemsee mit seinen Inseln herüber.

Grüne Hänge leiten nach Norden über den Scheibelberg 1469 m, den Grenzpunkt zwischen Tirol, Salzburg und Bayern, und über die Einsattelung der Winkelmoosalm 1155 m, den Zugang von Westen her, zum nördlichen Randzuge, der mit dem Dürrenbachhorn 1778 m beginnt und nach Osten über das Sonntagshorn 1965 m zur Saale zieht. Die Aussicht des Sonntagshorns ähnelt in

vielen Stücken der von der Kammerkarplatte. Zwischen Sonntagshorn und Dürrenbachhorn ist der Randzug durch die tiefe Schlucht des Fischbaches unterbrochen, der zur Weissen Traun fliesst und sich hier im Unkenbachbecken ein Quellgebiet mit schönstem Wiesenboden, das Unkener Heuthal, erobert hat [1]). Ausser den Wasserstürzen des Fischbaches bietet der 200 m hohe Staubbachfall einen prächtigen Anblick.

Am wenigsten geschlossen, aber noch immer mit Gipfelhöhen von über 1500 m erscheint die Ostumwallung der Mulde, die vom Unkenbache durchbrochen wird. Die Höhen sind fruchtbarer Weideboden, besonders im Süden, wo auf der Loferer Alm ein ganzes Dorf von Almhütten sich erhebt. Wald deckt auch hier die steilen Thalhänge.

Inmitten dieser weiten Mulde fliessen die Bächlein aus den quellenfeuchten Walddickichten zum Unkenbache zusammen. Tief hat er sich in die weichen Kreideschichten des Beckens eingegraben und an mehreren Stellen die härteren Liaskalke angeschnitten. Nicht weit von seinem Entstehen bildet er so eine schöne Klamm, die Schwarzbergklamm, in der das hellgrüne, klare Wasser mit dem weissen und roten Marmor der Wände und den dunklen Fichten, die sich von allen Seiten herandrängen, ein farbenprächtiges Bild liefert [2]). Es ist in unserem Gebiete die älteste ganz erschlossene Klamm, da sie zum Zwecke des Holztransportes schon 1833 zugänglich gemacht worden ist [3]). Auch in seinem weiteren Verlaufe bleibt das Unkenbachthal eng und waldumschlossen, so dass die spärlichen dauernden Ansiedelungen sich auf die höheren Thalhänge zurückgezogen haben.

b) Die Berchtesgadner Alpen [4]).

Von den zahlreichen Gruppen der Berchtesgadner Alpen gehört keine ganz dem Pinzgau an. Nur die schmalere, im allgemeinen aber steiler abfallende Aussenseite, die ihr Wasser der Saale zusendet, kommt hier in Betracht. Um eine Zersplitterung zu vermeiden, wollen wir daher nur eine Zweiteilung eintreten lassen. Der Hirschbühel 1176 m, die niedrigste Stelle der Umwallung und zugleich der einzige fahrbare Verbindungsweg aus dem Pinzgau in das Berchtesgadner Land, soll die Trennungsstelle bezeichnen.

---

[1]) Vom ganzen Pinzgau gehören an

dem Gehiet der Salzach	1822 qkm
„ „ „ Saale	777 „
„ „ „ Ziller	52 „
„ „ „ Weissen Traun	19 „

(Becker, Die Gewässer in Oesterreich. Wien 1890, Bd. II, S. 350. 354. 356).

[2]) Emmrich, Geognostische Beobachtungen aus den östlichen bayerischen und den angrenzenden österreichischen Alpen (Jahrh. k. k. geol. Reichsanst. 1853, S. 359); Gümhel, Geognostische Beschreibung des bayerischen Alpengebirges, Gotha 1861, S. 381.

[3]) Dürlinger S. 203. Schon 1792 war im obersten Unkenbachthale zur Holztrift die Muthklause erbaut (Hübner II, 651; v. Koch-Sternfeld, Historisch-staatsökonomische Notizen über Strassen- und Wasserbau und Bodenkultur im Herzogtume Salzburg und Fürstentume Berchtesgaden, Salzburg 1811, S. 66).

[4]) Penck und Ed. Richter, Das Land Berchtesgaden (ZDOeAV 1885, S. 217—298).

α) Die Reitalm[1]).

Vom Hirschbühel nördlich bis an die Saale reichend erhebt sich die Hochfläche der Reitalm. Sie ist auf ihrem Rücken beckenförmig eingesenkt, ohne dass bei der Durchlässigkeit des zerklüfteten Kalkuntergrundes ein Thalsystem darauf ausgebildet wäre. Im Gegenteile durchziehen zahllose, ohne Regel angeordnete Hügelwälle, mit dichten Legföhren (Latschen) bewachsen, die Fläche; zwischen ihnen liegen eine ganze Anzahl Almen, oft gruppenweise beisammen, die die spärlichen Stellen guten Graswuchses ausnutzen. Vom Innern der Hochfläche aus gesehen erheben sich die Randberge nur wenig über die Fläche, während sie doch von aussen her als steile Gipfel erscheinen. Nur im Süden erhebt sich eine Reihe wirklich freistehender Felshörner, die sich im Verbindungsgrate zum Hirschbühel weiter nach Süden fortsetzt. Die höchsten dieser Gipfel sind das Stadelhorn 2288 m und das Grosse Häuselhorn 2287 m; sie sind schon vom Zeller See aus durch die Lücke der Hohlwege zwischen den Leoganger Steinbergen und dem Steinernen Meere sichtbar. Nur wenige steile Steige führen von den umgebenden Thälern auf die Hochfläche, und ihre Namen deuten schon zum Teil an, dass sie wenig Bequemlichkeit bieten (Schrecksattel, Böslsteig).

Zahlreiche kurze Gräben zerfurchen die Ränder der Reitalm; nur im Westen gegen das Saalethal liegt noch eine Reihe von niedrigeren, bewaldeten Vorbergen vor (Hundshorn 1703 m mit seinem Vorgipfel Pechhorn 1379 m, Gerhardstein 1533 m), und zwischen ihnen entwickeln sich einige längere Thäler, deren obere Enden in wilden, kurzen Klammen sich in den Abfall der Reitalm einschneiden (Mairbergklamm unter dem Stadelhorn, Wildenbachklamm in der Nähe des Hirschbühels). Zwischen dem Hundshorn und dem Gerhardstein führt ein Saumweg von Lofer zum Hirschbühel.

β) Das Steinerne Meer[2]) und seine Nachbarn.

Mächtiger als in der Reitalm ragen südlich vom Hirschbühel die Felsspitzen auf. Im Verlaufe der salzburg-bayerischen Grenze zwischen dem Hirschbühel und dem östlichen Ende des Steinernen Meeres weisen die beiderseitigen Karten einige Unterschiede auf; die bayerische Angabe scheint die richtigere[3]) und ist auch der hier beigefügten Karte zu Grunde gelegt.

Vom Hirschbühel zieht die Grenze zwischen dem Pinzgau und Berchtesgaden nach Osten über das Kamerlinghorn 2483 m, dessen

[1]) v. Barth, Auf den Gipfeln der Reitalm (Aus den nördlichen Kalkalpen, Gera 1874, S. 84); Zöhnle, Das Stadelhorn in der Reiteralm (MDOeAV 1878, S. 90; s. a. 1882, S. 318); v. Schilcher, Grosses Mühlsturzhorn und Wagendrischelhorn (ZDOeAV 1880, S. 437); Böhm, Einteilung der Ostalpen S. 187; Holzhausen (OeAZ 1892, S. 199); v. Prielmeyer, Die Reiteralpe (Alpenfreund 1893, Nr 66. 67).

[2]) v. Barth, Das Steinerne Meer (ZDAV 1, S. 335; 1869); Baumwolf (OeTZ 10, Nr. 6; 1890).

[3]) Waltenberger, Ueber topographische Messungen und Terrainaufnahmen im Gebirge (ZDOeAV 1887, S. 127); Blank, Illustrierter Führer durch die Salzburger und Berchtesgadner Kalkalpen, Wien 1893, S. 185.

prächtige Aussicht schon seit Jahrzehnten bekannt ist, zur Hocheisspitze [1]) 2518 m, von wo nach Norden der Kamm des Hochkalters 2607 m abzweigt, des westlichen, über dem Hintersee in der Ramsau aufragenden Eckpfeilers des Wimbachthales. Dann folgt ein nach Südosten verlaufendes, beiderseits scharf abfallendes Gratstück, das nur in der Alplscharte 2173 m einen sehr beschwerlichen Uebergang ins Wimbachthal bietet und zum mächtigen Felsklotze des Hundstods [2]) 2580 m hinüberleitet. Der Hundstod gehört schon nicht mehr der Umrandung des Wimbachthales an, da wenig nördlich von ihm der Verbindungsgrat zum Watzmannzuge sich ansetzt. Der weitere Verlauf der Grenze folgt nicht mehr dem südlichen Randkamme des Steinernen Meeres, sondern läuft in ziemlich gerader Linie nach Südosten über die einzelstehenden Gipfel Viehkogel 2157 m und Schottmalhorn 2231 m zum hoch aufragenden Grate des Funtenseetauern 2578 m und von da im Zickzack zur Mauerscharte 2177 m, die einen Ausweg aus dem Steinernen Meere zum Blühnbachthale bildet.

In einem Abstande von 2—4 km südlich von der Grenze verläuft die südliche Randkette des Steinernen Meeres, vom Hundstod durch die Diessbachscharte 2132 m getrennt. Es gehört so dem Pinzgau der höchste und wildeste Teil des Steinernen Meeres an, dieser gewaltigen öden Hochfläche, die von den höchsten Punkten am Südrande sich erst ganz allmählich nach Norden zu senkt, dann aber in drei Stufen zum Königsee abbricht. Die Lage des Funtensees 1595 m einerseits, des Grünsees 1505 m und des Schwarzsees 1571 m andererseits bezeichnen die Terrassen zwischen den einzelnen Stufenabbrüchen.

Das Steinerne Meer verdient seinen Namen mit Recht. Es ist schwer, von der fast völligen Regellosigkeit in der Anordnung der einzelnen, doch immer wiederkehrenden Formelemente, die seine Oberfläche zusammensetzen, ein zutreffendes Bild zu geben. Wer auf dem gewöhnlichen Steige von Saalfelden zum Königsee die Hochfläche fast an ihrer schmalsten Stelle überschreitet, gewinnt nur einen ungenügenden Eindruck von der Ausdehnung und Oede dieser Landschaft. Erst wenn man der Länge nach sich den Weg sucht, etwa von der Diessbachscharte nach Südosten an den Fuss der Schönfeldspitze 2651 m, oder von hier nach Osten zum Blühnbachthale, Strecken, auf denen man zur Ueberwindung eines Kilometers mehr als eine Stunde braucht, ohne dabei um mehr als 100 m über die Anfangshöhe hinauszukommen oder darunter hinabzusteigen, erst dann ermisst man das Ueberwältigende dieser Felswüste.

Jeder Schritt vorwärts führt auf tiefe Spalten oder trichterförmige Vertiefungen, auf deren Grunde sich noch im Hochsommer der Schnee hält, dessen Schmelzwasser zugleich unablässig an der Vertiefung dieser Karsttrichter arbeitet und dann in der Tiefe versickert. Bald führt der einzige Ausweg aus dem Labyrinthe über die messerscharfen Schneiden der Karrenfelder, bald über wirre Blockhaufen, nie

[1]) v. Barth, Die Hocheisspitze (Nördliche Kalkalpen S. 98).
[2]) Hofmann (Tourist 1869, S. 69); Zöhnle (Alpenfreund 10, H. 1; 1878).

geradeaus, stets mit weiten Umwegen dem nächsten, im voraus zu bestimmenden Ziele zu. Unaufhörlicher Wechsel in der Abdachung erschwert das Zurechtfinden: einfallender Nebel ist schon manchem Wanderer hier oben verderblich geworden. Die Pflanzenwelt ist sehr spärlich vertreten, überall ist nackter Fels, nur die genügsamen Flechten saugen den Tau der Nacht auf. Selbst die Legföhre meidet das unwirtliche Gestein. Erst in den tieferen Lagen siedeln sich, und auch dann noch kümmerlich, zerstreute Pflänzchen an, vor allen Hungerblümchen (Draba) und Steinbrech (Saxifraga). Wasser fehlt fast gänzlich. Nur einige wenige, weit voneinander entfernte Quellen liefern fast tropfenweise das kostbare Nass. Höchstens wo unter einem schon abgeschmolzenen Schneeflecke etwas undurchlässiger, rötlicher Lehm- und Schlammboden aus dem aufgelösten Kalksteine übrig geblieben ist, steht ein kleines Pfützchen mit trübem, wenige Centimeter hohem Wasser [1]).

Und doch ist das Tierreich nicht unvertreten. In den tieferen Stellen, die noch unwirtlich genug sind, suchen halbverwilderte Schafe die kümmerlichen Halme; oben aber auf den klippenreichen Graten zeichnen sich die Schatten der flinken Gemsen ab, die hier ihre Zuflucht und Ruhe suchen, nachdem sie in den Morgenstunden den tieferen Weideplätzen ihren Besuch abgestattet haben. Dass aber auch für die gewandten Wiederkäuer der Aufenthalt nicht gefahrlos ist, lehrt wohl ein verblichenes Gemsskelett am Fusse einer steilen Wand; auch manches Schaf bricht in einer Spalte ein Bein und verfällt dann meist einem qualvollen Hungertode.

Von einem der überhöhenden Gipfel des Südrandes aus verschwinden die zahllosen Unebenheiten der Oberfläche vor dem forschenden Blicke; dafür zeigen sich einige grössere Züge des Reliefs. Die südliche Randkette hängt am Schindlkopf 2353 m mit dem Hundstod über die breite Einsattelung der Diessbachscharte [2]) 2132 m zusammen; sie streicht aber noch nach Westen verlängert an der Nordseite der Hohlwege bis zum Diessbachthale weiter, an dessen anderer Seite noch der wildzackige Grat des Hochkranz 1953 m über der Hirschbühelstrasse sich erhebt. Vom Schindlkopf an wendet sich die Randkette nach Süden über zahlreiche niedrigere Gipfel zum Breithorn 2490 m und ermöglicht inzwischen nur an einer Stelle einen unschwierigen Aufstieg auf die Hochfläche durch die Weissbachlscharte (Hochscharte) 2245 m.

Das Breithorn ist der südwestliche Eckpfeiler des Steinernen Meeres. Es ist von der Höhe des Plateaus aus ohne Schwierigkeit zu erreichen und bietet ausser dem Ueberblicke über das Steinerne Meer selbst und über die benachbarten Gruppen der Kalkalpen einen herrlichen Einblick in das ganze Zeller Becken mit einem Teile des blinkenden Seespiegels und jenseits den Anblick der ganzen Zentralkette.

---

[1]) S. a. die Schilderung bei Gümbel, Geognostische Beschreibung u. s. w. S. 20 und 385 (vgl. v. Bezold, Jahrb. OeAV 5, 1869, und Blank, Illustrierter Führer S. 153), sowie Goemann, Der Funtensee im Steinernen Meer (MDOeAV 1890, S 304).

[2]) Kein „enger Felsspalt" (Goemann S. 306).

Vom Breithorn aus zieht die Randkette nach Osten. In jäher Wand brechen die Kalkbänke zur tiefsten Lücke des ganzen Randes ab, zur Ramseiderscharte 2101 m, über die seit der Eröffnung des von Saalfelden heraufführenden prächtigen Ramseidersteiges im Jahre 1879 und noch mehr seit der Erbauung des Riemannhauses dicht an der Scharte im Jahre 1885 der Hauptverkehr zum Funtensee und Königsee zieht. Wie ein künstlicher Wartturm steigt an der anderen Seite der Scharte der Sommerstein auf; dann zieht der Grat in Windungen weiter zur Schönfeldspitze[1]) 2651 m (früher im Pinzgau allgemein Hochzink genannt), der zweithöchsten Erhebung der ganzen Gruppe. Sie ist ein schlankes Felshorn, dessen Gipfel nach allen Seiten fast senkrecht abstürzt, aber doch dank der Wegherstellung des Alpenvereins für den Schwindelfreien in etwa 2 Stunden vom Riemannhause leicht erreichbar ist (Beil. 4). Der grösseren Höhe entsprechend übertrifft die Aussicht noch die vom Breithorn. Frei durch das Blühnbachthal schaut der Dachstein herüber, mächtig steht vorne der Hochkönig. Weit nach Osten übersieht man die Niederen Tauern, und an sie reiht sich der ganze Zug der Zentralalpen bis in die Stubaier Gruppe hinein; besonders deutlich erscheint der Olperer im Tuxerkamme. Der Einblick ins Zeller Becken ist geringer als vom Breithorn, dafür aber der Ueberblick über die Waidringer und die Berchtesgadner Alpen grossartiger. Das Schönste ist aber der Niederblick auf den Königsee nach Norden, in dessen Achse die Schönfeldspitze gerade liegt, und darüber hinaus auf die Umrandung des Berchtesgadner Thals, hinter dem neben dem Untersberge noch der Kapuzinerberg bei Salzburg deutlich hervortritt. Es ist die Schönfeldspitze der einzige Gipfel im Südrande des Steinernen Meeres, der vom nördlichen Vorlande der Alpen gesehen werden kann.

Ein steiler Grat führt von der Schönfeldspitze nach Osten zur Buchauerscharte 2281 m hinab, über die vor der Ausführung der Wegarbeiten am Ramseider Steige der bequemste Zugang zur Hochfläche führte. Jenseits geht es wieder hinauf zu dem höchsten Gipfel der Gruppe, dem Selbhorn[2]) 2655 m, das aber seiner zurückgeschobenen Lage wegen weniger hervortritt als die Schönfeldspitze. Ein enges Felsenthor, die Wasserfallscharte, schneidet weiter in den Kamm ein, dann folgen immer neue zackige Köpfe in wechselnden Formen, bis hinter dem Brandhorn 2593 m die breitere Senke der Thorscharte 2283 m einen beschwerlichen Uebergang von Süden her ins Blühnbachthal vermittelt und zugleich das Steinerne Meer abschliesst. Weiter im Osten erhebt sich der noch höher aufragende Stock der Uebergossenen Alm mit dem Hochkönig 2938 m. Sein Plateaugletscher, eine eigentümliche Erscheinung in den ganzen Alpen, leuchtet weiss in die Ferne. Dem Pinzgau gehört von diesem Gebirgsstocke nur die Südwestabdachung an, da die Grenze gegen den Pongau von der Mauerscharte auf dem Steinernen Meere nach Süden zum Brand-

---

[1]) v. Barth, Die Schönfeldspitze (Nördliche Kalkalpen S. 24); Fünkh, Das Steinerne Meer und die Schönfeldspitze (Jahrb. OeAV 6, S. 359; 1870).

[2]) Hess (OeAZ 1886, S. 274); Fehlinger (OeTZ 11, Nr. 15; 1891).

Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. X. 2.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Die Schönfeldspitze von Norden.

Nach einer photographischen Aufnahme von Würthle & Sohn in Salzburg.

horn zieht und von da über die Thorscharte und dem Hochseiler 2781 m bis zu den Hohen Köpfen 2875 m auf der Randkette weiterläuft. Von den Hohen Köpfen folgt die Grenze einem südlichen, rasch absinkenden Seitenaste und geht über die Dientener Alm auf das Schiefergebirge über.

Die innere Hochfläche des Steinernen Meeres ist durch einen vom Selbhorn nach Norden zum Funtenseetauern ziehenden, zerrissenen Felsgrat in zwei ungleiche Teile geteilt. Der grössere, westliche Abschnitt dacht sich im allgemeinen zum Funtensee und weiter zum Königsee ab, der östliche, kleinere, in seiner Gesamtheit auch als Wildalm bezeichnete, zum Obersee. Es ist der ödeste und verlassenste Teil der ganzen Hochfläche, nur selten von Wanderern besucht [1]).

Wir haben noch der Thäler zu gedenken, die die Südflanke des Steinernen Meeres gliedern. Südlich vom Kamerlinghorn erstreckt sich der obere Teil des Weissbachthales von Osten nach Westen. Beim bayerischen Forsthause Falleck an der Hirschbühelstrasse biegt es nach Südwesten um und mündet bei Oberweissbach in die Saale. Aber kurz vor der Mündung bildet der Bach noch eine schöne Klamm, die Seisenbergklamm [2]), deren Erschliessung wiederum der bayerischen Forstverwaltung zu verdanken ist. Schon 1831 war von unten her ein Zugang in die Klamm ermöglicht, aber erst um die Mitte der 70er Jahre ist der Weg durchgelegt. Dunkel sind hier die feuchten Wände, zwischen denen der Bach in die Tiefe tost, und auf schlüpfrigem, aber festem Holzstege zieht man durch die fast geschlossene Enge.

Vom Hundstod her zieht das Diessbachthal nach Westen. Als grasiges Wiesenthal beginnt es, darauf folgt eine felsige Steilstufe und dann lichter Fichten- und Lärchenwald voll massenhafter Felsblöcke. Eine Erweiterung zu einem grünen Thalboden zeigt ein ehemaliges Seebecken an, während ein weiterer, kleinerer See, der Diessbachsee, noch jetzt abflusslos auf der Höhe zwischen Diessbach und Weissbach eingebettet liegt. Beide Thäler sind weiterhin nur durch einen üppig begrünten Rücken getrennt, auf dem die zahlreichen Hütten der Kallbrunnalmen liegen. Diessbachthal und Kallbrunnalm waren schon im vorigen Jahrhunderte ein Paradies der Salzburger Botaniker [3]), und in der That ist der Pflanzenwuchs hier nach der Oede der Kalkhochflächen doppelt überraschend und mannigfaltig. Aber auch das Landschaftsbild von der Kallbrunnalpe ist herrlich. Im Halbkreise lagern sich im Osten die Kalkwände herum, im Norden ragt der Hochkranz auf, jenseits der Hohlwege baut sich der Birnhornstock auf und im Süden blickt die Glocknergruppe durch die Lücke der Hohlwege durch. Der untere Teil des Diessbachthals ist eine enge Waldschlucht, und mit einem schönen Wasserfalle stürzt endlich der Bach in die Hohlwege.

---

[1]) v. Frey, Die Wildalmkirche am Steinernen Meer (ZDOeAV 1877, S. 69); v. Schilcher, Uebergossene Alpe und Hochkönig (ZDOeAV 1883, S. 466).

[2]) Frhr. v. Augustin, Streifzüge durch die norischen Alpen. Wien 1840, S. 250; Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, Pesth 1844, S. 152; Dürlinger, Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 218; Blank, Illustrierter Führer S. 36.

[3]) Schrank und v. Moll, Naturhistorische Briefe über Oesterreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden, Salzburg 1785, Bd. I, S. 276 ff.

Die weiteren Gräben, die von der südlichen Randkette des Steinernen Meeres ausgehen, bieten wenig Besonderheit. Sie verlaufen alle senkrecht zur Kette und haben daher bei der nahen Entfernung des Kammes von dem begleitenden Urschlauthale, das sie alle aufnimmt, nur kurze Längenerstreckung und rasches Gefälle. Ihre obersten Teile sind überall tiefe Mulden voll weissen Kalkschuttes, erst weiter abwärts stellt sich ein ausdauernder Wasserfaden auf ihrer Sohle ein. Alle haben durch die Verfrachtung des Schuttes breite Schwemmkegel vor ihre Oeffnungen vorgeschoben. Wo weiter östlich ein vom Selbhorn nach Süden ausstrahlender Seitengrat sich zu etwas grösserer Länge vorschiebt und noch einige bewaldete Köpfe zwischen grünen Weideflächen zeigt, ziehen sich auch die Gehöfte in den Thälern (oder Winkeln[1]) und an ihren sanfteren Hängen in die Höhe.

4. Hauptthäler und Thalböden.

Grosse Thalzüge trennen die einzelnen Gebirgsglieder voneinander. Da sie in der Regel mit Formationsgrenzen zusammenfallen, so sind ihre beiden Gehänge verschieden entwickelt; die Breite der Thalsohle und das Auftreten von grösseren Thalweitungen lässt ausserdem die grossen Thäler selbständig gegenüber den Gebirgsgruppen hervortreten. Endlich drängen sich die Ansiedelungen naturgemäss am meisten in den Thälern und den Becken zusammen, so dass ein zusammenhängender Ueberblick über diese sich empfiehlt.

a) Das Salzachgebiet.

Das Salzachlängsthal beginnt unterhalb der Krimmler Fälle und durchzieht unseren Gau in einer Länge von 70 km von Westen nach Osten; nur in seinem westlichsten Teile hat es, dem Hauptkamme der Venedigergruppe gleichlaufend, die Richtung von Westsüdwesten nach Ostnordosten.

Im obersten Thalkessel liegt zerstreut das freundliche Dörfchen Krimml 1057 m auf grünem Hange, der rings von schönem Walde umgeben ist. Nach der Vollendung der jetzt begonnenen Eisenbahn von Zell am See nach Krimml wird dieser Ort sicher einen viel grösseren Besuch erhalten, als es jetzt der Fall ist, und sich zu einer Sommerfrische entwickeln, wozu es seiner Höhenlage und der reizenden Ausflüge in die Umgebung wegen von der Natur die besten Anlagen zeigt.

Unterhalb von Krimml verengt auf eine gauz kurze Strecke eine von Westen her vorspringende Felsnase, der Falkenstein, das Thal; an ihrem Fusse fliessen Salzach und Krimmler Ache zusammen. Noch immer hat hier der Fluss ein lebhaftes Gefälle; erst vom Dorfe Wald an ermässigt sich die Neigung auf einen sehr geringen Winkel, und hier beginnen auch die sumpfigen Stellen im Thalboden, die bis nach Bruck hinabreichen. An der weissen Ruine der Burg Hieburg auf der linken Thalseite vorüber erreichen wir eine Erweiterung des Thales

[1]) Vgl. Anm. 1 auf S. 88 [32].

bis auf 1600 m Breite, in die von Süden her Ober- und Untersulzbach einmünden: durch das Untersulzbachthal erscheint das weisse Haupt des Grossvenedigers. Nun drängt sich von Norden her der ausgedehnte, erlenbewachsene Schuttkegel des Dürnbaches heran, und die Strasse muss ihn mühsam übersteigen. Jenseits erreichen wir das Dorf Neukirchen[1]) 854 m, dessen hochgelegenes altes Schloss Hochneukirchen einst der Sitz der Ritter von Neukirchen und später der gräflich Khuenburgschen Herrschaft war.

Weiter nach Osten geht es wieder auf die Thalsohle hinab. An der Strasse liegt, der Mündung des Habachthales gegenüber, der alte Weyerhof, in dem bis in die neueste Zeit hinein noch die Prunkzimmer erhalten waren, die der Besitzer für den Bischof von Chiemsee als Ersatz für dessen verfallene Burg Weyer in der Nähe bereithalten musste[2]). Bald begrüsst uns dann der spitze Kirchturm von Bramberg 824 m, und bei diesem Dorfe beginnt die gerade und dauernd breite Strecke des Thallaufs bis nach Bruck.

Nach 2,5 km mündet von Norden das Mühlbachthal, auf dessen breit ausgedehntem Schuttkegel das Dorf Mühlbach liegt. Hier wurde bis 1864 ein nicht unbeträchtlicher Bergbau auf Kupfer betrieben; jenseits der Salzach lagen die Schwefelöfen und die Gruben. Bis an die Mündung des Hollersbachs führt die Strasse auf dem linken Ufer der Salzach; dort setzt sie auf das rechte Ufer über und erreicht das Dörfchen Hollersbach 804 m, das abermals auf dem Schuttkegel des Baches liegt. Auf einer Strecke von 5 km führt nun der Weg an der südlichen, bewaldeten Thalseite entlang, und von drüben grüsst das weisse Schloss Einödberg. In seiner Nähe mündet von Norden der Rettenbachgraben, in dem auch früher ein Kupferbergwerk im Betriebe war.

Mit Mittersill 789 m erreichen wir den Hauptort und einzigen Marktflecken des Oberpinzgaues. Der Ort liegt an der Strassenbrücke über die Salzach, in der ebenen Thalsohle, abweichend von den meisten Siedelungen des Pinzgaues. Das rührt aber davon her, dass der alte Herrensitz Mittersill, in dem jetzt noch die Amtsräume der Behörden sind, 160 m über dem Thale, auf einem isolierten Hügel des linken Ufers sich erhebt, und dass der Ort sich zu Füssen der Burg entwickelt hat; dabei war aber auf dem linken Ufer kein Platz vorhanden, da die Salzach dicht am Fusse des Burgberges entlang fliesst. Wahrscheinlich ist Felben, dicht bei Mittersill auf dem Schuttkegel der Felber Ache gelegen, die ältere Siedelung; auch hier ist noch ein mächtiger, viereckiger Turm des alten Schlosses vorhanden, der zur späteren erzbischöflichen Zeit als Getreidekasten diente.

Am Schlosse Mittersill vorbei führt in weitgedehnten Windungen die Strasse vom Passe Thurn herab und vereinigt sich östlich vom Schlossberge mit der Hauptstrasse des Thales, die nun wieder auf dem linken Salzachufer weiterzieht. Die folgende Thalstrecke hat am meisten und deutlichsten durch die Entsumpfungsarbeiten des österreichischen

[1]) Pogatscher, Neukirchen im Oberpinzgau (MDOeAV 1891, S. 191).
[2]) v. Schallhammer, Die Ruine Weyer (MGSL 2, S. 45—46; 1862).

Staates gewonnen. Jetzt führt die Strasse nach Stuhlfelden in gerader Linie über die Thalsohle, die mit üppig grünenden Wiesen bedeckt ist; noch vor 50 Jahren war hier den grössten Teil des Jahres hindurch eine weite Wasserfläche, und die Strasse musste mühsam am Nordhange entlang geführt werden. So liegt abseits von der jetzigen Strasse am Thalrande das alte Heilbad Burgwies mit seinen beiden Quellen, der Fieberquelle und der Schwefelquelle, und weiterhin zeigt auf der Höhe ein kleines baumumstandenes Denkmal die Stelle, wo 1832 bei seiner Bereisung des Pinzgaues Kaiser Franz I. von Oesterreich angesichts der überschwemmten Thalflächen die Worte sprach: „Kinder, euch muss geholfen werden!" Und es wurde geholfen; die dankbaren Gaubewohner aber setzten am „Franzensbühel" das Erinnerungszeichen und umgaben es mit den Bäumen Fichte, Rotbuche, Ahorn, Nussbaum und Zirbe, deren Namen in ihren Anfangsbuchstaben den Wohlthäter des Gaues bezeichnen[1]). Fichte, Ahorn und Zirbe sind inzwischen zu stattlichen Bäumen herangewachsen.

Vor Stuhlfelden grüssen drüben die weissen Mauern des alten Schlosses Lambach. Stuhlfelden, der ehemalige Sitz des „Khelnerambts Stuhlfelden", jetzt nur ein unbedeutendes Dörfchen, ist wieder eine Schuttkegelsiedelung; das Schloss Lichtenau im Orte erzählt von der Zeit des Bergsegens, von der Blütezeit des Pinzgaues, wo es im alten Spruche hiess:

Stuhlfelden ist sich selber gleich
Und Mittersill gar ein Königreich!

Weiter führt die Strasse dicht am Nordhange, auf und ab über die Schuttkegel der kleinen Wildbäche, die von den Schieferbergen herabkommen. Gegenüber der breiten, flachen Mündung des Stubachthales, dessen Bach durch seine Aufschüttungen oft die Salzach gestaut und Versumpfungen hervorgerufen hat, deren Spuren noch nicht völlig beseitigt sind, liegt Uttendorf, abermals auf einem Schuttkegel, der Ausgangspunkt für die Uebergänge über den Kalsertauern im Süden nach Kals und über das Sommerthor nach Norden ins Glemmthal.

Jenseits der Salzach folgt nun der breite Abfall des Kapruner Kammes mit seinen verschiedenen Aesten, zwischen welche die kleinen Nebenthäler nur unbedeutende Furchen gezogen haben. Der ganze Abhang ist, wie überhaupt der Südhang des Salzachthales, bis hoch hinauf dicht bewaldet; am Fusse des Hanges liegt neben anderen kleinen Ortschaften das Bauernbad Schwarzenbach. Die Salzach nähert sich dann wieder dem nördlichen Thalhange; hier liegt hart am Flusse auf dem rechten Ufer Niedernsill 768 m, das letzte Kirchdorf des Oberpinzgaues. Es liegt in der Thalsohle und nicht auf dem unmittelbar dahinter ansteigenden Schuttkegel des Mühlbachs, der in enger Schlucht vom Schmiedinger herkommt. Aber auch hier ist, wie bei Mittersill, die Abweichung der Lage von der Regel begründet.

[1]) v. Kürsinger, Oberpinzgau S. 30; Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau S. 118; Ozlberger, Ignaz v. Kürsinger, sein Leben und Wirken (MGSL 19, S. 129; 1879).

Noch lebt in der Erinnerung des Pinzgaues die grosse Schlammflut von Niedernsill fort, die am 5. August 1798, aus dem Mühlbachthale ausbrechend, das ganze Dorf verschüttete, und ähnliche Ereignisse sind sicher in früherer Zeit mehrfach vorgekommen. Der Bach ergoss seine Schuttmassen bald hierhin, bald dorthin über seinen Schwemmkegel, und da keine Stelle auf ihm sicher genug war, wurden die Ansiedelungen an seinem Rande angelegt. Der Schuttkegel des Mühlbachs hat denn auch bei seiner mächtigen Ausdehnung die Salzach ganz an die nördliche Thalwand gedrängt, so dass kaum für die Strasse Raum genug bleibt. Hinter diesem Engpasse, am Bauerngute Einöden (Walchereinöden), betreten wir den Unterpinzgau.

Der Thalboden nimmt allmählich noch an Breite zu, bis er volle 2 km breit ist. Auf dem linken Salzachufer erscheint das Dorf Walchen, über dem einst die Stammburg der Walcher gestanden hat. Walchen ist, wie die folgenden Dörfer, wieder eine reine Schuttkegelsiedelung. Piesendorf 761 m, der nächste Ort, ist eine der ältesten historischen Ansiedelungen im Pinzgau und hat seine kirchliche Hauptstellung als Dekanatsitz noch bis heute bewahrt. Unbedeutender ist Fürth; der Schuttkegel von Aufhausen wird von der Strasse umgangen. Am Gehänge über diesen Orten wurde noch bis 1850 Kupferbergbau betrieben.

Jenseits der Salzach liegt am Ausgange des Kapruner Thales das Dorf Kaprun, einst durch seine abgeschiedene Lage fern von der Hauptstrasse dem grossen Verkehr weit entrückt, jetzt durch die vorzügliche, von der Sektion Pinzgau des Alpenvereins mit Unterstützung von Staat und Privaten erbaute Fürst-Liechtenstein-Strasse mit Zell am See verbunden und wegen der grossartigen Weganlagen und Bauten viel besucht, die die Schönheiten des Kapruner Thales erst weiteren Kreisen erschliessen. Auf einer Verbreiterung des Hanges östlich von der Thalmündung thront das Schloss Kaprun, das jetzt nur eine Bauernwirtschaft umfasst, während es einst der Sitz edler Geschlechter und später des erzbischöflichen Beamten war. Das Pfleggericht Zell am See hiess in alter Zeit auch Pfleggericht Kaprun.

Oestlich von Aufhausen öffnet sich nun nach Norden das Zell-Saalfeldner Becken. 20 km weit schweift der Blick über die in der Südhälfte ganz flache, in der Nordhälfte nur durch geringe Höhenzüge sanft gewellte Ebene, und unbegreiflich erscheint es, dass quer durch das Becken von Westen nach Osten die Wasserscheide zwischen Salzach und Saale zieht. Der ganze südliche Teil des Beckens ist augenscheinlich lange See gewesen. Noch jetzt geht der Zeller See, der die südliche Beckenhälfte zum grössten Teile bedeckt, im Norden und im Süden allmählich über sumpfige Stellen in Wiesenboden über; aber weitere Strecken sind auch erst durch die Salzachregulierung und die infolge davon eingetretenen besseren Abflussverhältnisse aus unfruchtbaren Sümpfen zu ertragbringenden Ländereien umgestaltet worden. Jetzt wird da, wo vorher nur Riedgräser wuchsen und Rohrhalme ihre Blütenrispen im Winde schaukelten, schon stellenweise Getreide gebaut.

Der Zeller See füllt die ganze Breite des Beckens aus und lässt im Westen und Osten kaum Raum für die Strasse übrig. So haben

sich grössere Ansiedelungen auch hier nur auf den Schuttkegeln der in den See mündenden Bäche bilden können. Da aber der Verkehr von je die Westseite des Sees bevorzugte, erwuchs dort aus einem im 8. Jahrhunderte gegründeten Kloster der Marktflecken Zell am See[1]) 758 m, heute nicht nur seiner zentralen Lage nach der Mittelpunkt des Pinzgaues, sondern auch der Sitz der Verwaltungsbehörden und der Brennpunkt des Fremdenverkehrs. Die herrliche Lage am schönen See, an dessen Langseiten sich die sanfteren Abhänge der Schieferalpen erheben, während durch die „wie ein Sehrohr“ [2]) geöffnete Lücke des Zeller Beckens im Süden die Eisgipfel der Glocknergruppe, im Norden die Felswände des Steinernen Meeres hereinschauen, machen den Ort in der That zur „Perle des Salzburger Ländchens“, wie ihn ein Aufsatz in der Gartenlaube[3]) schon vor mehr als 20 Jahren nannte. Die Vielseitigkeit der Umgebung schildert treffend R. v. Strele:

Der hat das Bauen verstanden,
Der hier die cella erbaut;
Wo wird in allen Landen
Ein schönerer Fleck geschaut?

Hier reichen zum Bund sich die Hände
Die Gletscher, die Plaiken, der See,
Die Wälder, die felsigen Wände
Und Almen und ewiger Schnee.

Bis in dieses Jahrhundert hinein hiess der Ort allgemein Zell im Pinzgau; der jetzt gebräuchliche Name stammt erst aus der kurzen Zeit der bayerischen Herrschaft über Salzburg 1809—1815.

Das östliche Ufer des Sees ist bis vor kurzem fast ganz unberührt vom Verkehre geblieben, obgleich auch der Schuttkegel des Thumersbachs Raum für ein grösseres Dorf geboten hätte. Schon jetzt aber trägt er einige Landhäuser, und bei der Steigerung des Verkehrs wird es nicht ausbleiben, dass das Wachstum von Zell am See, für das der Schmittenbachkegel schon fast zu klein geworden ist, über den See hin erfolgt.

Zwei Schlösser von verschiedenem Aussehen fallen vom See aus auf. Im Norden erhebt sich, nur wenige Schritte vom Seeufer entfernt, der altersgraue, viereckige Bau des Schlosses Prielau neben der kleinen Kapelle als Zeichen der alten Zeit; von Süden aber winkt freundlich und hell der neue, gotische Bau des fürstlich liechtensteinschen Schlosses Fischhorn. Es steht auf einem Hügel, der von der Hundsteingruppe nach Südwesten vorgeschoben ist, und bietet aus seinen Erkern und von seinen Zinnen einen weiten Blick über das Zeller Becken und in den Oberpinzgau hinein, wo ihm Schloss Mittersill Antwort giebt.

Bei Fischhorn ist die Thalsohle des Salzachthales nur noch 1 km breit und nimmt nach Osten immer mehr an Breite ab. An der Mündung des Fuscherthales liegt das Dorf Bruck auf beiden Seiten der Salzach und zeigt durch seinen Namen schon die alte Wichtigkeit dieses Uebergangspunktes über den Fluss. Dann geht es nach Osten weiter

---

[1]) Egger, Beschreibung von Zell in Pinzgau, Salzburg 1855; Blaschka, Die Entwickelung von Zell am See, Zell am See 1890.

[2]) Peters, Aus meinen Erinnerungen an den Pinzgau (Oesterr. Revue 1867, Heft 5, S. 148).

[3]) Gartenlaube 1874, Nr. 46.

das Thal hinab, in dem jetzt neben der Landstrasse auch noch die Eisenbahn ihren Weg sucht. Das Gefälle der Salzach ist lebhafter geworden; bei Bruck trat, zum erstenmal seit Krimml und Wald, wieder anstehender Fels in der Sohle des Flussbettes auf. Dementsprechend hat auch die Versumpfung des Thalbodens hier ihr Ende erreicht; überall wird das Land angebaut, und die weiten Wiesenflächen des oberen Salzachthales haben aufgehört. Dafür haben sich Weiden und Wiesen, von Getreidefeldern mehrfach unterbrochen, auf den sanfteren, unteren Teilen auch des Südgehänges ausgebreitet, und der Wald, der im Oberpinzgau an der rechten Seite der Salzach fast überall bis ans Thal reichte, beginnt hier erst 300—400 m über der Sohle. Gleich geblieben ist dagegen die höher hinauf reichende Besiedelung und Bebauung des nördlichen Gehänges.

Am Kirchlein von St. Georgen vorbei, das freundlich vom Hügel grüsst, erreichen wie Hasenbach, der Mündung des Wolfbachthales gegenüber, und damit das fast völlige Aufhören des Thalbodens. Die Strasse hebt sich allmählich am linken Ufer aufwärts, während für die Eisenbahn dicht neben der schäumenden Salzach ein Weg in den Fels gesprengt ist. Auf einer Terrasse des linken Ufers liegt der Marktflecken Taxenbach, der Hauptort des Unterpinzgaues, von der Thalsohle aus nicht sichtbar, und durch einen Vorsprung der steil abfallenden Terrasse führt die Bahn in einem Tunnel. Rauschend ergiesst sich die Rauriser Ache in die Salzach, nachdem sie soeben ihren Sturz durch das Kitzloch vollendet hat; aber eng und schluchtartig bleibt das Thal, aus dem sich die Siedelungen auf deutlich ausgeprägte Terrassen zu beiden Seiten zurückgezogen haben. Der Bahnbau auf dieser Strecke hatte von Beginn an mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, da am rechten Ufer die aus lockerem Schutte aufgebaute Terrasse von Embach mit steilem Falle zum Flusse abstürzt, der sie fortwährend unterwäscht und zum Abrutschen drängt, während das linke Ufer zwar Fels aufweist, aber durch tiefgehende innere Zerklüftung an Linien, die dem Flusse parallel laufen, stufenweise zum Absinken geneigt ist.

In diese Salzachschlucht mündet von Norden auch der Dientener Graben, noch enger und von ebenso steilen Wänden gebildet; und erst jenseits seiner Mündung ist in der Thalsohle wieder Platz für eine grössere Siedelung. Das Dorf Lend am Eingange ins Gasteiner Thal ist der letzte Pinzgauer Ort an der Salzach, und dem in den Pongau weiter Wandernden donnert der Fall der Gasteiner Ache den Scheidegruss. Auch Lend aber steht nur auf einer kurzen Strecke ebenen Landes am Salzachufer; auch jenseits drängt sich die Salzach wieder in eine enge Schlucht, und erst bei Schwarzach erreicht sie die ebene Thalsohle des Pongaues.

Vom Ufer der Salzach aus gesehen erscheint auf der ganzen Strecke von Taxenbach bis Schwarzach das Thal fast unbesiedelt; steigt man aber auf den Gehängen hinan, etwa auf dem von Lend sich hoch emporhebenden Wege ins Dientener Thal, so zeigt sich, dass die ganze Salzachschlucht nur ein unbedeutender Einriss in die Sohle eines höher gelegenen, weiteren Thales ist, dessen Thalboden sich in einzelnen Stücken

als Terrasse auf beiden Ufern der Salzach erhalten hat. In 1013 m Höhe liegt auf dem rechten Salzachufer das Dorf Embach auf einer breiten Terrasse, die sogar durch ein der Salzach parallel fliessendes und erst bei Lend mündendes Bächlein in sich als Thal gegliedert erscheint; gegenüber erscheint in etwas geringerer Höhe das weisse Kirchlein von Eschenau, und noch im Pongau jenseits des Dientener Grabens erstreckt sich die Terrasse von Goldegg weithin, wie die von Embach mit einem eigenen westöstlichen Thalsysteme versehen. Am deutlichsten unterbrochen wird diese Terrassenbildung durch den Dientener Graben im Norden und die Gasteiner Ache im Süden, so dass in diesen beiden Thalschluchten der Pinzgau in gewissem Sinne eine natürliche Grenze auch nach Osten hin besitzt.

b) Das Saalegebiet (der Mitterpinzgau).

Aus der engen Mündung des Glemmthales tritt die Saale in das Zeller Becken, dessen Mitte hier das Dorf Maishofen einnimmt. Als Wächter an der Thalöffnung des Glemmthales steht das Schloss Saalhof, und jenseits am Fusse der Schwalbenwand liegt der alte Herrensitz Kammer. Der ganze nördliche Teil des Zeller Beckens ist nicht so eben, wie der ehemalige Seeboden seines südlichen Endes; eine ganze Anzahl Hügelzüge mit vorwiegend südnördlicher Richtung erheben sich in ihm und haben ihren höchsten Punkt im Kühbühel[1]) 858 m, mehr als 100 m über dem benachbarten Saalespiegel. Es entsteht so an jeder Seite des Beckens ein Thalzug zwischen den Schieferbergen und diesen Hügeln; die Saale benutzt erst den östlichen Thalzug, bricht dann durch die Hügelreihe durch und verfolgt weiter die westliche Thalung. Ihr folgt die Eisenbahn, während die Landstrasse von Zell am See nach Saalfelden immer hart am Westrande des Beckens bleibt. 9 km nördlich vom Glemmthale haben wir die Stelle erreicht, wo am Fusse der Kalkalpen von Westen das Leogangthal und zugleich von Osten das Urschlauthal in das Becken münden, dessen Boden hier wieder weniger Unebenheiten aufweist.

Wir verfolgen zunächst das Urschlauthal nach Osten. Wo die Reihe der Mittelhügel dem Gehänge des Steinernen Meeres am nächsten kommt und die Urschlauer Ache sich zwischen beiden ein deutliches Bett eingewaschen hat, liegt der Markt Saalfelden 745 m, an Bevölkerungszahl der grösste Ort des Pinzgaues und durch die nach allen Hauptrichtungen der Windrose sich hinziehenden Verkehrswege der Mittelpunkt dieses nördlichen Beckenteiles. Die Hauptmasse des Ortes liegt auf einer niedrigen Terrasse am nördlichen Ufer der Ache. Ist schon das ganze Zell-Saalfeldner Becken wegen der Fruchtbarkeit des Bodens und der geringen Schwierigkeit der Bebauung dicht besiedelt, so ist das doch ganz besonders mit der Umgebung Saalfeldens der Fall, und dass dies von jeher so gewesen ist, zeigt die Anzahl alter Edelsitze, die sich rings um den Ort erheben. Wie ein Schwalbennest

---

[1]) Martiensen, Der Kühbühel bei Saalfelden (ZDOeAV 1877, S. 133); Martiensen, Panorama vom Kühbühel, Wien 1877.

Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde, X. 3.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Saalethal bei Unken.

Nach einer photographischen Aufnahme von Würthle & Sohn in Salzburg.

klebt im Norden am Hange des Steinernen Meeres das jetzt wieder restaurierte Schloss Lichtenberg 912 m, noch überragt von der weissen Georgskapelle mit der ehemaligen Einsiedelei; auch Schloss Dorfheim im Nordwesten und Farmach im Südosten sind mit ihren Türmchen noch wohl erhalten. Aerger mitgenommen ist Schloss Grub, nach den späteren Besitzern v. Ritz auch das Ritzenschloss genannt, am Nordhange des Kühbühels, und vom Schlosse Ramseiden im Osten sind nur noch Ruinen übrig. Kaum zu erkennen endlich ist die Stelle, wo jenseits der Saale an der Nordostecke der Glemmthaler Gruppe Schloss Biberg lag.

Doch nicht auf das Becken allein beschränken sich die alten Ansiedelungen. In der nächsten Thalweitung des Urschlauthales nach Osten liegt das Dorf Alm 795 m, und hier bewahrt noch der Name des Gehöftes Burgstall die Erinnerung an den Stammsitz der Ritter von der Alben, die in der Geschichte des Erzstiftes Salzburg häufig hervortreten. Oberhalb von Alm macht das Urschlauthal einen grossen Bogen nach Süden um den dicht bewaldeten Natrunberg 1253 m herum; ein näherer Fussweg führt über den Jufen 1080 m, einen alten Pass mit Ueberresten von Befestigungen. Endlich erreichen wir das Dörfchen Hinterthal 1011 m im obersten Thalkessel der Urschlauer Ache, umringt von den Wänden des Steinernen Meeres und der Uebergossenen Alm.

Geradliniger als das Urschlauthal verläuft links von der Saale das Leogangthal. An der Mündung ist es noch breit, allmählich wird es enger; wo die breitere Thalsohle aufhört, liegt das Dorf Leogang 786 m mit seiner Kirche, die ringsum über den Fenstern eine eiserne Kette umgiebt. 2 km weiter schmiegt sich in die Mündung eines vom Birnhorn kommenden Grabens das Bad Leogang, von traulicher Waldeinsamkeit umgeben. Die Eisenbahn läuft hier 50 m über der Thalsohle am Nordgehänge, die Fahrstrasse auf dem Grunde des engen Thales. An der Mündung des Schwarzleothales liegt Hütten 819 m, einst der Aufbereitungsort für die Erze des Schwarzleobergbaus und auch zeitweise für die am Südabhange der Glemmthaler Gruppe geförderten Kupfererze. Allmählich wird nun die Thalsohle wieder breiter, und an dem versumpften, flachen Griessensee vorbei, aus dem jetzt die Münchener Eiswerke einen Teil ihres Bedarfs decken, erreichen wir die Thalwasserscheide des Passes Griessen und unmittelbar dahinter die Tiroler Eisenbahnstation Hochfilzen 968 m, von wo das Thal der Pillerseer Ache nach Fieberbrunn und St. Johann i. T. hinabführt.

Verstärkt durch die Leoganger und die Urschlauer Ache durchbricht die Saale vom Zell-Saalfeldner Becken aus die nördlichen Kalkalpen. Zunächst drängt sie sich in die Diessbacher Hohlwege zwischen den Leoganger Steinbergen und dem Steinernen Meere hinein. Wir betreten einen 10 km langen Engpass, der auf beiden Seiten von steil aufragenden Kalkwänden begrenzt wird. Ueberall tritt das Gestein aus dem dichten Fichtenmantel hervor, der vergebens das ganze Gehänge zu verdecken bestrebt ist. Nur wenige, steile Fusspfade führen zu den spärlichen Almen, die über dem Waldgürtel auf flacheren Stellen liegen. Häufig stürzen im Winter und Frühling Felsblöcke,

durch den Frost abgesprengt und durch das Tauwetter gelockert, in die Tiefe, so dass mehrfach wegen Steingefährlichkeit die Strasse verlegt werden musste.

So eng nun auch dieser lange Pass zunächst erscheint, so behält doch die ebene Thalsohle eine Breite von 300—800 m, und überall finden sich üppige Wiesen neben der Strasse und der mit gleichmässigem Gefälle dahinfliessenden Saale. Selten freilich zeigen sich auch hier einzelne Gehöfte, aber es fehlt doch der Ackerbau nicht ganz. Beim Brandlgute 700 m, wo sich die bisherige Nordrichtung des Thales in die Nordwestrichtung verändert, überrascht noch einmal der Rückblick auf die Glocknergruppe, die über das Zeller Becken her in weissem Glanze leuchtet; hier ist der einzige Thalpunkt im Pinzgau, wo auch der Grossglockner selbst über dem Tauernhauptkamme erscheint. Am Diessbachfall vorüber erreichen wir das Wirtshaus Frohnwies 656 m und gleich darauf das kleine Dörfchen Oberweissbach, den Ausgangspunkt der Hirschbühelstrasse, dicht unterhalb der Seisenbergklamm an der Mündung des Weissbachs gelegen.

Hier ist der Endpunkt der Hohlwege. Das Thal gewinnt zwar zunächst wenig an Breite, aber die Gehänge verlieren ihre Schroffheit und sind durch das Schüttbachthal links, das Wildenthal rechts gegliedert. Vor dem Schüttbachthale zeigt sich links die Mündung des Lamprechtsofenloches; im dichten Walde darüber verbergen sich die geringen Ueberreste der alten Burg Saaleck, des „Heidenschlosses". Ein alter Bergsturz von den Loferer Steinbergen her schliesst noch einmal, 6 km hinter Oberweissbach, das Thal zu einer engen Pforte, dem Passe Luftenstein, der auch einst befestigt war; dann betreten wir das 6 km lange und 1,5 km breite Becken von Lofer.

In vorgeschichtlicher Zeit hat ein Bergsturz vom rechten Ufer am unteren Ende dieses Beckens eine Aufstauung des Flusses hervorgerufen, ihn zum Aufschütten des ebenen Thalbodens in der oberen Beckenhälfte veranlasst und ihn dann gezwungen, hart an den Gehängen sein Bett zu suchen. So fliesst die Saale in der ebenen Südhälfte des Beckens dicht an der Ostseite, in der Nordhälfte, die noch mit den unregelmässig angehäuften Sturztrümmern bedeckt ist, unmittelbar an der Westseite des Beckens. Der südliche Teil wird bis auf das Gumpinger Moos, den Rest eines einst grösseren Sumpfes, von Ackerland eingenommen, während auf den Hügeln im Norden der Wald vorherrscht. Die Ansiedelungen beschränken sich auf die südliche Beckenhälfte. Nahe dem Passe Luftenstein liegt das Pfarrdorf St. Martin, wohl älter als der grössere Marktflecken Lofer, da St. Martin schon 1190 eine selbständige Pfarre war, während Lofer erst im 17. Jahrhundert einen eigenen Frühmesser erhalten hat[1]. Zwischen beiden Orten, in der Mitte des Beckens, liegt der Grubhof, jetzt ein stattliches neues Schloss, aber auch in der früheren, einfacheren Gestalt ein alter Edelsitz und lange Zeit hindurch Sitz der erzbischöflichen Pfleger in Lofer. Dieser Marktflecken selbst endlich[2])

[1]) Dürlinger, Von Pinzgau S. 132, 219.
[2]) Kargl, Lofer (OeTZ 1884, Nr. 18—19).

lehnt sich in 639 m Höhe auf dem flachen Schuttkegel, den der von Westen kommende Loferer Bach in das Becken vorgebaut hat, an den Kalvarienberg an. Er ist über den älteren Ort weit hinausgewachsen und weist eine ganze Anzahl stattlicher alter und neuer Gebäude auf. Sein Aufblühen verdankt der Markt seiner Lage nahe an dem Westausgange des Beckens zum Passe Strub hin und der somit an ihm vorbeiführenden alten Strassenlinie von Salzburg über Reichenhall, Waidring und St. Johann i. T. an den Inn. Lange, ehe anderwärts im Pinzgau gute Strassen gebaut wurden, gab es hier regelmässige Postverbindung, und die meisten zur Belehrung oder zum Vergnügen Reisenden in alter Zeit haben vom unerschlossenen Pinzgau nichts weiter gesehen als diesen seinen nördlichsten Zipfel.

Nach ihrem Austritte aus dem Loferer Becken fliesst die Saale in einem überaus reizvollen Waldthale nach Norden. Aus den dunklen Fichtenhängen blicken hell die Felsklippen hervor; kleine Erweiterungen an den Mündungen der Seitenbäche, mit Ortschaften besetzt, wechseln mit engen Stellen ab, an denen die Strasse nur durch Sprengung dem Felsen hat abgerungen werden können (Beil. 5). Die engste Stelle ist der Kniepass, durch Erzbischof Marcus Sitticus 1614 zugänglich gemacht und wie die übrigen Pinzgauer Engpässe durch seinen Nachfolger Paris Lodron in den Wirren des Dreissigjährigen Krieges 1621 befestigt; der heutige Strassenverlauf stammt aus dem Jahre 1865.

Hinter dem Kniepasse öffnet sich aufs neue die Landschaft; beim Bade Oberrain, dessen Quellen jenseits der Saale entspringen und in Röhren über den Fluss geleitet werden, betreten wir das kleinere Becken von Unken. Auch Unken[1]) ist Poststation an der alten Strasse gewesen. Der Ort selbst liegt etwas abseits an den Hängen eines kleinen Seitengrabens. Mit abnehmender Breite zieht das Unkener Becken 4 km weit nach Nordwesten; dann betreten wir beim Uebergange über den Steinbach bei dem ehemals auch befestigten Steinpasse den bayerischen Boden.

Der weitere Verlauf der Strasse nach Reichenhall folgt nicht durchweg der Saale, an der entlang zu bauen für die Zeit der Anlegung der Strasse zu schwierig erschienen sein mochte. Lieber überstieg man mit dem Wege einen mässig hohen Rücken, als dass man sich in die allzu gefährliche Nachbarschaft eines reissenden Flusses begab oder gar eine vielleicht öfter zu erneuernde Brücke baute. So weist die alte Strasse zwischen dem Steinpasse und Reichenhall noch zwei Steigungen von 100 m und darüber auf, von denen namentlich die südlichere zwischen dem Steinpasse und dem bayerischen Zollhause Mellek sehr steil ist. Neueren Anschauungen und Erfahrungen entsprechend ist seit wenigen Jahren die nördliche Steigung durch eine Strasse längs der Saale überflüssig gemacht, aber eine Umgehung der südlichen Strecke an Mellek vorbei ist trotz wiederholter Verhandlungen bisher an dem Widerstande der bayerischen Regierung gescheitert. Und doch wird das Bedürfnis zu einer solchen Verlegung nicht erst

[1]) Strauss (Tour. Blätter 4, Heft 1. 2; 1878); Reska, Aus der Umgebung Unkens (OeTZ 1885, Nr. 9).

neuerdings empfunden. Hacquet[1]) nämlich berichtet schon, er habe in Unken einen 90jährigen Mann getroffen, der ihn gefragt habe, ob der neue Weg gemacht sei. Er hätte in seinen jüngeren Jahren den Vorschlag gemacht und bewiesen, wie es möglich sei, die Kommerzstrasse so nach Salzburg zu leiten, dass es nicht nötig sei, den hohen Berg Meleck zu übergehen, indem hier so viele Unglücke des Jahrs geschehen. „Allein," fährt Hacquet fort, „so nutzbar und notwendig als diese sei, so weiss man, wie wenig in einem Wahlreich (dem damaligen Erzbistum Salzburg) auf dergleichen allgemeine Verbesserung verwendet wird, wo ein jeder nur auf das Gegenwärtige denkt, indem ihm die Nachkommenschaft nicht bekannt ist." Wie man sieht, ist der Grund hinfällig geworden, aber die Thatsache besteht noch.

---

[1]) Hacquet, Physikalisch-politische Reise aus den Dinarischen durch die Julischen, Karnischen, Rhätischen in die Norischen Alpen, Leipzig 1785, Teil II, S. 159.

Kapitel II.

Geologische Uebersicht.

Wenn wir im vorigen Kapitel eine Teilung des Pinzgaues nach physiognomischen Kennzeichen in eine Gneiszone, eine Schieferzone und eine Kalkzone vornahmen, und wenn sich herausstellte, dass diese Zonen durch deutliche Tiefenlinien voneinander getrennt sind, so ist daraus doch weder zu schliessen, dass die geologische Gliederung völlig längs dieser Tiefenlinien erfolgt, noch dass eine Unterscheidung der Gesteine dieser drei Zonen nach petrographischen Merkmalen allein möglich ist. Schiefergesteine in grossem Umfange finden sich in den Gneisalpen, in geringer Menge auch in den Kalkalpen, dann allerdings dem geologischen Alter nach auch sicher bestimmbar, während andererseits Kalkgesteine nicht nur in der Kalkzone auftreten, sondern auch in den Gneis- und Schieferalpen untergeordnete Einlagerungen bilden. Eine ausführliche Beschreibung der Gesteinsbeschaffenheit in unserem Gebiete [1]) kann im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht gegeben werden, und es muss genügen, die Grundzüge aufzuzeigen, nach denen die Gesteine verschiedenen Alters und verschiedener Zusammensetzung angeordnet sind.

I. Der Zentralgneis und seine Schieferhülle.

Desor [2]) scheidet unter den Zentralmassen der Alpen zwei aus, die in unser Gebiet hineinreichen, die Zentralmasse der Tauern und die des Ankogels. Obgleich diese beiden Namen schon deshalb nicht glücklich gewählt sind, weil die Ankogelgruppe selbst ein Teil der Hohen Tauern ist, können wir uns diese Teilung schon gefallen lassen, da sich in der That im Westen und im Osten der Tauernkette je ein ausgedehntes, von einer solchen Zentralmasse eingenommenes Gebiet befindet. Die Gneismasse im Westen umfasst die dem Hauptkamme zunächst gelegenen Teile der Granatspitzgruppe und der Venedigergruppe und setzt sich weiter nach Westen, an Breite zunehmend und sich immer weiter gegen die Ausgänge der nördlichen Querthäler aus-

[1]) Vgl. Aberle, Ueber Franz Keils geognostisch-kolorierte topographische Reliefkarte des grössten Teiles der salzburgischen Alpen (MGSL 7, S. 299—396; 1867).
[2]) Desor, Der Gebirgsbau der Alpen, Wiesbaden 1865.

dehnend, in die Zillerthaler Alpen fort; die Masse des Ankogels im Osten reicht dagegen nur am Türchelkamme mit ihrem Ende in den Pinzgau hinein, und die kleinere, nur durch einen schmalen Schieferstreifen oberflächlich von ihr getrennte Masse des Hochnarrs, die wir daneben kaum als selbständig ansehen können, hat ihre Hauptausdehnung südlich vom Tauernhauptkamme, so dass von ihr ebenfalls nur ein schmaler Streifen dem Pinzgau angehört.

Am längsten bekannt ist das Gestein der östlichen Masse, weil hier in der Rauris und in Gastein der Goldbergbau gerade im Gneise umgeht. Die Bergbeamten Russegger und Reissacher [1]) lieferten daher auch die ersten Beschreibungen über die in Frage stehenden Gesteine. Sie trugen kein Bedenken, dem bald massiger, bald flasriger auftretenden Orthoklasquarzgesteine den Namen Gneis beizulegen, indem ihnen die mehr oder weniger deutliche Flaserung des Gesteins genügte, es von einem echten Granite zu unterscheiden, dem es in vielen Dingen, besonders in der oft ganz regellosen Stellung der Glimmerblättchen ähnelt. Ein genaueres, vergleichendes Studium des Gesteins begann erst Peters [2]), der als Reichsgeologe zur geologischen Aufnahme in den Pinzgau kam. Peters unterschied deutlich das massige Orthoklasgestein der Zentralstöcke als Zentralgranit, die schiefrigen und flasrigen Gesteine dieser Gruppe als Zentralgneis. Da sich aber aus seinen Aufnahmen ergab, dass beide Gesteinsarten allmählich ineinander übergingen und so untrennbar miteinander verbunden waren, dass er ihre Verbreitung im einzelnen kartographisch nicht festlegen konnte, entschloss er sich, für beide Gesteinsformen einen Namen zu wählen und entschied sich für den Namen Zentralgneis [3]). Dieser ist denn auch bis heute der herrschende geblieben.

Die Zentralgneismassen werden nun an allen Seiten von Schiefern verschiedenster Art umgeben, die sich ihnen dicht anschliessen. Da der Zentralgneis selbst zwar keine Sonderung in einzelne Schichten zeigt, aber doch durch Absonderungsklüfte bald eine fächerförmige, bald eine gewölbartige Struktur erhält, fallen die Schichten dieser Schiefer bald steil vom Gneise ab oder sogar in überkippter Lagerung unter ihn ein, bald liegen sie in seiner Nähe ihm flach auf, nehmen aber mit der Entfernung von ihm ein immer mehr der senkrechten Richtung ähnliches Einfallen an. Die Gesamtheit dieser Schiefer, die schon um deswillen enge Beziehungen zum Zentralgneise haben, weil zwischen ihnen wiederholt der Zentralgneis auftritt, bezeichnete Stur [4]) als Schieferhülle des Gneises, und Peters benutzte denselben Namen

---

[1]) Reissacher, Die Gold-führenden Gang-Streichen der Salzburgischen Zentral-Alpenkette (Haidingers Naturwissenschaftl. Abhandlungen II, Abtlg. 2. S. 17—42, Wien 1848; im Auszuge auch: Neues Jahrb. f. Min. 1849, S. 715—719); Reissacher, Einiges über die geognostischen Verhältnisse des Gasteiner Thales (MGSL 2, S. 95—112; 1862).

[2]) Peters, Die geologischen Verhältnisse des Oberpinzgaues, besonders der Zentralalpen (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 766—808).

[3]) Peters S. 769.

[4]) Stur, Die geologische Beschaffenheit der Zentralalpen zwischen dem Hochgolling und dem Venediger (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 818—852, s. S. 822).

dafür. Bei dem fortwährenden Wechsel des Gesteins zeigte sich eine weitere Gliederung dieser Schieferhülle in Glieder verschiedenen Alters unausführbar; erst Vacek[1]) unterscheidet eine ältere Gneisglimmerschiefergruppe von ein jüngeren Kalkglimmerschiefergruppe.

Die Forschungen von Peters sind für lange Zeit die einzigen zusammenhängenden geblieben, die in der Zentralkette gemacht worden sind. Was von neuen Untersuchungen abhielt, war wohl zum Teil die Schwierigkeit der Aufgabe, etwas Sicheres und Positives über Entstehung und Zusammenhang der durch zahllose Uebergänge miteinander verbundenen und fortwährend miteinander wechsellagernden Gesteine zu ermitteln, bei deren Studium die Reichsgeologen Stur und Peters selbst mit manchem Fragezeichen geschlossen hatten; vielleicht war es auch die Unwirtlichkeit des zu untersuchenden Gebietes, in dem es vor der Erbauung der Alpenvereinshütten nur einem besonders regen Berufseifer möglich gewesen wäre, ausser der Unbequemlichkeit der Unterkunft in den primitivsten Almhütten und der körperlichen Anstrengung des Steigens noch einen beträchtlichen Teil der Kraft der Wissenschaft zu widmen; endlich mag vor allem in den Kalkalpen, in denen ebenfalls eine ganze Anzahl von Fragen der Lösung harrten, das Vorhandensein zahlreicher Versteinerungen in wohl zu unterscheidenden Schichten eine dankbarere Beschäftigung dargeboten haben. Genug, die Arbeiten von Stur und Peters blieben, abgesehen von gelegentlich bei der Ueberschreitung eines Tauernpasses gemachten Beobachtungen[2]), bis vor kurzem unsere einzige Kenntnis vom Bau der Zentralkette in unserem Gebiete, und wenn neuerdings, insbesondere von Löwl, der Anfang gemacht worden ist, den Zentralgneis und die ihn umlagernden Schiefer einer neuen Untersuchung zu unterziehen, gestützt auf die Fortschritte, die die Geologie und namentlich die Petrographie seit vierzig Jahren gemacht hat, so ist dieser Anfang zwar ein vielversprechender, da er unerwartete, schöne Ergebnisse gebracht hat; aber es ist immer nur ein Anfang, und noch manche Arbeit muss gethan werden, ehe über das gegenseitige Verhältnis der Gesteine der Zentralkette Klarheit geschafft ist.

Löwl[3]) konnte die Erfahrungen, die er im Adamellogebiete und in der Rieserfernergruppe bei dem Studium der Zentralgesteine gemacht hatte, in der Venedigergruppe verwerten. Seine Ausführungen zeigen in doppelter Hinsicht einen wesentlichen Fortschritt gegen die

---

[1]) Vacek, Beiträge zur Geologie der Radstädter Tauern (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1884, S. 611).

[2]) v. Rosthorn, Bemerkungen über die Tauern in der Nähe der Krimml (Leonh. Jahrb. f. Min. 1841, S. 186); v. Klipstein, Beiträge zur geologischen Kenntnis der östlichen Alpen, Bd. I, Liefg. 1, Giessen 1843 (Umgegend der Pasterze), Bd. II, Abtlg. 2, Giessen 1875 (Platte, Krimmler Achenthal und Krimmler Tauern); Studer, Ueber eine Reise in die österreichischen Alpen im Herbst 1848 (N. Jahrb. f. Min. 1849, S. 166—176; Raurisertauern); Credner, Geognostische Bemerkungen über die Zentralkette der Alpen in Oberkärnten und Salzburg (N. Jahrb. f. Min. 1850, S. 513—574; Mallnitzer und Felbertauern); B. Cotta, Geologische Briefe aus den Alpen, Leipzig 1850, S. 143. 144).

[3]) Löwl, Der Grossvenediger (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 44, S. 515—532; 1894). Vgl. auch Ed. Richter (MDOeAV 1895, S. 83).

älteren Ansichten. Zunächst weist er nach, dass der Zentralgneis, der seinem Namen nach doch nur ein krystallinischer Schiefer ist, wenn er sich auch durch granitische Struktur von anderen Gneisen unterscheidet, ein echter, intrusiver Granit ist[1]). Wo er ein geflasertes, gneisartiges Aussehen erhält, ist die Aenderung nur durch starke Druckschieferung bewirkt. Löwl gründet seinen Nachweis des granitischen Ursprungs auf das Vorhandensein von konkretionären Knollen, die aus dem Magma zuerst erstarrten und sich von dem Muttergesteine, das nicht gar selten mit zarten Apophysen in sie eindringt, durch ihr feineres Korn, durch das Vorherrschen der basischen Gemengteile und daher durch ihre dunklere Färbung unterscheiden[2]). Auf Grund dieser Merkmale kann der echte, gleichmässig geschichtete Gneis der Schieferhülle auch von den durch Druck flaserig gewordenen, mehr nach dem Rande zu gelegenen Teilen des intrusiven Kerns unterschieden werden, da diese noch mit plattgedrückten, zu Linsen und Scheiben ausgewalzten Knollen erfüllt sind. Der Rand des Kerns selbst zeigt sich überall, wo er erhalten ist, als sehr arm an Glimmer, sticht also in seiner weissen Färbung von dem Biotitgranit des Kernes ab. Ueberhaupt umschwärmen und durchschwärmen solche aplitischen Teile nicht nur die basischen Konkretionen des Kernes[3]), sondern dringen auch als Apophysen in die angrenzenden Teile der Schieferhülle ein, die an manchen Stellen geradezu granitisch durchtränkt werden. Wo diese Aplitrinde oder diese Apophysen in die benachbarten krystallinischen Schiefer fehlen, ist daher mit Sicherheit auf eine Veränderung der ursprünglichen Lage dieser Schichten zu schliessen.

In der Feststellung von solchen Veränderungen liegt der zweite Fortschritt, den wir Löwl zu verdanken haben. Die älteren Profilzeichnungen von Peters lassen überall ein konkordantes Aufeinanderfolgen der einzelnen Schieferglieder, darunter des Gneises, sehen. Dementsprechend nahm Peters auch an, dass nicht nur senkrecht zum Streichen ein allmählicher Uebergang des Zentralgneises in die Schiefer der Schieferhülle erfolge, sondern dass auch im Streichen durch Abnahme der einen und Hinzutreten anderer Gemengteile ein solcher Uebergang stattfinden müsse. Löwl hat gezeigt, dass diese Annahme irrig ist. Der angebliche Uebergang senkrecht zum Streichen stellte sich als Kontakterscheinung mit dem Kerngranite, unter Durchtränkung des Schiefers mit dem aplitischen Randgesteine dar; ein Uebergang im Streichen wurde nirgends festgestellt, sondern in allen zu beobachtenden Fällen zeigt sich entweder das Vorhandensein einer Bruchlinie, längs derer die verschiedenen Gesteine aneinanderstiessen, oder eine Einfaltung von Schieferteilen in den Granit in grösserem Massstabe, als es früher geahnt wurde. Bei weiteren Untersuchungen wird ein Hauptaugenmerk auf solche Einfaltungen und Brüche zu legen sein, und der Nachweis solcher Störungen wird vielleicht die Rätsel der Schieferhülle

[1]) Vgl. Becke, Intrusivgesteine der Alpen (Tagblatt der Naturforscherversammlung in Wien 1894, S. 367).

[2]) S. a. Löwl, Die gebirgsbildenden Felsarten, Stuttgart 1893, S. 92. 93.

[3]) Diese gangartigen Aplitausscheidnngen fielen schon v. Klipstein auf (Beiträge u. s. w. Bd. II, Abtlg. 2, S. 3).

lösen. Es ist dabei wahrscheinlicher, dass der grosse Granitkern, der sich nach Westen noch weit über die Grenzen des Pinzgaues erstreckt, aus mehreren Einzelkernen zusammengeschweisst ist, zwischen denen sich dann einzelne Schieferstreifen eingeklemmt erhalten konnten.

Es ist hier auch der eingehenden Untersuchungen Fuggers zu gedenken, über die nur gelegentlich kurze Andeutungen veröffentlicht sind, deren Ergebnisse aber der naturhistorischen Sammlung des Museums Carolino-Augusteum in Salzburg zu gute gekommen sind. Hervorzuheben ist namentlich seine Karte der Tauern vom Wildgerlosthale bis zum Untersulzbachthale einschliesslich, in der zahlreiche den Gneis durchziehende Züge von Granit, Granulit, Glimmerschiefer, Granatglimmerschiefer, Hornblende-Epidotgestein, Chloritschiefer, Talkschiefer oder Talkglimmerschiefer und Quarzschiefer eingezeichnet sind.

Nach Löwls Untersuchungen tritt in der Venedigergruppe eine gewaltige Granitmasse auf, die das Wildgerlosthal und das Krimmler Achenthal bis an den Thalausgang zusammensetzt, in den östlicheren Thälern dagegen sich auf die der Zentralkette näher gelegenen Teile beschränkt. In einer Bruchlinie stösst dieser Granitkern im Norden im Krimmler und im Wildgerlosthale an jüngere Schichten, während weiter im Osten die Gesteine der Schieferhülle sich an den Kern anlegen. Unter diesen Schiefergesteinen spielen in der Venedigergruppe Schiefergneis und Hornblendeschiefer die Hauptrolle; durch Zurücktreten des Feldspates wird aus dem Gneise gelegentlich Glimmerschiefer, der aber selten typisch ausgebildet ist. Bisweilen schliesst er Granaten ein. Nach aussen zu folgen auf die Gneise und Hornblendeschiefer Phyllite in wechselndem Habitus, bald dem Chlorit- und Thonglimmerschiefer verwandt, bald aphanitartig. Ab und zu treten in ihnen Serpentineinschlüsse auf. Eine genauere Untersuchung dieser Tauernphyllite steht noch aus.

Die Fortsetzung des Granites der Venedigergruppe nach Osten hin erfolgt nicht ohne Brüche und Verwerfungen, wie solche Löwl z. B. am Tauernhauptkamme im Hintergrunde des Hollersbachthales und des Felberthales nachgewiesen hat. Vom Stubachthale an ändert sich jedoch die Zusammensetzung der Schieferhülle wesentlich. Die Hornblendeschiefer, die im Hollersbachthale und im Felberthale ihre grösste Ausdehnung fanden, verschwinden ganz; dafür tritt der Glimmerschiefer selbständig mächtiger hervor. In der Regel weist er aber einen so starken Kalkgehalt auf, dass er mit Säuren braust und als Kalkglimmerschiefer bezeichnet werden muss. Diese Kalkglimmerschiefer bilden die zackigen Gipfel des Fuscher und des Kapruner Kammes, den Hocheiser, das Kitzsteinhorn, das Wiesbachhorn und die Hohe Tenn; sie verbreiten sich auch vom Kapruner und Fuscher Thale aus über den Hauptkamm nach Süden und scheiden so die westliche Kernmasse von der östlichen. Chloritische Schiefer sind ihnen in untergeordnetem Masse eingeschaltet; aus solchen besteht z. B. der Glocknerkamm.

Der östliche Zentralkern bildet im Pinzgau den Tauernhauptkamm vom Hochnarr an gegen Osten. Dem gneis- und granulitartigen Zentralgesteine lagern auch hier wieder Schiefer an, die im ganzen

als Glimmerschiefer und Kalkglimmerschiefer zusammengefasst werden können, aber wieder sehr mannigfaltig abändern. Thonschieferähnliche und chloritschieferähnliche Varietäten kommen häufig vor; dazwischen tritt körniger Kalkstein in weiterer Verbreitung auf, geht aber auch häufig in Kalkschiefer über. Zwischen die beiden Teile des Kernes, die die Gipfel der Goldberggruppe und der Ankogelgruppe bilden, ist ein schmaler Schieferstreifen eingeklemmt, in dem die Einsenkung des Mallnitzertauern sich befindet. Die Erstreckung des Kernes in den Tauernthälern nach Norden reicht weniger weit als beim Venedigerkerne, so dass ein breiterer Raum für die Entfaltung der Schieferhülle übrig bleibt. Auf den kartographischen Darstellungen findet sich hier denn auch ein ununterbrochener Wechsel von Zügen der verschiedenen Schiefer angegeben mit Zwischenlagerungen von Kalk, Dolomit und Serpentin, von dem letzteren namentlich in grösserer Ausdehnung am Brennkogel, dem Eckpfeiler des Schwarzkopfkammes; jedoch ist die fortwährende Veränderung des Gesteines gar nicht auf einer Karte wiederzugeben.

Die gewaltigen Veränderungen, die mit den Gesteinen der Schieferhülle zur Zeit der Emportreibung des Zentralgranits vorgegangen sein müssen, spiegeln sich in dem Reichtume der Schiefer an Mineralien [1]) wieder. Zwar sind die Mineralfundstätten der Westalpen und auch die der Zillerthaler Alpen früher bekannt und berühmt gewesen; doch ist neuerdings, besonders durch die Bemühungen Fuggers, der Pinzgau erst mineralogisch erschlossen worden, und es hat sich gezeigt, dass der Tauernanteil des Pinzgaues auch in mineralogischer Beziehung eines der interessantesten und wichtigsten Gebiete ist. Insbesondere sind die Thäler, die auf die Zentralkerne stossen, reich an seltenen und schönen Mineralien. Eine sehr schöne, nach Fundstätten geordnete Sammlung besitzt das Museum Carolino-Augusteum in Salzburg, auch eine von Fugger entworfene und geologisch kolorierte Uebersichtskarte der Mineralfundorte des Herzogtums Salzburg. Unter den Mineralien seien als besonders bemerkenswert hervorgehoben:

Rutil, Albit, Granat, Epidot [2]), Zoisit, Augit, Scheelit [3]) aus dem Krimmler Achenthale,
Titanit [4]), Adular [5]), Natrolith, Augit [5]) aus dem Obersulzbachthale,

---

[1]) v. Köchel, Die Mineralien des Herzogtums Salzburg. Mit geol. Karte, Wien 1859; Fugger, Die Mineralien des Herzogtums Salzburg (Jahresbericht der Oberrealschule Salzburg 1878); Fugger, Die Mineralien des Landes Salzburg (Beiträge zur Kenntnis von Stadt und Land Salzburg; Gedenkbuch zur Naturforscherversammlung Salzburg 1881, S. 47—56).

[2]) Gränzer, Untersuchung des Habacher und Krimmler Epidots (Tschermaks Min. Mittlg. 9, S. 361; 1888).

[3]) Fugger und Kastner, Naturwissenschaftliche Beobachtungen aus und über Salzburg. Salzburg 1885, S. 1. 2.

[4]) Fugger hat allein auf der Nordseite der Venedigergruppe etwa 50 Fundorte schön krystallisierten Titanits nachgewiesen, fast so viele, als früher in den Alpen überhaupt bekannt waren (Groth, Die alpinen Mineralien, MDOeAV 1894, S. 159).

[5]) v. Zepharovich, Neue Mineralvorkommen in den Salzburger Alpen (MGSL 29, S. 227—244; 1889). S. a. Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1860, Verhdl. S. 60.

Morion, Beryll, Epidot[1]), Scheelit[1]), Apatit[1]) aus dem Untersulzbachthale,
Bleiglanz[2]), Adular, Smaragd[3]), Granat aus dem Habachthale,
Rutil, Citrin, Granat, Turmalin, Diopsid aus dem Hollersbachthale,
Asbest[4]) aus dem Felberthale,
Citrin und Muscovit aus dem Stubachthale,
Asbest aus dem Mühlbachthale,
Bleiglanz, Granat, Serpentin mit Magnetit und Dolomit aus dem Kaprunerthale,
Citrin mit Periklin, Serpentin aus dem Fuscherthale,
Asbest aus dem Wolfbachthale,
Rutil, Anatas[5]), Bergkrystall[6]), Adular, Albit, Periklin, Euklas[7]) aus der Rauris.

2. Der nördliche Phyllitzug und seine Ränder.

Der Zug der Thonschiefergebirge zwischen dem Längsthal der Salzach und dem Fusse der nördlichen Kalkalpen gehört auch noch zu den ungelösten Rätseln der Geologie, und die Bestimmung seines Alters ist bisher nur versuchsweise geschehen. Das Hauptgestein, das ihn zusammensetzt, ist ein dunkler Thonschiefer mit oft ausgeschiedenen Glimmerblättchen, daher auch als Thonglimmerschiefer bezeichnet. Oft führen die Schiefer Graphit und werden dadurch glänzend und abfärbend; häufig ist Quarz in Körnern und Adern ausgeschieden, besonders östlich vom Zeller See. Dazwischen treten dioritische Gesteine auf[8]); manche Lagen sind als Talkschiefer und sericitische Ge-

[1]) Die Knappenwand im Untersulzbachthale ist „die klassische Fundstätte der schönsten Epidote, die je im Mineralienhandel vorgekommen sein mögen, von Andreas Bergmann in Innsbruck entdeckt; auf kleinstem Raume kommen die heterogensten Species vor: Epidot, grüner Asbest, Calcit, Apatit, Scheelit und Sphen.“ Um 1870 wurde die Fundstelle regelmässig abgebaut (Simony, Aus dem Pinzgau, Mittlg. d. k. k. geogr. Ges. Wien 15, S. 480; 1872. S. a. Weinländer, Zur Würdigung der v. Köchelschen Mineraliensammlung II, Jahresb. d. k. k. Staatsgymnasiums zu Krems 1894, S. 1). Die prachtvollen, dunklen, stengligen Epidotkrystalle sind in alle grösseren Mineraliensammlungen übergegangen. Schöne Exemplare besitzt z. B. das Naturhistorische Museum in Berlin in seiner Schausammlung. Auch der schönste der existierenden Scheelite und vielleicht die schönsten aller Apatite stammen von der Knappenwand (Fugger und Kastner S. 2; Fugger, Beiträge zur Kenntnis u. s. w. S. 55).

[2]) v. Zepharovich, Galenit von Habach (Zeitschr. f. Kryst. 1, S. 155 bis 160; 1877).

[3]) Die Smaragde aus dem Habachthale sind am längsten bekannt gewesen, und es ist auch vorübergehend durch den Wiener Juwelier Goldschmidt der Versuch gemacht worden, ihr Vorkommen bergmännisch auszubeuten. Das Vordringen in die Tiefe des Gesteins, wo man Smaragde von kostbarerer Beschaffenheit, insbesondere mit weniger Sprüngen und reinerem Grün vermutete, stiess aber auf zu grosse Schwierigkeiten (Lipold, Ueber das Vorkommen von Smaragden im Habachthale, Verhdl. k. k. geol. R.-A. 1863, S. 147—148; Peters, Aus meinen Erinnerungen an den Pinzgau, Oesterr. Revue 1867, Heft 7, S. 145). Trotzdem ist jüngst durch einen Engländer der bergmännische Betrieb wieder aufgenommen.

[4]) Der Asbest im Felberthale wurde ebenfalls bergmännisch abgebaut. Peters berichtet, dass früher jährlich einige hundert Zentner gewonnen wurden (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 776).

[5]) Lipold (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 261).

[6]) Das Rauriserthal enthält Bergkrystalle von riesiger Grösse; im Jahre 1811 wurde einer von 177 Pfund Gewicht gefunden (v. Köchel, Mineralien S. 81; Kraus, Höhlenkunde, Wien 1894, S. 38).

[7]) Die schönsten in München (Groth, MDOeAV 1894, S. 172).

[8]) Dioritschiefer z. B. aus dem Mühlbachthale nördlich von Dienten (Baron Foullon, Ueber die petrographische Beschaffenheit krystallinischer Schiefer-

steine zu bezeichnen. G. Ad. Koch [1]) fand bei der Tracierung für die Zahnradbahn auf die Schmittenhöhe in den Schiefern auch einen Lagergang von Diabas.

Die Schichten sind überall steil aufgerichtet; im ganzen herrscht steiles Nordfallen vor, doch findet häufig auf kurze Strecken ein Wechsel in der Fallrichtung statt. Dies deutet schon auf starke Zusammenfaltungen, die die Schichten erlitten haben, und vielfache Fältelungen im einzelnen, z. B. an der Murnauer Scharte östlich vom Gaisstein, beweisen dasselbe. Zweifelhaft bleibt dabei, inwieweit überhaupt die Schieferstruktur eine Folge der ursprünglichen Schichtung ist, und ob sie nicht in grösserem Umfange als erst nachträgliche Druckschieferung anzusehen ist.

Im ganzen vollzieht sich von Süden nach Norden quer zum Streichen ein allmählicher Wechsel im Aussehen. Im Süden finden sich mehr hochkrystallinisch ausgebildete Schiefer in dem weichen, graphitischen Thonschiefer, als im Norden. Nach dieser Richtung hin stellen sich dagegen immer häufiger Kalkeinlagerungen ein, die von Osten nach Westen sich erstrecken, ohne jedoch sich in wirkliche Züge zu ordnen [2]).

Als einzigen Anhaltspunkt zur Altersbestimmung dieses ganzen Schichtenkomplexes bieten sich Versteinerungen, die der Bergverwalter J. v. Erlach im Eisensteintagbau Nagelschmiede bei Dienten entdeckte [3]). Es sind ziemlich schlecht erhaltene, meist in Schwefelkies umgewandelte Steinkerne, unter denen v. Hauer namentlich einige Orthoceratiten und Cardiola interrupta Brader bestimmte. Dieser Fund stellte die erzführenden Schichten von Dienten ins Obersilur. Er ist aber der einzige Fund im ganzen Zuge geblieben, und es ist fraglich, wie weit man diese Altersbestimmung gelten lassen soll. Wenn man beim Ueberschreiten der Thonschiefergebirge von Süden nach Norden, wie wohl angenommen ist, immer jüngere Schichten antrifft, so gehört vielleicht nur ein schmaler Streifen am Nordrande der Silurformation an, wobei man bei der Entscheidung über die Erstreckung nach Osten und Westen noch immer auf petrographische Aehnlichkeiten angewiesen ist. Wahrscheinlich ist eine weite Erstreckung nach Westen durch solche

gesteine aus den Radstädter Tauern und deren westlicher Fortsetzung, Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1884, S. 651); Diorit in der Salzachschlucht bei Taxenbach (Wagner, Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1879, S. 495).

[1]) Koch, Die Zahnradbahn von Zell am See auf die Schmittenhöhe, Wien 1887, S. 35.

[2]) Vgl. Unger, Ueber den Einfluss des Bodens auf die Verteilung der Gewächse, nachgewiesen in der Vegetation des nordöstlichen Tirols, Wien 1836, S. 27—36.

[3]) v. Hauer, Ueber die Gliederung der geschichteten Gebirgsbildungen in den östlichen Alpen und den Karpathen (Sitzungsber. Akad. Wien Februar 1850, S. 2 des S.-A.); Lipold, Die Grauwackenformation und die Eisensteinvorkommen im Kronlande Salzburg (Jahrb. k. k geol. R.-A. 1854, S. 370); Gümbel, Geognost. Beschreibung des bayerischen Alpengebirges, Gotha 1861, S. 152; Peters, Aus meinen Erinnerungen an den Pinzgau (Oesterr. Revue 1867, Heft 7, S. 140); Aberle, Ueber Franz Keils geognostisch-kolorierte topographische Reliefkarte des grössten Teiles der salzburgischen Alpen (MGSL 7, S. 348; 1867); Aberle, Fugger und Kastner, Geologische Skizze des Landes Salzburg (Beiträge zur Kenntnis u. s. w., 1881, S. 15); Stache, Ueber die Silurbildungen der Ostalpen (Zeitschr. deutsch. geol. Ges. 36, S. 282. 285. 378; 1884); Fraas, Szenerie der Alpen, Leipzig 1892, S. 64.

Aehnlichkeiten allerdings; beispielsweise ist die Schichtenfolge im Schwarzleothale der Dientener sehr ähnlich. Berücksichtigt man dabei ferner das Vorkommen von Eisen- und Kupfererzen, wie bei Dienten, so auch in weiterer Erstreckung nach Westen bis an den Inn bei Schwaz, so erhält man einen vom Ennsthale bis zum Inn reichenden Streifen von Silurbildungen.

Es fragt sich nun aber, was aus den südlich von diesem Streifen bis zur Salzach folgenden Schiefern werden soll. Stur[1]) bezeichnet sie als „altkrystallinische Schiefer" sedimentären Ursprungs; er hält sie für älter als die durch die Gebirgsbildung erst umgewandelten Gesteine der Schieferhülle des Zentralgneises. Peters[1]) dagegen setzt die Phyllite als jünger an und lässt sie die Schieferhülle konkordant überlagern. Ist auch das letztere nicht richtig, so ist doch zwischen den Dientener Silurschichten und den südlicheren Thonschiefern keine durchgehende Diskordanz nachgewiesen, und es lässt sich somit auch die Auffassung rechtfertigen, dass der ganze Schieferzug dem Silur zuzurechnen ist.

In dieser Annahme bestärkt die Erwägung, dass wir aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die ganze Breite des Schieferzuges als Mächtigkeit der Schichten anzusetzen haben, sondern dass wir in ihm eine Reihe von zusammengefalteten Mulden vor uns sehen, deren Muldentiefstes nicht zu Tage liegt, deren Sättel aber durch die denudierenden Kräfte der Erdoberfläche schon abgetragen sind. Endlich weisen auch die Erzvorkommnisse darauf hin, dass für den ganzen Zug eine einheitliche Entstehungsursache und Entstehungszeit sich geltend machen lassen kann. Die Kupferbergwerke von Mitterberg am Südostfusse des Hochkönigs und in der Umgebung von Kitzbühel liegen im anerkannten Silurzuge; am Nordhange des Salzachflusses wurden aber im Rettenbach, bei Walchen und bei Piesendorf ebenfalls jahrhundertelang Kupfererze gewonnen.

Ja nicht nur an der Nordseite der Salzach, sondern auch auf ihrem rechten Ufer, im Brennthal bei Mühlbach westlich von Mittersill, befanden sich Kupferbergwerke, in denen dieselben Erze gewonnen wurden, wie auf dem jenseitigen Ufer. Im ganzen bildet ja das breite Thal der Salzach zwar eine geographische Scheidelinie zwischen den Kitzbühler Alpen und den Hohen Tauern, aber keineswegs eine geologische. Im Oberpinzgau lassen sich von Krimml an bis Bramberg wiederholt dieselben Schichten, insbesondere dieselben dichten und festen Kalksteine, die durch ihre Widerstandsfähigkeit besonders deutlich sich der Beobachtung aufdrängen, von einer Thalseite auf die andere verfolgen; sie treten auch weiterhin abwechselnd an beiden Ufern auf[2]). Ueberhaupt stellen sich an den Mündungen fast sämtlicher Tauernthäler Kalk- und Schieferbildungen ein, die sich von den typischen Gesteinen der Schieferhülle weit mehr entfernen, als von den Thonschiefern der Kitzbühler Alpen mit ihren Kalkeinlagerungen.

---

[1]) Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 790. 824. 849. 851. 852; Aberle, Ueber Franz Keils Reliefkarte S. 334. 335.

[2]) Fugger, Friedburg und Anogl im Oberpinzgau (MGSL 33, S. 207; 1893).

Nach Osten zu nimmt dieser, der Schieferhülle fremde Streifen bei dem Zurückweichen der östlichen Zentralmasse nach Süden immer grössere Breite an; in ihn sind auch die Klammen an den Mündungen der östlichen Tauernbäche eingegraben. Auch physiognomisch tragen die diesem Streifen entragenden Gipfel, wie das Kühkarköpfl bei Bad Fusch und der Bernkogel bei Rauris völlig das Gepräge der jenseits der Salzach liegenden Schiefergipfel, wie des Hundsteins, oder der aus dem Thonschiefer aufragenden Kalkgipfel, wie des Spielberghorns. Endlich bildet das enge Salzachthal unterhalb Bruck überhaupt keine Gesteinsgrenze mehr [1]).

Dass dieser Zug von Kalken, Kalkschiefern, Thonschiefern und chloritischen Schiefern nicht mit den hochkrystallinisch ausgebildeten Gesteinen der Schieferhülle zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefasst werden kann, war schon den Reichsgeologen der fünfziger Jahre klar. Stur [2]) glaubte dieselben Schichten vom Radstädter Tauern her bis ins Zillerthal hinein verfolgen zu können und gab ihnen den Namen der Radstädter Tauerngebilde. Petrefaktenfunde am Radstädter Tauern veranlassten ihn, das ganze Schichtensystem der Trias zuzuteilen und anzunehmen, dass ihre gewaltige Verschiedenheit von den Triasschichten der nördlichen Kalkalpen durch den Einfluss der Gebirgsbildung entstanden sei, zur gleichen Zeit, als sich aus irgend welchen anderen sedimentären Ablagerungen durch dieselbe Ursache die Schieferhülle bildete. Seitdem ist festgestellt worden [3]), dass die zur oberen Trias zu rechnenden Schichten des Radstädter Tauern in weiterer Verbreitung überhaupt das Grossarlthal nicht mehr erreichen, und dass sich nur ganz geringe Reste in unserem Gebiete finden, ganz unkonform in verschiedenster Höhe der krystallinischen Basis aufruhend, nämlich ein kleines isoliertes Vorkommen in der Tiefe des Salzachthales bei Lend und ein ähnliches, noch kleineres am Ausgange des Fuscherthales am linken Hange, sowie in einem Graben zwischen Fuscher und Kapruner Thal. Es besteht also kein Grund mehr, unseren Schichtenzug zu anderen Gesteinen in eine nähere Verbindung zu bringen, als zu solchen, mit denen er auch im Aeusseren die grösste Verwandtschaft zeigt.

Und das ist der Fall mit dem gesamten Schichtenkomplexe der Kitzbühler Alpen. Nimmt man ein Aelterwerden der Gesteine von Dienten nach Süden zu an, so wird man vielleicht die südlicher folgenden Schichten einschliesslich der früheren Radstädter Tauerngebilde als Vertreter der ganzen Zeit vom Cambrium an durch das Untersilur bis ins Obersilur auffassen müssen [4]); aber eine weitere Zerlegung in mehrere Altersgruppen und eine Einzeichnung von Formationsgrenzen innerhalb der ganzen Gruppe ist zur Zeit nur eine theoretische Spekulation und entspricht nicht unserer nur sehr lückenhaften Kenntnis von dem gegenseitigen Verhalten der einzelnen Gesteinsvarietäten.

[1]) Wagner, Die geologischen Verhältnisse des Tunnels am Unterstein mit Einbeziehung des Terrains zwischen Lend und Taxenbach (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1879, S. 495. 496 und Durchschnitt).

[2]) Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 823. 844.

[3]) Vacek, Beiträge zur Geologie der Radstädter Tauern (Jahrb. k. k. geol. R.A. 1884. S. 625).

[4]) So schon bei v. Hauer, Ueber die Gliederung der geschichteten Gebirgsbildungen u. s. w., S. 2 und 3 des Sonderabdrucks.

Auch Fugger[1]) stellt die gesamten Kalkzüge und die sie begleitenden Schiefer des Längenthales der Salzach zum Silur und begründet diese Zuordnung mit der vollkommenen Identität der Kalke bei Krimml, am Rettenstein und am Spielberghorn mit den anerkannt silurischen Kalken des Schwarzleothales. Löwl[2]) zeigte, dass westlich von Krimml eine zusammenhängende Reihe von plattig abgesondertem Kalk, massigem weissem Dolomit und phyllitartigem Glanzschiefer an einer Verwerfung einerseits diskordant gegen den Flasergranit der Venedigermasse abschneidet, andererseits aber auch diskordant gegen den Phyllit der Kitzbühler Alpen abstösst, so dass die ganze Gesteinsreihe in einem Grabenbruche zu liegen scheint. Er nannte diese verworfenen Schichten, die sich noch jenseits des Krimmler Beckens fortsetzen und einen Teil der Sturschen Radstädter Tauerngebilde ausmachen, Krimmler Schichten, ohne sich über ihre weitere Zugehörigkeit auszusprechen.

Etwas anders als am Südrande gestalten sich die Verhältnisse am Nordrande der Kitzbühler Alpen. Hier stossen zwar östlich vom Saalfeldner Becken unsere Silurschichten unmittelbar an die Trias der Kalkalpen; aber schon bei Saalfelden selbst und noch weiter westlich im Leogangthale schaltet sich zwischen die Werfener Sandsteine und die silurischen Kalke und Schiefer eine eigentümliche Dolomitbreccie ein, deren rotes Bindemittel den Werfener Schichten zu entstammen scheint. Dieses Vorkommen von übrigens nicht grosser Mächtigkeit stellt Lipold[3]) in Parallele mit dem Verrucano; es zeigt jedenfalls, dass die Triasablagerungen nicht unmittelbar auf die Ablagerung der Thonschiefer folgten. Da man nun ausserdem neuerdings die Grundlage der Trias, den unteren Teil der ehemaligen Werfener Schichten (hier meist als Sandsteine ausgebildet), zur permischen Formation zu rechnen pflegt, so schaltet sich hier längs des Leogangthales eine Zone permischer Gesteine zwischen Silur und Trias ein. Sie beschränkt sich in unserem Gebiete fast ausschliesslich auf das Südgehänge des Leogangthales. Inwieweit noch einzelne der nächstsüdlichen Schieferlagen ihr anzuschliessen sind, lässt sich vorläufig nicht entscheiden.

Von besonderem Interesse wird dies permisch-silurische Grenzgebiet durch seine Erzführung im Schwarzleothale, obgleich der früher sehr blühende Bergbau vor kurzem vollständig aufgehört hatte. Das Salzburger Museum und die Münchener Sammlung besitzen schöne und fast vollständige Reihen der Leoganger Mineralien. Die Münchener Sammlung verdankt sie hauptsächlich der Zeit, als Salzburg zu Anfang dieses Jahrhunderts unter bayerischer Verwaltung stand[4]).

Auch im übrigen stammen die Mineralien des ganzen Silurzuges vorwiegend aus den alten Bergwerken. Es seien hier angeführt:

---

[1]) Fugger, Friedburg und Anogl S. 207.

[2]) Löwl, Der Grossvenediger (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1894, S. 518).

[3]) Lipold, Der Nickelbergbau Nökelberg im Leogangthale, nebst geologischer Skizze des letzteren (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 152).

[4]) Groth, Die alpinen Mineralien (MDOeAV 1894, S. 159).

Fein verteiltes Quecksilber[1]), Rotnickelkies[2]), Kobaltschwärze, Zinnober[2]), Kupferindig[1]), Kupferschwärze, Kobaltblüte[2]), Kupferlasur, Malachit, Nickelvitriol[4]), Pharmakolith, Cölestin[5]), Strontianit, Aragonit von Leogang,
Eisenvitriol, Eisenblüte, Alaun[6]) aus Dienten,
Arsenkies, Antimonocker aus Lienberg[7]),
Kupfer, Bleiglanz, Kupferkies, Fahlerz, Kupferlasur, Kupfergrün aus Limberg[7]),
Bleiglanz aus dem Rettenbach[7]),
Magnetkies, Eisenblüte vom Brenntbal,
Antimonglanz vom Mittersiller Sonnberg.

3. Die Kalkalpen.

Mit den Werfener Schichten beginnt die Reihe der mesozoischen Bildungen, die die nördlichen Kalkalpen zusammensetzen. Unser Gebiet bezeichnet in diesem langen Zuge eine bemerkenswerte Stelle des Ueberganges zwischen den westlichen und den östlichen Gruppen der Kalkalpen. Während im Westen ein häufiger Wechsel in der Ablagerung von kalkigen und mergeligen Schichten stattfindet, sind weiter im Osten die Gesteine fast durchweg in kalkiger Facies ausgebildet. Damit hängt der allmähliche Uebergang in der äusseren Erscheinung der Gebirgsgruppen zusammen. Im Westen, wo harte Kalkschichten mit den weicheren Mergeln abwechseln, sind durch die Denudation aus den geneigten Schichtenfolgen die Kalkteile gleichsam als Rippen herausgearbeitet, während die weicheren Gebilde der Abtragung weniger Widerstand entgegensetzen konnten. So zeigen sich Allgäuer und Lechthaler Alpen, Wetterstein und Karwendel, endlich noch östlich vom Inn das Kaisergebirge als zackige Gebirgsketten, zwischen denen die Mergel- und Schieferschichten den Platz der Thäler vorausbezeichnet hatten.

In der Gegend des Saalethales wird es anders. Die Kalkablagerungen, die jetzt eine ununterbrochene Mächtigkeit von mehreren tausend Metern aufweisen, haben sich nicht so leicht in Falten legen lassen, wie es weiter westlich der Fall war, wo die weicheren Zwischenlagen eine Faltung durch ihre grössere Plastizität ermöglichten; die Gebirgsbildung hat hier im Osten wohl auch einen weit aushaltenden Kalkgebirgszug geschaffen, aber an ihm hat die Faltung nur einen geringeren Anteil. Die ganze Gebirgsmasse ist in zahlreiche mächtige Blöcke geborsten, und diese Blöcke sind dann gegeneinander aufgetürmt, verworfen und vielfach von Süden her, von wo der gebirgsbildende Druck ausging, nach Norden zu übereinander geschoben worden[8]).

[1]) L. v. Buch, Reise durch Berchtolsgaden und Salzburg (Gesammelte Schriften, Berlin 1867, Bd. I, S. 283).
[2]) Lipold, Nökelberg S. 160.
[3]) v. Buch S. 283; Weinländer, Jahresb. Gymnas. Krems 1894, S. 17.
[4]) Vom Bergverwalter Michael Hofer 1879 in einem Stollen am Nökelberge gefunden.
[5]) Fugger, Jahresber. Oberrealschule Salzburg 1878.
[6]) Von Fugger und Kastner 1880 gefunden.
[7]) Alte Bergbaue am Nordgehänge des Salzachthales.
[8]) Penck, Das Land Berchtesgaden (ZDOeAV 1885, S. 232).



Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. X. 2. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Breithorn mit Riemannhaus.

Nach einer photographischen Aufnahme von Würthle & Sohn in Salzburg.

Insbesondere sind in den Berchtesgadner Alpen eine ganze Anzahl solcher Gebirgsblöcke zu unterscheiden, deren Oberfläche im einzelnen meist nach Norden zu ein sanftes Fallen aufweist. So entstanden weniger ausgeprägte Gebirgsketten, als vielmehr sich weithin erstreckende Hochflächen, denen höhere Gipfel gewöhnlich nur am Rande aufgesetzt sind; und wo sich dennoch von diesen Hochflächen einzelne Bergzüge ablösen, haben wir den Grund ihrer Bildung entweder in einer örtlich abweichenden Gesteinsbeschaffenheit oder in grossen Brüchen zu suchen.

Nirgends tritt in unserem Gebiete nördlich vom Leogang- und Urschlauthale die silurische oder permische Grundlage der mesozoischen Gebilde wieder hervor. Die Schichten, die die nördlichen Kalkalpen des Pinzgaues zusammensetzen, sind von unten nach oben:

Buntsandstein:	Werfener Schichten.
Muschelkalk:	Guttensteiner Kalk.,
	Halobiaschichten.
Keuper:	Hallstätter Kalk und Dolomit.
	Raiblerschichten.
Rhaet:	Hauptdolomit und Plattenkalk.
	Kössener Schichten.
	Dachsteinkalk.
Lias:	Adnether Schichten, Hierlatzschichten, Fleckenmergel.
Oberer Jura:	Jura-Aptychenschichten.
Kreide:	Neokom.
	Jüngere Kreide (Turon).

Die Werfener Schichten sind in unserem Gebiete als bunte, glimmerreiche, sandige Schiefer oder Sandsteine ausgebildet [1]). Sie umsäumen in zusammenhängendem Streifen den ganzen Südrand der Kalkalpen und treten besonders deutlich im Leogangthale beim Aufstiege zum Birnhorn hervor. Sie werden von einer ziemlich dünnen Lage Guttensteiner Kalkes überlagert, eines dunklen, dünnschichtigen Kalkes, der dicht von weissen Kalkspatadern durchschwärmt wird [2]). Weiter nördlich treffen wir dieselbe Schichtenfolge am Südfusse der Reitalm, des nächsten nach Norden hervorragenden Gebirgsblockes, im Weissbachthale wieder an. Sie ist auch im Grunde der kurzen Thäler entblösst, die von Westen her in die Vorberge der Reitalm einschneiden (Wildenthal und Maierbergklamm) [3]).

Nur an einigen Stellen lassen sich über den Werfener Schichten Massen von Hallstätter Kalk (Wettersteinkalk) und Dolomit mit Sicherheit durch ihre Petrefaktenführung feststellen. Es sind das helle, selten geschichtete Kalke, die am Südfusse des Steinernen Meeres in enger Verbindung mit einem schmalen Zuge von Halobienschiefern

[1]) Aberle, Fugger und Kastner, Geologische Skizze des Landes Salzburg (Beiträge zur Kenntnis von Stadt und Land Salzburg 1881, S. 16).

[2]) Peters, Die salzburgischen Kalkalpen im Gebiete der Saale (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 120).

[3]) Peters S. 119; Gümbel, Geognostische Beschreibung des bayerischen Alpengebirges, Gotha 1861, S. 156. 163; Aberle, Ueber Franz Keils geognostisch kolorierte Reliefkarte (MGSL 7, S. 349. 350; 1867).

und Carditaschichten auftreten [1]) und auch in kleineren Massen in den Becken von Unken und Lofer erscheinen. Hier werden sie nach oben zu am Südhange des Sonntagshorns durch eine dünne, oft kaum 1 m mächtige Lage von Raiblerschichten abgeschlossen, die sich als dunkle, feinkörnige Muscheloolithe voll eingesprengter Schwefelkiesteilchen darstellen.

Auch an anderen Stellen ist der ausgezeichnete Horizont der Raiblerschichten erkennbar, z. B. stellenweise am Südabhange der Leoganger Steinberge; doch nicht überall lässt er eine deutliche Abgrenzung der Hallstätter Kalke nach oben zu. Am Südrande des Steinernen Meeres folgt ohne deutliche Grenze über ihnen der graue Hauptdolomit, ein fein zuckerkörniger, mit zahlreichen weissen Adern von Kalk- und Dolomitspat durchzogener Dolomit. Er ist von unendlich vielen, nach allen Richtungen verlaufenden Rissen und Klüften durchzogen, deren Erweiterung durch gefrierendes Wasser das Gestein in ein Haufwerk von scharfkantigen Bröckchen auflöst. Wo der Hauptdolomit daher in grösserer Masse auftritt, sind seine zerrissenen Wände am Fusse von ausgedehnten Schuttkegeln umgeben, und die hellen Schuttströme, die vom Steinernen Meere, von den Leoganger und von den Loferer Steinbergen in die Thäler reichen, entstammen ihm. Die Namen Schüttbach und Weissbach, die in unserem Gebiete mehrfach wiederkehren, weisen stets auf solche Schuttströme hin, die das fliessende Wasser vollständig verschlucken und die Wasserarmut der oberen Thaläste verschulden [2]).

Nach oben geht der Hauptdolomit in der Regel in eine mehr schwärzliche, kalkige Zone über, den Plattenkalk, der fast immer wohlgeschichtet ist und viel weniger zur Zertrümmerung neigt als der Hauptdolomit. Wo daher Hauptdolomit und Plattenkalk steiler aufgerichtet sind, ohne durch andere Schichten überlagert zu werden, bildet der widerstandsfähigere Plattenkalk häufig scharfe Grate und Hörner, unter denen die abbröckelnden Wände des Hauptdolomits erscheinen.

Nur im Nordwesten unseres Gebietes finden sich Hauptdolomit und Plattenkalk durch eine dünne Lage mergeliger Kössener Schichten nach oben abgeschlossen. Diese Schichten haben im benachbarten Tirol eine grössere Verbreitung; von dem tirolischen Orte Kössen im Thale der Grossache haben sie auch ihren Namen. Sie reichen nur von Westen her in das Kammerkargebirge und in die Sonntagshorngruppe herein. Am Südabhange der Kammerkarplatte kann man ihr Auskeilen beim Vordringen nach Osten schrittweise verfolgen [3]); sie überkleiden auch die Südabdachung von Dürrenbachhorn und Sonntagshorn und bilden so die Grundlage, auf der die jüngeren Bildungen der grossen Mulde des Unkenbachs sich einst aufbauten. Freilich ist die heutige Gestalt dieses Beckens zwischen Kammerkarplatte und Sonntagshorn erst durch grössere Brüche und Zerstörungen entstanden.

[1]) Bittner, Aus den Salzburger Kalkhochalpen (Verhdlg. k. k. geol. R.-A. 1884, S. 99—113).
[2]) Gümbel S. 352; Aberle S. 365; Penck S. 241.
[3]) Peters S. 126; Gümbel S. 282. 381; Aberle S. 356.

Weiter nach Osten zu überlagert den Hauptdolomit und seinen Plattenkalk unmittelbar der Dachsteinkalk. Seine Lagen nehmen nach Osten auch gewaltig an Mächtigkeit zu; während er an der Kammerkarplatte über den Kössener Schichten weniger als 100 m mächtig ist[1]), schwillt er in den Berchtesgadner Alpen zu weit über 1000 m Dicke an. Hier, wie auch in den Gruppen der Leoganger und der Loferer Steinberge, folgen Hauptdolomit und Dachsteinkalk ohne mergelige Zwischenlage aufeinander und erzeugen so die gewaltigen Wände, mit denen die einzelnen Gebirgsklötze in die umgebenden Thäler abstürzen. Beim Aufstiege auf die Gipfel der Leoganger Steinberge und des Steinernen Meeres von Süden, auf die der Loferer Steinberge von Norden überklettert man diese gewaltigen Wände, und ebenso hebt sich vom Hirschbühel aus die Reitalm schroff empor. Hier kann man an der abweichenden Gesteinsbeschaffenheit den Plattenkalk vom Hauptdolomit sondern und so den Beginn des Dachsteinkalkes festlegen; im allgemeinen gelingt das um so weniger, als die unteren Lagen des Dachsteinkalkes in der Regel ungeschichtet sind. Erst in grösserer Höhe stellen sich mächtige, dicke Kalkbänke ein, die dann dem dichten Kalke mit geringer Neigung auflagern. Der dichte Dachsteinkalk stellt sich so als eine Riffbildung dar, die von den geschichteten Bänken mantelartig umhüllt wird.

Die Erkennung des Dachsteinkalkes in beiden Varietäten wird durch das Vorkommen von Versteinerungen begünstigt. Während der Hauptdolomit in unserem Gebiete als versteinerungsleer angesehen werden kann, weist der Dachsteinkalk grosse Korallenbüsche (Rhabdophyllia [Lithodendron]) und noch häufiger eine eigentümliche grosse Muschel auf, die Dachsteinbivalve (Megalodon triqueter Wulf.), deren herzförmige Durchschnitte als „Kuhtritte“ bekannt sind. Die Grösse dieser Muscheln bis zu einem Durchmesser von mehr als einem halben Meter deutet schon darauf hin, dass der ganze Dachsteinkalk nicht in einem tiefen Meere als schlammiger Niederschlag gebildet wurde, sondern seine Entstehung der Thätigkeit von Korallen verdankt, nach Art der grossen Wallriffe, die noch jetzt in tropischen Meeren die Küsten umsäumen, und auf deren Böschungen sich Muscheltiere von ähnlicher Grösse finden[2]).

Der Dachsteinkalk macht in den Kalkstöcken des Pinzgaues die Hauptmasse der Oberfläche aus; sämtliche höheren Gipfel sind von ihm erbaut (Beil. 6). Seine weit aushaltenden Klüfte, zum grossen Teile Verwerfungsspalten, verschlucken das Wasser der Oberfläche und verursachen die Pflanzenlosigkeit der wüsten Felshochflächen. Er ist ferner in unserem Gebiete der Hauptträger der Karsterscheinungen[3]), an denen

---

[1]) v. Hauer, Ueber die Gliederung der Trias-, Lias- und Juragebilde in den nordöstlichen Alpen (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1853, S. 734).

[2]) Penck S. 229; Geyer, Ueber die Lagerungsverhältnisse der Hierlatzschichten in der südlichen Zone der Nordalpen (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1886, S. 274). Vgl. auch Böhm, Die Einteilnng der Ostalpen (Pencks Geogr. Abhdlg. I. 3, Wien 1887, S. 188); Wähner, Aus der Urzeit unserer Kalkalpen (ZDOeAV 1891, S. 116).

[3]) Vgl. Cvijić, Das Karstphänomen (Pencks Geogr. Abhdlg. V, 3, Wien 1893, S. 321).

die jüngeren Liaskalke nur in geringerem Masse beteiligt sind. Typische, regelmässige Karren bilden sich in den geschichteten Bänken in grosser Schönheit aus, z. B. im Ebersberge auf den Leoganger Steinbergen, in der Wildalm auf dem Steinernen Meere; in den ungeschichteten Riffkalken entstehen weniger regelmässige, aber nicht minder wilde Formen, insbesondere Karsttrichter, wie sie in schöner Ausbildung der westliche Teil des Steinernen Meeres zwischen Hundstod und Schönfeldspitze zeigt [1]). Der Dachsteinkalk ist in der Regel hell gefärbt, doch kommen auch auf weite Erstreckungen rotgefärbte Partieen vor, wie solche auf dem Anstiege zur Ramseiderscharte an den Wänden von Breithorn und Sommerstein auftreten. Manche Oertlichkeiten haben von der roten Färbung des Gesteins ihren Namen bekommen; ein Beispiel bildet das Rothorn auf den Leoganger Steinbergen [2]). Andere rote Felswände von geringerer Ausdehnung bestehen aber aus rotem Liaskalke, der sich von den roten Varietäten des Dachsteinkalkes kaum unterscheiden liesse, wenn nicht meistens Versteinerungen eine Entscheidung ermöglichten.

Nach der Ablagerung des Dachsteinkalkes scheinen die Kalkstöcke unseres Gebietes längere Zeit hindurch Festland gewesen zu sein; wenigstens greifen an vielen Stellen die folgenden Ablagerungen, die des Lias, zungenförmig in Spalten und Löcher des Dachsteinkalkes ein, von dessen vorherrschenden weissen Spielarten sie sich durch ihre Färbung auffallend unterscheiden. Sie müssen daher bei ihrer Ablagerung schon eine durch die Erosion stark angegriffene Oberfläche vorgefunden haben [3]). So erklärt sich das Vorkommen von Liaskalken in tieferer Lage unmittelbar neben und zwischen weit höher aufragenden Dachsteinkalken. Im allgemeinen sind aber von der einst jedenfalls weit ausgedehnteren Liasbedeckung unseres Gebietes nur spärliche Reste übrig geblieben, von denen die meisten nur durch ihre geschützte Einlagerung in den Dachsteinkalk der späteren Zerstörung entgangen sind [4]).

In drei verschiedenen Ausbildungsweisen (Facies) treten Liasgesteine in den Kalkalpen des Pinzgaues auf: als weissliche oder lichtrote, dichte Kalksteine (Hierlatzschichten), als dunkelrote, plattige Kalke, oft mit eisen- oder manganhaltigen Knollen oder Adern, die das Gestein zu geschätztem Marmor machen (Adnether Kalk), oder endlich als graue, fleckige, dünnschichtige Kalke und Mergelschiefer (Fleckenmergel) [5]). Wenn auch die Fleckenmergel im ganzen meist jüngere Liasgesteine sind, so lassen sich doch, unabhängig von der petrographischen Ausbildung, in allen drei Ausbildungsweisen verschiedene Altersstufen ausscheiden und zu ausseralpinen Liasabteilungen in

[1]) Geyer S. 274.
[2]) Gümbel S. 464.
[3]) Penck S. 230; Geyer S. 278. 279. 282. 289.
[4]) Ueber die ehemals überhaupt viel weitere Erstreckung von triadischen und liasischen Gesteinen siehe z. B. Frech. Die Tribulaungruppe am Brenner, Richthofen-Festschrift 1893, S. 84 und 114.
[5]) Gümbel, Kurze Anleitung zu geologischen Beobachtungen in den Alpen, 1878, S. 121; Aberle, Fugger und Kastner S. 22. Vgl. auch Studer, Ueber eine Reise in die österreichischen Alpen im Herbst 1848 (N. Jahrb. f. Min. 1849, S. 174).

Beziehung bringen. Im Pinzgau ist nur an einer Stelle eine solche Aufeinanderlagerung von Liasschichten während mehrerer Zeitstufen nachzuweisen. Die Kammmerkarplatte[1]) zeigt über dem Dachsteinkalke noch eine mächtige Lage von Liasschichten, aus denen eine grosse Anzahl von Versteinerungen, namentlich von Ammoniten gesammelt worden ist. Schon Peters nannte die Südwand der Kammerkarplatte ein geologisches Präparat; aus seinen Sammlungen, die er ohne Auswahl aus dem anstehenden Gesteine und aus den abgestürzten Trümmern vermehrte, liess sich aber eine Sonderung in einzelne Zonen nicht vornehmen, und erst Gümbel gelang es, bei vorsichtiger Entnahme der Petrefakten nur aus dem anstehenden Gesteine eine solche Sonderung durchzuführen. Die ganze Liasablagerung ist hier als roter Adnether Kalk ausgebildet, wie solcher überhaupt im Pinzgau die Hierlatzschichten an Verbreitung übertrifft.

Im wesentlichen stellen sich uns drei Verbreitungsgebiete von Liasschichten dar. An die Ablagerungen auf der Kammerkarplatte schliesst sich eine weitere Erstreckung von liasischen Kalken und Mergeln über einen grossen Teil des Beckens des Unkenbaches an. Der tiefe Einschnitt des Baches hat stellenweise, wie in der Schwarzbergklamm, den darunter lagernden weissen Dachsteinkalk angeschnitten, der hier zum Teil durch überstürzte Lagerung dem roten Liaskalke auflagert, und bietet auch sonst überall schöne Aufschlüsse[2]). Die weite Verbreitung der Mergel, die bei ihrer Verwitterung fruchtbaren Boden liefern, hat die grosse Ausdehnung der prachtvollen Forste dieses Beckens zur Folge.

Kleinere Liaskalkablagerungen am Nordrande der Loferer Steinberge leiten zum zweiten Verbreitungsgebiete über, dem Becken des Weissbachs, durch dessen Thal die Hirschbühelstrasse führt. Hier finden sich auch Hierlatzkalke neben Liasmergeln, und auch hier wird der fruchtbare Boden der Kallbrunnalmen und die reiche Pflanzenwelt dieser Gegend durch die Verwitterungsprodukte der Liasmergel hervorgerufen. Liaseinlagerungen im weissen Dachsteinkalke führen bis nahe an die Diessbachscharte hinauf und verbinden so diese zusammenhängendere Liasdecke mit dem dritten Verbreitungsgebiete, den einzelnen Resten von rotem Liaskalke auf dem Steinernen Meere, die sich bis auf die Spitze des Funtenseetauern[3]) hinaufziehen. Auch auf der Reitalm finden sich kleinere, inselartige Liasauflagerungen[4]).

[1]) v. Hauer, Ueber die Gliederung des Alpenkalks in den Ostalpen (N. Jahrb. f. Min. 1850, S. 584—591); v. Hauer, Ueber die Gliederung der geschichteten Gebirgsbildungen u. s. w. (Sitzungsber. Akad. Wien, Februar 1850, S. 21 des S.-A.); Peters (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 130 und Oesterr. Revue 1867, Heft 6, S. 148); v. Hauer, Ueber die Cephalopoden aus dem Lias der nordöstlichen Alpen (Denkschr. Akad. Wien Bd. 11, S. 10—11, 79—80; 1856; auszugsweise auch N. Jahrb. f. Min. 1856, S. 747); v. Köchel, Die Mineralien des Herzogtums Salzburg, Wien 1859, S. LIII; Gümbel S. 430. 434; Fraas, Szenerie der Alpen, Leipzig 1892, S. 188, 189.

[2]) Emmrich, Geognostische Beobachtungen aus den östlichen bayerischen und den angrenzenden österreichischen Alpen (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1853, S. 359, 360); Gümbel S. 381; Peters (Oesterr. Revue 1867, Heft 6, S. 147); Fraas S. 189.

[3]) Gümbel S. 462; Bittner S. 105.

[4]) Geyer S. 288.

Jüngere Juraschichten (Aptychenschiefer und Hornsteinkalke) haben nur eine geringe Ausdehnung in unserem Gebiete. Die unmittelbare Decke der roten Liaskalke an der Kammerkarplatte wird von solchen grauen Mergelschiefern gebildet, die sich nach Norden bis zum Scheibelberge hinziehen. Auch an der Kallbrunnalpe kommen Schichten des oberen Juras vor.

Von den Kreidebildungen erlangen nur die Neokomschichten einigermassen weite Verbreitung. Sie sind aber auch nur, abgesehen von einem kleineren Vorkommen zwischen Kircbenthal und Loferer Thal, in der Umgebung des Unkenbaches und des Weissbaches erhalten. Hier wie dort finden sich zu unterst sandige und mergelige Schiefer als Unterlage der weissgrauen, aptychenführenden Kalkmergel; die Schichten bieten im allgemeinen wenig Eigentümliches. Die Seisenbergklamm ist durch die Kreide- und Juraaptychenschichten bis in den dünnschiefrigen Liasmergel eingewaschen [1]), und an der Strasse von Oberweissbach zum Hirschbühel ist die Aufeinanderfolge vom Dachsteinkalke über Lias und Jura bis zum Neokom schön entblösst [2]). Bei Unken besteht der Kalvarienberg zum Teil aus Neokommergeln; ihr Verwitterungsprodukt bildet die prächtigen Weideflächen der Loferer Alm [3]). Auf der Reitalm finden sich endlich rote, breccienartige Kalklagen, die mit den blassrötlichen, breccienförmigen Hippuritenkalken des Unterbergs zusammengestellt werden können und dann dem Turon zuzurechnen sind [4]).

Irgend welche Schotter und sonstige Ablagerungen unseres Gebietes dem Tertiär zuzuweisen, wie dies vielfach geschehen ist [5]), liegt kein besonderer Grund vor. Von diluvialen und alluvialen Ablagerungen wird in den folgenden Kapiteln noch mehrfach die Rede sein.

---

[1]) Gümbel S. 464; Aberle (MGSL 7, S. 361; 1867).

[2]) Aberle, Fugger und Kastner S. 25.

[3]) Peters (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 136 und Oesterr. Revue 1867, Heft 6, S. 144).

[4]) Gümbel S. 560; Penck S. 233.

[5]) Peters (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1853, S. 862; 1854, S. 139); Sauter (MGSL 6, S. 188; 1866); Aberle S. 389.

Kapitel III.

Gewässer.

Wie alle Formen der Erdoberfläche einer fortwährenden Umgestaltung durch die auf dieser Oberfläche thätigen Kräfte unterliegen, so sind auch die Hohlformen des Bodens, die mit Wasser gefüllt sind, nicht unveränderlich, sondern verändern ihre Tiefe, ihre gegenseitige Lage und ihre Verbindung untereinander nach Massgabe der auf sie einwirkenden Einflüsse. Auf den folgenden Seiten sollen ausser einer Uebersicht über die grösseren Rinnsale des Pinzgaues und über seine Seeen eine Anzahl von Thatsachen mitgeteilt werden, die einen Beitrag zur geologischen Geschichte der Hohlformen liefern können.

I. Flüsse.

R. v. Lendenfeld[1]) erklärt, dass er sich mit den Landschaftsbezeichnungen Ober-, Mitter-, Unterpinzgau und Pongau nie recht habe befreunden können, da sie weder hydrographische noch orographische noch ethnographische Begriffe seien. Hiervon kann zugegeben werden, dass die Benennung Mitterpinzgau nicht voll befriedigt, und dass ferner die Abgrenzung des Oberpinzgaues vom Unterpinzgau eine künstliche ist. Freilich muss man dabei in Betracht ziehen, dass diese Benennungen ihre volle historische Berechtigung haben. Der gesamte Pinzgau war schon um 1200 in die obere und untere Grafschaft geteilt, und die Grenze zwischen beiden setzte über das Salzachthal gerade an der Stelle, wo die einzige Verbindungsstrasse, die fast durchgehends auf dem linken Ufer der Salzach verlief, von dem Flusse eng an den nördlichen Berghang gedrängt wurde, also einen im Notfalle leicht zu sperrenden und zu verteidigenden Engpass bildete. Eine Abtrennung des Pongaues vom Pinzgau aber ist nicht nur durch ethnogra-

[1]) R. v. Lendenfeld, Aus den Alpen, Prag und Leipzig 1896, Bd. I: Die Ostalpen, S. 308. Uebrigens heisst nicht, wie dort angegeben ist, das Saalethal von Saalfelden bis Lofer „Pinzgauthal“; es ist nur ein Teil des Pinzgaues und dem Mitterpinzgau nnterzuordnen. Die Grenze zwischen Ober- und Unterpinzgau liegt ferner nicht bei Mittersill, sondern bei dem 13 km östlicher gelegenen Niedernsill.

phische Momente gerechtfertigt [1]), sondern auch orographisch zu vertreten und hatte endlich, wie gezeigt werden soll, allerdings vor historischer Zeit auch eine hydrographische Bedeutung.

Betrachtet man eine Karte des Pinzgaues, etwa die schöne „Karte des politischen und Schulbezirks Zell am See, herausgegeben von der k. k. Bezirkshauptmannschaft Zell am See 1893“ im Massstabe 1 : 75 000, die durch Zusammenlegen der betreffenden Blätter der österreichischen Spezialkarte entstanden ist, aus grösserer Entfernung, so zeigt sich deutlich, dass das weite Salzachthal oberhalb des Zeller Beckens seine natürliche Fortsetzung nicht in der schmalen, heute von der Salzach durchströmten Spalte unterhalb Bruck besitzt, sondern bei Bruck umbiegt und sich nach Norden über das Zell-Saalfeldner Becken und die Hohlwege bis in das Becken von Lofer fortsetzt. Erst weiterhin wird die Verlängerung undeutlich; erwägt man aber, dass die Alpen zu den heterogenen (polygenetischen) Faltungsgebirgen gehören und dass die nördlichen Vorlagen der Alpen sich in immer jüngerer Zeit an die älteren Faltungszonen angegliedert haben [2]), so wird eine Umgestaltung der ehemaligen Verhältnisse in diesen jüngsten Zonen weniger überraschend sein, als unmittelbar am Nordhange der Zentralkette. Auch die Gefällsverhältnisse weisen auf die spätere Entstehung und den unfertigen Zustand des Thalstückes unterhalb Bruck deutlich hin. Es beträgt das Gefälle der Salzach (und des unteren Teiles der Krimmler Ache) [3]):

vom unteren Ende der Krimmler Fälle bis unterhalb Krimml	auf 1700 m	Länge	1 : 16
von unterhalb Krimml bis nach Wald	„ 4400	„	1 : 50
„ Wald bis zur Untersulzbachmündung	„ 3000	„	1 : 120
„ der Untersulzbachmündung bis oberhalb Bramberg	„ 7100	„	1 : 350
„ oberhalb Bramberg bis Hollersbach	„ 6700	„	1 : 320
„ Hollersbach bis Mittersill	„ 4700	„	1 : 360
„ Mittersill bis Uttendorf	„ 6700	„	1 : 740
„ Uttendorf bis unterhalb Niedernsill	„ 7500	„	1 : 530
„ unterhalb Niedernsill bis Kaprun	„ 7200	„	1 : 1450
„ Kaprun bis Bruck	„ 5800	„	1 : 580
„ Bruck bis St. Georgen	„ 4500	„	1 : 190
„ St. Georgen bis zur Mündung der Rauriser Ache	„ 6600	„	1 : 170
„ der Rauriser Ache bis zum Dientenbache	„ 4800	„	1 : 140
vom Dientenbache bis unterhalb Lend	„ 4300	„	1 : 130

Nachdem also vom Oberpinzgau an das Gefälle der Salzach bedeutend abgenommen hat, bis zu einem Betrage von weniger als 1:1000, erfolgt in den Thalengen unterhalb Bruck ein Ansteigen wieder auf das Zehnfache, und dementsprechend ändert sich auch das

---

[1]) Vgl. v. Canstein, Blicke in die östlichen Alpen, Berlin 1837, S. 134.

[2]) Frech, Die Tribulaungruppe am Brenner (Richthofen-Festschrift 1893, S. 111); Penck, Morphologie der Erdoberfläche, Stuttgart 1894, Bd. II, S. 379. Vgl. schon Credner, Geognostische Bemerkungen über die Zentralkette der Alpen in Oberkärnten und Salzburg (N. Jahrb. f. Min. 1850, S. 559. 560).

[3]) Gefällsberechnungen nach Messungen auf der österreichischen Spezialkarte 1 : 75000 und auf den vom Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereine herausgegebenen Spezialkarten 1 : 50000. Aeltere Angaben z. B. bei Lipold, Das Gefälle der Flüsse im Kronlande Salzburg (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 614—624); v. Sonklar, Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern, Wien 1866.

Aussehen des Flusses. Im Oberpinzgau ein gleichmässig rasch fliessender Strom mit ebener Sohle und regelmässigen Wänden, ist die Salzach bei Taxenbach und Lend ein reissendes Bergwasser, das seine Wogen über grosse Blöcke wälzt und überall an den Felswänden hoch hinaufspritzt. Viel gleichmässiger würde das Gefälle sich gestalten, wenn wir uns den Salzachlauf nach Norden über das Zeller Becken und durch die Hohlwege abgelenkt denken. Dabei müssen wir allerdings von den Veränderungen absehen, die die Saale im nördlichen Teile des Beckens hervorgerufen hat, in dem sie ihre Schuttmassen aus dem Glemmthale abgelagert hat, und müssen uns vom Zeller See bis an den Beginn der Hohlwege ein gleichmässiges Gefälle hergestellt denken. Es würde dann das Gefälle der Salzach betragen:

von Kaprun bis zum Zeller See	auf 5000 m	Länge	1 : 550
vom Zeller See bis zum Beginne der Hohlwege .	„ 18000 „	„	1 : 305,

und es beträgt heute noch das Gefälle der Saale:

vom Beginne der Hohlwege bis Oberweissbach .	auf 8300 m	Länge	1 : 225
von Oberweissbach bis zum Passe Luftenstein . .	„ 6200 „	„	1 : 280
vom Passe Luftenstein bis Lofer	„ 2700 „	„	1 : 245
von Lofer bis Oberrain	„ 8400 „	„	1 : 100
„ Oberrain bis zur Landesgrenze	„ 5900 „	„	1 : 350.

Auf diesem Wege würden wir erst weit nördlich, in derselben Zone, in der wir die jüngeren Ablagerungen der Kreideformation gefunden haben, eine beträchtliche Gefällsvermehrung finden, und auch diese lässt sich noch durch den Bergsturz erklären, der den nördlichen Teil des Loferer Beckens erfüllt und so unterhalb eine Steigerung des Gefälles herbeiführte.

Auch bei der Vergleichung des Salzachthales und des Saalethales nach ihrer gegenwärtigen Breite erweist sich das Saalethal bis nördlich von Lofer als überlegen. Selbst in den Hohlwegen zwischen den Leoganger Steinbergen und dem Steinernen Meere, wo die beiderseitigen Gehänge sofort aus der Thalsohle 1000 m hoch mit Böschungswinkeln von 37° (1 : 1,3) und darüber ansteigen, bleibt überall neben Fluss und Strasse noch ein mehrere 100 m breiter, ebener Wiesenboden übrig; an der Salzach dagegen füllt der Fluss die schmale Thalfurche völlig aus; die Strasse hat oft hoch über den Fluss an die Hänge zurückweichen müssen, und für die Eisenbahn zwischen dem Pongau und Taxenbach sind grosse Kunstbauten notwendig geworden, Felssprengungen und Einschnitte wechseln mit Tunneln ab. Dass die Böschung hier in den mürberen Thonschiefergesteinen die grösste zulässige Steilheit an vielen Orten noch übertrifft, lehren die zahlreichen Abplaikungen (Abrutschungen) an den Thalwänden; deshalb können an manchen Stellen keine Hochwälder heranwachsen, weil die Bäume umgelegt und abgeknickt würden, und die Hänge sind nur mit Erlenbuschholz bedeckt.

Besonders lehrreich sind die Zwischenfälle beim Bau des Untersteintunnels zwischen Taxenbach und Lend. Nach langen Erwägungen hatte man sich entschlossen, östlich von der Mündung des Trattenbaches eine unsichere, steile Stelle des Hanges an einer Fels-

nase, dem Unterstein, durch einen Tunnel zu umgehen[1]). Schon während der Bauausführung waren Risse eingetreten, die zu einer Vergrösserung der ursprünglich beabsichtigten Tunnellänge geführt hatten; als aber endlich der Tunnel mit First- und Sohlstollen durchgetrieben war und das weitere Ausbrechen und die Mauerung begonnen hatten, zeigte sich immer weiter fortschreitendes Vordrängen des begrenzenden Gesteins. Die ersten Veränderungen konnten durch stärkeres Mauerwerk und widerstandsfähigere Bausteine noch gehemmt werden, aber bald wurde man zu der Ueberzeugung gezwungen, dass der Tunnel unhaltbar sei. Die Arbeiten wurden am Vormittage des 10. Juni 1875 aufgegeben, und noch an demselben Tage stürzte ein grosser Teil des Tunnels ein.

Die abwärtsdrängende Bewegung der durch den Tunnel ihres inneren Haltes beraubten Gesteinsmassen dauerte aber noch weiter fort, ja sie nahm zunächst noch zu, und erst nach einem Jahre konnte im wesentlichen ein Stillstand festgestellt werden. Inzwischen war für die Eisenbahn eine vorläufige Anlage, hart am Rande des rutschenden Abhangs an der Salzach entlang, hergestellt worden, wurde aber auch häufig durch die sich oben lösenden Trümmer beschädigt. Die Landstrasse, die über der Tunnelstrecke entlang führte, musste vorübergehend auf die andere Thalseite gelegt werden. Endlich gelang es, durch tieferes Ausbiegen in den Berg hinein einen neuen Tunnel herzustellen und über die beruhigte und zusammengesunkene Masse der Bergtrümmer auch die Strasse wieder hinüberzuführen.

Wie sah es aber in diesem Thalstücke aus, bevor die Salzach ihren Lauf dadurch nach Osten fortsetzte? Bildeten die nördlich aufragenden Dientener Berge mit den von den Tauern nach Norden ausstrahlenden Seitenkämmen ein einziges Gebirgsmassiv, oder war die Furche schon vorgezeichnet? Diese Frage lässt sich von der Thalsohle aus nicht beantworten; aber ein Anstieg um wenige Hundert Meter nach Norden oder nach Süden giebt Aufschluss. Es zeigt sich, dass auf der ganzen Strecke von Taxenbach an bis östlich über Lend hinaus in den Pongau hinein in höherem Niveau sich eine Thalterrasse[2]) erhebt, die heute allerdings durch die Salzach und die ihr beiderseits zufliessenden Bäche in einzelne Teile zersägt ist. Dass diese Terrasse einst in ihrer ganzen Ausdehnung gleichzeitig ein zusammenhängender Thalboden gewesen ist, ist unwahrscheinlich; ihre einzelnen Stücke liegen wenigstens in so ungleicher Höhe, dass man dann starke spätere Veränderungen durch Erosion und Abspülung annehmen müsste. Ihr Vorhandensein weist aber darauf hin, dass hier einst der Boden des Thales in einer solchen Höhe lag, dass die Salzach nicht vom Oberpinzgau her darüber hinweg in den Pongau fliessen konnte; dass hier eine Verbindung zwischen den Schieferalpen und den Tauern war, die sie erst später durchbrochen hat, dass aber zugleich an dieser Stelle schon eine sattelartige Ein-

[1]) Wolf, Der Bergsturz bei Unterstein auf der Salzburg-Tiroler Bahn (Verhdlg. k. k. geol. R.-A. 1875, S. 175—181); Wagner, Die geologischen Verhältnisse des Tunnels am Unterstein mit Einbeziehung des Terrains zwischen Lend und Taxenbach (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1879, S. 493—536).

[2]) Wolf S. 180; Wagner S. 495; Penck, Morphologie Bd. II, S. 68.

senkung in dem Verbindungsriegel bestand und so das jetzige Thal vorgezeichnet war.

Wann und wie ist endlich der Durchbruch der Salzach durch diese Terrasse erfolgt? Die Lösung dieser Frage ist an anderer Stelle versucht worden[1]). Es steht fest, dass der aus dem Oberpinzgau kommende Salzachgletscher der Eiszeit sich noch in seiner Hauptmasse durch das Zeller Becken nach Norden bewegte[2]); die Annahme liegt aber nahe, dass auch ein Arm, vereint mit dem Fuscher Gletscher, in das Thal östlich von Bruck vordrang, das damals als Seitenthal nach Osten aufstieg, und hier mit dem Rauriser Gletscher zusammenstiess. In diesem Seitenthale muss also damals ein Hin- und Wiederschieben, ein Aufstauen der Eismasse stattgefunden haben, das wohl schon zur Lockerung der Gesteinsfestigkeit beigetragen haben kann. Der mächtigere Pinzgauer Gletscher trug endlich den Sieg davon, und über den Sattel drängte sich das Eis nach Osten in den Pongau. Auch hier bestand damals ein Seitenthal, aber mit starkem Gefälle nach Osten; hier konnte also bei einer einmaligen Einleitung des Abflusses die Wasserscheide durch die vermehrte Erosionskraft leicht erniedrigt werden. Ihr vollständiges Verschwinden ist dann, wenn wir nicht an die Gletschererosion sehr weitgehende Ansprüche stellen wollen, entweder dadurch zu erklären, dass bei dem stärkeren Gefälle nach Osten durch Rückwärtseinschneiden aus dieser Richtung her die Wasserscheide allmählich nach Westen verschoben und so die Salzach zum Abflusse in der neuen Richtung bewogen („angezapft") worden ist, oder dadurch, dass den abfliessenden Gewässern des Oberpinzgaues der alte Weg durch das Zeller Becken vorübergehend verlegt worden ist, etwa durch einen beim allgemeinen Gletscherrückgange in diesem Becken zurückbleibenden Eisklotz. Eine Verbindung dieser beiden Annahmen löst vielleicht die verwickelte Frage am befriedigendsten[3]).

Die grösste im Pinzgau erhaltene Terrasse liegt auf dem rechten Salzachufer zwischen Rauriser und Gasteiner Ache. Sie bildet eine flache Mulde, deren Boden 350 m über dem Salzachspiegel liegt, während der der Salzach zugekehrte Rand über 400 m den Flussspiegel überragt. Die Mulde, in deren Mitte etwa das Dorf Embach in 1013 m Höhe liegt, senkt sich zuerst allmählich, dann steil nach Lend zu. Flussgeschiebe bedecken den Boden der Terrasse; sie bestehen vorwiegend aus den Gesteinen der Zentralalpen, was ja auch bei der leichteren Zerstörbarkeit der Thonschiefergesteine nicht zu verwundern ist. Der Gesteinsbeschaffenheit nach stammen sie aus dem Rauriser Thale, so dass in ihnen ein Hinweis darauf vorliegt, dass die Rauriser Ache wenigstens zeitweise über diese Terrasse geflossen ist[4]).

[1]) W. Schjerning, Der Zeller See im Pinzgau (Zeitschr. Ges. f. Erdkunde. Berlin 28, S. 387; 1893). Vgl. Wähner, Geologische Bilder von der Salzach. Wien 1894 (Verein z. Verbreitung nat. Kennt. Bd. 34).

[2]) s. S. 186 [130].

[3]) Vgl. zu der Frage des Salzachdurchbruches Brückner, Die Vergletscherung des Salzachgebietes (Pencks Geogr. Abhld. I, 1, Wien 1886, bes. S. 94—100).

[4]) L. v. Buch, Reise durch Berchtolsgaden und Salzburg (Gesammelte Schriften, Berlin 1867, Bd. I, S. 288): „Herr Bergrat Schroll vermutet, dass an dem Orte dieses Erdfalles (s. nächste Seite) ehedem der Lauf des Rauriser Baches

Die Embacher Terrasse ist unzweifelhaft vor dem so tiefen Einschneiden des jetzigen Salzachthales umfangreicher gewesen. Bei der Durchwanderung des Thales fallen mehrere Bruchränder auf[1]), an denen die überstehenden Massen schon in die Tiefe gesunken sind. Aehnlich wie jenseits am Unterstein bildet sich auch hier ein System von Längsbrüchen aus, längs deren ein solches Absitzen erfolgt. Die Bewegung dauert auch heute noch fort, wenn auch langsam; nur kleinere Abrutschungen an den Rändern erfolgen von Zeit zu Zeit, und von einem grösseren Absturze ist in historischer Zeit nur einmal berichtet[2]). In der Nacht vor dem Pfingstmontage, 8. Juni 1794, rutschte von der Embacher Terrasse ein auf 30 Millionen Kubikmeter berechnetes Felsprisma mit seiner Erdbedeckung ab, machte den Boden des Flussthales unter sich aufquellen und verlegte der Salzach den Weg. Nur kurze Zeit konnte der Fluss den sich entgegenstellenden Widerstand überwinden; bald wurde er völlig gestaut, und es entstand ein auf eine Wegstunde Länge und nach dem Wasserstande an den Gehängen zu 30 m Tiefe geschätzter See, der so lange anwuchs, bis sein Wasser über den gebildeten Damm abfliessen konnte. Der See bestand 3 Jahre, dann wurde allmählich durch Tiefereinschneiden des Abflusses und zugleich durch das Durchsickern des Wassers durch den mürben Damm das Hindernis ohne wesentliche Schäden für den abwärts gelegenen Teil des Thales weggeräumt. Die Schutthalden der Wände kamen mit der grössten möglichen Böschung zur Ruhe[3]).

Ein Wiedereinschneiden des Salzachthales wird notwendigerweise den Rand der Terrasse abermals angreifen und zu neuen Erdrutschen Veranlassung geben; genügte doch schon nach dem Einsturze des Untersteintunnels die Verlegung der Landstrasse auf die Embacher Schutthalde, bei jedem kleinen zum Strassenbau notwendigen Anschnitte der Halde neue Abwärtsbewegungen einzuleiten. So sind hier beide Gehänge des Salzachthales bereit, bei dem leisesten Angriffe auf ihren

war, ehe er sich Taxenbach gegenüber durch den Kalkstein ein enges und tiefes Bette höhlte; denn alle Geschiebe des Erdfalles finden sich anstehend im Thale der Rauris, und man wäscht sogar aus ihnen eben die Menge Goldkörner, als der Rauriser Bach der Salza zuführt"; Wolf S. 181; Wagner S. 499.

[1]) Wagner S. 509.

[2]) Vierthaler, Geographie von Salzburg zum Gebrauche in unseren Schulen, Salzburg 1796, S. 84; Hübner, Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstentums Salzburg, Salzburg 1796, Bd. II, S. 572; Schroll (Molls Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde Bd. II, S. 234; 1798); v. Buch S. 287; v. Koch-Sternfeld, Historisch-staatsökonomische Notizen über Strassen- und Wasserbau und Bodenkultur im Herzogtum Salzburg und Fürstentum Berchtesgaden, Salzburg 1811, S. 67; Winkelhofer, Der Salzachkreis, Salzburg 1813, S. 67 (mit falschem Datum); Vierthaler, Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Oesterreich, Wien 1816, Bd. II, S. 223; v. Braune, Salzburg und Berchtesgaden, Wien 1821, S. 250; v. Muchar, Das Thal und Warmbad Gastein, Grätz 1834, S. 124; Wolf S. 180; Wagner S. 505; Brückner S. 86

[3]) Vielleicht deutet folgender Bericht von Dürlinger (Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 271) auf ein ähnliches, 200 Jahre früher erfolgtes Ereignis hin: In Embach stand vor dem Umbau (1783—1785) in der Kirche ein Denkmal, das Hans Loiderer seinem Eheweib, fünf Kindern und einem Dienstknecht setzte, die am 17. August 1598 „in der grossen Güss und Blaickhen mitsamht dem Haus geschoben und erpärmlich ertruckht worden".

Fuss das Thal zu versperren, und noch viel Gesteinsmaterial wird zu befördern sein, ehe eine wirkliche Thalsohle gebildet ist. Möge die Ausbildung einer solchen allmählich erfolgen, ohne grössere Abrutschungen und ohne Stauungen des Flusses, also auch ohne grösseren Schaden für die zahlreichen Bewohner des unterhalb gelegenen Salzachthales!

Denken wir uns den früheren Zustand vor der Eröffnung des Durchbruchs bei Taxenbach wieder hergestellt, lassen wir also die Salzach durch das Zeller Becken und die Hohlwege nach Lofer fliessen und lassen wir die Embacher Terrasse mit der gegenüberliegenden Goldegger Terrasse noch zusammenhängen, so stellt sich uns der Pinzgau bis auf ganz kleine Stücke als hydrographische Einheit dar: es ist der innerhalb der Alpen gelegene Teil des ehemaligen Salzachgebietes [1]).

Es ist vorher darauf hingewiesen worden, dass vor der Eiszeit die Salzach durch die Hohlwege floss. In der That ist nicht nur durch die Ablagerungen der Eiszeit nachgewiesen, dass die Kalkalpen unseres Gebietes unmittelbar von den Gletschern aus den Tauern umflossen wurden; auch aus älterer Zeit lässt sich Material der Zentralalpen innerhalb der Kalkalpen nachweisen [2]). So findet sich zunächst jenseits des Hirschbühels in der bayerischen Ramsau ein Mühlsteinkonglomerat, das sich als verfestigtes Flussgerölle zeigt und dessen einzelne Rollsteine aus den Tauern stammen, insbesondere aus der Venedigergruppe, wohin namentlich die beigemengten Hornblendegesteine weisen. Dies Konglomerat ist deutlich älter als die ältesten Spuren der Eiszeit, es muss also durch die Salzach selbst ins Land Berchtesgaden getragen sein. Aus der allgemeinen Bodengestaltung lässt sich nur schliessen, dass die Salzach aus den Hohlwegen einst ihren Weg über den Hirschbühel nach Berchtesgaden genommen haben muss. Freilich müssen wir bei der jetzt fast 600 m höheren Lage des Hirschbühels über der Saale bei Oberweissbach hier spätere Höhenveränderungen zu Hilfe nehmen; das geht aber um so leichter, als der Streifen am Hirschbühel überhaupt in seiner geologischen Bildung auf eine Hebung zwischen gesenkten Nachbargebieten hinweist, da ja am Südwestabhange der Reitalm die tiefsten Triasschichten hoch über den jüngeren Ablagerungen im Weissbachthale zum Vorschein kommen (vgl. S. 129 [73]). Auch die Ruine Gruttenstein bei Reichenhall baut sich auf einem Konglomerat aus Salzachgeröllen auf; zeitweise muss also auch die Salzach, anstatt durch Berchtesgaden zu fliessen, dem heutigen Saalelauf entlang bei Reichenhall die Alpen verlassen haben.

Weisen diese Salzachgerölle schon auf einen voreiszeitlichen Salzachlauf durch die Pinzgauer Kalkalpen, so wird die hydrographische Verbindung der Kalkalpen mit den Tauern in noch höheres geologisches Alter gerückt durch die Funde von Flussgeröllen der Zentralalpen, die

[1]) Vielleicht gehörte allerdings die Rauriser Ache, wenn sie früher dauernd über die Embacher Terrasse abfloss, nicht zum Salzachgebiet. Uebrigens sind auch Rauris, Lend und Dienten nicht immer zum Pinzgau gerechnet worden.

[2]) Penck und Ed. Richter, Das Land Berchtesgaden (ZDOeAV 1885, S. 237—239).

in den untersten, oft eisenschüssigen Lagen des Liaskalkes auf den Kalkhochflächen eingeschlossen sind. Auf dem Steinernen Meere insbesondere finden sich an dem vom Selbhorn zum Funtenseetauern ziehenden Grate[1]), ferner an mehreren Stellen zwischen Diessbachscharte und Weissbachlscharte, namentlich an der Nordseite des Hollermaishorns nuss- bis faustgrosse, vollkommen gerundete Gerölle aus den Zentralalpen; sie weisen darauf hin, dass zwischen der Ablagerung des Dachsteinkalkes und der des Lias, der, wie wir oben sahen (S. 132 [76]), schon eine erodierte Oberfläche vorfand, Flüsse da strömten, wo kurz vorher und nachher das Meer sich erstreckte. Mit der Aufrichtung der abgelagerten Kalksteine in späteren Epochen, als die Kalkalpenzone sich an die inneren Zonen der Alpen angliederte, sind dann auch diese Geröllablagerungen auf die Höhen der Gebirge gekommen.

Von dem jungen Thalstücke der Salzach unterhalb Bruck wollen wir jetzt zu dem oberhalb des Zeller Beckens gelegenen breiten Thalboden wandern. Während bei Bruck und abwärts häufig aus der Sohle des Flussbettes das anstehende Gestein hervorsieht, ist von Bruck bis nach Wald aufwärts nirgends anstehendes Gestein an der Salzach sichtbar; überall ist das Bett des Flusses in seine eigenen Anschwemmungen eingesenkt, deren Mächtigkeit völlig unbekannt ist. Woher stammen nun diese gewaltigen Schottermassen? Die Antwort lautet: aus sämtlichen Querthälern, sowohl von Süden aus den Tauern wie von Norden aus den Schieferalpen, und zwar dauert ein solcher Transport noch heute in ungeschwächter Weise fort. Im allgemeinen sind die von Norden kommenden Bäche wegen ihres kürzeren Laufes und ihrer geringeren Wasserfülle weniger geschiebereich als die Bäche der Zentralalpen; doch ersetzen sie diesen Mangel oft durch ihr grösseres Gefälle, das ihnen ermöglicht, auch noch grössere Blöcke zu verfrachten.

Der Gesteinstransport durch die Querbäche ist eine stete Gefahr für das Hauptthal. Seit dem Anwachsen der Siedelungen darin und seit der Ausdehnung des Landbaus berichten die Chroniken über zunehmende Versumpfung des Hauptthales. Die Seitenbäche, die an der Mündung auf ihren eigenen Schottern fliessen, erhöhen ihr Bett fortwährend, so dass ihr Lauf innerhalb des Hauptthales bald höher liegt als das benachbarte Land. Da tritt zunächst das Wasser durch das lockere Geröll seitwärts aus und durchtränkt den nicht mehr austrocknenden Boden; da bricht auch der Bach bei einem Hochwasser aus seinem Bette und breitet nun im Thale seine Wassermengen aus, die das alte aufgeschüttete Bett am Abfliessen hindert.

So alt die Klagen sind, so alt sind auch die Versuche zur Abhilfe. In der erzbischöflichen Zeit wechseln Perioden, in denen ein Versuch zur Besserung der Abflussverhältnisse gemacht wird, mit solchen ab, in denen wenig oder gar nichts gegen die zunehmende Gefahr geschieht; Hacquet[2]) hat sicher nicht unrecht mit seinen Klagen über die geringe Unternehmungslust einer geistlichen Herrschaft gehabt.

---

[1]) Penck (ZDOeAV 1885, S. 230).
[2]) s. S. 116 [60].

Solange in der Vorzeit die Besiedelung unseres Gaues noch dünn war, bedeckten dichte Wälder die Abhänge der Querthäler; sie verlangsamten den Abfluss des Regenwassers und hielten die Geschiebeführung in so engen Grenzen, dass der Hauptfluss den ihm zugeführten Schutt auch weiter verfrachten konnte. Erst mit der Ausdehnung des Bergbaues, namentlich des Salzbergbaues bei Hallein, für den zum Sieden der Soole eine gewaltige Holzmenge nötig war, wurden die Wälder gelichtet, und man mag wenigstens anfangs nicht sehr forstmännisch dabei verfahren sein. Die nicht einmal allzu übermässige Entblössung der Gehänge von ihrem Holzbestande vermehrte aber so gewaltig die Schuttführung der Bäche, dass bald die bedenklichen Folgen sich zeigten. Seit dem 13. Jahrhundert scheinen die schädlichen Wirkungen in immer zunehmender Weise sich bemerkbar gemacht zu haben; doch muss noch im 16. Jahrhundert an vielen Stellen der Thalsohle Getreide gebaut worden sein [1]). Seit 1700 etwa war der Zustand beschleunigt schlimmer geworden, und im Anfange unseres Jahrhunderts herrschten unerträgliche Verhältnisse. Von seiten der Landesherren ist kaum vor dem 16. Jahrhunderte etwas zur Besserung geschehen; Nachrichten über das, was die Gemeinden aus eigenen Mitteln etwa geleistet haben, sind im Bauernkriege 1525 und 1526 verloren gegangen.

Die ersten urkundlichen Nachrichten über Wasserbauten an der Salzach [2]) stammen aus dem Jahre 1520, wo bei Kaprun gearbeitet wurde. Ein neues Salzachbett von Kaprun bis Bruck wurde unter Erzbischof Ernst von Bayern um 1548 gegraben. Unter seinem Nachfolger Erzbischof Johann Jakob Kuen v. Belasy wurden die Abflussverhältnisse des Zeller Sees geregelt und ein Abfliessen der Salzach in den See erschwert [3]); zu den Kosten der Ausführung wurden auch hier schon die Gemeinden nicht unbeträchtlich herangezogen. Die Fürsorge der Erzbischöfe scheint aber bald erlahmt zu sein; ein neues Salzachbett wurde noch bis an die Grenze des Oberpinzgaues bei Einöden geplant, aber seine Ausführung geschah mangelhaft. Zwei parallele Gräben waren gezogen, und man hegte die Erwartung, dass die hineingeleitete Salzach den dazwischen stehen gebliebenen Erdkeil wegschwemmen würde. Das geschah aber nur unvollkommen, da die Gräben dem Flusse zu wenig Raum boten, so dass er dennoch häufig übertrat und das Uebel nicht vermindert war. Die Verbesserung dieser verfehlten Anlage scheint für lange Zeit die letzte werkthätige Hilfe der Landesregierung gewesen zu sein. Die neuen Laufstrecken wenigstens, die unterhalb und oberhalb von Mittersill für die Salzach hergestellt wurden, wurden ausschliesslich auf Kosten der angrenzenden Gemeinden gebaut [4]).

[1]) Vgl. den alten Spruch aus der Blütezeit des Bergbaues: „Was auf den Feldern von Lambach bis Einödberg die Garbe schwingt, sind Schnitterinnen der Welser“ (v. Kürsinger, Oberpinzgau, Salzburg 1841, S. 68).

[2]) v. Koch-Sternfeld, Historisch-staatsökonomische Notizen über Strassen- und Wasserbau und Bodenkultur im Herzogtum Salzburg und Fürstentum Berchtesgaden, Salzburg 1811, S. 36, 93 ff.

[3]) v. Koch-Sternfeld S. 94; Prinzinger d. Aeltere, Die Eisenbahn und die alten Verkehrswege (MGSL 14, S. 65; 1874).

[4]) Reisigl, Topographisch-historische Beschreibung des Oberpinzgaues, Salzburg 1786, S. 551; v. Koch-Sternfeld S. 96. 97.

Im 17. und 18. Jahrhundert geschah von der Landesregierung nichts Wirksames. Jede neue Ueberschwemmung, die den alten kaum gemässigten, aber nicht geheilten Schaden wieder vergrösserte, gab den Anlass, eine Kommission einzusetzen, die so lange beriet und begutachtete, bis die Gefahr wieder weniger drohend erschien, weil inzwischen ein paar friedlichere Jahre ins Land gegangen waren. Nach der grössten Ueberschwemmung, die der Pinzgau im Jahre 1717 erfahren hatte, wurden sogar 1000 fl. von einer solchen Kommission aufgebracht, aber nur ihre Zinsen zur Unterhaltung der Strasse von Bruck durch das Zeller Moos bis nach Aufhausen bestimmt. Die Thätigkeit der Kommissionen beschränkte sich im übrigen auf Bereisungen des Pinzgaues und vergebliche Verhandlungen mit den Gemeinden über die Verteilung der notwendigen Leistungen; wenn es hoch kam, wurden Berichte und Vorschläge gemacht, gelegentlich auch wohl Aufnahmen und Nivellements. So entstand 1795 ein Nivellement der Salzach von Gries unterhalb Bruck bis aufwärts zu den Krimmler Fällen in 22 Blättern; als aber später 1806 unter der ersten österreichischen Herrschaft mit den Verbesserungsarbeiten Ernst gemacht wurde, stellte es sich heraus, dass die ganze Arbeit unbrauchbar war, weil wohl die Höhenverhältnisse des Salzachspiegels gemessen waren, aber nicht die des neben dem Flusse in geringerer Höhe liegenden Landes, auf dessen Schutz es ankam. Ein Preis von 10 Dukaten für das beste Projekt zur Trockenlegung war schon 1783 ausgesetzt worden[1]).

Gegenüber dieser nachlässigen Behandlung der wichtigen Frage sprechen die gerichtlich aufgenommenen Wasserschäden eine deutliche Sprache. Allein im Bezirke Mittersill betrug der Privatwasserschaden 1759: 30000 fl.; 1761: 126000 fl.; 1762: 37000 fl.; 1786 und 1787: 69000 fl.; 1798 und 1806 je 26000 fl.; 1807: 78000 fl.[2]).

Der schlimmste Zustand scheint um die Wende des Jahrhunderts eingetreten zu sein[3]). Die Bezirke Zell und Mittersill „glichen versinkenden Gräben“; Vierthaler nennt die Strecke die pontinischen Sümpfe von Salzburg. Im Oberpinzgau waren 15000, im ganzen Salzachthale 80000 Morgen Land in Sumpf verwandelt, ein Drittel davon dauernd tief überflutet. Die Versumpfung wirkte auf die Gesundheit äusserst ungünstig ein; Wechselfieber waren längst im Salzachthale heimisch geworden[4]). Allmählich drängte doch die Notwendigkeit zu neuen Arbeiten. In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts waren für die Ausräumung der Salzach in der Gegend zwischen Bruck und Kaprun wenigstens jährlich 1000 fl. verwendet worden; es war damit

---

[1]) v. Koch-Sternfeld, Die letzten 30 Jahre des Hochstifts und Erzbistums Salzburg, München 1816, S. 200.

[2]) v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Salzburg 1810, Bd. I, S. 113; v. Koch-Sternfeld, Strassen- und Wasserbau S. 104; v. Braune, Salzburg und Berchtesgaden, Wien 1821, S. 237.

[3]) Hacquet, Reise durch die norischen Alpen, Nürnberg 1791, S. 124. 125; Flörke, Ueber die Abstufungen der Vegetation im Salzburgischen Gebirge (Hoppes Botanisches Taschenbuch auf das Jahr 1800, S. 11); Vierthaler, Wanderungen II. S. 105 ff.

[4]) „Einer der schönsten, kernhaftesten Volksstämme der norischen Alpen geht einer auffallenden Siechheit und Verkrüppelung entgegen“ (v. Braune S. 199).

immerhin erreicht worden, dass der Wasserabfluss aus den jährlich überschwemmten Stellen bei Kaprun weit schneller erfolgte als früher. Die Kriegsereignisse verursachten aber wieder ein Stocken der Arbeiten. Wie weit inzwischen der für Getreidebau verwendbare Boden abgenommen hatte, geht daraus hervor, dass um 1805 ein Morgen Ackerland bei der Hauptstadt Salzburg 300 fl., im Pinzgau aber 600 fl. kostete. Vierthaler berichtet, dass der Pinzgau jährlich für 30000 fl. Getreide kaufen musste, v. Koch-Sternfeld nennt sogar die Summe von 70000 fl.

Unter der bayerischen Regierung wurden kräftigere Anstrengungen zur Abhilfe gemacht; ein Bauplan wurde ausgearbeitet, in dem jährlich 24000 fl. zur Verwendung ausgeworfen waren. Die geringe Dauer der bayerischen Herrschaft liess aber nur Sprengungen im Salzachbette unterhalb Bruck und einen kurzen Kanal bei Mittersill fertig werden[1]). Viel war damit noch nicht geholfen; besingt doch v. Braune 1821 den Pinzgau noch folgendermassen[2]):

Sieh dort, Wandrer, das Reich der Luft verpestenden Sümpfe,
Welchem im Dunkel der Nacht das gefürchtete Heer
Flammensprühender Meteore ringsum entsteiget,
Wo den bisoncischen Gau störrig die Salza durchwogt
Und nur Binsen und Schilf in der trauernden Gegend, der Heimat
Quakender Frösche . . .,
Sprossen statt Saaten, die einst schmückten das herrliche Thal.
Wurzelnd in faulender Schlammflut sterben die Saaten, und Floras
Rosiger Blütenhauch wird zum mephitischen Dunst[3]).

Erst nach der bayerischen Zwischenregierung, als Salzburg unter Oesterreichs Herrschaft wieder in geregelte Zustände kam, war an eine Fortsetzung des grossen Werkes zu denken. Im Jahre 1822 wurden 12000 fl. zu Versuchszwecken bewilligt, und 1826 wurde, zunächst für den Unterpinzgau, ein umfassender Plan ausgearbeitet, nach dem dann vorgegangen wurde. Im weiteren Verlaufe der Arbeiten wurde der Plan weiter gesteckt und auch auf den Oberpinzgau bis Hollersbach hinauf ausgedehnt. Die Fahrt von Kaiser Franz I. am 12. Juli 1832 von Tirol her durch den Pinzgau, bei der der Kaiser von der Höhe des alten Weges bei Stuhlfelden die weite Wasserfläche erblickte, sich nach den Umständen erkundigte und dann ausrief: „Meine Kinder, da muss euch geholfen werden!“ mag dazu beigetragen haben. Im ganzen wurden in den Jahren 1822—1867 an 700000 fl. auf die Entsumpfung des Pinzgaues verwendet[4]), seitdem noch weitere 240000 fl.

Es handelte sich namentlich um viererlei Massregeln. Zunächst musste durch Fortsetzung der Sprengungen im Flussbette unterhalb Bruck dem Wasser ein besserer Abzug verschafft werden. Dies ge-

---

[1]) Dürlinger, Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 19.
[2]) v. Braune S. 193.
[3]) Von weiteren Ueberschwemmungen und Verwüstungen 1815, 1821, 1827 berichtet Pillwein, Das Herzogtum Salzburg oder der Salzburger Kreis, Linz 1839, S. 65. 66.
[4]) Dürlinger S. 21. 22; Zillner, Salzburg in den letzten 50 Jahren (MGSL 6, S. 258; 1866).

schah in solchem Grade, dass der Flussgrund unterhalb Bruck um 4 bis 5 m, bei Bruck noch um 2—3 m und aufwärts bis Fürth noch um mehr als 0,5 m gesenkt wurde. Mehrere Reihen von Pfählen übereinander traten dabei an den Ufern zu Tage, Zeugen früherer unvollkommener Abhilfversuche. Der Zeller See wurde durch diese Bettvertiefung endlich aus dem Ueberschwemmungsgebiete der Salzach ausgeschieden, und das Hochwasser des Flusses konnte nicht mehr in den See dringen [1]), wenn es auch natürlich noch heute seinen Abfluss verzögert und einen Frühjahrshochstand des Sees zur Folge hat.

Eine zweite Massregel war die Geradelegung des Salzachlaufs zur Erzielung eines grösseren Gefälles. Mehrere Krümmungen wurden durchstochen, und auf weite Strecken hin wurde dem Flusse ein neues Bett gegeben.

Der dritte und wichtigste Punkt betraf die Ausfüllung der unter dem Salzachspiegel liegenden weiten Landstrecken an den Seiten des Flusses, die dauernde Seeen bildeten. Diese Auffüllung wurde dadurch bewirkt, dass man die Salzach und ihre Zuflüsse der Reihe nach absichtlich in diese „Lacken" einleitete; das von den Flüssen hergeführte Geröll füllte dann allmählich die Tiefen aus, und sie konnten nach Ableitung der zuführenden Gewässer als trockener Boden wieder zurückgegeben werden. Ein solches Verfahren war natürlich nicht ohne zeitweilige Enteignung von umfangreichen Flächen durchführbar; es zeugt für den verständigen Charakter des Pinzgauers und für sein Vertrauen zur Regierung, dass eine solche einschneidende Massregel ohne Widerstand von seiten der Bevölkerung durchgeführt werden konnte. Langsam nur erfolgte die Erhöhung des Bodens [2]); einige Sumpfstrecken mussten jahrzehntelang überrieselt werden, ehe sie bis zu der nötigen Höhe aufgefüllt waren.

Endlich wurde eine grosse Anzahl Entwässerungskanäle gebaut, durch die das Grundwasser in kürzester Frist ablaufen konnte, das beim Hochstande der Salzach emporgepresst wurde [3]).

In den 60er Jahren konnte die Hauptarbeit als geschehen gelten, wenngleich noch manches für die Folge zu thun blieb und noch immer bleibt. Heutzutage giebt es im ganzen Salzachthale keine dauernde Ansammlung stehenden Wassers mehr; der grösste Teil der Sümpfe ist in fruchtbare Wiesen verwandelt, und nur an den wenigen noch immer feuchten Stellen, besonders oberhalb der Schuttkegel der Seitenbäche, wo am schwersten ein Abfluss zu erreichen war, wachsen Riedgräser und Schilf, die nur zur Streu und zum Pferdefutter verwendet werden können. Ja manche einst überschwemmten Stellen können schon wieder dem Getreidebau dienstbar gemacht werden; zwischen Kaprun und dem Zeller See unterbrechen schon die golden leuchtenden Getreidefelder das lichte Grün der Wiesen. Privatfleiss hat hier mitgewirkt, das schöne Ergebnis zu erreichen; insbesondere sind es die Entwässerungsarbeiten der fürstlich liechtensteinschen Gutsverwaltung

---

[1]) Pillwein S. 553.
[2]) Hinterhuber, Der Tourist im Hochgebirge, Salzburg 1855, S. 111. 112.
[3]) Dürlinger (S. 20. 21) führt diese Gräben einzeln an.

zwischen Kaprun und Bruck, die zu der Verbesserung des Bodens beigetragen haben.

Es ist ein hohes Verdienst der österreichischen Regierung, dass sie sich nicht damit begnügte, im Thale der Salzach selbst erträgliche Zustände herzustellen, sondern dass sie sich auch bemüht hat, die Ursachen für eine Wiederkehr der Versumpfungen nach Möglichkeit zu beseitigen. Als solche Ursachen sind von jeher die Schuttmassen erkannt worden, welche die Zuflüsse der Salzach in das Hauptthal führen und durch die der Hauptfluss immer von neuem gestaut wird. Bei der Salzachregulierung sind denn auch die Seitenbäche genügend berücksichtigt und mancherlei Verbesserungen an ihrem Laufe ausgeführt worden.

Die von den Schieferalpen herkommenden nördlichen Seitenbäche mit ihren engen Thalschluchten an der Mündung tragen aber durchweg auf der Thalsohle selbst keine Ansiedelungen, von einigen Mühlen abgesehen, und auch von den Tauernthälern finden sich ausser in den östlichen, hier nicht in Betracht kommenden, nur im Felberthale und im Stubachthale weiter hinein einige Gehöfte. Was daher etwa in den Thälern von den angeschwollenen Bächen für Schaden angerichtet wurde, fiel der Allgemeinheit gegenüber wenig ins Gewicht, und so wurde der Uferschutzbau in den Seitenthälern früher ausschliesslich den nächsten Anwohnern überlassen. Der wirtschaftliche Rückgang mancher Thalgüter, insbesondere der im Stubachthale gelegenen drei grossen Anwesen Enzing, Widrechtshausen und Fellern, deren Besitzer einst als die drei Könige im Pinzgau bezeichnet wurden, ist nicht zum kleinsten Teile auf ihre nötigen grossen Aufwendungen zum Schutze gegen die Bäche zurückzuführen [1]. Ja, vielfach wirkten gerade früher die Verbesserungen im Hauptthale verschlechternd auf den Zustand der Seitenbäche ein, da alle Bauten an der Salzach aus Holz hergestellt und die dazu notwendigen Holzmengen den Wänden der Seitenthäler entnommen wurden, in denen so das Wasser an den Lücken des Waldbestandes neue Angriffspunkte für seine Zerstörungsarbeit fand. Forderte doch beispielsweise allein die Gemeinde Mittersill für Uferbauten an der Salzach nach den Ueberschwemmungen von 1807 über 18000 junge Fichtenstangen und über 1200 ausgewachsene Fichten- und Lärchenstämme [2], und Reisigl [3] veranschlagte den jährlichen Gesamtbedarf an Holz zur Verwerkung der Salzach und ihrer Seitenbäche bis unterhalb von Bruck auf 320000 Stämme, das ist auf mehr als fünfmal soviel, als jährlich zur Saline Hallein geliefert werden musste. Es lässt sich ermessen, wie viel Holz mehr als zwei Jahrhunderte lang umsonst an der Salzach verwendet, aber in den Seitenthälern nicht oder nur unvollkommen wieder ersetzt ist. Dabei ist freilich daran zu erinnern, dass für das Erzstift Salzburg selbst der Holzvorrat der Wälder zum Betriebe der Bergwerke und Salinen unumgänglich

[1]) v. Kürsinger, Oberpinzgau oder der Bezirk Mittersill, Salzburg 1841, S. 198.

[2]) v. Koch-Sternfeld, Strassen- und Wasserbau, S. 106.

[3]) Reisigl, Unpartheyische Gedanken über die Forstwirthschaft im Fürstenthume Salzburg, Salzburg 1791, S. 18.

notwendig war, und dass daher im Pinzgau verhältnismässig früh wenigstens einigermassen ein geregelter Forstbetrieb eingeführt wurde.

Auf den Schuttkegeln der von Norden aus den Kitzbühler Alpen kommenden Bäche liegen die meisten grösseren Siedelungen des Pinzgaues. Es hat daher frühzeitig im Interesse der Bewohner gelegen, den Lauf der Bäche zu regeln, ihre Mündung frei zu halten und ihre Geschiebeführung zu beschränken. Das ist auch um so leichter möglich gewesen, als alle diese Bäche nur ein kleines Einzugsgebiet haben und in ihrem Mittellaufe noch heute in der Regel der Wald die Gehänge bis zur Thalsohle bedeckt. Freilich giebt es auch hier Ausnahmen. Der Piesendorfer Bach mit seinem beiderseits auffallend steil abfallenden Schuttkegel hat schon manchen Schaden verursacht; ein kleiner bei Neukirchen mündender Bach mit kurzem Laufe hat oft den Ort bedroht; besonders aber ist es der Dürnbach oberhalb von Neukirchen, der bis jetzt jeder Festlegung spottet und sich auf seinem erlenbewachsenen Schuttkegel bei jeder Hochflut einen neuen Weg sucht, so dass die Fahrstrasse von Neukirchen nach Wald ihn nicht auf einer festen Brücke überschreiten kann.

Ausserdem sind aber die Gesteinstrümmer, die diese Bäche von den Höhen bringen, meist die leicht zerreiblichen Thonschiefer, deren kleinste abbröckelnde Teile einerseits vom Wasser weithin getragen werden können, andererseits auch da, wo sie sich bei einem Austreten des Baches ablagern, den Boden nicht verschlechtern, sondern seine Fruchtbarkeit erhöhen.

Unangenehmer und schwerer zu bändigen sind die Tauernbäche des Pinzgaues. Unter ihnen zeigt sich nach ihren Gefällsverhältnissen ein bemerkenswerter Unterschied.

Es führen nämlich verhältnismässig wenig Schutt zur Salzach diejenigen Bäche, deren Thal zum Hauptthale mit einer Steilstufe abbricht, über die der Bach als Wasserfall stürzt oder in die er sich eine Klamm gegraben hat; es sind das das Krimmler Achenthal, das Untersulzbachthal, das Kapruner- und das Rauriserthal. Es scheint in der That, dass ein solcher Wassersturz an der Mündung die lebendige Kraft des Baches lähmt [1]), so dass Felstrümmer, die er noch im Sturze mitreisst, zerschmettert am Fusse liegen bleiben. Mehr Geschiebe bringt schon die Fuscher Ache trotz des geringen Gefälles in ihrer Mündungsstrecke, da mehrere Seitengräben sie noch im Unterlaufe mit einer Menge Material beladen. Doch kann die Salzach, deren stärkeres Gefälle bei Bruck beginnt, die Geschiebe der Fuscher Ache selbst weiterbefördern.

Die Wassermasse des Mühlbachs ist nicht gross genug, einen stärkeren Gesteinstransport dauernd zu übernehmen; jedoch liegt im Mühlbachthale eine grosse Menge Schutt bereit, der jederzeit mit einem ausserordentlichen Hochwasser befördert werden kann. Schon einmal, am 5. August 1798, ist bei gewaltigen Regengüssen im obersten Mühlbachthale eine ungeheure Ladung [2]) von Schlamm und grossen Blöcken

[1]) Fugger, Die Wildbachverbauung im Obersulzbachthale (Glob. 67, S. 64. 65; 1895).

[2]) Ueber 6 Millionen, nach anderer Schätzung 20 Millionen Kubikmeter.

in das Hauptthal getragen worden; der Schuttstrom wälzte sich gerade den Abhang hinunter, überschüttete das Dorf Niedernsill ganz und verbreitete sich seitwärts mit abnehmender Mächtigkeit über den ganzen Schuttkegel. In manchen Häusern von Niedernsill sind heute noch die Erdgeschosse die früheren Obergeschosse der Häuser, deren untere Hälfte im Schutte steckt, und in die alte Kirche (die jetzige ist 1865 gebaut) musste man auf Stufen hinabsteigen.

Wenn wir vom Wildgerlosbache absehen, von dem nur der Oberlauf dem Pinzgau angehört, bleiben als dauernd Gefahr bringend übrig Obersulzbach, Habach, Hollersbach, Felber Ache und Stubache. Am schwierigsten unter diesen ist wohl der Stubache beizukommen. Ihr ziemlich gleichmässiges Gefälle im unteren Thale ist immer noch gross genug, bei Hochwasser — und von allen westlichen Tauernbächen hat nächst der Krimmler Ache die Stubache das grösste Einzugsgebiet — mächtige Blöcke zu befördern; andererseits ist es zu gering und das untere Thalstück, dem noch durch kleinere Gräben aus den Gehängen Schutt in Fülle zugeführt wird, zu weit, als dass irgendwo eine Sperre gebaut werden könnte, die die Geschiebe zurückhielte. So bleibt denn kaum etwas anderes übrig, als neben der Befestigung der Thalwände und kleineren Gräben für sorgfältige Reinhaltung des Unterlaufs zu sorgen und durch häufiges Ausräumen seiner Erhöhung möglichst vorzubeugen. Trotz der staatlichen Aufwendungen überschwemmt bei Hochwasser die Stubache häufig genug grosse Strecken ihres unteren Thales und bricht auch bisweilen im Salzachthale aus ihrem Mündungskanale aus.

Eine natürliche, wenn auch nicht hohe Klause, durch einen alten Bergsturz verursacht, besitzt das Felberthal an seiner Mündung; sie hat immerhin das Gefälle des Baches weiter oben so weit gemildert, dass der grösste Teil des Bergschuttes auf dem Thalboden liegen bleibt. Die zahlreichen Seeen des Felberthales halten übrigens die hineingetragenen Geschiebe und somit einen grossen Teil des Schuttes fest, den sonst die Ache hinaustragen würde. Künstliche, hölzerne, wenn auch etwas ursprüngliche Sperren tragen Habach und Hollersbach an den engen Stellen, an denen sie in das Hauptthal ausmünden. Sie halten immerhin eine ganze Menge Gestein zurück und erweisen sich für gewöhnliche Fälle als ausreichend.

Am schädlichsten durch seine Geschiebeführung hat sich der Obersulzbach erwiesen; bei ihm bot sich jedoch ein Mittel, einen für lange Zeit dauernden, wenn auch ziemlich kostspieligen Schutz herzustellen [1]). Das Niederschlagsgebiet des Obersulzbachs umfasst 75 qkm; Granit und Gneis sind die herrschenden Gesteine. Wegen der grossen Höhe der

---

Siehe Schroll (Molls Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde V, S. 33; 1801); Vierthaler, Wanderungen II, S. 215; v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 7; Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, Pesth 1844, S. 115; Peters, Die geologischen Verhältnisse des Oberpinzgaues (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 796); v. Köchel, Die Mineralien des Herzogthumes Salzburg, Wien 1859, S. XIII; Dürlinger, Von Pinzgau, S. 338.

[1]) Fugger, Die Wildbachverbauung im Obersulzbachthale (Glob. 67, S. 63—65; 1895). S. a. MDOeAV 1895, S. 70.

Thalumrandung sind 50 vom Hundert der Fläche Gletscher und kahles Gestein, und nur die unteren Teile der beiden Thalwände tragen wirklichen Wald. Die vom kahlen Fels durch die wechselnde Temperatur abgesprengten Gesteinstrümmer liegen überall in Massen in den Seitengerinnen und am Fusse der Felswände. Durch seine Schuttführung hat der Obersulzbach in der Sulzau, der Erweiterung des Salzachthales zwischen Wald und Neukirchen, sein Bett so erhöht, dass die Bachsohle fast überall 1 m höher liegt als das benachbarte Land. Bei jedem Austreten wurde der Boden weithin mit unfruchtbarem Sand und feinem Schotter überdeckt [1]), bei dem Dammbruche von 1878 sogar mit Gneistrümmern bis zu 0,2 cbm Inhalt.

Die Kosten einer Räumung und Vertiefung des Bettes in dem erforderlichen Umfange hätten zu der zu erhoffenden Wirkung in keinem Verhältnisse gestanden. Am Austritte in die Sulzau ist jedoch der Bach durch zwei Felsen aus hartem Gneise eingeengt, die sich 25 m hoch über dem Bachbette erheben und zwischen sich nur eine Oeffnung von 20 m Weite lassen. Auf Kosten des Staates und des Landes Salzburg wurde hier 1893 zwischen den beiden Felsen eine Stausperre von 7 m Höhe gebaut und 1894 noch um 4 m erhöht; gleichzeitig wurde das Vorfeld durch weitere Arbeiten versichert. Die Sperre hat den Obersulzbach hinter sich zu einem kleinen See von mehreren Hundert Metern Länge aufgestaut, in dem jetzt das Geröll des Baches abgelagert wird; schon ist eine starke Verlandung eingetreten. Nach und nach kann die Sperre bis zur vollen Höhe der Felsen geführt werden: sie ist dann im stande, etwa 1½ Millionen Kubikmeter Gesteinsschutt hinter sich aufzunehmen und genügt so für 60—80 Jahre. Die Gesamtkosten betragen etwas mehr als 22000 fl. Man hofft, dass durch die weiteren Arbeiten im Hauptthale bis dahin die Salzach so tief eingeschnitten sein wird, dass auch der Obersulzbach sein Bett unterhalb der Sperre genügend vertiefen kann. Auch der dann zu stattlicher Höhe angewachsene Wasserfall wird die bewegende Kraft des Wassers schwächen.

Auch die nicht der Salzach zufliessenden, sondern zum Saalegebiete gehörenden Bäche der Schieferalpen haben früher ihren Thälern manchen Schaden zugefügt, insbesondere die Saale im Glemmthale. Seitdem aber ein geregelter Aufsichtsdienst über die Uferschutzbauten und die Forsten an den Gehängen besteht, haben sich die schädlichen Einflüsse bedeutend gemindert.

Am Schmittenbache bei Zell am See, dessen ungeregelter Zustand von jeher dem Marktflecken Zell am See erhebliche Uebelstände verursachte [2]), hat der österreichische Staat jetzt eine Verbauung in grösstem Umfange durchgeführt [3]). Sämtliche entblössten Hänge bis

[1]) v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 113.

[2]) v. Braune, Salzburg und Berchtesgaden, Wien 1821, S. 226.

[3]) Vom Salzburger landschaftlichen Bauamte wurden 1885 folgende Wildbäche als solche bezeichnet, deren Verbauung in erster Linie erforderlich wäre:
a) der Schmittenbach bei Zell am See,
b) der Manlitzbach bei Litzeldorf (etwas oberhalb Uttendorf),

in die obersten Thalwurzeln hinauf wurden durch Flechtwerk und Pfahlreihen befestigt und dann angepflanzt, das Bachbett wurde überall geräumt und erweitert, und zur Brechung des Gefälles und zur Zurückhaltung des noch in den Bach geratenen Gebirgsschuttes wurden eine grosse Anzahl gemauerter Schwellen quer durch das Bachbett gezogen. Diese Arbeit, bei der jedoch erst viele Erfahrungen zu sammeln waren, hat sich voll bewährt, und es kommt jetzt nur ein geringer Bruchteil des früheren Schuttes in den See. Leider gestatten die hohen Kosten einer solchen Verbauung (136 000 fl. ohne die Aufforstungen und Lawinenverbauungen im obersten Thalgebiete) nicht ihre Anwendung auf viele andere Bäche, bei denen sie erwünscht wäre; doch ist auch mit geringeren Mitteln schon durch den Druck der Aufsichtsbehörden auf die beteiligten Gemeinden vieles zu erreichen.

Im Kalkgebirge, dessen wasserdurchlässiges Gestein es kaum zur Entstehung von Hochfluten in den Bächen kommen lässt, sind die Bäche selten bösartig; doch verschütteten beispielsweise Muhren aus einem kleinen Graben an der Südseite der Leoganger Steinberge 1847 und 1852 Strasse und Gehöft [1]. Der Unkenbach, der allein ein grösseres Einzugsgebiet besitzt und meist über undurchlässige Mergel der Lias- und Kreideformation fliesst, ist von der bayerischen Regierung stets als Triftbach für das Holz nach Reichenhall in gutem Zustande gehalten und sammelt in mehreren Klausenbauten nicht nur das zum Holztriften nötige Wasser, sondern hält auch die Geschiebe zurück. Ausserdem ist sein Sammelbecken grösstenteils mit dichtem Hochwalde bestockt, sodass das Abfliessen des Wassers niemals mit gefährdrohender Schnelligkeit erfolgt.

Gegen grössere Hochwasserkatastrophen, wie sie in allen Ländern nach ungewöhnlichen Regengüssen von Zeit zu Zeit eintreten, wird es nicht möglich sein, sich auf alle Fälle zu rüsten. So waren die Hochwasser im August 1878, die im Ahrnthale und im Zillerthale ihren Hauptverbreitungsbezirk hatten, auch im Pinzgau schadenbringend; über 200 000 fl. [2]) Schaden wurden damals amtlich festgestellt. Sollten aber auch solche selten vorkommenden Ereignisse bei den Schutzbauten mit berücksichtigt werden, so würden die erforderlichen Kosten die etwaigen Schäden noch weit übersteigen. Man muss sich daran genügen lassen, dass Staat und Gemeinden die Augen offen halten, zur rechten Zeit und am rechten Orte ihre Mittel verwenden und entstandene Beschädigungen sofort wieder verbessern. Und in dieser Hinsicht hat sich im Pinzgau seit hundert Jahren sehr viel zum Besseren gewendet.

Ueber die Wasserführung der Flüsse und Bäche im Pinzgau

---

c) der Uttendorferbach bei Uttendorf,
d) der Mühlbach bei Mühlbach,
e) der Dürnbach bei Neukirchen (MDOeAV 1885, S. 66).

Als erster davon wurde zur Verbauung der Schmittenbach gewählt (MDOeAV 1885, S. 127). Auch Manlitzbach und Uttendorferbach sind bereits verbaut. In Vorbereitung befindet sich eine Regulierung des Laufes der Saale durch das Zell-Saalfeldner Becken.

[1]) Lipold, Der Nickelbergbau Nökelberg im Leogangthale (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 151).

[2]) MDOeAV 1878, S. 221.

sind mir keine neueren Angaben zugänglich gewesen [1]). Auch über die Temperaturverhältnisse der Bäche finden sich für unser Gebiet nur vereinzelte Angaben. v. Sonklar stellte fest, dass im August 1860 die Temperatur des Obersulzbachs vom Gletscher bis zu seiner Mündung von 0,8°—9,6° C. allmählich zunahm [2]); der Untersulzbach mass am Gletscher 0,7°, am alten Kupferbergwerk 6,7° C. [3]). Aehnlich fanden die Brüder Schlagintweit [4]) die Temperatur der Fuscher Ache an einem heissen Augusttage bei Ferleiten 7,3°, an der Mündung des Weichselbachthales 8,5°, bei Dorf Fusch 9° C.

Von grösserem Interesse sind daher planmässige Beobachtungen, die der Schulleiter August Lueginger in Hütten im Leogangthale vom März 1893 bis zum Juni 1894 täglich um 9 Uhr morgens anstellte. Es wurden ausser der Lufttemperatur die Wassertemperatur sowohl des aus dem Schwarzleothale kommenden Baches, als des vom Griessensee herkommenden Armes der Leoganger Ache gemessen. Die Schwarzleoache hat bis Hütten einen Lauf von 8 km zurückgelegt, die Griessenseeache vom Griessensee an 7 km; wegen des wenn auch kleinen Seebeckens ist der etwa 6 km lange Schüttachgraben, der in den Griessensee mündet, auf die Temperatur des Baches ohne Einfluss.

Aus den Beobachtungen ergiebt sich auch hier, wie anderwärts, eine fast völlig gleichlaufende Bewegung der Gewässertemperaturen mit der Luftwärme, nur dass die Schwankungen der Wasserwärme geringer sind. Die Umkehr in der Bewegungsrichtung bleibt trotz der geringen Lauflänge, Wassermenge und Tiefe beider Bäche beim Wasser merklich hinter den Veränderungen der Lufttemperatur zurück. So ist im Sommer stets eine ununterbrochene Reihe von warmen Tagen nötig, um ein Anwachsen der Wasserwärme auf mehr als 12° hervorzurufen, und auch ein Kälterückfall bringt häufig erst am nächsten Tage die Wassertemperatur zum Sinken. Es seien hier die Monatsmittel aus den Beobachtungen angegeben [5]).

	1893 April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	1894 Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni
Luft	6,2	9,9	13,6	16,8	14,6	10,9	6,8	-0,2	-5,7	- 9,7	-4,0	1,4	7,5	11,5	12,7
Griessenseeache .	4,9	7,7	9,7	11,7	10,6	9,3	7,3	4,6	3,6	3.2	3,1	3,9	6,5	8,9	9,8
Schwarzleoache .	4,2	6,1	9,0	11,5	10,6	9,2	7,2	3,9	2,3	1,5	1,6	3,0	5,4	7,7	9,1

[1]) v. Kürsinger (Oberpinzgau S. 46) giebt nach v. Wiebeking die Wassermasse der Salzach zu Mittersill zu 2552 Kubikfuss = 81 cbm in der Sekunde bei einem Wasserstande von 5 Fuss an (die Zahl 2252 dort ist augenscheinlich Schreib- oder Druckfehler, da sie zu der berechneten Menge von 9200000 Kubikfuss = 291700 cbm in der Stunde nicht passt). Die Wassergeschwindigkeit betrug am gleichen Orte 1829 bei Mittelwasser 1.5—2 m.

[2]) v. Sonklar, Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern, Wien 1866, S. 61.

[3]) Ebenda S. 67.

[4]) H. und A. Schlagintweit, Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen, Leipzig 1850, S. 286.

[5]) Ausführlich sind die Beobachtungen mitgeteilt MGSL 34, S. 61—87; 1894, und 35, S. 51—80; 1895.

Es zeigt sich Temperaturgleichheit etwa im März und im Oktober; in den Sommermonaten bleibt die Wasserwärme, in den Wintermonaten die Luftwärme zurück. Die Schwarzleoache mit ihrem steileren Gefälle und ihrem höheren Quellgebiete weist besonders im Winter etwas niedrigere Temperaturen auf.

2. Seeen [1]).

Auf den heutigen Spezialkarten unseres Gebietes ist durchaus noch nicht jede stehende Wasseransammlung eingetragen, wenn auch ihre Grösse ihre Verzeichnung auf der Karte rechtfertigen würde. Es giebt eben im Hochgebirge immer noch Nischen im Gehänge und Winkel zwischen Kämmen, in deren Tiefe nur aus unmittelbar überhöhendem Standpunkte der Blick dringen kann, und die deshalb noch kein Mappeur voll eingesehen hat. Gerade solche versteckten und vergessenen Winkel bergen aber in den Alpen die meisten Seeen, und so mag noch manches kleine Seeauge, selbst von den Thalbewohnern nur wenigen bekannt, allmählich aufgefunden werden. Noch vor drei Jahren erkundete Fugger im Salzachquellgebiete einen über 0,5 ha grossen See, der bisher auf keiner Karte verzeichnet war [2]).

Im übrigen ist es auch schwer, zu bestimmen, was als See zu gelten hat. Die Uebergänge in der Tiefe und Grösse vom kleinsten Tümpel bis zum grössten Wasserbecken sind ganz allmähliche, und jede Festsetzung einer Mindestgrösse oder Mindesttiefe muss willkürlich bleiben. Auch die Dauer der Wasseransammlung kann zu Zweifeln Anlass geben. Im Frühsommer finden sich noch auf den Bergen ansehnliche Mulden mit Schmelzwasser gefüllt, das in gewöhnlichen Sommern nur einen winzigen, nicht als See zu rechnenden Tümpel zurücklässt, in trockenen Jahren dagegen auch gänzlich austrocknen kann. Umgekehrt kann eine dauernd niederschlagsreichere Witterung einer solchen Wasseransammlung auch im Hochsommer den Schein einer grösseren Dauerhaftigkeit geben, als sie wirklich besitzt.

Wenn daher im folgenden überhaupt eine Anzahl von Seeen angegeben wird, so ist sie nur als Näherungswert anzusehen, und es lässt sich nicht einmal behaupten, dass die wirkliche Anzahl der Seeen grösser ist als die auf den Karten verzeichnete, da leicht einmal eine vorübergehende Wasserfüllung einer Mulde von dem zufällig nach Regenwetter in diese Gegend kommenden Mappeur verzeichnet sein kann. Wenn man die österreichische Spezialkarte 1 : 75000 und die vom Alpenvereine herausgegebenen Karten einzelner Gebirgsgruppen 1 : 50000 mit den bisherigen Ergebnissen der Fuggerschen Untersuchungen vergleicht, so findet man wohl, dass einzelne wirkliche Seeen auf keiner Karte sich finden, hingegen auch, dass auf den Karten manche Tümpel als Seeen bezeichnet sind, die keinen Platz darauf verdienen [3]).

[1]) Fugger, Salzburgs Seeen (MGSL 30, S. 135—153; 1890; 31, S. 241—258, 1891; 33, S. 27—38, 1893; 35, S. 203—225, 1895).
[2]) Fugger (MGSL 35, S. 224; 1895).
[3]) Fugger (MGSL 31, S. 246; 1891).

Die Zahl der entweder auf den Karten verzeichneten oder durch Fugger gefundenen Seeen stellt sich für den Pinzgau auf 108 [1]). Unter ihnen sind aber nur 20 einigermassen grössere, d. h. solche, die einen Flächeninhalt von etwa 1 ha und darüber besitzen. Die folgende Tabelle weist ihre Verbreitung in den drei verschiedenen Gesteinsgebieten des Pinzgaues und in den verschiedenen Höhenzonen nach.

Höhengürtel	Gesamtzahl der Seeen				Zahl der grösseren Seeen			
	Kalk-alpen	Schiefer-alpen	Gneis-alpen	Summe	Kalk-alpen	Schiefer-alpen	Gneis-alpen	Summe
700— 800	—	2	—	2	—	1	—	1
800— 900	—	—	—	—	—	—	—	—
900—1000	—	1	—	1	—	1	—	1
1000—1100	—	—	—	—	—	—	—	—
1100—1200	—	—	—	—	—	—	—	—
1200—1300	—	—	—	—	—	—	—	—
1300—1400	—	—	1	1	—	—	1	1
1400—1500	—	—	—	—	—	—	—	—
1500—1600	—	—	2	2	—	—	—	—
1600—1700	—	—	19	19	—	—	1	1
1700—1800	1	—	8	9	1	—	—	1
1800—1900	—	—	—	—	—	—	—	—
1900—2000	—	2	2	4	—	—	1	1
2000—2100	—	2	5	7	—	—	3	3
2100—2200	—	8	8	16	—	—	2	2
2200—2300	—	4	15	19	—	—	5	5
2300—2400	—	6	4	10	—	—	1	1
2400—2500	—	—	14	14	—	—	3	3
2500—2600	—	—	4	4	—	—	—	—
Summe	1	25	82	108	1	2	17	20

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich zunächst, dass die Seeen sich auf die drei physiognomisch verschiedenen Gebirgsteile unseres Gaues sehr ungleich verteilen. Obgleich der Anteil der Gneisalpen am Pinzgau 50 vom Hundert, der Schieferalpen 30 vom Hundert, der Kalkalpen 20 vom Hundert beträgt, finden sich doch von der Gesamtsumme aller Seeen 76 vom Hundert in den Gneisalpen, 23 vom Hundert in den Schieferalpen und nur 1 vom Hundert in den Kalkalpen, und für die 20 grösseren Seeen stellen sich diese Zahlen auf 85, 10 und 5 vom Hundert.

[1]) Hübner (Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstenthums Salzburg, Salzburg 1796, Bd. III, S. 768) kennt im ganzen Erzstifte Salzburg, einschliesslich des Alpenvorlandes, nur 36 Seeen; Sauter (Flora des Herzogthums Salzburg, MGSL 6, S. 180; 1866) giebt für ganz Salzburg „über 50“ Seeen an.

Ihre Erklärung finden diese Zahlen schon in der Gesteinsbeschaffenheit. Der klüftige Kalk saugt alle Wassermassen auf und stehende Wasseransammlungen können sich in den Kalkalpen nur da bilden, wo örtlich eine undurchlässige Schicht den Boden einer Mulde auskleidet. So sind in der That die Kalkalpen ärmer an Seeen als die anderen Glieder. Doch geht der Seemangel auch in ihnen nicht bis zum fast völligen Fehlen von Seeen, wie es im Pinzgau der Fall ist. In der nächsten Nähe der Grenzen finden sich in den Berchtesgadner Alpen verschiedene Seeen, und dass der Pinzgau davon nur einen abbekommen hat, liegt an dem Umstande, dass ihm fast nur der mauerartig steile Abfall der Berchtesgadner Alpen nach aussen zugehört, während die Hauptthäler dieser Gebirgsgruppe und mit ihnen ihre Seeen dem Berchtesgadner Lande selbst zufallen.

Dass endlich die Schieferalpen an Seeenanzahl hinter den Gneisalpen zurückstehen, erklärt sich aus ihrer mürberen Gesteinsbeschaffenheit. Ueberall in unserem Gebiete enthält eine ganze Anzahl von ehemals wassergefüllten Mulden keine Seeen mehr, weil entweder der Abfluss längst sich durch den abschliessenden Riegel bis zur grössten Tiefe des alten Sees eingeschnitten hat, oder weil der Schutt der Gehänge die alte Vertiefung ausgefüllt hat, oder endlich, was die Regel ist, weil beide Ursachen zusammen das Erlöschen des Sees bewirkten. Beide Ursachen wirken aber in den Schieferalpen ungleich stärker als in den Gneisalpen, und in ihnen tritt auch noch eine dritte Ursache wirksam hervor, nämlich das Zuwachsen eines Sees durch Sumpfpflanzen, die in den Verwitterungsprodukten der Thonschiefer einen günstigen Nährboden finden, während in den Gneisalpen, wenigstens in den grösseren Höhen, dieser Faktor fast völlig verschwindet.

Auch die Verteilung nach der Höhe weist bedeutende Unregelmässigkeiten auf. Dass freilich bei der Gesamtsumme der Seeen auf die Höhenstufen von 1600—1800 m eine grosse Anzahl Seeen fällt, ist nur ein Zufall zu nennen, da dieser Umstand durch eine Anzahl winziger Wasserbecken hervorgerufen wird, die Reste eines oder weniger grösseren Seeen sind (auf der Platte bei Krimml[1]) und im Durchgangwalde in der Rauris). Berücksichtigt man nur die grösseren Seeen, so fällt die Anhäufung in diesen Höhenstufen vollständig weg, und es zeigt sich noch deutlicher als aus den Gesamtzahlen, dass in tieferer Lage nur vereinzelte Seeen sich finden, während die Häufigkeit ihres Auftretens von 2000 m an wächst und in der Höhe von 2200—2300 m ihr Maximum erreicht; über 2500 m finden sich nur noch wenige und sehr kleine Seeen.

Für die grösseren Seeen des Pinzgaues seien hier die zur Zeit erreichbaren Angaben angeführt. Die Seeen sind nach der Höhe geordnet.

[1]) Fugger (MGSL 30, S. 152; 1890).

Name	Höhenlage in m	Fläche in ha	Grösste Tiefe in m
1. Zeller See [1]	750	etwa 450	69,5 [2]
2. Griessensee	941	„ 9	—
3. Hintersee im Felberthale	1312	„ 10	—
4. Grünsee im Stubachthale	1699	„ 12	—
5. Diessbachsee	1780	„ 1	—
6. Tauernmoossee im Stubachthale	1977	„ 12,5	—
7. Seebachsee im Obersulzbachthale [3]	2071	8,33	14
8. Karsee am Plessachkamme [4]	2081	3,7	21
9. Litzlsee (Litzlkarsee) im Stubachthale [5]	2097	1,8	6,3
10. Foiskarsee im Obersulzbachthale [6]	2154	1,2	2,8
11. Kratzenbergsee im Hollersbachthale [7]	2154	23,8 [7]	14,4
12. Plattsee im Felberthale	2210	etwa 3	—
13. Weisssee im Stubachthale	2218	„ 16	—
14. Seekarsee im Krimmler Achenthale [8]	2244	3,77	21,7
15. Amersee in der Amerthaler Oed	2270	etwa 14	—
16. Rinderkarsee bei Krimml [9]	2297	1,4	8,7
17. Unterer Wildgerlossee [10]	2319	10,5	39
18. Rainbachsee im Krimmler Achenthale [11]	2412	etwa 2,5	6,8
19. Oberer Wildgerlossee [12]	2481	1,7	6
20. Wildkarsee im Wildgerlosthale [13]	2490	1,35	10,6

Die höchsten kleinen Seeen des Pinzgaues finden sich an der Nordseite des Schwarzkopfs bei Fusch und am Kalsertauern (Medelzlacke 2530 m). Auch in den benachbarten Gebirgsteilen überschreiten die kleinen Hochseeen die Grenze von 2600 m nicht.

Unter den Seeen des Pinzgaues liegt nur einer, der grösste, auf dem Thalboden des Hauptthales; der Griessensee bedeckt zum Teil eine flache Thalwasserscheide und schliesst sich somit an andere Seeen in ähnlicher Lage an (Reschenscheideck, Brenner). Von den drei Seeen zwischen 1000 und 1800 m ist der kleine Diessbachsee in eine Nische

[1]) W. Schjerning, Der Zeller See im Pinzgau (Zeitschr. Ges. f. Erdkunde, Berlin 28, S. 367—392; 1893).

[2]) Mittlere Tiefe 37 m, Inhalt 174 Mill. Kubikmeter.

[3]) Fugger (MGSL 35, S. 208; 1895).

[4]) „ „ 30. „ 145; 1895).

[5]) „ „ 33, „ 32; 1893).

[6]) „ „ 35, „ 215; 1895).

[7]) „ „ 35, „ 204; 1895). Fläche 28 ha bei Becker, Die Gewässer in Oesterreich, Wien 1890, Bd. II, S. 354.

[8]) Fugger (MGSL 31, S. 251; 1891).

[9]) „ „ 33, „ 33; 1893).

[10]) „ „ 30, „ 149; 1890).

[11]) „ „ 35, „ 216; 1895).

[12]) „ „ 30, „ 152; 1890).

[13]) „ „ 31, „ 248; 1891).

des Gehänges eingebettet, während die beiden übrigen in der Sohle von Tauernthälern liegen. Fast alle höher als 1800 m liegenden Seeen aber sind echte Karseeen, d. h. sie liegen in den oberen ausgeweiteten Mulden der Kämme, und zwar besonders der Nebenkämme, da die oberen Teile des Tauernhauptkammes in unserem Gebiete fast überall von Gletschern bedeckt sind.

Die Entstehung der Karseeen ist eine Frage, die noch keine voll befriedigende Lösung gefunden hat [1]). Es käme für die Bildung der Mulden zunächst die erodierende Thätigkeit eines sich bewegenden Gletschers in Frage. Aber viele dieser Seeen liegen so dicht unter dem Kamme, dass schwer einzusehen ist, wie ein Gletscher sich bewegt haben sollte, der im stande gewesen wäre, eine solche Vertiefung auszuschürfen. Und wenn überhaupt noch die Fähigkeit eines grossen Gletschers, in festem Gesteine ein Seebecken auszuschleifen, bestritten werden kann, so erscheint eine solche Leistung für die kleinen Firnfelder noch weniger glaublich, die sich über den Karseeen nur erhoben haben können. Dazu kommt, dass sich in den Gneisalpen des Pinzgaues nirgends eine Abdämmung eines Karsees durch Moränenschutt hat nachweisen lassen; im Gegenteile bestehen die Schwellen der Karseeen, in die sich ihr Abfluss eingenagt hat, durchweg aus festem Gesteine, und auch die Beschaffenheit des Gesteins liefert keine genügende Erklärung für das Vorhandensein solcher absperrenden Riegel gerade an den Stellen, wo sie sich befinden.

Penck [2]) weist auf die Thätigkeit kleiner Gehängegletscher hin, die zuerst durch Ablagerung einer Stirnmoräne eine Moränendammwanne schufen. Diese Moränenablagerung hinderte die Erosion unter der Gletschermitte, wo der stärkste Druck erfolgte, nicht; diese konnte bis unter den Moränenwall vertieft, ja soweit eingesenkt werden, dass selbst bei einer vollständigen Entfernung der sperrenden Moräne eine reine Felswanne zurückblieb. Die subglaziale Erosion konnte bei der geringen Dicke des überlagernden Eises um so kräftiger wirken, als ja gerade das wiederholte Gefrieren und Auftauen als das am stärksten wirkende Mittel der Verwitterung erkannt ist [3]).

Gegen die Erklärung der Entstehung solcher Seebecken durch Gletschererosion wird namentlich ins Feld geführt, dass dann irgendwo beim jetzigen Gletscherrückgange ein solcher See auf dem verlassenen Gletscherboden zum Vorschein kommen müsse. Zwar war 1888 auf den Schotterflächen vor der Zunge des Obersulzbachkeeses durch seinen Rückgang ein 1,45 ha grosser, aber ganz seichter See zu Tage getreten, der inzwischen schon wieder verschwunden ist; dass dieser aber nicht die nötige Beweiskraft besitzt, hat Ed. Richter [4]) nachgewiesen

[1]) Ed. Richter, Die wissenschaftliche Erforschung der Ostalpen (ZDOeAV 1894, S. 21); vgl. auch Ed. Richter, MDOeAV 1894, S. 255; Fugger, Die Entstehung der Karseeen (Geogr. Zeitschr. 2, S. 462; 1896).

[2]) Penck, Morphologie der Erdoberfläche, Stuttgart 1894, Bd. II, S. 305.

[3]) Finsterwalder, Wie erodieren die Gletscher? (ZDOeAV 1891, S. 81); Penck, Morphologie, Bd. I, S. 399.

[4]) Ed. Richter, Beobachtungen an den Gletschern der Ostalpen (ZDOeAV 1888, S. 39).

und Brückner[1]) bestätigt. Der Rückgang der Gletscher aber, so bedeutend er auch im einzelnen sich zeigt, ist bisher doch kaum irgendwo so gewaltig gewesen, dass ganze vergletscherte Kare jetzt völlig der Schnee- und Eisbedeckung beraubt wären. Eigentümlicherweise zeichnet die Alpenvereinskarte der Veuedigergruppe (1883) südlich von der Weissenecker Scharte, die vom Hollersbachthal ins Gschlöss hinüberführt, einen kleinen Gletscher da ein, wo die Spezialkarte einen kleinen See zeigte, der in der Reambulierung sogar einen Namen (Dichtensee) erhalten hat. Ich habe den See nicht besucht; die Oertlichkeit würde der Karte nach einer ganz modernen Entstehung oder wenigstens einem erst jüngst wieder erfolgten Zutagetreten des Sees nicht widersprechen.

Wenn nun aber auch die Wirkung kleiner Gehängegletscher als ausreichend zur Bildung flacherer Becken angesehen werden kann, so erscheint der Vorgang doch unwahrscheinlich bei Seeen, die wie der untere Wildgerlossee eine bedeutende Tiefe haben und rings von steilen Wänden umgeben sind (Beil. 7). Die losgelösten Gesteinsstücke, die der Gletscher entfernt haben sollte, müssten unter einem so bedeutenden Winkel unter dem Eise bergauf über den Riegel getragen sein, dass man bei der geringen Eisdicke diese Wirkung für unwahrscheinlich halten muss[2]). Bringt man damit das Fehlen des Moränenschuttes an den Felsbarren in Verbindung, so erscheint es wahrscheinlicher, dass das losgelöste Material auf einem anderen Wege entfernt ist, nämlich durch Auflösung.

Fugger[3]) weist darauf hin und unterstützt seine Behauptung durch Versuche, dass auch Gesteine, die im Laboratorium unlöslich erscheinen, im grossen Laboratorium der Natur nicht absolut unlöslich sind. Unter diesem Gesichtspunkte aber stellt sich die Vertiefung und Ausweitung einmal angelegter Felswannen als ein Gegenstück zur Bildung der Karsttrichter dar, die ebenfalls neben der mechanischen Zertrümmerung der chemischen Erosion ihre Entstehung verdanken. Den lösenden Wassern muss jedoch, wenn sie eine Vertiefung des Beckens bewirken sollen, ein unterirdischer Abfluss offen gestanden haben; die Möglichkeit dafür ist aber in dem in seiner Lagerung stark gestörten und zertrümmerten Zentralgesteine nicht in Abrede zu stellen. So lange ein solcher unterirdischer Abfluss vorhanden und geräumig genug ist, bleibt das Becken leer, und auch solche leeren Vertiefungen finden sich nicht ausschliesslich im Kalkgebirge. Wird aber der unterirdische Abfluss zeitweilig oder dauernd verlegt, so hört die Austiefung auf; das Becken füllt sich bei reichlichem Zuflusse mit Wasser und erhält einen oberirdischen Abfluss, der sich allmählich einschneidet. Während die Erosion gleichzeitig auf die Erweiterung der Mulde einwirkt, kann der Gesteinsschutt sie im Laufe der Zeit ausfüllen oder der Abfluss sie trocken legen — der See erlischt und die Hohlform verschwindet.

Unter den gegenwärtigen klimatischen Verhältnissen ist jedenfalls im Gneisgebirge das Verschwinden und allmähliche Zuschütten

[1]) Brückner, Die Vergletscherung des Salzachgebietes (Pencks Geogr. Abhdlg. I, 1), Wien 1886, S. 111.
[2]) Vgl. Fugger (MGSL 28, S. 429, 1888; 30, S. 147, 1890).
[3]) Fugger (Geogr. Zeitschr. 2, S. 462; 1896).

der Karseeen die Regel; es werden ihrer immer weniger. Ueberhaupt wird man der chemischen Erosion nur unter günstigen Umständen die Vertiefung, aber nicht wie im Kalkgebirge die Hauptrolle bei der Entstehung solcher Mulden zuschreiben können. Dafür spricht schon deutlich das Vorhandensein der Karseeen nur in der Zone zwischen heutiger und eiszeitlicher Gletschergrenze, während die Bildung von Karsttrichtern im leichter löslichen Kalkgesteine an keine Höhengrenzen gebunden ist, sondern auch in der Nähe des Meeresspiegels und in den Tropen vor sich geht. Man wird sich vorläufig damit begnügen müssen, nicht mehr das Eis als alleiniges Werkzeug zur Schaffung der tieferen Karseeen anzusehen. Die Anlage und erste Bildung einer Mulde überhaupt mag immerhin auch durch einen kleinen Gletscher geschehen sein; bei der Frage nach der Entstehung tieferer Seeen wird man die Wirkung der chemischen Erosion in Zukunft nicht unterschätzen dürfen.

Andererseits deuten namentlich im Schiefergebirge manche Seeen, die wegen ihrer Kleinheit in die Zusammenstellung auf S. 156 [100] keine Aufnahme gefunden haben, ausdrücklich auf den Zusammenhang zwischen Seebildung und ehemaliger Eisbedeckung hin. Da aber überhaupt die Seeen nur vorübergehende Erscheinungen in Gebieten sind, in denen, wie in den Alpen, rastlos Erosion und Akkumulation an ihrer Zerstörung arbeiten, so sind auch erloschene Seeen hier gleichzeitig zu betrachten.

Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung das Quellgebiet der Salzach [1]). Verfolgt man die Salzach von der Salzachalm bis zur Quelle, so trifft man dabei nicht weniger als fünf übereinanderliegende Seebecken an, von denen allerdings die drei unteren jetzt keine Seeen mehr tragen. Der flache Boden dieser Seebecken, von denen auch das grösste kaum 3 ha misst, zeigt jedoch deutlich, dass sie einst eine stehende Wasseransammlung beherbergten, und Rundhöcker, sowie Moränen, erweisen ihre Zugehörigkeit zur einstigen Gletscherbedeckung. Die beiden obersten Becken tragen noch kleine Seeen. Der obere Salzachsee ist 12 a gross und 3,2 m tief, der untere 25 a gross und 3 m tief. Ja auch in den seitlichen Verästelungen des obersten Thales finden sich alte Seeböden und noch ein erhaltener See, der 60 a grosse und 2,2 m tiefe Stöcklsee, so dass wir hier ein schönes Beispiel einer Kartreppe [2]) vor uns haben, allerdings einer nicht besonders steilen. Das Gefälle vom unteren Ende des einen bis zum oberen Ende des nächsten Seebeckens beträgt nämlich von oben her der Reihe nach 1 : 4,5, 1 : 2,8, 1 : 4,3, 1 : 4,4, während es beispielsweise vom oberen bis zum unteren Wildgerlossee 1 : 2 ist.

Es ist für die Entstehung dieser Seeen im Schiefergebirge bedeutsam, dass sie nur im Westen unseres Gebietes in grösserer Anzahl vorkommen, also nur da, wo die höhere Erhebung der Gipfel eine grössere Ausdehnung und ein längeres Fortdauern von Gletschern ermöglichte. Die von der Gegend der Salzachquellen nach Norden zie-

---

[1]) Fugger (MGSL 33, S. 35, 1893; 35, S. 221, 1895).
[2]) Penck, Morphologie, Bd. II, S. 308.

henden tiroler Thäler bergen in den höchsten Mulden ebenfalls Seeen, zum Teil auch grössere. Mit der weiteren Erniedrigung der Kitzbühler Alpen nach Osten hin hört das Vorkommen von Seeen fast ganz auf; jenseits des Passes Thurn finden sich in der Nähe des Gaissteins noch einige Seeen, aber fast nur auf der tiroler Seite. Weiter östlich liegt im Pinzgau nur noch am Hundstein, der höchsten Erhebung der Dientener Berge, ein kleiner See, aber gerade so wie die obersten Seeen des Salzachquellengebietes in eine mit steilen Wänden abfallende Nische des Hintergehänges eingesenkt, in der sich zur Zeit einer höheren Lage der Schneelinie ein dauernder Firnfleck wohl erhalten konnte. Der flache See ist durch den Pflanzenwuchs schon arg verkleinert, der von den Ufern aus vordringt (Beil. 3).

In die Reihe der meist kleinen Karseeen, die fast alle in den obersten Mulden von kleineren Seitenthälern liegen, sind auch einige der Seeen zu stellen, die im Hintergrunde der Tauernhauptthäler sich befinden. Sicher ist das der Fall mit dem Kratzenbergsee und dem Amersee, auch wohl mit dem Weisssee, in den noch v. Sonklar um 1865 die Gletscher der Granatkogelgruppe sich vorstrecken sah [1]), während sie jetzt bei ihrem starken Rückgange weit über dem See enden. Vielleicht ist auch der Tauernmoossee noch dazu zu rechnen, der Rest eines einst grösseren Beckens; drei Viertel davon sind schon durch den Schntt zugefüllt, den der Tauernmoosbach der Moräne des Oedenwinkelkeeses entführt.

Zweifelhaft bleibt die Stellung des Grünsees im Stubachthale [2]), dessen um 300 m tiefere Lage eine andere Entstehungsursache fordert. Sein Abfluss, der in steilem Falle zum Enzinger Boden stürzt, fliesst über einen harten Riegel aus Glimmerschiefer [3]), der der Erosion stärkeren Widerstand leisten konnte, als die Gesteine weiter ober- und unterhalb. Das erklärt wohl seine Erhaltung, zumal wenn man dabei berücksichtigt, dass auch seine Zuschüttung langsamer erfolgen muss, weil ein grosser Teil des vom Bache geführten Schuttes schon weiter oberhalb im Weisssee zurückgehalten wird; aber es kann die Entstehung seiner Mulde mit ihrer dem Anscheine nach nicht unbeträchtlichen Tiefe nicht erklären. Hier wäre also wieder an die chemische Erosion zu denken. Die hydrographischen Verhältnisse im oberen Stubachthale sind aber überhaupt durch die im Thale selbst sich erhebenden Höhenzüge des Schafbühels und der benachbarten Längsriegel (vgl. S. 79 [23]) so eigenartige, dass der Tauernmoossee zum Beispiel einen nicht geringen Zufluss von Norden her, also gerade der Thalrichtung entgegengesetzt erhält und man versucht wird, an einen früher anderen Lauf der Gewässer zu denken, der durch die Wirkungen der Eiszeit umgestaltet worden ist.

---

[1]) v. Sonklar, Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern, Wien 1866, S. 80. Ebenso Lubensky, Das Kapruner Thörl (Jahrb. OeAV 4, S. 350; 1868); Wallmann, Die Seeen in den Alpen (Jahrb. OeAV 4, S. 25; 1868). Vgl. MDOeAV 1881, S. 165.

[2]) Böhm, Die Hochseeen der Ostalpen (Mitt. k. k. geogr. Ges. Wien 1886, S. 633. 638).

[3]) Löwl, Ueber den Terrassenbau der Alpenthäler (Pet. Mitt. 1882, S. 132 bis 142). Peters (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 804) erwähnte hier massigen Zentralgneis.



Unterer Wildgerlossee.

Mit der Eiszeit stehen ferner im Zusammenhange der Plattsee im Felberthale, der wohl als Moränensee aufzufassen ist, zwischen der linken Seitenmoräne des alten Felbergletschers und der linken Thalwand abgedämmt, sowie seine kleineren Nachbarbecken, die in dem durch die Endmoränen desselben Gletschers unruhig modellierten Boden, dem Nassfelde, liegen.

Von diesen Gletscherseeen hebt sich als einziger noch bestehender Vertreter seiner Gruppe der Hintersee im Felberthale ab [1]). Er ist ein deutlicher Bergsturzsee und allem Anscheine nach durch zwei Bergstürze von beiden Thalseiten eingedämmt. Wenn die sagenhafte Angabe richtig ist, die ihn durch ein Erdbeben im Jahre 1495 entstanden sein lässt, das „die Tauernkette und ihre Bergäste im ganzen oberen Pinzgau erschütterte" [2]), so ist auch ein gleichzeitiges Ablösen beider Bergstürze möglich. Einige Seebecken in den andern Tauernthälern, insbesondere im benachbarten Hollersbachthale [3]), verdanken auch alten Bergstürzen ihre Entstehung, sind aber bereits zugeschüttet, zum Teil auch wie der einstige Schwarzensee im Amerthale [4]), künstlich abgelassen. Am tiefsten liegt das unterste Becken des Felberthales, das dicht hinter der engeren Mündung beginnt, und in dem die geschichtete Ablagerung des Schuttes von den einmündenden Wildbächen die einstige Wasserbedeckung deutlich verrät [5]). Zu den Bergsturzseeen gehört ferner der ehemalige Taxenbacher See, der durch die Abrutschung bei Embach gebildet wurde, aber nur 3 Jahre lang bestanden hat (vgl. S. 140 [84]).

Solche Bergsturzseeen finden sich auch in den sonst so seearmen Kalkalpen. Das Becken von Lofer wurde einst durch einen See erfüllt, den ein mächtiger Bergsturz aufstaute; die Sturztrümmer bedecken noch jetzt in unregelmässiger Anhäufung das nördliche Ende des Beckens, und auch von dem ehemaligen See zeigt sich noch ein Rest im Gumpinger Moose im Südwestviertel des Beckens [6]). Auch das waldumgebene, kleine Loferer Thal wird von Peters für einen alten Seeboden erklärt [7]).

Die kleinen Seeen auf der Platte [8]) sind ebenfalls Ueberreste eines grösseren Sees, dessen Spuren sich noch in den sumpfigen Flächen der Umgebung finden. Dieser See kann Moränensee des Krimmler Gletschers zur Zeit der letzten Eiszeit gewesen sein. Wenigstens liegen seine Reste wenig über 1600 m Höhe, und an der gegenüberliegenden Thalseite fand Fugger [9]) eine Reihe deutlicher Seitenmoränen bis zu

[1]) Löwl a. a. O.; Böhm, Hochseeen, S. 632.
[2]) v. Koch-Sternfeld, Die Tauern, 2. Aufl., München 1820, S. 335; v. Muchar, Das Thal und Warmbad Gastein, Grätz 1834, S. 81; Wallmann S. 4.
[3]) Löwl (Pet. Mitt. 1882, S. 132—142); Fugger (MGSL 35, S. 204; 1895).
[4]) v. Sonklar, Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern, Wien 1866, S. 76.
[5]) Peters, Die geologischen Verhältnisse des Oberpinzgaues (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 791); v. Sonklar S. 75; Löwl a. a. O.
[6]) Peters, Die salzburgischen Kalkalpen im Gebiete der Saale (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 141).
[7]) Peters, Die salzburgischen Kalkalpen, S. 122.
[8]) Fugger (MGSL 30. S. 152; 1890).
[9]) Fugger, Friedburg und Anogl (MGSL 33, S. 210; 1893).

1525 m Höhe hinauf. Da aber an der Platte die Wendung des Gletschers nach Osten erfolgte und diese Seite die konvexe war, musste das Eis und damit die Moränen hier höher hinaufreichen [1]). Auch das Torfmoor am Passe Thurn, das um 1785 zur Brennstoffgewinnung für das Vitriolsieden in Mühlbach ausgenutzt wurde [2]), ist der Rest eines kleinen Sees, vermutlich ebenfalls eines Moränensees; auch der Pass Thurn ist nämlich zur Eiszeit vom Eise überschritten worden, das bei seinem Rückgange wohl eine abdämmende Moräne zurückgelassen haben mag [3]).

Durch Schutt abgedämmt zeigt sich auch der Griessensee im obersten Leogangthale, der aber unter die Passseeen Pencks [4]) einzureihen ist. Er liegt auf einer deutlichen Thalwasserscheide und verdankt seine Entstehung wohl den Schuttkegeln, die die Gräben von beiden Thalwandungen ins Thal hinein vorgeschoben haben. Da auch der Pass Griessen vom Eise überschritten worden ist, ist für diesen See auch eine Moränenabdämmung in Erwägung zu ziehen. Uebrigens geht er mit schnellen Schritten seiner Ausfüllung entgegen; mehr noch als die Zuschüttung verkleinert ihn das Ueberhandnehmen des Pflanzenwuchses von seinem sumpfigen Südufer aus.

Es bleibt uns unter den Seeen des Pinzgaues nur noch der grösste, der Zeller See [5]), übrig. Seine Lage in der breiten Gebirgslücke der Salzburger Schieferalpen, in die von Norden her die bleichen Kalkwände der Leoganger Steinberge und des Steinernen Meeres und zwischen ihnen die Gipfel der Reitalm hineinblicken, während sich im Süden die schneebedeckten Gipfel des Fuscher und des Kapruner Kammes über ihm erheben, machen ihn zu einer Perle unseres Gebiets. Die Schuttkegel des Schmittenbachs im Westen und des Thumersbachs im Osten haben sich weit in den See vorgeschoben [6]), stossen aber in der Tiefe noch nicht zusammen und haben den See noch nicht in zwei einzelne Becken geschieden. Nach Nord und Süd reichte der See einst viel weiter; im Norden bildeten seine Grenze die Moränenhügel südlich von Saalfelden, während das Saalfeldner Becken selbst wohl kaum von

---

[1]) Vgl. Peters, Die geologischen Verhältnisse des Oberpinzgaus (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 791).

[2]) Hacquet, Reise durch die norischen Alpen, Nürnberg 1791, Teil 2, S. 133; Schroll, Beschreibung einer neuen Art Sudofens von bewährtem Nutzen u. s. w. (Abhandlungen einer Privatgesellschaft von Naturforschern und Oekonomen in Oberdeutschland, herausg. von Franz v. Paula Schrank, Bd. I, München 1792, S. 1—25); Hübner, Beschreibung des Reichsfürstenthums Salzburg, Salzburg 1796, Bd. II, S. 599; Vierthaler, Reisen durch Salzburg. Salzburg 1799, S. 36.

[3]) Vgl. Brückner, Die Vergletscherung des Salzachgebietes (Pencks Geogr. Abhdlgn. I, 1), Wien 1886, S. 29.

[4]) Penck, Morphologie, Bd. II, S. 303.

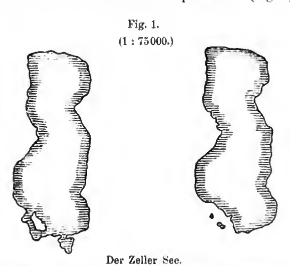
[5]) Wallmann S. 76. 110; Fugger (MGSL 30, S. 144; 1890); W. Schjerning, Der Zeller See im Pinzgau (Zeitschr. Ges. f. Erdk., Berlin 28, S. 367—392; 1893). Zu den dort S. 374 und 375 angegebenen Zahlen über die vermeintliche Tiefe möge noch hinzugefügt werden: 80 m (42 Klafter) Kyselak (Skizzen einer Fussreise u. s. w., Wien 1829, S. 208). 111 m (363 feet) giebt auch Bonney an (Lakes of the North-Eastern Alps, and their bearing on the Glacier-Erosion Theory; Quart. Journ. Geol. Soc. London 29, S. 392; 1873).

[6]) Fugger, Bacherosion in den krystallinischen Schiefern (Verhdlg. k. k. geol. R.-A. 1882, S. 159).

ihm bedeckt war; sein Südufer geht unmerklich in den flachen Boden des Salzachthales über.

Noch jetzt sind Nord- und Südufer sumpfig, und zwar bei dem wechselnden Wasserstande des Sees in verschiedener Ausdehnung. Obgleich nämlich die Schwankungen des Sees zwischen dem Niedrigwasser im Winter und dem Hochwasser im Frühsommer nur wenig über 1 m betragen, macht sich an dem flachen Nord- und Südufer dieser Unterschied durch die Ausdehnung der Wasserfläche deutlich bemerkbar. Die Schwankungen werden durch das Hochwasser der Salzach hervorgerufen, das bei dem geringen Gefälle der vom See in den Fluss mündenden Abzugsgräben das Abfliessen des Wassers verzögert. Die Salzachregulierung hat auch hier segensreiche Früchte gebracht; während früher bei Hochwasser das Salzachwasser selbst in den See gelangen konnte und ihn so zu einer Höhe aufstaute, die oft für die Ufer verderbenbringend wurde, während ferner der ganze Streifen zwischen See und Fluss versumpft war und nur Schilfrohr trug, das höchstens als Streu zu gebrauchen war, sind jetzt die Ufer überall vor Ueberflutungen gesichert, und von dem einstigen Zeller Moos und Brucker Moos im Süden ist der grösste Teil schon fruchtbare, gute Wiese geworden, und selbst der Getreidebau beginnt sich des alten Sumpfbodens zu bemächtigen. Den neuen Landzuwachs am Südufer zeigt sehr schön ein Vergleich der österreichischen Spezialkarte aus den 70er Jahren mit der reambulierten Spezialkarte (Fig. 1).

Fig. 1.
(1 : 75000.)



Der Zeller See.

Nach der Spezialkarte der 70er Jahre. — Nach der Reambulierung von 1893.

Der See fällt im Osten und Westen steil, an den Schuttkegeln der Bäche mit Böschungswinkeln von 30°, im Norden und Süden allmählicher zur Tiefe ab. Das Durchschnittsgefälle beträgt zwischen den Tiefenlinien von 2 und 10 m: 12° (1 : 4,7), von 10—20 m: 14° (1 : 4),

von 20—40 m: 12—12½° (1 : 4,5), von 40—50 m: 9½° (1 : 6) und sinkt erst dann auf weniger als 5° (1 : 12). Die tieferen Stellen des Sees sind fast eben zu nennen. Die Abnahme des Gefälles mit zunehmender Tiefe zeigt sich schon darin, dass bei einer grössten Tiefe des Sees von 69,5 m auf die Tiefen über 48 m die Hälfte des ganzen Areals fällt, während die andere Hälfte den Abfall von den Ufern bis zu 48 m Tiefe umfasst. Eine in 25 m Tiefe durch den See gelegte Ebene würde seine Wassermasse in zwei gleiche Teile teilen. Die mittlere Tiefe des Sees dagegen, d. h. die Tiefe eines überall gleich tiefen Wasserbeckens, das mit dem Zeller See gleiche Oberfläche und gleiche Wassermenge besässe, beträgt 37 m.

Fortlaufende Beobachtungen über die Wassertemperaturen des Sees sind bisher nicht gemacht worden; die vereinzelten Messungen zeigen ein ganz normales Verhalten der Temperaturbewegung unter Berücksichtigung des Umstandes, dass der See durch kein Gletscherwasser gespeist wird, sondern durch die nicht so kalten Bäche der Schieferalpen. Immerhin ist ihr Wasser dauernd kälter als das Oberflächenwasser des Sees, und es zeigt sich an den Mündungen der Bäche deutlich das Untersinken des kälteren Bachwassers in dem wärmeren Seewasser. In jedem normalen Jahre steigt die Temperatur der Oberfläche über 20° C., von Anfang Juli bis in den September hinein hält sie sich mit seltenen Unterbrechungen über 18°. Ein Bad in der klaren, grünen Flut ist daher besonders angenehm. Ganz ausnahmsweise verhielt sich die Temperatur in dem kalten Sommer 1896, wo im August und September kaum 14° erreicht wurden. An der jahreszeitlichen Temperaturschwankung nimmt nur eine verhältnismässig dünne Oberflächenschicht Anteil; nach Messungen von Ed. Richter betrug im August in 20 m Tiefe die Wassertemperatur nur noch 5,2° und sank dann bis zum Boden nur auf 4,6—4,8°. Der Uebergang von der Oberflächentemperatur 19,6° in die Tiefentemperatur vollzog sich besonders rasch in der Schicht von 11—17 m Tiefe, der Sprungschicht.

Der See friert gegen Ende Dezember zu, und seine Eisdecke bleibt in der Regel 80—90 Tage bestehen. Sie ist so fest, dass der Hauptlastenverkehr von einer Seeseite auf die andere im Winter über das Eis erfolgt. Nur muss man sich dabei vor den „Brunnlöchern“ hüten; das sind etwa 100 Stellen, die nicht zufrieren, sondern durch beständig dem Boden entsteigende Luftblasen offen gehalten werden [1]). Ausnahmsweise dauert die Eisdecke des Sees auch länger als 100 Tage, z. B. im Winter 1869/70; äusserst selten kommt es vor, dass der See überhaupt keine feste Decke erhält. In diesem Jahrhunderte war das nur 1876/77 der Fall [2]).

Fragt man nach der Entstehung des Zeller Sees, so ist zu berücksichtigen, was schon S. 136 [80] ff. über den früheren Salzachlauf durch das Zeller Becken und die Hohlwege gesagt worden ist. Offenbar ist über die Stelle des Sees nicht nur einst die Salzach geflossen, sondern auch der aus dem Oberpinzgau kommende Salzachgletscher

[1]) MDOeAV 1884, S. 322—323.
[2]) MDOeAV 1877, S. 171.

hat seine Eismassen hinübergeschoben. Als er die Moränenhügel zwischen Zell und Saalfelden absetzte, war er schon im Rückzuge begriffen, muss aber eine längere Zeit des Stillstandes durchgemacht haben. In diese Zeit fällt der Durchbruch der ehemaligen Wasserscheide bei Taxenbach, und als bei weiterem Gletscherrückgange zugleich der Nachschub vom Oberpinzgau her aufhörte und die Gletscher des Kapruner und des Fuscher Thales in ihren Thälern stecken blieben, lag über dem Zeller Becken noch ein mächtiger Eisrest, hinter ihm aber war für die abfliessenden Gletscherwasser der Weg nach Osten durch den Unterpinzgau und den Pongau frei geworden. Das Abschmelzen des überschotterten Gletscherrestes schuf endlich die im Schuttboden eingesenkte Mulde, die von der Salzach im Süden noch zum grossen Teile ausgefüllt wurde, und der Rest dieser ehemals grösseren Mulde ist der jetzige Zeller See [1]). Bei einer angenommenen Schuttführung der in ihn mündenden Bäche zu jährlich 6000 cbm würde eine Zuschüttung des Sees in etwa 30000 Jahren erfolgen. Seit der Ablenkung der Salzach nach Lend benutzt die Saale allein den alten Lauf durch die Hohlwege.

Unser Ueberblick über die Seeen hat gezeigt, dass weitaus der grösste Teil von ihnen mit den Erscheinungen der Eiszeit in Zusammenhang steht. Die Mehrzahl der kleinen Hochseeen sind Karseeen, durch Eis- und Schneeerosion wenigstens hervorgerufen, wenn auch nicht ohne die lösende Wirkung des Wassers auf die Gesteine ausgetieft; mehrere gegenwärtige und ehemalige Seeen sind durch Seitenmoränen abgedämmt gewesen, und auch der grösste See des Pinzgaues verdankt seine Entstehung der Eiszeit, allerdings in Verbindung mit der Verlegung des Salzachlaufes. Nur wenige Seeen sind jüngeren Ursprungs und nach der Eiszeit durch Bergstürze entstanden. Die Ansicht, dass überhaupt der Reichtum eines Gebirges an Seeen auf einstige Vergletscherung hinweist, und dass nur die Gegenden der Erde eine grössere Seeenfülle aufweisen, die noch von der letzten grossen Vereisung betroffen worden sind [2]), hat sich auch in unserem Gebiete bestätigt.

---

[1]) Vgl. Leblanc, Sur la relation qui existe entre les grandes hauteurs, les roches polies, les galets glaciaires, les lacs, les moraines, le diluvium dans les grandes montagnes et dans une large zône autour des pôles de la terre (Bull. Soc. géol. de France 14, S. 604—605; 1843).

[2]) Vgl. Geistbeck, Die südbairischen und nordtirolischen Seen (ZDOeAV 1885, S. 354); Böhm, Die Hochseen der Ostalpen (Mitt. k. k. geogr. Ges. Wien 1886, S. 625).

Kapitel IV.

Gletscher.

Der Hauptfluss des Pinzgaues, die Salzach, wird zum überwiegenden Teile durch Gletscherbäche genährt. Gegenüber den mächtigen Bächen aus den Tauern, die in einem an fliessendem Wasser ärmeren Lande in ihrer Wasserfülle samt und sonders als Flüsse bezeichnet würden, spielen die zwar zahlreichen, aber unter gewöhnlichen Verhältnissen viel kleineren Zuflüsse aus den Schieferalpen nur eine untergeordnete Rolle. Bei Regenwetter freilich verwandeln sich auch die kleinen Runsen in brausend dahinstürmende Bäche; führen sie doch allen Niederschlag, der in ihrem Sammelgebiete fällt, soweit er nicht in den Boden versinkt, in wenigen Tagen oder Stunden der Hauptsammelader zu.

In den Tauern dagegen fällt auch im Sommer nur ein Teil des Niederschlags als Regen und wird sofort weiter befördert; ein grosser Anteil dagegen lagert sich in fester Gestalt auf die höheren Gebirgsteile. Er wird dann vom Winde den grossen Mulden zugeführt, in denen sich die dauernden Schneefelder und die Sammelbecken der Gletscher befinden, und wird so für längere Zeit dem Kreislaufe der Gewässer entzogen. Wenn andererseits die Sonne tage- und wochenlang glutheiss vom Himmel leuchtet, dann sind fast alle die Bäche des Schiefergebirges im Sprunge zu queren oder auf herausragenden Steinen zu überschreiten; die Saale, die den Norden des Pinzgaues entwässert, füllt ihr Bett nur zum geringsten Teile, und gar erst die Bäche der Kalkalpen, deren durchlässiger Untergrund schon zu anderen Zeiten einen beträchtlichen Anteil des Wassers verschluckt, versiegen vollständig oder verschwinden doch ganz unter dem Gerölle ihres Bettes. So war es beispielsweise im Anfang September 1895.

Und zu gleicher Zeit zehrt die Wärme der Luft und der Sonnenstrahlen mit Macht an den aufgespeicherten Eismassen der Tauerngletscher; bis zum Rande gefüllt sind die Betten der abfliessenden Gletscherbäche, deren reissende Flut an die Stege leckt, und donnernd stürzen mit gewaltiger Fülle die Wasserfälle in den Abgrund. So wirken die Gletscher regelnd auf die Wasserführung des Hauptstroms ein; gerade zu einer Zeit, wo sonst Wasserarmut eintreten würde, öffnen sie am ergiebigsten ihre Schleusen und geben zurück, was sie jahrzehntelang aufbewahrt hatten.

Nur die Tauernkette weist im Pinzgau Gletscher auf. An dem grössten Gletscher der nördlichen Kalkalpen, der Uebergossenen Alm[1]), läuft nur die Grenze ein Stück auf der Umrandung entlang, und wenn auch in einzelnen Mulden der Kalkalpen sich dauernde Schneeflecken halten, wie auf dem Ebersberg in den Leoganger Steinbergen oder an manchen Stellen des Steinernen Meeres, insbesondere in der Schneegrube am Breithorn, so ist doch ihre Ausdehnung im Hochsommer zu gering, zugleich eine Bewegung des Schnees so wenig festzustellen, dass keiner dieser Schneeflecken den Namen Gletscher verdient[2]). Ihre Erhaltung den Sommer über verdanken diese Schneeanhäufungen auch nur dem Umstande, dass sie nicht allein vom Winde herbeigeführten lockeren Schnee enthalten, sondern durch Lawinen von den steilen Gehängen der Kessel gebildet sind und so aus massigem, zusammengepresstem Schnee bestehen, auf den die Wärme der Luft schwerer schmelzend einwirken kann.

Eins der auffallendsten Beispiele einer solchen Lawinenschneeansammlung in verhältnismässig tiefer Lage findet sich im Birnlochgraben am Südfusse des Birnhorns[3]). Dort dauert fast jeden Sommer ein Lawinenrest aus, dessen unteres Ende in 1170—1190 m Höhe liegt, dessen Ausdehnung aber mit den Jahren wechselt. Im August beträgt die Oberfläche des unter 35° geneigten, in einer tiefen Rinne liegenden Schneefeldes noch 2000 qm und darüber. Im Unterschiede von ähnlichen Lawinenresten in dauernd beschatteten Mulden, von denen am bekanntesten die Eiskapelle am Königsee (844 m hoch) sein dürfte, ist der Birnlochgraben nach Süden geöffnet, und das Eisfeld ist von früh bis zum Nachmittag der Sonne ausgesetzt. Dafür ist der Kessel, der in den Graben ausläuft, das Sammelbecken der grössten Lawinen des Birnhornstockes, und ganz gewaltige Schneemassen häufen sich hier jeden Winter und Frühling an. Die im Sommer ausdauernde Schneemasse ist halb eisartig und lässt sich gut in Blöcke trennen, so dass der Vorrat schon industriell ausgebeutet wurde. Im Jahre 1884 war nach der Eisenbahnstation Leogang vom Birnlochgraben eine Rutschbahn gebaut worden, auf der die einzelnen Blöcke abwärts glitten; täglich wurden über 30 Wagen gefüllt[4]).

---

[1]) Die Brüder Schlagintweit wollten die Uebergossene Alm nicht einmal mit einem Gletscher zweiter Ordnung vergleichen; sie kannten sie aber jedenfalls nicht aus näherer Anschauung, da sie angeben, dass die Firnmasse den Gipfel nur auf wenige Hundert Fuss verlässt (H. und A. Schlagintweit, Untersuchungen zur physikalischen Geographie der Alpen, Leipzig 1850, S. 43).

[2]) Peters bezeichnete eine kleine Eismasse am Osthange der Hohlwege, „die jährlich fast aufgezehrt wird", und eine „Eiskluft" an der Nordseite der Loferer Steinberge (das „Wetterloch") als die einzigen Gletscher der Kalkalpen im Gebiete der Saale (Jahrb. k. k. geol. R.A. 1854, S. 141). Später liess er die Bezeichnung Gletscher dafür fallen (Aus meinen Erinnerungen an den Pinzgau, Oesterr. Revue 1867, Heft 6, S. 151). Die Brüder Schlagintweit bilden den Eingang einer Firnhöhle am Steinernen Meere ab, deren Eingangshöhe 4 m betrug. Die Höhle soll in 2530 m Höhe gelegen haben; eine nähere Angabe ist nicht gemacht (Untersuchungen S. 10).

[3]) Fugger, Die Schneemassen im Birnlochgraben (MDOeAV 1884, S. 317).

[4]) MDOeAV 1884, S. 283.

Während die Kalkalpen nur wenige dauernde Schneefelder aufweisen, die Schieferalpen noch seltener an den höchsten Gipfeln einen kleinen Rest den Sommer hindurch zeigen, finden sich Gletscher in allen südlichen Seitenthälern der Salzach, die den Tauernhauptkamm erreichen. In den westlichen Gruppen der Hohen Tauern erstreckt sich die Vergletscherung des Gebirges auch auf die vom Hauptkamme ausstrahlenden Seitenäste; in der östlichen Gruppe, der Goldberggruppe, beschränkt sich das Vorkommen von Gletschern auf den Hauptkamm. In diesem sind aber auch fast nur die wenigen Uebergänge nicht vergletschert, die als „Tauern“ dem ganzen Zuge den Namen gegeben haben, und auch bei diesen ist nur in aussergewöhnlich heissen und trockenen Sommern der Schnee ganz verschwunden. Fast immer sind auch auf diesen Wegen, die selbst zum Viehtriebe benutzt werden, kleinere oder grössere Schneeflecken zu überschreiten.

Gegenwärtig ist die Ausdehnung der Gletscher in unserem Gebiete, wie überhaupt in den Ostalpen, eine so geringe, wie sie seit langer Zeit nicht gewesen ist, und die Gletscher schrumpfen im ganzen von Jahr zu Jahr mehr zusammen, wenn auch in der Nähe gelegentlich ein Vorrücken festgestellt wurde, wie von einigen Gletschern der Südseite der Venedigergruppe [1]). Während aber in den Schweizer Alpen, die vom Strome der Reisenden viel früher besucht wurden als die Ostalpen, sich Nachrichten über Vorrücken und Rückzug der Gletscher schon seit Jahrhunderten finden, während auch für die Oetzthaler Alpen aus den Nachrichten über die Ausbrüche des Vernagtferners eine Geschichte der Gletscherschwankungen von Ed. Richter konstruiert werden konnte [2]), fehlen aus dem Pinzgau, dessen abgeschlossene Lage schon in der Einleitung geschildert worden ist, alle Nachrichten über die Gletscher aus früheren Zeiten, und nur die über die ganze Alpenkette verbreiteten Sagen über einstige leichtere Begehbarkeit von Pässen und grössere Ausdehnung von Almweiden werden hier wie anderwärts an bestimmte Oertlichkeiten angeknüpft und erhalten gelegentlich neue Nahrung durch das Auffinden eines Hufeisens, wie am Felbertauern, über den indes nachweislich im Mittelalter Saumrosse verkehrten und auch heute noch verkehren könnten, hätte nicht inzwischen der Warenverkehr zwischen Süd und Nord andere und bequemere Bahnen gefunden. Selbst der Goldbergbau in der Rauris, der doch von den Schwankungen der Gletscher am nächsten berührt wurde, hat uns nur einige wenige, ganz allgemeine, zur Verwertung unzulängliche Angaben hinterlassen.

Aeltere Beschreibungen eines Pinzgauer Gletschers lassen höchstens das Vorhandensein von Moränen vor dem Gletscher erkennen, zeigen also, dass zur Zeit der Abfassung ein Gletscher nicht seinen höchsten Stand erreicht hat, wie z. B. das Untersulzbachkees [3]). Die ersten Nachrichten über das Aussehen und die Schwankungen der Pinzgauer Gletscher verdanken wir der ersten Venedigerersteigung

[1]) MDOeAV 1893, S. 165.

[2]) Ed. Richter, Urkunden über die Ausbrüche des Vernagt- und Gurglergletschers (Forsch. z. deutsch. Landes- u. Volkskunde VI, 4). Stuttgart 1892.

[3]) v. Braune, Salzburg und Berchtesgaden, Wien 1821, S. 244.

im Jahre 1841 [1]). Von den verschiedenen Namen, die v. Kürsinger den Teilen des Obersulzbachgletschers damals beilegte, hat sich nur der der „Türkischen Zeltstadt“ für den zerklüfteten Gletscherbruch erhalten, mit dem die Zunge sich aus dem Firnfelde entwickelt; bei dem weitaus grösseren Gletscherstand damals muss der Anblick dieses zerborstenen Eiskörpers noch ein ungleich grossartigerer gewesen sein als heutzutage. Bei der zweiten Besteigung des Venedigers 1842 konnte festgestellt werden, dass der Gletscher inzwischen nicht unbeträchtlich zurückgegangen war. Das war aber nur eine ganz vereinzelte Feststellung an einem einzigen Gletscher.

Aus den fünfziger Jahren schliessen sich die wenigen Mitteilungen von Peters an; auch die Brüder Schlagintweit, die die Pasterze und die Gletscher des Oetzthales näher untersuchten, bringen über Pinzgauer Gletscher nur gelegentliche Nachrichten, wie über die häufigen Eislawinen des Teufelsmühlkeeses an der Fuscher Seite des Wiesbachhornes. Die eingehende Gletscherbeobachtung beginnt für uns aber erst mit F. Simony, v. Sonklar und Ed. Richter [2]). Richters „Gletscher der Ostalpen“ [3]) bilden auch die wichtigste Quelle für die Gletscher unseres Gaues, wenngleich der weitere Rückgang seitdem manche 1888 noch zusammenhängenden Kargletscher in einzelne Bestandteile aufgelöst und manchen Zufluss eines grösseren Gletschers als kleinen, selbständigen Gletscher abgezweigt hat. Dem gegenüber mögen auch manche kleineren Firnfelder seitdem völlig verschwunden sein. Die folgenden Zahlen, die dem Richterschen Werke entnommen sind, beziehen sich daher nicht auf die Gegenwart, sondern auf die Zeit der Aufnahme der österreichischen Spezialkarte; ist die im Gange befindliche Reambulierung einmal vollendet, so wird ein Vergleich ihrer Angaben mit den früheren wertvolle Ergebnisse liefern.

Die Gletscher des Pinzgaues verteilen sich in folgender Weise auf die einzelnen Thäler und Gruppen:

[1]) v. Kürsinger und Spitaler, Der Grossvenediger in der norischen Central-Alpenkette, seine erste Ersteigung am 3. September 1841 und sein Gletscher in seiner gegenwärtigen nnd ehemaligen Ausdehnung. Mit einem Anhange: Die zweite Ersteigung am 6. September 1842, Innsbruck 1843, S. 301.

[2]) Wie sehr bis in die neueste Zeit hinein die Kenntnis der Ostalpen in weiteren Kreisen gegenüber der Schweiz zurückgesetzt worden ist, zeigt z. B. die folgende Stelle aus dem verbreiteten Buche von O. Ule, Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche, Leipzig 1874. Es heisst da (Bd. I, S. 184), nachdem von den Gletschern der Schweiz, der Oetzthaler und der Stubaier Alpen die Rede gewesen ist: „Die beiden anderen Hauptgruppen der östlichen Alpen sind die Ortelsspitze im Süden der Oetzthalgruppe und der Grossglockner im Osten derselben. Dort findet sich der schöne Pasterzengletscher, der mit Einschluss des Firnmeeres nach den Brüdern Schlagintweit eine Länge von 9400 m und eine Breite von 4110 m bei einer Mächtigkeit von 216 m besitzt. Die übrigen Alpen Oesterreichs haben nur zwei vereinzelte Gletscher anfzuweisen, den des Dachsteins unweit Hallstadt, und die Vedretta Marmolata auf dem Venediger.“ Wieviel freilich von dieser Unkenntnis auf das französische Original des Werkes (E. Reclus) kommt, bin ich nicht im stande festzustellen.

[3]) Ed. Richter, Die Gletscher der Ostalpen, Stuttgart 1888.

Wildgerlosthal	5	Gletscher	mit	692 ha
Krimmler Achenthal	18	„	„	2851 „
Obersulzbachthal	9	„	„	2471 „
Untersulzbachthal	5	„	„	1220 „
Habachthal	11	„	„	585 „
Hollersbachthal	8	„	„	480 „
Felberthal	3	„	„	263 „
Stubachthal	10	„	„	1583 „
Kaprunerthal	11	„	„	1887 „
Fuscherthal	11	„	„	1762 „
Rauriserthal	8	„	„	1226 „
Reichenspitzgruppe	16	Gletscher	mit	1993 ha
Venedigergruppe	40	„	„	6318 „
Granatspitzgruppe	5	„	„	788 „
Glocknergruppe	30	„	„	4695 „
Goldberggruppe	8	„	„	1226 „
	99	Gletscher	mit	15020 ha

Als Thalgletscher (Gletscher erster Ordnung im Sinne v. Sonklars), die auch heute noch den Boden des Hauptthales erreichen, sind dabei anzusehen [1]):

Name	Fläche in ha	Länge in m	Gefälle	Höhe des Endes in m
Krimmlerkees [2])	795 [3])	3500 vom Hinteren Maurerkeeskopf	1 : 2,7	2000
Obersulzbachkees	1604	6500 [4]) „ Grossvenediger	1 : 3,6	1950
Untersulzbachkees	936	6700 „ „	1 : 3,8	1900
Oedenwinkelkees	324	4000 „ Johannisberg	1 : 2,9	2100
Karlingerkees	460	4300 von der Hohen Riffel	1 : 3,3	2050

[1]) Mit Ed. Richter und Brückner (ZDOeAV 1886, S. 177). v. Sonklar rechnet wohl auch noch Habachkees, Wasserfallkees (= Bockkarkees + Fuscherkarkees) und Goldbergkees zu den primären (Hohe Tauern S. 289); die Brüder Schlagintweit überhaupt nur Obersulzbach-, Untersulzbach- und Habachkees (Neue Untersuchungen über die physik. Geogr. und die Geologie der Alpen, Leipzig 1854, S. 505).

[2]) Für das Krimmler Kees findet sich früher stets der Name Prettauer Kees, z. B. bei v. Muchar, Gastein, S. 2 (1834), bei den Reichsgeologen Lipold und Peters (z. B. Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 798), auch noch bei v. Sonklar (1866) und Simony (1872). Jetzt versteht man unter Prettaukees nur den kleinen Gletscher, der von der Dreiherrnspitze nach Nordwest zieht und vom Krimmlerkees durch den Grat von der Dreiherrnspitze zur Birnlücke getrennt wird.

[3]) Flächenangaben nach Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen, zum grossen Teile auch die Höhen der Gletscherenden; Längen nach Messungen auf den Karten. Die Flächen für viele Gletscher giebt auch v. Sonklar (Hohe Tauern S. 289), aber seine Zahlen sind auf Grund des unzureichenden Kartenmaterials ermittelt und daher durchaus unzuverlässig, jedenfalls nicht zu Vergleichen mit den Messungsergebnissen auf unseren jetzigen, genaueren Karten heranzuziehen. Wenn man z. B. sieht, dass bei Sonklar das Krimmlerkees grösser ist als das Obersulzbachkees, Goldbergkees und Oedenwinkelkees grösser als das Karlingerkees, so springen die Unrichtigkeiten in die Augen, und man kann daher aus der Vergleichung der Sonklarschen Zahlen mit neu abgeleiteten Werten nicht Angaben für den Gletscherrückgang seit 1860 herleiten, wie das Brückner versuchte (Die Hohen Tauern und ihre Eisbedeckung, ZDOeAV 1886, S. 182). Wenn Brückner auch nur die Werte für die ganzen Gruppen vergleicht und so Zahlen erhält, die wenigstens nicht von vornherein unwahrscheinlich sind, so fällt die Vergleichbarkeit ohne weiteres zusammen, wenn man findet, dass nach den Sonklarschen Zahlen das Obersulzbachkees von 1860—1871/72 (Zeitpunkt der Aufnahme der österreichischen Spezialkarte) um 555 ha, d. i. um mehr als die Hälfte seiner damaligen Grösse gewachsen sein müsste, während thatsächlich in derselben Zeit ein ununterbrochener Rückgang erfolgte.

[4]) 6200 m bei Simony, Das Schlatenkees (ZDOeAV 1883, S. 524).

Auch von einigen der anderen grössten Gletscher seien die entsprechenden Zahlen hier angeführt:

Name	Fläche in ha	Länge in m	Gefälle	Höhe des Endes in m
Wildgerloskees	504	2500 von der Reichenspitze	1 : 2,2	2150
Habachkees	450	2300 „ „ Hohen Fürleg	1 : 2,1	2150
Sonnblickkees (Granatspitzgruppe)	304	2000 vom Sonnblick	1 : 2,7	2350
Schmiedingerkees	313	2000 „ Kitzsteinhorn	1 : 2,5	2400
Bockkarkees	456	3700 „ Mittleren Bärenkopf	1 : 2,9	2100
Goldbergkees [1]	404	3000 „ Sonnblick	1 : 3,7	2300

Die Verteilung der Gletscher nach ihrer Grösse möge aus der folgenden Tabelle hervorgehen, wobei die Zahlen wegen der fast genau 100 betragenden Gesamtzahl zugleich als Prozentzahlen angesehen werden können.

Es bedecken an Fläche (Horizontalprojektion)

bis 50 ha : 33 Gletscher		bis 200 ha : 78 Gletscher	
50—100 „ : 21 „		200— 400 „ : 12 „	
100—150 „ : 14 „		400— 600 „ : 6 „	
150—200 „ : 10 „		600— 800 „ : 1 „	
über 200 „ : 21 „		800—1000 „ : 1 „	
		über 1000 „ : 1 „	
bis 100 „ : 54 „			
100—200 „ : 24 „		bis 500 „ : 95 „	
200—300 „ : 5 „		500—1000 „ : 3 „	
300—400 „ : 7 „		über 1000 „ : 1 „	(1604 ha)
400—500 „ : 5 „			
über 500 „ : 4 „			

Weitaus der grösste der Pinzgauer Gletscher ist das Obersulzbachkees [2]; nur an Länge wird es vom benachbarten Untersulzbachkeese um ein Geringes übertroffen. Zugleich ist das Obersulzbachkees auch aus doppeltem Grunde am besten bekannt. Zunächst wird es von allen Pinzgauer Gletschern am häufigsten von Bergsteigern betreten nur den kleinen Gletscher an der Pfandlscharte ausgenommen, da der bequemste Zugang vom Pinzgau zum Grossvenediger über sein Firnfeld führt. Schon der Weg zur Kürsingerhütte leitet lange an seiner Zunge entlang, und von der gastlichen Hütte selbst schweift der Blick weit über den oberen Teil des Gletschers. Ferner haben Ed. Richters schöne Untersuchungen über die Gletscher der Ostalpen gerade diesen Gletscher zum Ausgangspunkte genommen [3]), und genaue Nachmessungen, die von

[1]) Früher meist Vogelmaierochsenkarkees genannt. Die Vogelmaier waren ein altes Rauriser Geschlecht; der Name drückt also aus, dass der Gletscher dem Kare benachbart ist, in dem ihre Ochsenalm lag, und es ist unberechtigt, aus dem Namen zu schliessen, dass an der Stelle des jetzigen Gletschers einst Weide für Ochsen gewesen sei (vgl. Lorria, Zur Nomenklatur der Goldberggruppe, MDOeAV 1885, S. 194).

[2]) v. Sonklar, Hohe Tauern, S. 59; Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen, S. 211.

[3]) Ed. Richter, Der Obersulzbachgletscher 1880—1882 (ZDOeAV 1883, S. 38—92). S. a. MDOeAV 1882, S. 16 und 1885, S. 184, sowie ZDOeAV 1888, S. 37—41.

Zeit zu Zeit vorgenommen werden[1]), haben die einzelnen Stadien seines weiteren Rückganges klar erkennen lassen.

Das Firnbecken des Obersulzbachkeeses misst 6 km in der Breite; durch einen vom Grossen Geiger herabziehenden Grat gliedert es sich in zwei weite Becken, zwischen denen sich allmählich eine schöne Mittelmoräne heraushebt[2]). Aller aufgehäufte Firn drängt nach dem Ausgange des Beckens zusammen, der nur den zehnten Teil von dessen Breite besitzt. Gerade an diesem Punkte setzt aber das oberste Thalbecken mit einer Steilstufe von etwa 150 m Höhe gegen den weiteren Thalverlauf ab, und daher entsteht hier ein Gletscherbruch von besonderer Schönheit, v. Kürsingers schon erwähnte „Türkische Zeltstadt“[3]). Unterhalb ordnen sich die Massen wieder zu der noch 1500 m langen Gletscherzunge, auf der sich allmählich die beim Sturze undeutlicher gewordene Mittelmoräne wieder deutlich abzeichnet. Sie wird nach abwärts immer breiter und überdeckt das Ende des Gletschers völlig, so dass es sich von vorn nur als ein Trümmerhügel darstellt, unter dem das Eis erst gesucht werden muss. Das Zungenende liegt gegenwärtig auf einem flachen Boden: rechts und links von der vordersten Spitze entquellen ihm zwei Gletscherbäche aus Eisthoren, die aber durch Zusammenbruch oft unansehnlich werden. Das linke Eisthor lag im September 1895 gegen 90 m hinter der Zungenspitze. Die beiden dem Gletscher entströmenden Bäche sind zunächst noch durch einen niedrigen Längsrücken getrennt und vereinigen sich erst eine ganze Strecke weiter abwärts[4]).

Den höchsten Stand der letzten Jahrhunderte hat das Obersulzbachkees um das Jahr 1850 gehabt; genau lässt sich die Jahreszahl nicht mehr feststellen. Jedenfalls ist im Unterschiede gegen zahlreiche andere Gletscher der Ostalpen, bei denen der Hochstand der 20er Jahre der bedeutendste des Jahrhunderts war, die damals erreichte Grenze vom Obersulzbachkees um 1850 überschritten worden[5]), und unmittelbar an den Moränen dieses letzten Hochstandes erheben sich mehrhundertjährige Zirben, so dass die Grenze der damaligen Eisbedeckung auch durch die Vegetation sich deutlich abhebt. Der seit 1850 frei gewordene Boden war 1880 von der Vegetation fast noch gar nicht wieder ergriffen, seitdem haben freilich die grünen Flecke darauf sich schon stark vergrössert.

Zur Zeit seines Höchststandes bedeckte der Gletscher nicht nur

---

[1]) Ed. Richter, Neues von den Gletschern der Ostalpen (Pet. Mitt. 1891, S 204). Der Gletscher ist 1892 photogrammetrisch aufgenommen (MDOeAV 1892, S. 195).

[2]) Im Lande ist noch immer die Ansicht verbreitet, dass die Kälte die Steine des Gletschergrundes in die Höhe reisst und mit Gewalt bei den Oeffnungen der Spalten herauswirft. v. Moll erklärte die Moränen dadurch, dass die Steine unter dem Gletscher durch Winde und unter dem Eise eingesperrte Dünste herausgeschleudert werden (Schrank und v. Moll, Naturhistorische Briefe über Oestreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden, Salzburg 1785, Bd. II, S. 121. 128).

[3]) v. Kürsinger und Spitaler, Der Gross-Venediger, S. 30.

[4]) Brückner, Die Vergletscherung des Salzachgebietes, Wien 1886, S. 82.

[5]) Ed. Richter, Geschichte der Schwankungen der Alpengletscher (ZDOeAV 1891, S. 34. 39. 43).

den ebenen Boden, auf dem jetzt seine Zunge liegt, sondern erstreckte sich auch noch über die davorliegende Steilstufe bis in die Nähe der ersten Almen des Thalbodens und endete in einer Höhe von 1760 m, so dass er einer der am weitesten hinabreichenden Gletscher der Ostalpen war. Uebrigens muss der Rückgang zwischen den beiden Höchstständen von 1820 und 1850 viel geringer als der gegenwärtige gewesen sein, da auch die ersten Venedigerersteiger von 1841 von dem mächtig angeschwollenen Gletscher berichten. Auch das Jaidbachkees, dessen Bach von links her wenig unterhalb des Obersulzbachkeeses in den Obersulzbach mündet, soll damals seit 40 Jahren um mehr als 600 m gewachsen sein, wobei natürlich nicht etwa an ein ununterbrochenes Wachsen während der ganzen Zeit gedacht werden kann. Dass 1841 das Obersulzbachkees sich in der That im Rückgange befand, zeigt Spitalers Bericht von der zweiten Ersteigung 1842, wonach ein Zurückweichen von 4—6 m gegen das Vorjahr festgestellt wurde [1]).

Die einzelnen Daten für den Rückgang des Gletschers sind folgende:

1853 berichtet Peters [2]) von einem neuerlichen Zurückweichen um 6—20 m.

1860 war bei v. Sonklars Besuch die Spitze des Gletschers um 150 m hinter die äussersten Moränenreste zurückgewichen, und die Ufermoränen lagen 9 m über dem Niveau der Gletscheroberfläche.

1871 (Zeit der Originalaufnahme) war der Gletscher um weitere 300 m zurückgegangen.

1880 weiterer Rückgang um 120 m; Abnahme der Zungenfläche im ganzen 45,9 ha.

1882 weiterer Rückgang um 69 m; Abnahme der Zungenfläche im ganzen 50,2 ha [3]).

1885 weiterer Rückgang um 45 m; Abnahme der Zungenfläche im ganzen 56,1 ha.

1887 weiterer Rückgang um 230 m; Abnahme der Zungenfläche im ganzen 60,3 ha.

1887—1892 ging der Hauptkörper des Gletschers im Jahresdurchschnitte um 15 m zurück; ausserdem verschwand aber ein langer, fingerartiger Vorsprung, der seine längere Erhaltung gegenüber den Seitenteilen nur der Bedeckung mit Moränenschutt verdankt hatte [4]).

Die Menge des Eisverlustes in den Jahren 1850—1880 hat Richter zu 60 Millionen Kubikmeter berechnet.

[1]) v. Kürsinger und Spitaler, Der Gross-Venediger, S. 29. 302.

[2]) Peters, Die geologischen Verhältnisse des Oberpinzgaus (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 799).

[3]) Die vorläufigen, etwas abweichenden Zahlen bei Ed. Richter, Der Obersulzbachgletscher (Pet. Mitt. 1882, S. 62); auch MDOeAV 1882, S. 17.

[4]) Ed. Richter, Bericht über die Schwankungen der Gletscher der Ostalpen 1888—1892 (ZDOeAV 1893, S. 483).

Einen gewaltigen Rückgang hat auch das Krimmlerkees[1]) seit der Mitte dieses Jahrhunderts erlitten. Mit viel grösserer Steilheit strömen seine Firnmassen von den schroffen Zackengipfeln zwischen Dreiherrnspitze und Hinterem Maurerkeeskopf dem Thale zu, das sich hier breit und offen dem Gletscher darbietet. Die grosse Steilheit verursacht überall Zerklüftung, so dass der Blick von der Warnsdorfer Hütte rings in die blauen Tiefen der Spalten eindringt. Während das Firnfeld des Obersulzbachkeeses fast in jeder Richtung leicht und gefahrlos zu überschreiten ist, bietet das Krimmlerkees dem Vordringen fast auf Schritt und Tritt gewaltige Hindernisse, so dass die Ersteigungen der Randgipfel über seine Fläche hinweg zu den seltensten Touren zählen.

Auch die Zunge des Krimmlerkeeses, die zwischen den mächtigen alten Moränenwällen flach in der Tiefe liegt, ist weithin mit Schutt bedeckt; bei der gewaltigen Zerklüftung des oberen Gletschers kommt es jedoch nicht zur Ausbildung einer deutlichen Mittelmoräne.

Im Jahre 1853 hörte Peters[2]) weder von auffallendem Vorrücken noch von starker Abnahme des Krimmlerkeeses. Da gleichzeitig Gletscherspuren nur in der nächsten Nähe zu finden waren, muss der Gletscher in dieser Zeit seinem Hochstande noch sehr nahe gewesen sein. Das Ende des Gletschers lag 1871 bei 1980 m, 15 Jahre später bei 2000; damit ist ein bedeutender horizontaler Rückgang verbunden gewesen, der noch anhält. Der vom Krimmler Thörl im Osten herabziehende kleine Gletscher, den die Alpenvereinskarte der Venedigergruppe und auch die reambulierte Spezialkarte noch mit dem Krimmlerkeese in Verbindung zeigen und der auch 1892 noch damit in Verbindung stand, hatte 1895 diesen Zusammenhang verloren und zeigte durchweg blankes Eis, so dass man jetzt nicht mehr das Thörl selbst überschreitet, sondern den Rücken, auf dem die Warnsdorfer Hütte liegt, bis zum Rande des Obersulzbachkeeses aufwärts verfolgt.

Das Untersulzbachkees[3]) zeigt ein schmales, aber langgestrecktes Firnfeld und eine ebenfalls schmale, lange Zunge, die in mässigem Gefälle thalaus zieht. Zwischen Firnfeld und Zunge schiebt sich aber ein stark zerklüfteter Gletscherteil ein, da namentlich die seitlichen Teile steil zur Zunge sich senken. Der Gletscher ist daher viel schwerer zu überschreiten als das Obersulzbachkees, dessen Abbruch, die „Türkische Zeltstadt", sich auf gebahntem Pfade an der Ostseite leicht umgehen lässt.

Um 1860 hatte sich nach v. Sonklars Bericht das Untersulzbachkees in den letzten Jahren um 110 m verlängert. Es muss Ende der 50er Jahre, als v. Sonklar es besuchte, seinen Höchststand erreicht haben. Von seinem starken Rückgange berichtet schon Simony 1872[4]). Es reichte der Gletscher 14 Jahre früher an der Seitenwand 40 m höher und war seitdem in der Länge um 330 m gegen seinen Höchststand zurückgewichen, so dass sein Ende 50 m höher gerückt war. Die linke

[1]) v. Sonklar S. 57; Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen, S. 210.
[2]) Peters (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 798).
[3]) v. Sonklar S. 64; Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen, S. 215.
[4]) Simony, Aus dem Pinzgau (Mitt. k. k. geogr. Ges. Wien 15, S. 481; 1872).

Seitenmoräne, die auch noch den Moränenschutt eines einst dem Untersulzbachkeese tributären grossen Kargletschers enthält, ist viel bedeutender als die rechte. Seit 1872 hat der Rückgang stetig fortgedauert, und grosse Teile des Seitengehänges neben der Zunge sind seitdem eisfrei geworden [1]).

An Grösse der Fläche schliesst sich diesen Gletschern der Venedigergruppe zunächst das Karlingerkees [2]) im Kaprunerthale an. Sein Firnfeld wächst über die breite und flache Einsattelung des Riffelthores 3115 m in einer Breite von 2 km ganz mit dem Firnfelde der südlich ins Möllthal ziehenden Pasterze, des grössten Gletschers der Glocknergruppe und zugleich der gesamten Ostalpen, zusammen, so dass es nicht wunder nimmt, wenn zu einer Zeit, als von einer Auffassung der einzelnen Gletscher als Individuen noch nicht die Rede war, das Karlingerkees einfach als Teil der Pasterze angesehen wurde [3]). Da über das Firnfeld sich keine bedeutenden Felswände erheben, trägt der Gletscher ausser seinen beiden Seitenmoränen nur wenig Oberflächenschutt; er zeigt daher auch in der Regel das schönste Eisthor unter den Pinzgauer Gletschern. Seine stellenweise ziemlich starke Zerklüftung weist auf beträchtliche Unebenheiten des Untergrundes hin; sein Gefälle ist im ganzen gleichmässig, aber nicht unbedeutend. Das Firnfeld verjüngt sich allmählich zur breiten Zunge, die als gleichmässig aufgewölbter, an den Seiten steiler abfallender, regelmässiger Eiskörper endet. Die Zunge ruht auf dem flachen Moserboden, auf dem der Gletscherbach sich in zahlreichen Armen verbreitet, und den die höchsten Gipfel des Kapruner und des Fuscher Kammes in herrlichem Kranze umstehen [4]).

Das Gletscherende lag im Jahre 1844 um 800 Schritte weiter vorwärts, als der Stand von 1813 betragen hatte [5]). Peters [6]) fand 1853 den Gletscher im Vorgehen; nach der Aussage seines Begleiters und nach einem Vergleiche mit der Aufnahme des Quartiermeisterstabes sollte er von 1833—1853 [7]) um 300 m vorgerückt sein. Auch v. Sonklar fand 1860 den Gletscher noch vorrückend; er muss aber bald

[1]) v. Braune (Salzburg und Berchtesgaden, Wien 1821, S. 244) beschreibt den Zugang zum Gletscher als „verschanzt durch mehrere Reihen parallel laufender, 5—6 Fuss hoher und ebenso breiter, aus Sand und lockerem Steingerölle bestehenden Dünen“, worunter ohne Zweifel Endmoränen zu verstehen sind. Die Beschreibung ist von Hinterhuber (Der Tourist im Hochgebirge, Salzburg 1855, S. 123) übernommen.

[2]) v. Sonklar S. 64; Ed. Richter. Der Karlinger-Gletscher 1880—1886 (ZDOeAV 1888, S. 35—37); Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen, S. 247.

[3]) Schultes, Reise auf den Glockner, Wien 1804, Teil II, S. 100; Frhr. v. Augustin, Streifzüge durch die norischen Alpen, Wien 1840, S. 239; Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, Pesth 1844, S. 113.

[4]) Als charakteristisches Beispiel einer fast horizontalen Schotterfläche vor Gletschern der Gegenwart angeführt von Brückner (Vergletscherung des Salzachgebietes, Wien 1886, S. 52).

[5]) Gruber, Das Kapruner-Thal in Pinzgau, Salzburg 1871, S. 22.

[6]) Peters (Jahrb. k. k. geol. R-A. 1854, S. 806).

[7]) „In den letzten 20 Jahren“. Diese Angabe ist auch wörtlich so von v. Köchel (Die Mineralien des Herzogthumes Salzbnrg, Wien 1859, S. XIII) übernommen, auch von v. Sonklar (S. 94) angeführt. So erklärt sich wohl Ed. Richters Angabe: „von 1840—1860“ (Gletscher der Ostalpen, S. 247).

seinen Hochstand erreicht haben. 1869 war er schon seit mehreren Jahren im Rückgange. Auf dem ebenen Vorlande ist aber der ehemalige Stirnmoränenschutt des Gletschers durch den ewig wechselnden Lauf des Baches überall zerstreut, so dass mit der Zeit immer schwerer ein Anhaltspunkt für das Zurückweichen des Gletschers gewonnen werden kann. Simony [1]) fand 1872 vor dem Gletscher eine Strecke von 80—90 m eisfrei geworden und den Gletscher entsprechend eingesunken. Ed. Richter mass einen Rückgang vom letzten Hochstande bis 1880 um 275 m, bis 1886 um 510 m, während sich die Höhe des Gletscherendes nur unbedeutend geändert hat. Die gewaltige Höhe der Ufermoräne zeigt aber deutlich das Einsinken des Gletschers, besonders in den mittleren Teilen.

Von den besprochenen Gletschern unterscheidet sich das Oedenwinkelkees [2]) im hintersten Stubachthale schon durch das fast völlige Fehlen eines Firnfeldes. Es ist eigentlich nur Zunge, aber eine Zunge, die in einen Halbkreis gewaltiger, schroffer Mauern eingebettet ist; Eiskögele, Johannisberg und Hohe Riffel erheben sich mit nackten Wänden über ihm. Diese Wände wirken als Schneefänger und führen so dem Oedenwinkelkees eine solche Fülle Schnee zu, dass es trotz seiner niedrigen Lage (es liegen von seinen 324 ha 41 vom Hundert unter 2600 m und nur 59 vom Hundert darüber) das Krimmlerkees noch an Länge übertrifft. Die Steigung des eigentlichen Gletschers ist gering, die Schuttbedeckung wegen der grossen nicht vereisten, steilen Flächen des Hintergehänges bedeutend. Sein Ende liegt in einem engen, gewundenen, aber unterhalb nur wenig an Höhe verlierenden Thale.

Unter den nicht als Thalgletscher anzusehenden Gletschern des Pinzgaues ist das Wildgerloskees mit 504 ha Fläche das bedeutendste. Zur Zeit seines Höchststandes muss es aber entschieden als primärer Gletscher angesprochen werden, da es die Thalsohle deutlich erreichte, wenn auch deren obere Strecke noch ein ziemlich steiles Gefälle hat. Einen vorzüglichen Ueberblick über den Gletscher hat man vom östlichen Gehänge des Wildgerlosthals. Von der Reichenspitze zur Wildgerlosspitze zieht der Kamm, die ersten 300 m steil abfallend; dann mässigt sich die Neigung auf dem Firnfelde, und aus ihm entwickelt sich, zuerst zerklüftet, dann fast eben die Zunge. Von dem breiten, durch ihre gewaltigen Seitenmoränen begrenzten Bette füllt sie heute nur einen kleinen Teil aus; aber als sie einst über die folgende Steilstufe, deren Felsen schon aus der Ferne die glättende Wirkung des Eises zeigen, sich zerklüftet ins Thal wälzte, muss ihr Anblick von seltener Schönheit der Formen gewesen sein. Noch jetzt, wo eine ganze Reihe von Endmoränenwällen im Thale die einzelnen Stufen des Rückzuges bezeichnen, erscheint der Gletscher und die von ihm verlassene Fläche als ein förmliches Gletscherpräparat, ein Kabinettsstück, nicht durch Masse und Fülle überwältigend, aber harmonisch in allen Einzelheiten. Zur Wirkung trägt viel bei, dass der Gletscher fast gar keinen Oberflächenschutt trägt. Besonders schön ist die Felsstufe mit ihren vom Eise

[1]) Simony, Aus dem Pinzgau (Mitt. k. k. geogr. Ges. Wien 15, S. 428; 1872).
[2]) v. Sonklar S. 85; Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen, S. 345.



Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. X. 2. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Wildgerloskees.

gerundeten Buckeln, über die einst der Gletscher sich hinabschwang und in die jetzt schon sein Abfluss sich klammartig eingesägt hat — ein sprechendes Bild von der flächenhaften Wirkung der Eiserosion und der längs einer Linie arbeitenden Thätigkeit des fliessenden Wassers (Beil. 8).

Das Habachkees[1]) im gleichnamigen Thale ist der einzige Gletscher der Venedigergruppe, von dem man schon vom Salzachthale aus ein grösseres Stück übersehen kann. Vielleicht hat dieser Umstand bewirkt, dass dieser Gletscher gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts als der „grösste und flachste Käs des Pinzgaues“ bezeichnet worden ist, eine Angabe, die dann in eine ganze Anzahl von Schriften übergegangen ist. Eigentümlich ist der in der Regel dabei sich findende Zusatz, dass dieser Gletscher auf dem Wege nach Virgen i. T. von ganzen Karawanen von Weberknappen überschritten werde, und dass der Weg über ihn durch Pfähle bezeichnet sei oder auch dass sich diese kühnen Wanderer mit Seilen aneinander bänden oder wenigstens Seile mit sich führten, um einen in eine Spalte eingebrochenen Genossen retten zu können[2]). Die „Seiltechnik“ beim Bergsteigen war aber zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch gar nicht entwickelt; wurden doch selbst bei der ersten Venedigerersteigung 1841 die mitgebrachten Seile nicht verwendet, „um den grösseren gleichzeitigen Druck zu vermeiden“ [3]). In der überlieferten Form ist die Nachricht sicher unrichtig; denn obgleich sogar in der österreichischen Spezialkarte mehrere Wege über das Habachkees angegeben sind, gehört es zu den am wenigsten betretenen Gletschern der Venedigergruppe, ja der ganzen Hohen Tauern, und die Uebergänge von ihm aus sind weit weniger bequem als die aus dem benachbarten Hollersbachthale. Was endlich die „Weberknappen“ (man beachte auch die seltsame Wortbildung) zwischen dem Pinzgau und Virgen wandern sollten, ist auch unerfindlich. Zwar wurde zu Neukirchen, das wenigstens nicht weit

---

[1]) v. Sonklar S. 69; Ed. Richter S. 316.

[2]) Reisigl, Topographisch-historische Beschreibung des Oberpinzgaus im Herzogthume Salzburg, Salzburg 1786, S. 57 (grösster, flachster, schönster Gletscher; Weberknappen, ganze Scharen, Seile). — Vierthaler, Geographie von Salzburg zum Gebrauche in unseren Schulen, Salzburg 1796, S. 89 (grösster Gletscher; Karawanen von Weberknappen, mit langen Seilen). — Hübner, Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstenthums Salzburg in Hinsicht auf Topographie und Statistik, Salzburg 1796, Bd. II, S. 601 (flachster, grösster Gletscher; Horden von Weberknappen). — Weilmeyr, Topographisches Lexikon vom Salzachkreise, Salzburg 1812, Bd. 1, S. 271 (höchster, grösster Gletscher; darüber gefährlicher Fussweg nach Fügen im Pusterthale; Fügen ist Fehler für Virgen; Fügen liegt im Zillerthale). — Vierthaler, Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Oesterreich, Wien 1816, Teil II, S. 241 (wie in desselben Verfassers Geographie). — v. Braune, Salzburg und Berchtesgaden, Wien 1821, S. 243 (grösster und flachster Gletscher; Pfähle bezeichnen den Weg nach Virgen). — v. Kürsinger, Oberpinzgau oder der Bezirk Mittersill, Salzburg 1841, S. 101 (einer der schönsten Gletscher, Weberknappen scharenweise, Seil). — Hinterhuber, Der Tourist im Hochgebirge, Salzburg 1855, S. 120 (flachster Gletscher; kühne Wanderer nach Virgen; grosse Pfähle). — Aehnlich ältere Reisehandbücher, wie Schaubach, Weidmann u. a.

[3]) v. Ruthner, Aus den Tauern. Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen, Wien 1864, S. 301.

von der Mündung des Habachthales liegt, einst schwarzer Loden gewebt, wovon nach der Spruch besagt:

Z'Neukirchen
Thut eine alte Kuh Loden wirchen;

aber von der Beteiligung auswärtiger Arbeitskräfte dabei ist nirgends berichtet, und der Pinzgau selbst ist viel zu dünn bevölkert gewesen, als dass er einen Ueberschuss an Arbeitskräften nach ausserhalb hätte abgeben können. Vielleicht ist an Tiroler Bergknappen zu denken, die aus Tirol herüberkamen, um an den vom Volke schon lange gekannten Smaragdfundorten im Habachthale nach Krystallen zu suchen; dadurch wäre auch der Weg über das Habachkees anstatt durch das Hollersbachthal oder über den Felbertauern erklärt [1]).

Das Habachthal endet mit einem 200 m hohen, steilen Felszirkus, über den der Abfluss des Gletschers in mehreren Armen sich in die Tiefe stürzt. Der Gletscher selbst weist die grösste Neigung unter allen grösseren Pinzgauer Gletschern auf; er endet auf dem steilen Gehänge des Felsabsturzes und hat auch in der Neuzeit wohl nie als Ganzes den Absturz überschritten. Dagegen hat er zur Zeit des Hochstandes sicher seine Eismassen bis an die Kante vorgeschoben und Eislawinen in den obersten Thalkessel entsendet, die dann zu einer regenerierten Zunge verschmolzen. Diese Zunge, deren Ausdehnung Ed. Richter noch an der fehlenden Vegetation erkennen konnte, kann sich aber nie weiter als 300 m vom Fusse der Felswände erstreckt haben. Richter ermittelte einen Hochstand des Gletschers in den 20er Jahren, einen zweiten, von dem ersten durch keinen so weiten Rückgang wie jetzt getrennt, um das Jahr 1857 [2]). Peters [3]) hörte 1853 von einem Rückgange um 12—20 m „in den letzten Jahren". Die Höhe des Endes giebt er zu 1869 m an, v. Sonklar zu 1872 m; bei seinem Besuche im Jahre 1860 war der Gletscher schon um 75 m zurückgewichen. Jedenfalls hat in der ganzen Zwischenzeit die regenerierte Zunge im Thale bestanden; sie verschwand erst in den 70er Jahren.

Der grösste Gletscher an der Nordseite der Granatspitzgruppe ist das Sonnblickkees [4]) mit 304 ha. Sein bedeutender Rückgang ist verbürgt durch die Angaben von Sonklar und anderen, dass abgebrochene Eisstücke in den Weisssee 2218 m fielen und auf ihm herumschwammen. v. Sonklar nennt daher den Weisssee einen „Eissee". Da diese Benennung späterhin [5]) nur auf solche Seeen angewendet wurde, die durch das Eis eines Gletschers abgedämmt werden [6]), so entstand ein Missverständnis über die Natur des Weisssees und musste erst be-

[1]) v. Kürsinger (Oberpinzgau S. 101), der sicher von neueren Expeditionen über das Habachkees nichts gehört hat, ist auch ehrlich genug, der übernommenen Notiz beizufügen: jetzt wird der Felbertauern vorgezogen.

[2]) Ed. Richter (ZDOeAV 1891. S. 34).

[3]) Peters (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 800).

[4]) Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen. S. 233.

[5]) Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde, 3. Aufl., Leipzig 1878, S. 177.

[6]) „Eisdammwannen" nach Penck, Morphologie der Erdoberfläche, Stuttgart 1894, Bd. II, S. 221.

richtigt werden[1]). Heutzutage endet das Sonnblickkees so weit oberhalb des Sees, dass keine Eistrümmer mehr hineingelangen können; schon 1871 betrug der Zwischenraum zwischen Gletscher und See mehrere Hundert Meter.

Eine eigentümliche Erscheinung zeigt das Schmiedingerkees[2]) nördlich vom Kitzsteinhorn im Kaprunerthale (Beil. 9). Es hat eine Fläche von 313 ha. aber bei einem wohl ausgebildeten Firnfelde keine eigentliche Zunge. Die letzten Eislappen hängen in eine enge und schmale Schlucht hinein. Diese Schlucht ist aber erst in jüngerer geologischer Zeit vom Kapruner Hauptthale her durch Rückwärtseinschneiden entstanden, während der ursprüngliche Abfluss des Gletschers noch weiter nach Norden und in höherem Niveau dem Kaprunerthale parallel floss. Von diesem alten Thale, in dem die Gletscherwirkung durch die abgeschliffenen Felsen deutlich erkennbar ist, wurde durch die Anzapfung des Seitengrabens die nördliche Hälfte ausser Betrieb gesetzt und sammelt jetzt nur kleinere Wasseradern vom Gehänge. Der jetzige Abfluss des Schmiedingerkeeses nimmt teil an dem schönen Kesselfalle im Kaprunerthale. Den Rückgang des Gletschers seit dem letzten Hochstande schätzte Purtscheller[3]) 1881 schon auf 300 m.

Die östlichsten Tauernthäler bergen keine Thalgletscher mehr. Im Fuscherthale, wie in der Rauris liegen die obersten Thalböden zn niedrig und die Hintergehänge beginnen so tief, dass die Gletscher nicht mehr bis ins Thal vorrücken konnten. Dennoch finden sich in beiden Thälern nicht unbeträchtliche, schöne Gletscher. Der grösste Gletscher der Ferleiten, des oberen Abschnittes des Fuscherthales, ist das Bockkarkees[4]), das über die Bockkarscharte mit der Pasterze zusammenhängt. Es misst jetzt noch 456 ha; zur Zeit des Hochstandes vereinigte sich seine Zunge mit der des Fuscherkarkeeses (266 ha), und die den beiden Gletschern entströmenden Bäche verliehen mit ihren Wasserstürzen dem Käferthale, dem hintersten Winkel der Ferleiten, einen besonderen Reiz. Besonders das Fuscherkarkees ist stark zurückgegangen, aber auch das Bockkarkees hat an Dicke und dadurch an Ansehen sehr verloren. Es betrug der Rückgang

des Bockkarkeeses	1884—85: 14 m,	1885—86: 9 m,	1886—87: 16 m,
„ Fuscherkarkeeses	„ 9 „	„ 12 „	„ 18 „

und auch hier hat der Rückgang in gleichem Massstabe angehalten.

Ueber das Goldbergkees[5]) führt der Hauptweg von der Rauris zum Sonnblick. Das schöne, breite Firnfeld stösst überall fast an den Tauernhauptkamm an; daher weist der Gletscher nur wenig Oberflächenschutt auf, am meisten noch an der rechten Seite, wo von dem mässig steilen Gehänge zum Herzog Ernst hinauf ihm Gesteinstrümmer

[1]) MDOeAV 1881, S. 165.
[2]) Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen, S. 248.
[3]) MDOeAV 1882, S. 191.
[4]) v. Sonklar, Hohe Tauern, S. 100; Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen, S. 249.
[5]) v. Sonklar S. 256; Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen, S. 256.

zufallen[1]). Besonders an dieser Seite ist denn auch der Rückgang sehr deutlich, da die hohe Ufermoräne zeigt, um wie viel der Gletscher eingesunken ist. Der Rückgang begann wahrscheinlich schon vor dem Jahre 1850, da die Brüder Schlagintweit 1846 die letzte Moräne 20 m weit vom Eise entfernt fanden[2]). Im Jahre 1885 hatte der Gletscher schon mindestens 300 m an Länge eingebüsst[3]). Dass in früheren Jahrhunderten die Vergletscherung des Rauriser Thales einen noch um vieles geringeren Umfang gehabt hat, als heute, machen Spuren von alten Bergbauen wahrscheinlich, z. B. am Ostgrate des Sonnblicks, wo die Trümmer eines Hauses noch erhalten sind und 1886 noch viel Holz herumlag, während das alte Stollenmundloch vom Eise bedeckt ist[4]). Zahlreiche Bergsagen knüpfen sich an das Wachstum der Gletscher.

Von den übrigen Gletschern des Pinzgaues sollen nur einige noch kurz erwähnt werden, bei denen eine besondere Eigentümlichkeit den Anlass giebt. Das ist zunächst der Fall bei dem Watzfeldkeese[5]), einem an der Ostseite des Plessachkammes zwischen Habach- und Hollersbachthal gelegenen, 171 ha grossen, sanft nach Norden geneigten Firnfelde ohne deutliche Zunge, dessen unterste Fetzen man aus dem unteren Teile des Hollersbachthales sieht. Während das Gletscherende bei 2400 m liegt, erhebt sich von seiner Umrandung nur ein Punkt über 2900 m, und selbst über 2800 m ragen nur kurze Strecken des Randes auf. Es war das Vorhandensein dieses Gletschers, von dem fast die Hälfte unter der Höhenlinie von 2600 m liegt, für Ed. Richter ein Hauptbeweisstück, dass die Schneegrenze in der Venedigergruppe nicht über 2600 m liegen kann. Uebrigens liegt auch vom Schmiedingerkeese die volle Hälfte unter 2650 m.

Aus einem anderen Grunde sollen einige kleinere Gletscher des Fuscherthales hier Erwähnung finden. Das Teufelsmühlkees[6]) an der Südostseite des Wiesbachhorns misst nur 78 ha; es ist ein steiler Gehängegletscher, dessen Zunge mit mehreren Lappen in den steil zur Ferleiten abfallenden Wänden hängen bleibt. Von der Zunge lösen sich aber von Zeit zu Zeit Eisblöcke ab, die als Eislawinen, im Sturze in Trümmer zersplitternd, in die Tiefe fallen. Sie bilden auf einer flacheren Stufe am Fusse der Wände einen kleinen, regenerierten Gletscher, das Bockenaykees, das zu den Zeiten reichlicher Zufuhr sicher bis unter 1800 m reichte[7]) und somit einer der Gletscher war,

[1]) Die Frage nach den Oberflächenmoränen der Gletscher in der Goldberggruppe hat zu einer Kontroverse zwischen Penck und Diener geführt (Penck, Morphologie, Bd. I, S. 397; Pet. Mitt. 1895, S. 22, 99; — Diener, Pet. Mitt. 1894, S. 269; 1895, S. 51).

[2]) H. und A. Schlagintweit, Untersuchungen zur physikalischen Geographie der Alpen, Leipzig 1850, S. 132.

[3]) Stöckl, Kolm-Saigurn mit dem Sonnblick (ZDOeAV 1885, S. 387); Penck, Morphologie, Bd. I, S. 400.

[4]) v. Obermayer, Die meteorologische Beobachtungsstation auf dem Gipfel des Sonnblick (Met. Zeitschr. 1887, S. 41).

[5]) Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen, S. 218.

[6]) Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen, S. 250.

[7]) v. Ruthner mass 1785 m am 25. August 1859 (Aus den Tauern, Wien 1864, S. 168).

die von altersher von einer der besuchtesten Touristenstrassen aus (Fusch-Fuscherthörl-Heiligenblut) mit geringem Zeitaufwande zu erreichen war. Es ist daher eigentlich der Gletscher des Pinzgaues, von dem wir die ersten touristischen Nachrichten haben und auch ungefähr die ersten wissenschaftlichen. Schon Vierthaler[1]) erzählt von dem Punkte, wo „Demeter und das starrende Eis“ sich fast berühren, Frh. v. Augustin[2]) lieferte sogar eine Zeichnung, aber von gänzlich missratener Naturtreue, und die Brüder Schlagintweit zählten die Eislawinen, die in fast regelmässigen Zwischenräumen herunterdonnerten[3]). Die Volkssage hat sich diese Eisstürze nach ihrer Weise erklärt[4]). Unter dem Gletscher sitzt der reiche, aber geizige Vögerlbauer, dem ein grosser Teil der Ferleiten gehörte; ein Unwetter versetzte ihn dahin, als er auf seine Alm kam, die Knechte beim Sanctusläuten betend traf und gotteslästerliche Verwünschungen ausstiess. Im Dunkel der Nacht ist er erstarrt und kraftlos, treffen aber die Sonnenstrahlen den Gletscher, so erwacht er und sucht sich mit Faustschlägen gegen sein krystallnes Gefängnis zu befreien; und wenn dann die Eistrümmer im Sturze splittern, dann sagen die Melker auf den Almen der Ferleiten: „Heut spaltet Vögerl wieder Eis.“ Von 1884—1887 ging der Gletscher jährlich um 5—7 m zurück.

Ueber die Lage der Schneegrenze in unserem Gebiete hat Ed. Richter[5]) ausführliche Untersuchungen angestellt. Abweichend von älteren Schätzungen kommt er auf Grund vorsichtiger Betrachtung der einzelnen Gletscher und sorgsamer Abwägung aller eine Gletscherbildung begünstigenden und ihr entgegenwirkenden Momente zu dem Ergebnisse, dass an der Nordseite des ganzen Pinzgauer Tauernkammes die Linie, oberhalb deren mehr Schnee fällt, als unter normalen Verhältnissen geschmolzen wird, eine Höhe von etwa 2600 m innehält, vielleicht im Westen an der Reichenspitzgruppe etwas darüber, im Osten an der Goldberggruppe eher darunter. Diese Angabe scheint unter Berücksichtigung der gerade von Richter besonders hervorgehobenen Momente den thatsächlichen Verhältnissen weit besser zu entsprechen, als die aus planimetrischen Messungen der Höhenstufen berechneten Zahlen Brückners[6]), nach denen an der Nordseite der Goldberggruppe die Schneelinie bei 2700 m, an der Glocknergruppe bei 2800 m und an der Venedigergruppe bei 2750 m liegen soll, und als

---

[1]) Vierthaler, Meine Wanderungen u. s. w., Wien 1816, Bd. II, S. 242.

[2]) Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, Pesth 1844.

[3]) Im August 1848: 11 Abbrüche in 3 Stunden (jetzt jedenfalls viel seltener). Damals war die äusserste Moräne 150 m vom Eise entfernt (Untersuchungen u. s. w. S. 118). Auch v. Lendenfeld (Aus den Alpen, Prag 1896, Bd. II, S. 327) schildert einen solchen Abbruch.

[4]) Zillner, Die Untersbergsagen (MGSL 1, S. 142; 1861); v. Freisauff, Salzburger Volkssagen, Wien 1880, S. 588.

[5]) Ed. Richter, Gletscher der Ostalpen, S. 209. 227. 233. 251. 259 und öfter.

[6]) Brückner, Die Hohen Tauern und ihre Eisbedeckung (ZDOeAV 1886, S. 180. 182); Brückner, Die Höhe der Schneelinie und ihre Bestimmung (Met. Zeitschr. 1887, S. 31—32).

die von Brückner angeführte Sonklarsche Zahl von 2780 m für die Nordseite der Tauern [1]. Besser passt schon die Schlagintweitsche [2] Zahl von 2695 m für die Tauern, zumal wenn man erwägt, dass die Schneegrenze auf der Nordseite niedriger liegt als diese Mittelzahl für die ganze Gruppe. Schon Stark [3] nahm die Schneegrenze auf der Nordseite der Bayerischen Alpen zu 2600 m an.

Die Lawinen des Pinzgaues sind bisher noch nicht zum Gegenstande der Untersuchung gemacht worden, wie es in der Gotthardgruppe durch Coaz [4] geschehen ist. Es ist das als ein gutes Zeichen anzusehen, da sich daraus schliessen lässt, dass die Schadenwirkungen der Lawinen sich in unserem Gaue noch nicht sehr hervordrängen. In der That ist der Wald fast überall noch im stande, der Entstehung von Lawinenrunsen im benutzbaren Gehänge vorzubeugen, wenn auch von Zeit zu Zeit einmal, und dann oft an Stellen, wo man es niemals erwartet hätte, eine Lawine Gebäude wegfegt und Land verwüstet. Naturgemäss sind die am höchsten gelegenen Gebäude, und das sind in der Neuzeit die Schutzhütten des Alpenvereins, am meisten der Zerstörung ausgesetzt, und es ist schon mehrfach eine solche Zerstörung eingetreten. Im Frühjahr 1896 wurde die noch nicht ganz fertige Richterhütte der Alpenvereinssektion Warnsdorf im Rainbachthale, die zur Erschliessung und Zugänglichmachung der Reichenspitzgruppe von grosser Bedeutung zu werden versprach, durch eine Lawine vollständig zerstört; doch ist der Wiederaufbau schon in nächster Zeit gesichert. Länger lag in Trümmern das 1882 eröffnete Schutzhaus der Sektion Austria, das an der Südostseite des Wiesbachhorns erbaut war und zur Erinnerung an den Kardinal Fürsten Schwarzenberg, den ersten Städter, der das Wiesbachhorn erstieg, den Namen Schwarzenberghütte erhalten hatte. Obgleich die Hütte an einem bis dahin für lawinensicher gehaltenen Platze aufgebaut war, wurde sie schon nach wenigen Jahren des Bestehens fast bis auf die Grundmauern zerstört, und erst jetzt erhebt sich ein Neubau, von der Sektion Mainz unternommen, in der Nähe der alten Baustelle.

Manche Heustadl auf den berasten Hängen werden im Frühjahre von den Lawinen mit in die Tiefe genommen; 1817 wurde auch ein Zulehen in der Ferleiten mit 50 Stück Vieh verschüttet, und dabei wurden Felsblöcke von 300—500 Zentnern Gewicht verstreut [5]. 1827

---

[1] In Sonklars Gebirgsgruppe der Hohen Tauern 1866, S. 394, ist nur für die Hohen Tauern überhaupt die Höhe der Schneelinie zu 2860 m angegeben.

[2] H. und A. Schlagintweit, Neue Untersuchungen u. s. w., Leipzig 1854, S. 506.

[3] Stark, Die bayerischen Seen und die alten Moränen (ZDAV 4, S. 69; 1873).

[4] Coaz, Die Lauinen der Schweizeralpen, Bern 1881.

[5] v. Koch-Sternfeld, Die Tauern, insbesondere das Gasteiner Thal und seine Heilquellen, 2. Aufl., München 1820, S. 101; Pillwein, Das Herzogthum Salzburg oder der Salzburger Kreis, Linz 1839, S. 67. 549; Dürlinger, Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 328.

verursachten Lawinen im Pfleggerichte Taxenbach über 4500 fl. Schaden[1]). Die Kirche von Bad Fusch wurde schon 1702 zum grössten Teile zerstört; auch nach ihrem Neubau auf geschützterem Platze wurde sie 1844 stark beschädigt und dabei auch ein hübsches Haus des Kardinals Fürsten Schwarzenberg weggerissen. Die Lawinengefahr steckt denn auch gerade der Ausdehnung des Badeortes ziemlich enge Grenzen[2]).

Die Sohlen fast aller Tauernthäler weisen noch im Hochsommer Lawinenreste auf[3]), unter denen sich oft der Bach einen Tunnel gegraben hat. Peters[4]) fiel es auf, dass während seines Aufenthaltes im Pinzgau die meisten Lawinen vom Ostgehänge der Thäler herkamen; diese sind auch im Pinzgau fast durchweg die steileren, während die Westseiten die meisten Gehänge- und Kargletscher tragen.

Von den heutigen Gletschern müssen wir nun unseren Blick in die Vergangenheit lenken, zur Eiszeit, deren Spuren in unserem Gaue fast auf Schritt und Tritt dem Wanderer aufstossen. Brückners[5]) schöne Studie über die Vergletscherung des Salzachgebietes enthält den grössten Teil des vorhandenen Stoffes und wird dementsprechend auch die Hauptquelle für die folgenden Seiten sein.

Zunächst ist hervorzuheben, dass es in den Seitenthälern der Tauern nur wenige Zeugen für die einstige Ausdehnung der Gletscher mehr giebt, abgesehen von den ganz neuen Bildungen der Gegenwart, die bei den Schwankungen der jetzigen Gletscher abgelagert werden. Moränen in der Thalsohle sind wohl nirgends erhalten; vermutlich ist der Rückgang, als überhaupt einmal die vorher im Salzachthale vereinigten Thalgletscher sich voneinander getrennt hatten, ohne grössere Ruhepausen zu Ende geführt worden. Schuttanhäufungen, die in den Thälern gefunden und als eiszeitliche Moränen angesehen worden waren, erwiesen sich bei näherer Betrachtung ausnahmslos als Reste von Bergstürzen, wie mehrere Wälle bei Bucheben in der Rauris[6]). Auch einzelnen grösseren Blöcken, die einst ein Gletscher im unteren Teile eines Thales niedergelegt haben könnte, ist ihre erratische Herkunft selten anzusehen, da deutliche Gletscherschliffe meistens fehlen, an den unteren Thalwänden auch wohl von jüngeren Alluvialbildungen überdeckt

---

[1]) Pillwein S. 67.

[2]) Vierthaler, Wanderungen, 1816, Bd. II, S. 228; Pillwein S. 549; Englmayr, Chronik der Pfarre Zell am See, Salzburg 1848, S. 44; Hinterhuber, Der Tourist im Hochgebirge, Salzburg 1855, S. 96; v. Ruthner, Aus den Tauern, Wien 1864, S. 52; Dürlinger, Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 326; Fuchshofer und Martin, Der Curort St. Wolfgang-Fusch, Wien 1896, S. 175. 187.

[3]) v. Sonklar (Hohe Tauern S. 68) berichtet es besonders vom Habachthale. Eine Lawine 1877 im Fuscherthale hatte Mitte Mai noch 30 m Höhe und eine Viertelstunde Gehbreite (MDOeAV 1877, S. 172). Vgl. auch R. Riemann, Grund- und Wind-Lawinen (MDOeAV 1878, S. 194).

[4]) Peters, Die geologischen Verhältnisse des Oberpinzgaus (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 807).

[5]) Brückner, Die Vergletscherung des Salzachgebietes (Pencks Geogr. Abhandl. I, 1), Wien 1886.

[6]) Peters (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 793).

sind, und da ohne solche die Blöcke bei der im ganzen bis an das Thalende ziemlich gleich bleibenden petrographischen Beschaffenheit vieler Tauernthäler auch vom Gehänge selbst stammen können. An manchen Punkten ist indessen auch ein Gletscherschliff erhalten geblieben; Brückner berichtet selbst von einem solchen im Krimmler Achenbette an den Fällen [1]).

Dagegen hat sich die typische Rundbuckellandschaft ehemals vergletscherter Gneis- und Granitgebiete an vielen Stellen sehr schön erhalten, wo das Thal weit genug war, dass eine solche Strecke bewahrt bleiben konnte und nicht beim Tiefereinschneiden des Baches durch die allgemeine Vertiefung des Thales gestört zu werden brauchte. Solche Rundhöckerformen finden sich, manchmal auch mit schlecht erhaltenen Gletscherschliffen bedeckt, beispielsweise im Kaprunerthale [2]), ferner in den kleinen Thalweitungen des Stubachthales zwischen Grünsee und Weisssee [3]), wohl in keinem Tauernthale aber grossartiger als im oberen Felberthale. Hier, wo in der Gegenwart nur ein winziges Firnfeld am höchsten Hange des Tauernkogels klebt, zeigt sich die ganze Thalstufe oberhalb des Plattsees, über die der Weg zum Felbertauern führt, als ein prachtvolles Denkmal alter Gletscherthätigkeit; überall ist der nackte Fels zu Rundbuckeln abgeschliffen. Die Erhaltung dieser Landschaft ist wohl nur dem Umstande zuzuschreiben, dass die Bacherosion näher am Ostgehänge in die Tiefe arbeitete, wo ein neuer, tiefgelegener, aber schmaler Thalboden sich gebildet hat, und dass die westliche Thalseite der Erosion und Verwischung durch das fliessende Wasser entzogen worden ist.

Deutlicher und zahlreicher werden die Nachweise für die einstige Ausdehnung der eiszeitlichen Gletscher, sobald wir die Tauernthäler verlassen und aus der Gneiszone in die Schieferzone übertreten. Hier heben sich die Findlingsblöcke durch ihre Gesteinsbeschaffenheit sofort von ihrer Unterlage ab. Den ersten Anhaltspunkt für die Höhe, bis zu welcher der Pinzgau durch Eis erfüllt war, gewähren die zahlreichen aus dem Krimmler Achenthale hergeführten Blöcke aus Zentralgneis, die auf den Weideflächen der Platte bis fast zur Höhe des Plattenkogels (2029 m) verstreut sind [4]). Nach ihnen lässt sich hier die obere Gletschergrenze zu etwa 2000 m ansetzen. Der alte Krimmler Gletscher wendete sich hier nach Osten, um den Oberpinzgau zu durchfliessen; es wird daher nicht wunder nehmen, wenn an der äusseren Seite des gebildeten Bogens, eben an der Platte, die Gletscherspuren höher hinauf reichen als an der inneren Seite, wo Fugger [5]) am Nordende des Krimmler Kammes sieben zu einander und zur Richtung des Salzachthales parallele Moränenwälle in einer Höhe von 1480—1525 m fand. Es brauchen diese Moränen überhaupt nicht die höchsten Ab-

---

[1]) Brückner S. 12.

[2]) Simony, Aus dem Pinzgau (Mitt. k. k. geogr. Ges. Wien 15, S. 429; 1872).

[3]) Brückner S. 120.

[4]) v. Kürsinger und Spitaler, Der Grossvenediger, Innsbruck 1843, S. 284; Peters (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 792 und Oesterr. Revue 1867, Heft 7, S. 148).

[5]) Fugger, Friedburg und Anogl (MGSL 33, S. 210; 1893).

Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. X. 2. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Schmiedinger Kees mit dem Kitzsteinhorn.

lagerungen des Krimmler Gletschers zu sein; liegen doch über ihnen hinauf bis zum Anogl 1975 m mächtige Gneisblöcke bis zu 2 cbm Inhalt, die aber ebensowohl dem Gehänge entstammen als aus dem Krimmler Achenthale durch den Gletscher herbefördert sein können.

Auch der weitere Lauf des Gletschers durch den Oberpinzgau nach Osten wird durch Urgebirgsgeschiebe auf den Gehängen der Kitzbühler Alpen bekundet. Mit allmählich nach Osten abnehmender Höhe finden sich hier Zentralgneisblöcke aller Grössen; die höchsten Punkte, an denen solche gefunden wurden [1]), sind am Südabfalle des Gehänges westlich vom Passe Thurn bei 1770 m und weiterhin jenseits des Zeller Sees am Hundstein bei 1652 m. Mit einer solchen Höhe mindestens also bewegte sich der Oberpinzgauer Gletscher nach Osten, um dann, angeschwollen durch die Gletscher aller weiteren Tauernthäler, seinen Weg durch das Zeller Becken nach Norden fortzusetzen [2]). Auch hier finden sich in grossen Höhen Zentralgneisblöcke, an der Ostseite der Schmittenhöhe noch bei 1835 m [3]).

Aber nicht überall sind die Findlinge am Gehänge des Schiefergebirges bis zu solchen Höhen verbreitet, und nur einzelne hochgelegene Punkte waren es, die wirklich vom Eise der Zentralalpen erreicht wurden. Denn auch die Schieferalpen selbst erzeugten zur Eiszeit Gletscher, deren Eismassen dann zwar mit dem Eise des Tauerngletschers verschmolzen, aber die oberen Teile des Gehänges doch vom Tauernschutte frei hielten [4]). Von 1250—1300 m Höhe abwärts aber bis zur Thalsohle finden sich überall auf dem Nordhange des breiten Salzachthales Findlinge in Menge. Einer der grössten ist der nahe bei der Ruine Hieburg liegende, 60—70 cbm grosse Teufelsstein [5]), den der Böse geholt hatte, um die Burg zu zerschmettern, aber beim Klange des Aveglöckleins fallen lassen musste. Zu vielen Tausenden stecken grosse Findlinge in der Strasse von Mittersill über den Pass Thurn; alle Rampen, Wegpfeiler, Barrierenstützen bis zu 2—2½ m langen Werkstücken entstammen ohne Ausnahme den der nächsten Umgebung entnommenen Gneis- und Granitblöcken, auch die Quadern der an 20 m hohen, gewölbten Brücke über den Rettenbach. Hier lässt sich auch

---

[1]) Brückner S. 43. Die dort und S. 41 angegebene Höhe von 1800 m für einen Gneisblock am Grossen Rettenstein ist nicht berücksichtigt, da es auch bei Unger (Ueber den Einfluss des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse, nachgewiesen in der Vegetation des nordöstlichen Tirols, Wien 1836, S. 71), auf den sonst alle Berichte davon sich zurückführen lassen (z. B. v. Kürsinger und Spitaler, Der Grossvenediger, S. 148), nur heisst, er soll da liegen.

[2]) Ueber den nach Osten weitergehenden Zweig und das jüngere Thalstück der Salzach unterhalb Bruck s. S. 139 [83] ff.

[3]) Bei 1738 m schon berichtet bei R. Riemann, Die Krimmler Wasserfälle (ZDOeAV 1880, S. 81). Seitdem bei den Wegbauten noch höher hinauf gefunden.

[4]) Simony S. 484.

[5]) Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 209; Pillwein, Das Herzogthum Salzburg, 1839, S. 518; v. Kürsinger, Oberpinzgau oder der Bezirk Mittersill, Salzburg 1841, S. 6. 123; v. Kürsinger und Spitaler S. 139; Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, Pesth 1844, S. 130; Dürlinger, Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 372; Simony S. 484; v. Freisauff, Salzburger Volkssagen, Wien 1880, S. 503; Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Wien 1889, Band Oberösterreich und Salzburg, S. 458.

der Tauernschutt, selbst als unversehrte Blöcke, bis über die Passhöhe 1273 m verfolgen; der Salzachgletscher ist also über den Pass Thurn nach Kitzbühel übergeflossen [1]). Noch in der Umgebung von Kitzbühel finden sich zahllose Findlinge aus den Tauern [2]). Am Passe Thurn und westlich von ihm sind auch die Moränen von Lokalgletschern als scharf ausgeprägte Wälle erhalten, die zwischen sich und dem Gehänge mehrfach kleine, versumpfte Vertiefungen einschliessen [3]).

Anderwärts, wo die Lokalgletscher sich noch mächtiger entwickeln konnten, finden sich solche Moränen in tieferer Lage; insbesondere zeigen die südlich zur Salzach ziehenden Gräben der Dientener Berge schöne Moränen in 1000—1100 m Höhe. Im Hauptthale selbst sind allmählich die Findlinge seltener geworden, da sie als ausgezeichneter Baustoff viele Verwendung fanden. Zum Bau des Schlosses Fischhorn und zur neuen Kirche in Bruck wurden massenhaft Granitblöcke verbraucht; sie müssen zum Teil über 4 m Durchmesser gehabt haben, da sie zu den mächtigen Säulen und den Altarstufen der Kirche verwendet wurden [4]).

Im Zeller und Saalfeldner Becken war dem weiterziehenden Gletscher Raum zur Ausdehnung und Verbreiterung gegeben; daher nahm er nach Norden allmählich weiter an Höhe ab. Der regere Anbau in diesem Becken hat die Blöcke des Thalbodens wohl zum allergrössten Teile verbraucht, dagegen liegen auf den Gehängen die Blöcke noch überall, und alle kleinen Seitengräben stecken voll davon. Im Thumersbachthale [5]) finden sich alle Gesteine der Glockner- und nicht minder der Venedigergruppe so stark vertreten, dass man sich hier eine Gesteinssammlung dieser Gruppen anlegen könnte und sicher wäre, kein wichtigeres Gestein zu vermissen.

Am Steinernen Meere staute sich der vordringende Gletscher und sendete, da die Hohlwege nicht die ganze Eismasse fassen konnten, nach rechts und links seine Arme ab. Nach Westen liegen im Leogangthale Gneisblöcke an der Südseite der Leoganger Steinberge bis zu einer Höhe von 1100 m an vielen Stellen, und an den Eingängen einzelner Gräben der jenseitigen Thallehne sind Moränenreste mit Gesteinen der Tauern anzutreffen [6]). Der Gletscherarm überschritt den Pass Griessen und senkte sich über Fieberbrunn nach St. Johann in Tirol ins Thal der heutigen Pillerseer Ache; an der Bahn von Hochfilzen nach Kitzbühel finden sich noch glaziale Schotter und Moränen. Auch der östliche Arm dehnte sich weithin aus. Am Abhange des Steinernen Meeres scheint allerdings, wie schon an der Nordseite des Leogangthales, wieder durch Lokalgletscher die Grenze der Urgebirgsgeschiebe herabgedrückt, da sie hier nicht über 1350 m reichen, wäh-

[1]) Simony S. 485; Morstadt, Ueber die Symmetrie in der räumlichen Vertheilung der tiroler Gebirge (ZDAV 4, S. 236; 1873).

[2]) Unger, Ueber den Einfluss des Bodens u. s. w., S. 70.

[3]) Fugger und Kastner, Naturwissenschaftliche Beobachtungen aus und über Salzburg, Salzburg 1885, S. 26; Brückner S. 29.

[4]) Simony S. 430.

[5]) Fugger und Kastner S. 26. 37; Fugger, Salzburgs Seeen (MGSL 30, S. 144; 1890).

[6]) Fugger und Kastner S. 27. 38.

rend die obere Grenze des Eises im Hauptthale nicht unter 1650—1700 m gelegen haben kann[1]). Weiter nach Osten zu ist der Jufenpass 1090 m vom Eise vollständig überschritten[2]), und im Hinterthal, dem oberen Ende des Urschlauer Thales, liegen grosse Blöcke Gneis und Granit. Ja auch der Filzensattel 1252 m, der zum oberen Dientener Thale hinüberführt, und noch weiter östlich der Dientener Sattel 1351 m, der dies Thal mit dem Pongauer Mühlbachthale verbindet, tragen Gneisblöcke[3]), die aber hierher auch von dem Gasteiner Gletscher durch das Dientener Thal getragen sein könnten.

Mit dem Vorrücken des Salzachgletschers in die Hohlwege, in das Gebiet der Kalkalpen, hören die Gletscherablagerungen auf, Anhäufungen von Urgebirgsgeschieben zu sein; das waren sie nämlich bisher, da die beigemengten Trümmer des Schiefergebirges ihrer leichten Vergänglichkeit wegen nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen. Jetzt mischen sich Kalk- und Tauerngeschiebe[4]). Es weist jedoch nicht nur das Vorkommen von Gesteinen der Zentralalpen innerhalb der Kalkzone auf Ablagerungen der Eiszeit hin, sondern es können auch Kalkgeschiebe, auf fremden Formationen abgesetzt, die Rolle von Irrblöcken spielen und sind bei der Bestimmung der Gletschergrenze nicht ausser acht zu lassen. Solchergestalt konnte Brückner in der Nähe des Hirschbühels[5]) erratische Dachsteinkalkblöcke bei 1380 m finden, lokale Grundmoränen am Sonntagshorn bei Unken in 1327 m Höhe und ebenfalls eine Grundmoräne, aber mit Urgebirgsgeschieben, an der Winkelmoosalm bei 1323 m, so dass hier der Salzachgletscher durch einen schwachen Ast auch mit dem Gletscher der Weissen Traun in Berührung stand[6]). An der anderen Seite des Saalethales fand Peters schon an der Grenze des Pinzgaues Urgeschiebe in einer Höhe von 1248 m, so dass der Gletscher einst mit einer 1200 m noch überragenden Oberfläche unseren Gau verliess.

Auch unterhalb dieser höchstgelegenen Punkte finden sich in den Kalkalpen genug Erinnerungen an die Eiszeit. Einen schönen Gletscherschliff auf einer voreiszeitlichen Breccie fand Brückner an der Westseite des Steinernen Meeres, am Hintergehänge eines in die Hohlwege mündenden Grabens[7]); an der gegenüberliegenden Seite der Hohlwege fanden Fugger und Kastner glaziale Geschiebe bis zu 1235 m in grösserer Menge[8]). Bei Lofer finden sich Moränen an beiden Seiten des Beckens[9]), besonders aber an der Westseite, wo Moränenablage-

---

[1]) Brückner S. 23.

[2]) Aberle, Fugger und Kastner, Geologische Skizze des Landes Salzburg (Beiträge zur Kenntnis von Stadt und Land Salzburg, Salzburg 1881, S. 32); Fugger und Kastner S. 38.

[3]) Brückner S. 15.

[4]) Brückner S. 15.

[5]) Der Hirschbühel selbst wurde von den eiszeitlichen Gletschern nicht überschritten; von den späten Veränderungen der Höhenlage in dieser Gegend ist schon S. 141 [85] die Rede gewesen.

[6]) Brückner S. 17. 23.

[7]) Brückner S. 70.

[8]) Fugger und Kastner S. 38.

[9]) Brückner S. 11.

rungen bis 1455 m hinaufreichen, aber die Urgebirgsgeschiebe darin unter der Höhe von 1200 m zurückbleiben[1]).

So waren zur Zeit des höchsten Eisstandes alle Thalzüge und Böden des Pinzgaues hoch hinauf mit Eis bedeckt. Von einem Stande des Eises bis zu 2000 m an den Ausgängen der Thäler der Venedigergruppe nahm die Höhe der Gletscherränder beim weiteren Vorrücken erst nach Osten, dann nach Norden bis in die Gegend von Reichenhall allmählich bis auf 1200 m ab. Von den Zweigen des einen grossen Pinzgauer Gletschers wurden überschritten die Pässe Thurn und Griessen, der Filzensattel, der Pass Strub, die Winkelmoosalm und die Einsattlung zum Unkener Heuthale am Sonntagshorn[2]). Fügt man hinzu, dass zur Zeit des Höchststandes die Schneegrenze in unserem Gebiete am Alpenrande etwa bei 1200 m, im Innern des Gebirges 200—300 m höher lag[3]), dass also auch alle aus der allgemeinen Eisbedeckung emporragenden Berggruppen ihre eigenen Gletscher trugen, die sich mit dem grossen Sammelgletscher vereinigten, so haben wir uns unter dem Pinzgau der Eiszeit ein Land von grönländischem Charakter zu denken, in dem aus der allgemeinen Masse des Inlandeises, das aber nach Thal und Bergen immerhin beträchtliche Höhenunterschiede aufwies, nur einzelne schroffe Bergspitzen als Nunataker herausragten[4]).

Eine wiederholte Vergletscherung der Alpen anzunehmen, zwingt keine bisher im Pinzgau gemachte Beobachtung; andererseits widerspricht auch nichts dieser durch Erscheinungen in anderen Alpenteilen zur Genüge gestützten Ansicht.

Manche Züge der Bodengestaltung im Pinzgau sind erst nach der Eiszeit hervorgetreten. Mit dem Schwinden des Eises wurden die letzten Moränen im Thale und auf den Höhen niedergelegt, die unter dem Gletscherhochstande liegen; so bildeten sich die Hügelgruppen zwischen Zell und Saalfelden, die übrigens zum Teil eher den Eindruck von unter dem Gletschereise abgelagerten Geschieben bilden[5]), und die Moränenwälle am Anogl. Inwieweit die Seeen des Pinzgaues dieser Periode ihre Entstehung verdanken, ist bereits im vorigen Kapitel auseinandergesetzt. Nach dem Rückzuge des Eises trat aber wieder das fliessende Wasser in Verbindung mit den Atmosphärilien seine doppelte Thätigkeit der Erosion und der Akkumulation an. Gewaltige Massen erratischen Schuttes wurden zerkleinert und aus dem Gebiete entfernt; neuen Stoff zum Fortschaffen brachten zahlreiche Bergstürze. Der Bergsturz von Lofer verursachte Seebildung und Aufschüttung im Loferer Becken; die Thalebene des Oberpinzgaues wurde durch den Schutt der Seitenbäche immer höher bedeckt. Ein neuer Abfluss für die Salzach nach Osten war entstanden; der Pinzgau war nicht mehr, was er früher gewesen, das Salzachgebiet innerhalb der Alpen, sondern war in zwei

[1]) Brückner S. 18.
[2]) Brückner S. 17 und Karte.
[3]) Brückner S. 50. Bei v. Sonklar 1300 m (Hohe Tauern S. 403).
[4]) Vgl. die Karte: „Ideale Uebersicht von Südostbayern zur Eiszeit", die bis zum Salzachlängsthal im Süden reicht, bei Stark, Die bayerischen Seeen und die alten Moränen (ZDAV 4; 1873).
[5]) Brückner S. 35.

hydrographische Einheiten gespalten, die noch heute durch eine fast unmerkliche Wasserscheide getrennt sind.

Unablässig arbeiten seitdem die Kräfte der Erdoberfläche an einer Umgestaltung des Gebirges, an einer Verwischung des Unterschiedes zwischen Höhe und Tiefe; wie langsam sie jedoch in Jahrtausenden und aber Jahrtausenden wirken, das zeigen die noch stolz den Thälern und den Firnmeeren entragenden Gipfel und Grate, das lehren aufs eindringlichste die überall vorhandenen Zeugen der Eiszeit, der letzten grossen Umwälzung in unserem Gebiete. Dennoch ändern sich die Einzelheiten in dem gewaltigen Naturbilde von Tage zu Tage. Der Rückgang der Gletscher zu ihrer gegenwärtig so geringen Ausdehnung ist im Hochgebirge vielleicht der hervorstechendste Zug dieser Veränderung; aber erst angesichts der grossen, vom Eise verlassenen Flächen, wie sie sich vor der Zunge des Obersulzbachkeeses am schönsten zeigen, erschliesst sich auch dem flüchtigen Blicke die Wirkung dieses Rückganges auf die Bodenbildung und auf den Charakter der Landschaft.

Und doch arbeiten die Gletscher nur langsam und allmählich an der Umbildung ihrer Umgebung. Jahrzehnte braucht ein Felsblock, der auf das Firnfeld stürzt, bis er am Gletscherende abgesetzt wird; weit schnellere und deutlichere Veränderungen ruft gelegentlich ein einziger Regenguss hervor. Auf 30 Millionen Kubikmeter wurde der Bergrutsch zu Embach von 1794 geschätzt, und vielleicht die Hälfte dieser Menge brachte der Mühlbach bei Niedernsill an einem Regentage 1798 aus seinem Thale heraus; wie unbedeutend sind aber die bewegten Massen im Vergleiche zum ganzen Volumen der Gebirge, so gross und verheerend auch ihre Wirkungen für die betroffenen Thalpunkte gewesen sind!

Gerade auf dem Gegensatze zwischen den anscheinend ewig unveränderlichen grossen Zügen der Landschaft und den Spuren des Wechsels im Kleinen beruhen die Reize der modernen Naturbetrachtung, die sich nicht mit dem Bilde als solchem begnügt, sondern nach dem Grunde seiner Entstehung und nach den Bedingungen für seine Weiterbildung fragt; darauf beruhen auch die herrlichen landschaftlichen Schönheiten des Pinzgaues, die der Mensch der Neuzeit erst voll zu geniessen gelernt hat, eingedenk der Thatsache, dass alles Schöne vergänglich und das Bestehende stetem Wechsel unterworfen ist.



13°

Reichenhall

B.

Saale

Abkürzungen:

Bhf. - *Bahnhof*
bg. - *berg*
bge. - *berge*

DIE PINZGAUER.

VON

DR. WILHELM SCHJERNING,
OBERLEHRER IN AACHEN.

MIT ZWEI LICHTDRUCKTAFELN UND ZWEI ABBILDUNGEN IM TEXT.

STUTTGART.
VERLAG VON J. ENGELHORN.
1897.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Abkürzungen bei den Litteraturangaben.

FDLV: Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde.
JOeAV: Jahrbuch des Oesterreichischen Alpenvereins.
MDOeAV: Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.
MGSL: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.
MOeAV: Mitteilungen des Oesterreichischen Alpenvereins.
ZDAV: Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins.
ZDOeAV: Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

Vorwort.

Das vorliegende Heft bildet eine Ergänzung zu dem zweiten Hefte dieses Bandes der „Forschungen". Wurde darin der Pinzgau nach seiner physikalischen Seite geschildert, so ist es die Aufgabe dieser Blätter, von der Bevölkerung dieser Landschaft ein Bild zu entwerfen und ihren Zusammenhang mit dem Boden, den sie bewohnt, und mit den natürlichen Lebensbedingungen, die er ihr bietet, hervorzuheben. Eine kurze topographische Einleitung war jedoch notwendig, damit diesem Hefte eine selbständige Stelle gewahrt blieb.

Vor den meisten deutschen Gauen zeichnet sich der Pinzgau durch seine natürliche Abgeschlossenheit vom Verkehre aus. Erst seit 20 Jahren durchzieht ein Schienenstrang einen Teil des Gaues; aber andere Teile entbehren noch eines Anschlusses an das Verkehrsleben der Gegenwart. Eine solche abgeschlossene Stellung eines Landbezirkes hat zur notwendigen Folge eine eigentümliche Entwickelung seiner Bewohner, besonders wenn eine freie Entfaltung der Kräfte, eine ausgiebige Benutzung der vorhandenen natürlichen Reichtümer möglich ist.

Eine solche freie Entfaltung ist im Pinzgau nicht zu jeder Zeit möglich gewesen. Zu der natürlichen Abgeschlossenheit des Gaues gesellte sich hier eine künstliche Abschliessung durch die Politik der geistlichen Landesfürsten, ein Herabdrücken aufsteigender Regungen auf den Standpunkt früherer Jahrhunderte. Der Pinzgau hat so, bis er im Anfange dieses Jahrhunderts wieder an einem Staatsleben Anteil erhielt, sich nicht so entwickeln können, wie es die natürlichen Bedingungen ermöglicht hätten. Die heutige Lage seiner Bewohner ist daher vielleicht mehr als anderwärts durch den historischen Gang beeinflusst, und es erschien nötig, einen Abriss der Geschichte des Gaues den folgenden Darstellungen vorauszuschicken.

Unter den weiteren Schilderungen ist das Hauptgewicht auf die äusseren Lebensverhältnisse der Bewohner gelegt, wie sie sich in der Tracht, dem Hausbau, der Anlage ihrer Siedelungen und der Beschäftigung zeigen. Wenn auch die Fülle der noch heute vorhandenen eigentümlichen Gebräuche des Gaues, die Mannigfaltigkeit der fast ausschliesslich an bestimmte Oertlichkeiten angeknüpften Sagen, die ausgeprägte, charakteristische Mundart zu näherem Eingehen auf-

forderten, so musste doch auf eine breitere Behandlung dieser Gegenstände im Rahmen dieses Heftes verzichtet werden.

Nicht wegbleiben durfte dagegen eine Berücksichtigung der Bedeutung des Fremdenverkehrs für unseren Gau, und insbesondere der Thätigkeit der alpinen Vereine zur Erschliessung seiner landschaftlichen Schönheiten. Der steigende Verkehr hat dem Pinzgau schon viel von den Merkmalen der alten Abgeschlossenheit geraubt und wird in der Zukunft noch bedeutendere Wirkungen auf seine weitere Entwickelung ausüben.

Zahlreiche Angaben dieses Heftes, namentlich die neuesten statistischen Zahlen, verdanke ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Bezirkshauptmanns Stöckl in Zell am See, der, selbst ein Salzburger Landeskind, das regste Interesse und ein warmes Herz für den Gau hat; ihm sei an dieser Stelle mein ergebenster Dank dafür ausgesprochen. Nicht unerwähnt will ich endlich lassen, dass mir in manchen Punkten ein in meinem Besitze befindliches Manuskript meines verstorbenen Schwiegervaters Rud. Riemann, des Ehrenvorstandes der Alpenvereinssektion Pinzgau, gute Dienste geleistet hat; es ist die weitere Ausführung eines Vortrags, den er bei der Generalversammlung des Alpenvereins in Zell am See 1879 gehalten hat.

Die dem zweiten Hefte dieses Bandes beigefügte Höhenschichtenkarte vom Pinzgau ist zugleich als Erläuterung für die folgenden Blätter entworfen.

Burtscheid bei Aachen, im Dezember 1896.

W. Schjerning.

Topographische Einleitung.

Zum alten und dauernden Bestande des ehemaligen Erzbistums und jetzigen Herzogtums Salzburg gehören ausser dem Anteile des Alpenvorlandes, dem Salzburggau, die drei Gebirgsgaue Pinzgau, Pongau, Lungau. Unter diesen hat der Pinzgau, von den benachbarten Landschaften einst nur durch weglose, enge Thalschluchten oder über beschwerliche Passübergänge auf dürftigen Saumpfaden erreichbar, wegen seiner abgeschlossenen Lage eine eigentümliche, von den grossen Bewegungen der Geschichte erst spät beeinflusste Entwickelung durchgemacht.

Der Pinzgau umfasst den oberen Teil des Salzachgebietes und fast das ganze Flussgebiet der Saale, des grössten Nebenflusses der Salzach, der dicht unterhalb von Salzburg in den Hauptfluss mündet. Erst seit der Eiszeit sind diese beiden Flussgebiete voneinander getrennt. Vorher gehörte die Saale als Unterlauf zum Oberlaufe der Salzach, die sich durch das Zeller Becken, diese breite Gebirgslücke im Zuge der Schieferalpen, nach Norden wandte; und auch heute noch trennt nur eine fast unmerkliche Wasserscheide den zur Salzach entwässerten Zeller See von der Saale, die aus einem Längsthale der Schieferalpen, dem Glemmthale, von Westen herkommt und dann, nur $2\frac{1}{2}$ km vom See entfernt, nach Norden umbiegt.

Das Thal der Salzach ist, soweit es zum Pinzgau gehört, ein ausgesprochenes, fast geradlinig von Westen nach Osten ziehendes Längsthal. Im Norden begleitet ein Zug von begrünten Thonschieferbergen das Thal; er erhebt sich im Westen am höchsten, erleidet am Passe Thurn eine tiefe Einsenkung und bricht an der vielbesuchten Schmittenhöhe plötzlich zum Becken des Zeller Sees ab. Jenseits ragen noch Gipfel desselben Charakters auf; als Mittelpunkt erscheint der Hundstein. Der ganze Thonschieferzug ist ein Teil der Salzburger Schieferalpen; die Kämme westlich vom Zeller Becken gehören den Kitzbühler Alpen an, während die östlichen Gipfel die Dientener Berge bilden.

Nur kurze Thäler führen aus den Schieferbergen ins Salzachthal; eine grössere Siedelung trägt unter ihnen nur das alleröstlichste, das Dientener Thal, dessen Verlauf ungefähr die Grenze des Pinzgaues gegen den benachbarten Pongau bezeichnet. Hier entwickelte sich

das Dorf Dienten, begünstigt durch die zu Tage tretenden Eisenerze, die einst einen nicht unbedeutenden Bergbau hervorgerufen haben.

Im Salzachlängsthale sind namentlich die Schuttkegel der Bäche aus den Schieferalpen die Stätten der Ansiedelungen gewesen, und so zeigen sich, wie an der Schnur aufgereiht, vom oberen Ende angefangen, Wald, Neukirchen, Bramberg, Mühlbach, Stuhlfelden, Uttendorf, Walchen, Piesendorf und Fürth bis zur Oeffnung des Zeller Beckens. Nur an den wenigen Stellen, wo die Salzach eng sich dem Fusse der Schieferalpen anschliesst, finden sich auch grössere Siedelungen auf dem südlichen Ufer. Hollersbach, Mittersill, Felben und Niedernsill sind dabei zu nennen. Der Markt Mittersill ist der Hauptort des ganzen oberen Salzachthales, das mit seinen Nebenthälern bis unterhalb von Niedernsill den Oberpinzgau bildet. Den Siedelungen des Salzachlängsthales ist auch das ganz im Westen liegende Krimml anzureihen, obgleich es nicht an der Salzach selbst liegt.

Oestlich vom Zeller Becken verengt sich das Salzachthal allmählich; von Niedernsill ab führt es samt dem zugehörigen seitlichen Gebiete den Namen Unterpinzgau. Dicht am Flusse liegt noch Bruck; St. Georgen erhebt sich auf einem Hügel an der Nordseite, und noch weiterhin östlich haben sich die Ortschaften auf Terrassen zurückgezogen, welche die Reste eines älteren Thalbodens darstellen. Auf dem linken Ufer liegt der Marktflecken Taxenbach und weiterhin das kleine Eschenau, südlich vom Flusse in höherer Lage Embach. Erst an der Grenze zwischen Pinzgau und Pongau bietet sich an der Salzach selbst wieder Raum für eine grössere Siedelung, und hier erheben sich die Häuser von Lend.

Südlich vom Längsthale der Salzach erhebt sich der zusammenhängende Zug der Hohen Tauern, denen sich westlich von der Birnlücke noch die Reichenspitzgruppe der Zillerthaler Alpen anreiht. Nur wenige niedrigere, nicht vergletscherte Uebergänge führen über den Hauptkamm und teilen den ganzen Zug in einzelne Gruppen. Von der Birnlücke bis zum Felbertauern erstreckt sich die Venedigergruppe, am meisten eisbedeckt; vom Felbertauern bis zum Kalsertauern reicht die kleinere und niedrigere Granatspitzgruppe, vom Kalsertauern bis zum Hochthore endlich die Glocknergruppe, deren höchster Gipfel, der Grossglockner, allerdings südlich vom Hauptkamme liegt und dem Pinzgau nicht mehr angehört. Oestlich vom Hochthore schliesslich erstreckt sich die Goldberggruppe noch über die Grenzen des Pinzgaues hinaus.

Durch eine grosse Anzahl parallel laufender Thäler ist der Nordabhang der Hohen Tauern gegliedert. In den westlicheren dieser Thäler finden wir noch keinen Ackerbau und dementsprechend auch keine dauernden Siedelungen, abgesehen von dem Krimmler Tauernhause, der uralten Raststätte im Krimmler Achenthale. Dieses Thal ist das oberste, das sein Wasser der Salzach zusendet; in mächtigen Stürzen, den Krimmler Fällen, ergiesst sich die Ache über eine Steilstufe von 450 m Höhe in den Thalkessel von Krimml. Die nächsten Thäler: das Ober- und das Untersulzbachthal, das

Habachthal und das Hollersbachthal, tragen nur Almen und Wald; erst das bei Mittersill mündende Felberthal ist noch zwei Stunden weit hinein besiedelt, und in ihm liegen noch höher hinauf die beiden Tauernhäuser Schösswend und Spital. Noch weiter drängen sich in das nächste, das Stubachthal, die Bauernhöfe hinein; auf drei von diesen sassen einst die „drei Könige des Pinzgaues".

Rascher und steiler steigt das kürzere Kaprunerthal auf; es ist daher nur im untersten Teile angebaut, wo an der Mündung Kaprun liegt. Die beiden östlichsten Thäler, die dem Pinzgau noch angehören, enthalten dagegen grössere Siedelungen. Im Fuscherthale liegt das Dorf Fusch, und der Getreidebau reicht noch weiter aufwärts bis an die grüne Thalebene der Ferleiten; in ein liebliches Seitenthal schmiegt sich ferner der Badeort St. Wolfgang (auch Bad Fusch genannt). Das Rauriserthal endlich ist weit hinein besiedelt; hinter dem stattlichen Dorfe Rauris folgen noch mehrere kleinere Ortschaften, und von den beiden Zweigen, aus denen sich das Thal zusammensetzt, enden in dem einen die Ansiedelungen bei Kolm Saigurn, der alten Aufbereitungsstätte für die Erze des Goldbergbaues, in dem anderen, der zum Hochthore hinaufleitet, mit dem Rauriser Tauernhause.

Die Gipfel der nördlichen Kämme der Glocknergruppe blicken nach Norden gerade hinein in das Zell-Saalfeldner Becken, jene merkwürdige Lücke der Schieferalpen. Den südlichen Teil des Beckens bedeckt der Zeller See; im Osten und im Westen bespült er die Gehänge, während er im Norden und im Süden mit flachen Ufern in Wiesen übergeht. An seiner Westseite liegt auf dem Schwemmkegel des Schmittenbaches der Hauptort des Pinzgaues, der Markt Zell am See, der Sitz der Hauptbehörden und zugleich der Ort des Gaues, in dem sich der Fremdenverkehr des Sommers am meisten drängt.

Der ganze nördliche Teil des Zeller Beckens oder Zeller Bodens, wie der Pinzgauer sagt, gehört zum Flussgebiete der Saale. Ihr fliessen am Nordende des Beckens von Osten und Westen zwei Bäche zu. Das Leogangthal im Westen, das von der Eisenbahn nach Tirol durchzogen wird, steigt über das Dorf Leogang und über den kleineren Ort Hütten, dessen Name schon auf seine Bedeutung für den nahen Bergbau im Schwarzleothale hinweist, zum Passe Griessen auf; von Osten her kommt die Urschlauer Ache in gewundenem Thale heran. In ihrem obersten Thalkessel ruht das Dörfchen Hinterthal; nahe dem Saalfeldner Becken nimmt das grössere Dorf Alm einen dreieckigen Alluvialboden ein, und nicht weit von der Mündung in die Saale liegt an der Urschlauer Ache der Markt Saalfelden, der Hauptort der nördlichen Beckenhälfte und der volkreichste Ort des Pinzgaues. Die Umgegend von Saalfelden gehört zu den am frühesten besiedelten Teilen des Gaues; alte Edelsitze in den verschiedensten Erhaltungszuständen umgeben den Ort von allen Seiten.

Vom Saalfeldner Becken aus durchbricht die Saale die Salzburger Kalkalpen in einem vielfach gekrümmten Thale, in dem enge, schluchtartige Strecken mit freundlichen Erweiterungen abwechseln. Auf das engere Thalstück der Diessbacher Hohlwege, an deren Ende von

Nordosten her beim Dörfchen Oberweissbach das Weissbachthal sich öffnet, der Zugang zum Hirschbühel und damit zum Berchtesgadner Ländchen, folgt eine freundlichere, doch immer noch ziemlich schmale Strecke, bis hinter der Verengerung am Passe Luftenstein das Becken von Lofer sich öffnet. Neben dem freundlichen Marktflecken Lofer liegt hier das Pfarrdorf St. Martin. Das Loferer Becken hat im Westen offene Verbindung mit Tirol und dem Thalgebiete der Grossache; wo an der Strasse dorthin sich die beiderseitigen Bergmassen am dichtesten zusammenschieben, am Passe Strub, ist die Grenze des Pinzgaues, die hier einmal auf kurze Strecken nicht mit der Wasserscheide des Saalegebietes zusammenfällt.

Die Saale selbst verlässt das Loferer Becken im Norden; sie tritt wieder in ein enges Waldthal ein, bis weiter nördlich bei Oberrain sich das kleinere Becken von Unken öffnet. Sein Abschluss im Norden durch neue Thalengen bezeichnet zugleich die Grenze des Pinzgaues gegen Bayern.

Zu beiden Seiten der Saale bauen sich nördlich vom Saalfelder Becken die Kalkgebirge auf, grösstenteils als Kalkhochflächen ausgebildet. Auf der linken Seite erheben sich zwischen dem Leoganghale und dem Passe Strub die im Birnhorn gipfelnden Leoganger Steinberge, und nördlich von ihnen die Loferer Steinberge; erst jenseits des Passes Strub, im Kammerkargebirge, werden die Formen der Berge sanfter, und auf dem fruchtbaren Boden, den hier in grösserem Masse jüngere Formationsglieder als die Trias bilden, erheben sich neben üppigen Weideflächen (Loferer Alm) dichte Fichtenwälder.

Auf dem rechten Saaleufer ragt nördlich von Saalfelden die wilde Hochfläche des Steinernen Meeres auf, dem sich nördlich vom Hirschbühel die niedrigere, aber immer noch rauhe Reitalm anschliesst. Die Vorberge tragen auch hier einen dichten Waldmantel, aus dem sich gelegentlich Gruppen von Almhütten hervorheben, wie die Kallbrunnalmen südlich von der Hirschbühelstrasse.

Geschichte.

Mit der Vorgeschichte des Pinzgaues schloss das zweite Heft dieses Bandes; mit seiner Geschichte soll sich dieser Abschnitt beschäftigen.

Wann sich nach der Eiszeit das Menschengeschlecht in dem wieder eisfrei gewordenen Lande ansiedelte, und wer seine ersten Bewohner waren, wird schwerlich enträtselt werden können. Zum Beginne unserer Zeitrechnung etwa versetzen römische Schriftsteller die Taurisker in unseren Alpenteil. Wer diese gewesen sein mögen und zu welcher Völkergruppe sie gehört haben mögen, darüber sind sich aber die Gelehrten durchaus nicht einig. Steub[1]) rechnet sie zu den Etruskern, oder er nimmt vielmehr an, dass die späteren Etrusker bei ihrer Einwanderung in die Apenninenhalbinsel die Alpen selbst vorübergehend bewohnt hätten, und dass die in dem Gebirge zurückgebliebenen Stämme ihre Reste seien. Andere erklären die Urbewohner unseres Gaues für Kelten und suchen in Sprache und Namen nach Anklängen[2]). Am weitesten geht hierin wohl v. Koch-Sternfeld[3]), wenn er behauptet, dass noch der heutige Pinzgauer den Hochschotten in Sitten, Gebräuchen und Namen als seinen Bruder erkennen würde.

Mögen aber nun die Urbewohner des Gaues Kelten gewesen sein oder nicht, in den heutigen Bewohnern haben sie kaum Spuren hinterlassen, und auch die Ortsnamen, in vielen Fällen eine wertvolle Geschichtsquelle, geben wenig Anhaltspunkte zur genaueren Erforschung der vordeutschen Gaubewohner. Unter 202 Ortsnamen des Pinzgaues, die August Prinzinger der Aeltere untersuchte[4]), fand er nur sechs sicher

---

[1]) Steub, Zur Ethnologie der deutschen Alpen, Salzburg 1887, S. 51.

[2]) v. Kürsinger, Oberpinzgau oder der Bezirk Mittersill, Salzburg 1841, S. 213. 271; v. Muchar, Das Thal und Warmbad Gastein, Grätz 1834, S. 45; Zillner, Salzburgische Kulturgeschichte in Umrissen, Salzburg 1871, S. 13. 150; Zillner, Der Volksstamm der Noriker (Mitt. anthropol. Ges. Wien, 12, S. 8—15; 1882); Much, Ueber die nationale Stellung der Noriker (Ebenda S. 16—20).

[3]) v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Salzburg 1810. Bd. II, S. 336; vgl. auch v. Koch-Sternfeld, Die Tauern, 2. Aufl., München 1820, S. 190.

[4]) Prinzinger, Die Keltenfrage, Salzburg 1881, S. 18—22. 27. S. über Namenkunde ausser einigen im folgenden noch angeführten Schriften noch Prinzinger, Ueber Wiesbachhorn, Hochgöll und Staufen (MGSL 10, S. 15—22; 1870); Zillner, Brand, Schwant, Maiss und Reut in Ortsnamen (MGSL 18, S. 248; 1878);

und sechs vielleicht fremde, und unter diesen keinen, den man als keltisch erklären müsste, sondern nur römische oder slavische. Eigentümlich ist dabei, dass gerade diese fremden Namen an solchen Oertlichkeiten haften geblieben sind, die entweder durch Bergbau oder durch das Vorbandensein uralter Strassenzüge sich auszeichnen. Es lässt sich daraus der Schluss ziehen, dass jedenfalls die Besiedelung unseres Gaues in der Vorzeit nur eine sehr zerstreute war, und dass nur die wichtigsten Oertlichkeiten besetzt worden waren. Nun weisen aber gerade die Bergbaunamen entschieden auf slavische Herkunft hin; ihre Entstehung kann also immerhin auch jünger sein als die Zeit der Taurisker.

Greifbare Spuren von der Anwesenheit vorgeschichtlicher Bewohner [1]) sind im Pinzgau wenig vorhanden. Fast nur alte Bergbauversuche höchst ursprünglicher Art weisen darauf hin. Vermutlich fand man Gold im Flusssande der Salzach und einiger ihrer Zuflüsse, und gelangte, diesen folgend, bis an die Gegend des Hauptkammes, wo die goldführenden Gesteine an der Oberfläche sich zeigen. Da wurde denn vom Tage aus gearbeitet, bis in der gebildeten Grube das Wasser ein weiteres Vordringen hemmte, und dann an einer anderen Stelle begonnen. Solche Bergbauspuren von hohem Alter finden sich namentlich in der Rauris, wie auch im benachbarten Gasteiner Thale [2]).

Mit der Herrschaft der Römer über die Alpenländer fällt etwas mehr Licht auf unseren Gau. Ob freilich eine Strassenanlage zur Römerzeit durch ihn hindurchführte, worauf ausser anderem auch vielleicht der Name „Hochstrasse“ für die alte Verbindungslinie von Bruck nach Zell am See hinweisen würde [3]), ist eine unbeantwortete Frage; und überhaupt sind Zeichen der Römerzeit in unserem abgelegenen Gaue [4]) immerhin viel spärlicher als im Nachbargaue Pongau, durch

---

Zillner, Busch und Baum, Wald und Au in salzburgischen Flur- und Ortsnamen (MGSL 20, S. 130; 1880); Zillner, Das Wasser in salzburgischen Flur- und Ortsnamen (MGSL 22, S 37; 1882); Gsaller, Ueber alpine Nomenklatur (ZDOeAV 1885, S. 131—158); Prinzinger, Zur Namen- und Volkskunde der Alpen, München 1890.

[1]) Gefunden wurden: in Ramseiden Nadel und Bronzegegenstände; in Zell am See ein $5^1/_2$ Zoll hohes Bronzebild; bei Fischhorn im Seekanal 2 Fibeln; bei Bruck 3 Nadeln, 2 Fibeln, 1 Ring; in Gries bei Bruck mehrere Bronzesachen; in Hundsdorf bei Bruck ein Bronzestandbildchen; im Stubachthal am Kalsertauern ein bronzenes Schwert (Ed. Richter, Verzeichnis der Fundstellen vorhistorischer und römischer Gegenstände im Herzogtum Salzburg, MGSL 21, S. 90—97; 1881; Prinzinger, Fundbericht vorhistorischer und römischer Gegenstände MGSL 25, S. 131—135, 1885). Ein 1694 im Gumpinger Moos gefundenes Erzbild von $4^1/_2$ Pfd. Gewicht ist verloren gegangen und nicht näher bekannt. (Hübner, Beschreibung des Erzbistums und Reichsfürstentums Salzburg, 1796, Bd. II, S. 629; Zillner, Kulturgeschichte, S. 27.)

[2]) Vgl. Prinzinger d. Jüngere, Ueber einige „Heidenwege“ im salzburgischen Gebirge (MGSL 28, S. 180—183, 197—200; 1888).

[3]) Zillner, Kulturgeschichte, S. 18; Prinzinger d. Aeltere, Die Eisenbahn und die alten Verkehrswege (MGSL 14, S. 64; 1874). Vgl. auch Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, Stuttgart 1880, S. 111.

[4]) Münzfunde (Bronze- und Kupfermünzen, auch eine Silbermünze Hadrians) besonders im Saalfeldner Becken; in Bramberg, von wo auch eine Goldmünze Othos stammt, fanden sich 1867 öfter römische Kupfermünzen unter dem Opfergelde der Bauern. Römische Kandelaberfüsse bei Fischhorn; römische Leichensteine aus Felben (Weilmeyr, Topographisches Lexikon vom Salzachkreise, Salzburg 1812,

den die Strassen über den Hochtauern und über den Radstädter Tauern führten, von denen noch Reste und Meilensteine erhalten sind, und vollends weit geringer als in der Umgegend von Salzburg, wo sich einst das alte Juvavum erhoben hat, eine prächtige, römische Provinzialstadt, von vielen schmucken Landhäusern umgeben.

In den Wogen der Völkerwanderung wurde Juvavum zertrümmert, und die Römerherrschaft ging unter. Ueber das Alpenvorland mag mancher Völkerstamm im 5. und 6. Jahrhunderte hingezogen sein, sich auch wohl für kürzere oder längere Zeit sesshaft gemacht haben; bis in die abgeschlossenen Gebirgsteile, die den Pinzgau bilden, kam wohl kaum ein wandernder Schwarm, und Teile der Urbevölkerung, gemischt mit römischen Abkömmlingen, mögen vom Hauptsturme unbehelligt die Wanderzeit überdauert haben. Doch erst als die Bayern, die Nachkommen der alten Markomannen, 562 ihre angestammten Sitze in Böhmen verliessen und das Alpenvorland östlich vom Lech besetzten [1]), ist ein Ruhepunkt in der Geschichte eingetreten, und die Vorbedingungen zu einer ausgedehnteren Besiedelung des Gaues sind gegeben. An den Flüssen entlang drangen die Eroberer in das Gebirge ein; sie brauchten es nicht mit den Waffen zu unterwerfen, da ihnen wohl kaum ein Widerstand geleistet wurde, und sie konnten die spärlichen Ansiedler ruhig an ihren Siedelungen sitzen lassen, da es neben ihnen noch viel Platz gab, da mancher Wald zu roden war und über den Wäldern die grünen Matten noch viel Vieh ernähren konnten. Denn zur Viehzucht besonders eignete sich das Land von je; an Getreide wurde zu allen Zeiten nur das Notdürftige gebaut. Zu jener Zeit freilich spielten auch Jagd und Fischfang unter den Quellen des Lebensunterhaltes noch eine grössere Rolle als jetzt. So fanden die neuen Ankömmlinge im Pinzgau zwar kein Paradies, aber eine Gegend, die den Ansiedlern reiche Nahrung bot; und neben den alten Siedelungen, in denen die „Walchen" hausten und die davon ihren Namen bekamen [2]), wie der Pinzgauer Ort im Salzachthale, erhoben sich neue Dorfanlagen.

Bald nach den Bayern hielt auch das Christentum seinen Einzug in den Pinzgau oder vielmehr seinen Wiedereinzug, da die Spätrömer grösstenteils schon Christen gewesen waren [3]). Der heilige

Bd. II, S. 344; v. Kürsinger, Oberpinzgau oder der Bezirk Mittersill, Salzburg 1841, S. 41) und aus Hasenbach bei Taxenbach (v. Kleimayrn, Nachrichten vom Zustande der Gegenden und Stadt Juvavia, Salzburg 1784, S. 52). Der letzte ist sehr schön erhalten; er befindet sich im Salzburger Museum. Vgl. Ed. Richter (MGSL 21, S. 90; 1881) und Prinzinger (MGSL 25, S. 131; 1885).

[1]) Bachmann, Die Einwanderung der Baiern (Sitzungsber. Ak. Wien, Hist. Kl. 91. S. 815—892; 1878); vgl. Schober, Die Deutschen in Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain (Die Völker Oesterreich-Ungarns Bd. I), Wien und Teschen 1881, S. 10.

[2]) Wals bei Salzburg wird ausdrücklich als „vicus romaniscus" in alten Urkunden bezeichnet. Ueber romanische Ortsnamen im Pinzgau siehe Steub, Zur Namen- und Landeskunde der deutschen Alpen, Nördlingen 1885, S. 131 (zum Teil Abdruck aus MGSL 21, S. 98—101; 1881); v. Grienberger, Ueber romanische Ortsnamen in Salzburg, Salzburg 1886; Steub, Zur Ethnologie der deutschen Alpen, Salzburg 1887, S. 67—91; v. Grienberger, Steubiana, Salzburg 1887.

[3]) Zillner, Kulturgeschichte S. 29.

Rupert erhielt, wahrscheinlich um das Jahr 700, vom Bayernherzoge Theodo die Stätte des alten Juvavums zum Geschenke und begann von da aus, wo nun das neue Salzburg sich erhob, die Bekehrung des Landes. Die Sage lässt ihn bis an die Quellen der Salzach vorrücken, um seinen Bereich zu überschauen. Seine Nachfolger, namentlich Vital, der „Apostel der Pinzgauer", trugen das Christentum besonders in die Gebirgsgaue hinein, und es erhoben sich als neue Mittelpunkte die Klöster in den Bergen. Als erstes Kloster wird die Cella Maximini (St. Johann) im Pongau gegründet; bald aber entstand auch ein Kloster in Zell am See. „Et in supra memorata loco Bisonzio edificata est cella", heisst es im Indiculus Arnonis, einer der ältesten Urkunden des Erzstiftes Salzburg, und daraus können wir schliessen, dass der Name des Ortes Zell früher Bisontio oder Bisontium war [1]). Dieser Name des Ortes ist aber zugleich Name für den ganzen Gau geworden; „Bisontio, quod nunc dicitur Pinzgow", steht in den ebenfalls uralten „Breves Notitiae" [2]). Hiernach scheint der Name Pinzgau nur eine Zurechtmachung des römischen, vielleicht auch keltischen [3]) Bisontium zu sein, und alle weiteren Ableitungen von Bison oder Binsen, oder Pinus (= Fichte), oder gar dem keltischen Donnergotte Pin würden hinfällig.

Die ersten Urkunden, die wir über die Geschichte unseres Gaues besitzen, sind kirchlichen Inhaltes. Bei der innigen Verbindung, die bis in dieses Jahrhundert hinein die staatliche Hoheit und die Kirche im Pinzgau hatten, ist es nicht wunderbar, dass in noch weit überwiegenderem Masse als anderwärts fast alle erhaltenen Urkunden aus alter Zeit sich auf die Kirche beziehen. Bezeichnenderweise sind es hier zunächst zwei Verzeichnisse kirchlichen Eigentums und kirchlicher Rechte, die uns als älteste Belegstücke vorliegen. Der Bischof Virgil, einer der ersten Nachfolger des heiligen Rupert in Salzburg, liess bald nach seinem Amtsantritte um 750 ein solches Verzeichnis des damaligen Besitzstandes der Kirche, besonders der Klöster St. Peter und Nonnberg in Salzburg, anlegen, das unter dem Namen der Breves Notitiae bekannt ist, und bald darauf wurde vom Bischof Arno 788 oder 789, noch ehe er Erzbischof wurde, was in demselben Jahre 789 geschah, eine zweite solche Zusammenstellung angefertigt, der Indiculus Ar-

[1]) Zillner, Die Grafschaften und die kirchliche Frei im Salzburggau (MGSL 23, S. 174; 1883); Zillner, Die salzburgischen Marktflecken (MGSL 34, S. 179; 1894). Dagegen v. Grienberger, Die Ortsnamen des Indiculus Arnonis und der Breves Notitiae (MGSL 26, S. 21; 1886). — Man hat den Namen Bisonzio meist auf Piesendorf bezogen, das wohl vom Personennamen Boso (Buoso) abzuleiten ist. Im Indiculus Arnonis heisst es: Boso liber qui et presbiter et Johannes frater eius tradiderunt per licentiam Tassilonis in pago pinuzgaoe loca nuncupantes bisonzio et salafelda. (v. Kleimayrn, Juvavia, Anhang, S. 23.) Hier ist also der Gau schon als Pinzgau bezeichnet, während dieser Name in den Breves Notitiae mit Bisontio gleichbedeutend gebraucht wird. Eine Urkunde von 926 ist in Pisontia in loco Cella ausgestellt (Ebenda S. 135).

[2]) Dafür spricht auch, dass bis 1190 häufig Herren von Pinzgow in den Urkunden auftreten, die aber nur unbedeutende Besitzungen haben konnten, so dass ihr Name nicht von dem Gau abgeleitet werden kann. (Vgl. Dürlinger, Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 38.)

[3]) Vgl. Bisontium = Besançon in der Freigrafschaft Burgund.

nonis, auf Grund deren dann Karl der Grosse 791 nach der Einverleibung Bayerns in das Frankenreich den gesamten Besitz des Salzburger Bistums bestätigte. Auch Saalfelden findet sich schon in diesen Urkunden erwähnt.

Ausser diesen ältesten Belegstücken sind aus den ersten Jahrhunderten des Salzburger Bistums noch eine grosse Anzahl von anderen Urkunden erhalten, wie schon bemerkt, meist mit dem Besitzstande der Kirche zusammenhängend. Die ältesten dieser Urkunden sammelte Thaddäus v. Kleimayrn als diplomatischen Anhang zu seinen „Nachrichten vom Zustande der Gegenden und Stadt Juvavia vor, während und nach Beherrschung der Römer bis zur Ankunft des heiligen Ruperts und von dessen Verwandlung in das heutige Salzburg" (Salzburg 1784); viele weitere sind von Doppler, Hauthaler u. a. in den Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde veröffentlicht; auch bei v. Koch-Sternfeld[1]) finden sich eine Reihe von Urkunden, namentlich solche, die sich auf Berchtesgaden beziehen. Die Urkunden der Erzbischöfe von 1106—1246 sind in Regestenform von v. Meiller veröffentlicht (Wien 1866).

So einförmig nun der Inhalt dieser Urkunden zum grossen Teile ist — handelt es sich doch meist um Verkauf oder freiwillige Uebertragung von Gütern an die Kirche, — so lässt sich doch aus einzelnen manches über die damaligen Zustände ersehen. Zunächst fällt überall die Fülle der damals schon vorhandenen Ortsnamen auf. Es muss mit der Einführung des Christentums ins Gebirge die Ausdehnung der Besiedelung gewaltig zugenommen haben[2]), und man hat den Eindruck, dass im ganzen und grossen im 12. Jahrhundert diese Besiedelung bereits vollendet ist. Wir finden so von den wichtigeren Pinzgauer Orten ausser den schon genannten (Zell, Saalfelden, Piesendorf) entweder als Ortsnamen selbst oder als Namen von Geschlechtern angeführt, bei denen dann das Vorhandensein ihres Sitzes als selbstverständlich anzusehen ist:

888 Ramseiden bei Saalfelden (Ramsidin).
890 Dienten (Tuontina; es ist der Bach, die Grenzscheide zwischen Pinzgau und Pongau. Der Ort Dienten wird erst 1410 erwähnt, doch schon als lange bestehend).
930 Leogang (Liuganga rivulus).
931 Kaprun (Chataprunin).
963 Stuhlfelden (Stuolveldun), Fusch (Vusca), Taxenbach (Tassinpah).
1030 Eschenau.
1040 Bruck (Prugge).
1074 Neukirchen (Niuchirchin).

[1]) v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Salzburg 1810, Bd. II, S. 1—120.

[2]) Ed. Richter, Ueber einen historischen Atlas der österreichischen Alpenländer (Mitt. k. k. geogr. Ges. Wien 1896, S. 533; Mitt. des Instituts für österr. Geschichtsforschung, Ergänzungsbd. V, S. 6). Jedoch findet sich mehrfach bei Tauschverträgen der Zusatz: ex utraque parte loca tradita tunc deserta jacebant, z. B. im Jahre 927 (v. Kleimayrn, Juvavia, Anhang, S. 136).

1090 St. Martin.
1093 Felben (Velwen, Veluwen).
1120 Hollersbach.
1122 Rauris (Rurese).
1140 Walchen, Thumersbach (Tumherespach = Domherrnbach [1]), gegenüber von Zell am See.
1144 Unken (Unchen).
1146 Bramberg (Prentenperige).
1160 Alm (Alben), Mittersill (Mittersele).
1170 Niedernsill, Embach.
1190 Lofer, Uttendorf.
1197 Kammer (Edelsitz im Zeller Becken).
1230 Fischhorn, Schloss in der Nähe von Bruck (Vischarn oder Vischern, später Vischorn, d. h. bei den Fischern. Die Endung -horn vereinzelt seit 250 Jahren [2]), aber erst in diesem Jahrhundert allgemeiner; Vierthaler, Geographie von Salzburg, 1796, S. 60, hat noch Fischorn).
1244 Krimml (Krumbe).

Hierzu kommen zahlreiche kleinere Ortschaften und Einzelhöfe, deren Namen heute noch fortbestehen. Dabei ist zu bemerken, dass zu den angegebenen Zeiten die betreffenden Orte immer als bestehend erwähnt werden, so dass ihre Gründung ausnahmslos in frühere Zeit zu setzen ist. Von einer Gründung eines Ortes im Pinzgau ist eigentlich nur einmal die Rede, als um 1547 an der früheren „Hirschfurt" an der Mündung der Gasteiner Ache in die Salzach ein Holzrechen („Holzlände") angelegt wurde, um das von oberhalb her getriftete Holz aufzufangen und zu einem neu zu errichtenden Schmelzwerke zu verwenden, dem dann der Name Lend verblieben ist. Vorher waren in Gastein fünf, in Rauris sieben Schmelzhütten; der Mangel an Holz in beiden Thälern veranlasste die Verlegung an die Salzach, wo nun auch Holz aus dem Oberpinzgau verwendet werden konnte [3]).

Breitete sich nun in der Zeit von 750—1200 auch der Besitz der Kirche im Pinzgau immer weiter aus [4]), so stand der Gau als Ganzes doch damals noch nicht unter der Landeshoheit des Erzbischofs, wie die östlich benachbarten Landstriche vom Dienten- und Gasteinerbache an, Bächen, die als Grenzen in den Bestätigungsurkunden der Könige Arnulf, Otto II., Heinrich III. und IV. immer wiederholt

[1]) Zillner, Salzburgische Dörfer im Mittelalter (MGSL 32, S. 167; 1892).
[2]) Zillner, S. 169.
[3]) Hübner, Beschreibung des Erzbistums Salzburg, 1796, Bd. II, S. 561; v. Muchar, Das Thal und Warmbad Gastein, Grätz 1834, S. 87. 156.
[4]) Um 963 erhielt z. B. das Stift St. Peter in Salzburg den Hof zu Taxenbach zugleich mit dem ausgedehnten Waldbezirke „de Erilipah (Erlbach, mündet in den Zeller See) usque ad Tuontina et ex altera parte fluvii qui dicitur Salzaha, de Vusca (Fusch) usque ubi Castuna (Gasteiner Ache) intrat in eundum fluvium" (Juvavia, Anhang, S. 197; v. Koch-Sternfeld, Die Tauern, 2. Aufl., München 1820, S. 195; v. Muchar, Gastein, S. 59; Frhr. v. Im-Hof, Beiträge zur Geschichte des salzburgischen Jagdwesens, MGSL 26, S. 147, 1886; Zillner, Die salzburgischen Marktflecken, MGSL 34, S. 167, 1894).

werden. Es gehörte vielmehr der Pinzgau zum Herzogtume Bayern, war aber von den Bayernherzögen wieder an Grafen zu Lehen gegeben. Es blühen ausser den Gaugrafen zu jener Zeit eine Anzahl edler Geschlechter im Pinzgau, unter denen die Herren von der Alben (Alm), von Walchen[1]), Felben[2]) und Neukirchen zu den bedeutenderen gehören. Um 1250 ist der Pinzgau in die obere und untere Grafschaft geteilt; die obere, die von dem „mons Hauinaere ubi oritur fluvius Salza" bis nach Walchen (ad locum Walherainode) reicht, ist im Besitze der Grafen von Mittersill, eines Zweiges der auch im Süden der Tauernkette, in Windisch-Matrei begüterten Grafen von Lechsgemünd[3]), während die untere, die den heutigen Unter- und Mitterpinzgau umfasst (a praedicto loco Walherainode per longum et planum, sicut dicta aqua Salza decurrit, donec ipsi torrens, qui dicitur Tuonta, influit iuxta Bongov, et ex altera per Salvelt et Loveram et usque ubi Sal fluvio ripa influit, qui dicitur Steinbach [Steinpass bei Unken, noch heutige Landesgrenze]), von den Grafen von Plain, deren Burg bei Reichenhall stand, als bayerisches Lehen besessen wurde.

Im 13. Jahrhundert erhält nun das Erzstift auch die Landeshoheit über den Pinzgau. Die Grafen von Mittersill waren 1228 ausgestorben, und Herzog Ludwig von Bayern tauschte sowohl die an ihn zurückgefallene obere Grafschaft als auch die noch den Plainern als Lehen verbleibende untere Grafschaft gegen Besitzungen des Erzstiftes in Bayern ein; am 18. August 1228 wurde zu Ulm die betreffende Urkunde von Kaiser Heinrich III. unterzeichnet und der Erzbischof Eberhard II. mit beiden Grafschaften belehnt. Mit 1228 beginnt also die unmittelbare erzstiftliche Herrschaft über den Oberpinzgau; im Unterpinzgau sassen noch die Plainer, bis nach dem Aussterben ihrer Hauptlinie 1249 auch hier der Erzbischof das Lehen einzog. Seit dieser Zeit sind die Erzbischöfe die alleinigen Landesherren im Pinzgau gewesen[4]).

Noch gab es in unserem Gaue die alten Adelsgeschlechter, die einst auf ihren eigenen Burgen hausten und beträchtliches Land besassen. Das Streben der Erzbischöfe ging in den nächsten Jahrhunderten dahin, die Macht des eingesessenen Adels zu brechen und sich die Geschlechter dienstbar zu machen. Nicht ohne lange Kämpfe, diplomatische und auch thätliche Streitigkeiten, wurde diese Politik durchgeführt. Zunächst verpflichtete sich das Erzstift einen Teil des

[1]) Pirckmayer, Die Familie derer von Walchen im Pinzgau (MGSL 31, S. 313—357; 1891).

[2]) Zillner, Kulturgeschichte, S. 43, nennt sie „ziemlich dürftige Gebirgsedelleute". Dem widerspricht aber ihr ausgedehnter Besitz.

[3]) Zillner, Die Grafschaften und die kirchliche Frei im Salzburggau (MGSL 23, S. 233—241; 1883); v. Krones, Die deutsche Besiedelung der östlichen Alpenländer (FDLV III. Heft 5), Stuttgart 1889, S. 123.

[4]) Juvavia S. 365; v. Meiller, Regesten zur Geschichte der Salzburger Erzbischöfe von Konrad I. bis Eberhard II., Wien 1866, S. 241. 242; Zillner, Grafschaften, S. 233; Ed. Richter, Untersuchungen zur historischen Geographie des ehemaligen Hochstiftes Salzburg und seiner Nachbarländer (Mitt. des Instituts für österr. Geschichtsforschung, Ergänzungsbd. I, Heft 3, 1885, S. 618. 677—679); Zillner, Die salzburgischen Marktflecken (MGSL 34, S. 165—167; 1894).

Adels noch durch Ueberlassung von einzelnen Teilen des Landes, aber nicht mehr zu dauerndem Lehen, sondern in der Regel nur gegen Gewährung von anderen Vorteilen; später treten auch Bürgerliche als erzbischöfliche Beamte auf, die ihre Aemter oft förmlich gekauft oder gepachtet hatten [1]). Abkömmlinge der Felber finden wir im 13. und 14. Jahrhundert auf verschiedenen erzstiftlichen Burgen [2]), wie in Mittersill, Kaprun und anderen. Aber die Tage des eingesessenen Erbadels sind gezählt, ein Geschlecht nach dem anderen stirbt aus. Die Hieburger im Oberpinzgau beginnen den Reigen; ihr Stammschloss, früh durch Feuer verwüstet, und ihr Besitz kommen in die verschiedensten Hände. Die Herren von Walchen, die wohl schon früh zum Erzstifte hielten und auch einen der ihrigen (Friedrich II., 1270—1284) auf dem erzbischöflichen Stuhle sahen, und die Felber verschwinden um 1400, die Neukircher, die Ramseider und die Herren von Alm, die seit 1414 Erbtruchsessen des Erzstifts waren [3]), erlöschen um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Aus den Trümmern der Hieburger und Neukircher Herrschaft im Oberpinzgau entwickelt sich späterhin der ausgedehnte gräflich khuenburgische Besitz [4]); Ramseiden und andere Güter um Saalfelden und bei Lofer werden auch späterhin wiederholt in einer Hand gesehen [5]). Von einem selbständigen Auftreten des Adels ist aber selten mehr die Rede, seit in der Schlacht bei Mühldorf und Ampfing 1322 zahlreiche salzburgische Ritter, darunter aus dem Pinzgau zwei Felber, ein Herr von der Alm und ein Herr von Wenns (bei Bramberg), an der Seite Friedrichs von Oesterreich fielen [6]), und besonders seit das letzte Zusammentreten des Adels gegen den Erzbischof, der Igelbund 1403 [7]), den Fortschritt der erzbischöflichen

[1]) Der Pfleger Kaspar Vogl zahlte 1606 für die Bezirke Kaprun, Zell und Fusch 3700 fl. Die Pflege Taxenbach brachte damals aber auch jährlich ein: 215 fl. Geld, 283 Pfd. Schmalz, 2 Khuchelküe, 44½ Hennen, 929½ Metzen Hafer, 26 Robottage. Willengelder von den Schank- und Kaufrechten, Mühlen u. s. w. (Dürlinger, Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 59).

[2]) 1292 beurkundet Gebhard von Felben, dass ihm Erzbischof Konrad „die Purg zu Mittersel" zu behalten und wieder rückzugeben empfohlen habe, nach Salzburger Recht, als andere Burggrafen des Erzstifts thun, und verbindet sich, dass er mit dem „Lantgericht, so die Grafschaft angehört," nicht anders schaffen wolle, „dann mir mein Herre selber aufsetzet, und sol auch seine aigen leut nit betwingen, dass sie in meine gewalt cheren, und sol auch nümen des gotshaus nöten, das er sein aigen aufgeb, und es von mir empfahe zu lehen, so sol ich auch meinen Herren von Saltzburch und das gotshaus nicht irren an seinen Aertzpergen und an dem gericht, das seinen Amann zugchört, auf Urbar, oder auf Vogtey, und auch an allen andern dingen, dy das gotshaus von Salzburg von alter gewonheit von recht herbracht hat" (Juvavia S. 437). Aehnlich lauten andere Vorschreibungen. — Diemud von Felben war 1266—1270 Aebtissin des Benediktinerinnenstiftes Nonnberg in Salzburg. (Widmann, Urkunden und Regesten des Benediktinerinnenstiftes Nonnberg; MGSL 35, S. 16; 1895.)

[3]) Juvavia S. 494.

[4]) Vgl. Pirckmayer, Ueber das gräflich Khuenburgische Archiv in Tamsweg (MGSL 27, S. 531; 1887).

[5]) Walz, Die Grabdenkmäler von St. Peter und Nonnberg zu Salzburg, 4. Abtlg. (MGSL 14, S. 308. 355; 1874).

[6]) Juvavia S. 566.

[7]) Spatzenegger, Privilegienbuch der Stadt Salzburg (MGSL 5, S. 182. 185; 1865); Dürlinger S. 51; Zillner, Kulturgeschichte S. 64. Den Namen

Macht und ihren Sieg über den Adel auf die Dauer nicht aufhalten konnte. Zum ersten allgemeinen Landtage des Erzstifts 1473 werden noch fünf von der Alm, drei Ramseider, Hans Stuhlfelder und seine Vettern einberufen [1]). Im 16. und 17. Jahrhundert ist aber der Uebergang der Verwaltung des Landes aus der Hand des Lehnsadels in die Hände von besonderen erzbischöflichen Beamten vollzogen, die als Pfleger, Landrichter oder auch mit besonderen Titeln als Urbarpröpste in der Fusch oder Kellner von Stuhlfelden bezeichnet wurden.

Inzwischen war aber eine andere Macht im Pinzgau zur Herrschaft und zu Einfluss gelangt, wenn auch nur auf die kurze Zeit von nicht ganz zwei Jahrhunderten. Die zunehmende Besiedelung des Landes liess auch den Bergbau wieder aufleben, den schon die vorgeschichtlichen Bewohner begonnen hatten [2]). Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts waren noch die Erzeugnisse der Viehzucht, insbesondere der Almwirtschaft, die einzigen Reichtümer des Gasteiner und des Rauriser Thales gewesen [3]). Um die Mitte des 14. Jahrhunderts hören wir aber schon von ausführlichen Bergordnungen [4]) und anderen Einrichtungen, die einen blühenden Bergbaubetrieb voraussetzen. Die Erzbischöfe zogen für ihre Kasse dauernden Gewinn aus dem Bergsegen, da sie als Herren des unbenutzten Bodens [5]) und Inhaber der Regalien die Goldbergwerke in den Tauern in Pacht gaben, zunächst an Einzelne oder Genossenschaften, später aber durch ihre Bergrichter die Gefälle von den einzelnen Gruben einziehen liessen. In Rauris bestand schon 1359 ein eigenes Berggericht [6]), und die Volkszahl des Thales mehrte sich ausserordentlich. 1547 wurde die Schmelzhütte in Lend gebaut; an ihr waren die meisten Gewerken von Rauris und Gastein beteiligt, unter ihnen die Zott in Rauris; auch die Weitmoser hatten Gruben in der Rauris, wenn auch ihr Hauptsitz in Gastein war. Die Gesamtheit der Gewerken bildete den „Lendnerhandel“. In den Jahren 1554—1570 betrug die jährliche Ausbeute im Durchschnitte 2360 Mk. Gold und 19000 Mk. Silber [7]).

Nicht nur in Rauris und Gastein blühte in jener Zeit der Bergbau. In Dienten wurde Eisen gewonnen und verarbeitet, die Gewerken Jud und Zäch waren da die bedeutendsten [8]). Im Oberpinzgau wird von Bergwerken auf Gold und Silber fast in allen Tauernthälern berichtet; wichtiger aber war der dort betriebene Kupferbergbau, be-

---

führte der Bund von der Urkunde, an der die Siegel der Ritter und der mit ihnen verbündeten Städte rings um den Rand ragten, wie die Stacheln eines Igels. Aus dem Pinzgau waren Herren von Alm, Neukirchen, Ramseiden und Wenns dabei.

[1]) Juvavia S. 567.

[2]) v. May, Ueber den Goldberghau in den Tauern (MDOeAV 1888, S. 13).

[3]) Zillner, Kulturgeschichte, S. 117.

[4]) 1342, 1344, 1369, 1399, 1401, 1463, 1477, 1501, 1532, 1536 u. s. w. (Juvavia S. 595).

[5]) „Was bei den Römern res nullius ist oder primo occupanti gehört, ist in Salzburg landesherrlich, und zwar pleno iure dominii“ (Juvavia S. 605). Auch die Gletscher sind also in Salzburg landesherrlich (vgl. Herget, MDOeAV 1878, S. 120).

[6]) Hübner Bd. II, S. 476; Dürlinger S. 52; Zillner, Marktflecken, S. 185.

[7]) Zillner, Kulturgeschichte, S. 63. 118.

[8]) Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 125.

sonders vom Brennthal an der Südseite des Salzachthales gegenüber von Mühlbach und bei Piesendorf und Walchen am linken Salzachufer. Die Erze wurden grossenteils in einem Pochwerke verarbeitet, das am Zeller See auf dem Schuttkegel des Thumersbaches lag, und der „Thumersbacher Handel“ stellte sich dem Lendnerhandel zur Seite [1]). Unter den Oberpinzgauer Gewerken ragen besonders die Rosenberger hervor [2]), deren Schlösschen Rosenberg dicht am Markte Zell am See noch steht und jetzt mehrere Staatsbehörden beherbergt; auch die Schlösser Lichtenau in Stuhlfelden und Lambach im Oberpinzgau sind von ihnen erbaut [3]). Die Welser aus Augsburg waren ebenfalls am Bergbau beteiligt, und überhaupt wurde der Oberpinzgauer Bergbau mehr durch Augsburger gefördert. Das Salzburger Museum enthält noch vier bunte Wappenfenster von Georg Regel, Hanns Manlich, Melchior Stuntz und Melchior Ilsung, sämtlich „Burger zu Augspurg, Gewerke zu Brennthal“, die aus den Jahren 1510—1525 stammen und einst im Weyerhofe bei Bramberg angebracht waren [4]).

Zahlreiche Urkunden berichten von der Blütezeit des Bergbaus. Bemerkenswert sind darunter die Verträge, durch die sich die Bergherren das zum Betriebe nötige Holz sicherten. Zum Teil gehörte zu den verliehenen Bergwerken auch Wald; meistens aber wurden aus den landesfürstlichen Forsten, deren es ja zwischen Fuscher und Gasteinerthal genug gab (vgl. Anm. 4 auf S. 208 [16]), oder aus denen anderer Besitzer, wie z. B. des in der Gegend von St. Georgen seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts begüterten Stiftes Berchtesgaden, gewisse Bezirke überwiesen. So bekennen 1533 die drei Brüder Zott, dass Probst Wolfgang von Berchtesgaden ihnen des Gotteshauses frei eignen Wald (folgen die Grenzen) „auf unser fleissig Bit umb syben und zwanntzig Pfund Pfennig, so wie seine Gnaden für die Stokrecht bezalt, aus Gnaden verlihen und verlassen, auch uns darauf den gemelten Wald zu unserm Prauch überantwort hat mit solcher Auftrag und Bedingung, das wir gedachten Wald, von understen bis zum obersten unser Nottuft nach ainmal abwürchen und verarbeiten mögen zu unser gelegner Zeit, aber auf die Gründt und Stockh Remen gemelts Wallds sollen noch wellen wir gar nichts zu sprechen noch einigerlai Recht darauf zu verschaffen oder zu vergeben, sonder allein das Holtz darin (doch unbenomen des Georg Tischlers in der Rauris seiner Grechtikeit, so er auf etlich Jar bestanden) zu niessen und zu gebrauchen

---

1) v. Koch-Sternfeld, Die Tauern, 2. Aufl., München 1820, S. 274; Zillner, Kulturgeschichte, S. 118.

2) Sie kauften für ihr Bergpersonal im Gerichte Zell allein jährlich über 100 Rinder, 1200 Metzen Weizen, 1600 Metzen Roggen, 1800 Metzen Hafer, 1000 Pfd. Schmalz und Käse. (Vierthaler, Reisen durch Salzburg, Salzburg 1799, S. 252; Vierthaler, Wanderungen Bd. II, S. 238.)

3) Pillwein, Das Herzogthum Salzburg, Linz 1839, S. 521; v. Kürsinger. Oberpinzgau, Salzburg 1841, S. 25; Walz, Grabdenkmäler (MGSL 14, S. 377. 378; 1874)

4) Vierthaler (Wanderungen, Bd. II, S. 211) giebt auf dem Weyerhofe Fenster von Georg Regel, Laux Miller, Melchior Ilsing, Ulrich Dietstetter an. Es sind also wahrscheinlich mehr gewesen, da sie Vierthaler ohne Zweifel selbst gesehen hat. Aehnlich wie bei ihm, aber verstümmelt sind die Namen bei Pillwein, S. 508. Vgl. auch v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 67.

haben. Und so nun gemelter Walld von uns oder unsern Erben einmal vom obersten bis zum understen, wie gemelt, verarbait und abgewürcht, dann soll und ist solcher Walld mit Grund und Poden, auch aller seiner Grechtigkeit, hochgedachten unserm gnedigen Herrn, seiner Gnaden Gotshaus und Nachkomen widrumb frei ledig worden und heimgefallen" [1]).

Man sieht aus diesem Beispiele, dass im Pinzgau mit dem Waldbestande immerhin vorsichtiger umgegangen worden ist als in anderen Ländern [2]). Dennoch drohte oft genug für die Zukunft Mangel an Holz für Berg- und Hüttenzwecke einzutreten, und wiederholte Forstordnungen mussten einschärfen, dass kein Wald geschlagen werden durfte, ohne dass für die Wiederbewaldung des kahlen Bodens gesorgt würde. Seit 1524 war auch vom Landesherren das Recht auf alles im Lande stehende Holz ausdrücklich ausgesprochen, und nach dem Ermessen der Beamten wurde den Anwohnern Holz zugeteilt.

Doch die grossartige Blüte der Goldbergwerke und überhaupt des gesamten Bergbaus im 16. Jahrhunderte dauerte nicht lange. Das allmähliche Sinken des Geldwertes nach der Entdeckung der neuen Welt vermehrte einerseits durch die höheren Löhne die Unkosten des Bergbaus, andererseits schmälerte es den Ertrag. Da es auch mit der Zeit immer schwerer wurde, den Holzbedarf zu decken, zumal da die am leichtesten erreichbaren Waldungen auch am ehesten ausgenutzt waren, verschwand der Unternehmungsgeist allmählich. Von 1600 an folgt auf das rasche Aufblühen ein ebenso schneller Verfall. Schon 1611 sind in Rauris und Gastein nur noch 300 Knappen gegen früher 1200, und bald haben die Gewerken entweder den Bergbau völlig aufgegeben oder sind beim Weiterbetriebe verarmt. Die Steigerung der auf den Bergbau aufgelegten Steuern und Abgaben that das ihre dazu, und es erscheint überhaupt als die Absicht der Erzbischöfe, den Bergbau, der durch fremde Unternehmer gross geworden war, zur Mehrung der Einkünfte in eigene Verwaltung zu nehmen. Schon 1622 wurde der Lendnerhandel von der fürstlichen Kammer eingelöst [3]), und auch die meisten anderen Bergwerke des Landes kommen in dieser Zeit in landesfürstliche Hände [4]). Es war aber keine günstige Gelegenheit zur Uebernahme der Bergwerke; denn mehr als ein Jahrhundert lang fristete der Bergbau nun notdürftig sein Dasein. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde noch einmal ein Aufschwung genommen, aber auch er verlief im Sande, und heute bestehen im Pinzgau nur kümmerliche Reste der einstigen Blüte.

---

[1]) v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Salzburg 1810, Bd. II, S. 111.

[2]) Vgl. Ed. Richter, Waldpflege in der Vorzeit (MDOeAV 1883, S. 295 bis 297).

[3]) Zillner, Kulturgeschichte, S. 118.

[4]) Mühlbach im Jahre 1633, Dienten 1654. Dienten kaufte der Erzbischof Guidobald von Thun für 15000 fl. von Johann Jakob Jud. Länger hielt sich das Schmelzwerk Leogang, das erst 1760 für 16000 fl. an das Erzbistum überging. Vgl. (Lürzer v. Zehendthal), Historisch-topographische und ökonomische Beschreibung des Salzburgischen Pfleggerichts Liechtenberg oder Saalfelden. Von einem Freunde des Vaterlandes. Salzburg 1802, S. 18. 19; Dürlinger S. 16. 17.

Zur Lähmung des Unternehmungsgeistes unter den Gewerken trug viel die Haltung des erzbischöflichen Stuhles gegenüber dem evangelischen Bekenntnisse bei, dem die meisten Gewerken angehörten. Hierbei muss aber weiter zurückgegriffen werden, zumal da sich im Pinzgau wie anderwärts mit dem Umsichgreifen der Reformation auch die grossen sozialen Bewegungen zeigten, die zu den Bauernaufständen und Bauernkriegen führten.

Dass im Erzbistum Salzburg die Reformation leicht Eingang und gewaltige Verbreitung fand, lässt sich trotz des scheinbaren Widerspruchs damit begründen, dass das Land ein geistlicher Staat war. Gewiss war es bei einer grossen Anzahl der Protestanten im Lande die innere Ueberzeugung, die sie von einer Kirche schied, deren Vertreter im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts so oft jeder Würde entbehrten. Gewiss ist es aber auch, dass durch die Unzufriedenheit der Landesbewohner mit den weltlichen Beamten, den Vertretern der Staatshoheit, viele geneigter wurden, die Partei ihres katholischen Kirchenfürsten zu verlassen. In der That war in jener Zeit die weltliche Macht des Fürsten von der kirchlichen nicht zu trennen, und mit allem Drucke der landesherrlichen Gewalt wurden auch die Unterthanen unter die Botmässigkeit der Kirche gezwungen. Ein Auflehnen gegen den Staat führte fast notwendig auch den Widerstand gegen die Kirche mit sich.

Die kirchlichen Missstände jener Zeit waren nun aber auch derartige, dass der Samen der Reformation in Salzburg auf fruchtbaren Boden fallen musste. Aus den Beschwerden der Gemeinden, wie aus den Verhandlungen der Behörden, z. B. auf der Mühldorfer Synode 1522, geht das deutlich hervor. Das sogen. Reformationsedikt des Erzbischofs Matthäus Lang von Wellenburg (1519—1550) aus dem März 1522 führt an, der Erzbischof habe erfahren müssen „quosdam sacerdotes non solum domi a crapula et ebrietate non abstinere, sed et per tabernas et compita publica discurrere et quottidianis compotationibus frequenter insistendo, quin etiam quod gravius est, quosdam presbiteros in domibus dotium beneficiorum suorum tabernas vinarias constituere et exercere locum compotationibus, ludis et aliis enormis excessibus“, ferner: „quosdam non solum concubinas domi nutrire, sed et prolem suam ex fornicatione procreatam apud se educare eorumque ministerio quoque in publico et, quod detestabilius est, in sacris officiis uti“ [1]).

Auf der Mühldorfer Synode wird ebenso von den Priestern berichtet: „Sy ligen tag unnd nacht in den offentlichen wirtzheusern, trinkhen mit den layen zu, werden vol unnd so ungeschickht, dass sy dadurch rumor unnd aufrur, mit schlahen, raufen unnd dergleichen frävenlichen gewaltsann üben, alls sich dises jars unnd noch teglich in unserm fürstenthumb in Steten, Märckhten unnd Dörfern vilfeltigelich erfunden unnd begeben. Ist auch . . . aus warhafftiger geschicht erfunden, das sich nach solchem trinkhen unnd rumorn ungeschlaffen unnd ungepett über den altar geen, die göttlichen ämbter zu ver-

---

[1]) Datterer, Des Kardinals und Erzbischofs von Salzburg Matthäus Lang Verhalten zur Reformation 1519—1525; Diss. Erlangen (Freising) 1890. S. VII.

pringen . . . Es ist auch jetz allennthalben vasst by allen briestern in Steten unnd auf dem lanndt so gemain worden, das sy on alle scheuhe ir concubin unnd anhanng, auch khinder bey ine offentlich haben. Dieselbigen mit ine auf die ladtschaften, zu hochzeitten und besinghknussen unnd zu dem wein in offene wirtzheuser furen, sy yber frum erber frawen an die oberisten steet setzen, und so grobe unzüchtige unverschampte word vor menigelich man unnd weiben reden, das got der Almechtig gelestert, der cristenlich glauben geschmecht unnd der gemein mensch geergert wirdet" [1]).

Zu diesem unwürdigen Lebenswandel der Geistlichen kamen nun noch arge Missbräuche ihrer kirchlichen Gewalt über die Landbewohner. Bei Begräbnissen werden hohe Gebühren von den armen Leuten erpresst, bei den Taufen muss man die Kinder, „die doch on alle mackhel und sind seien", noch besonders gegen Entgelt „besingen und begeen" lassen. Im Falle der Ablehnung ihrer Ansprüche verweigern sie die Absolution in der Beichte und das Sakrament. „Dartzue so ein sunder ainen Eepruch oder sunst ain treffenlich stückh peicht, so muess er dem peichtvatter sonnder gelt umb die absolution derselben grossen sunden halber geben. Sagen, es chosst sy vil von den Bischoven solchen gewalt der absolution zu erlangen" [2]).

Bei derartigen Uebelständen, die eine so weite Verbreitung gefunden hatten, ist es nicht wunderbar, dass der neuen Lehre zahlreiche Anhänger gewonnen wurden. Und bei der allgemeinen Verirrung konnte ein geistlicher Fürst auch nicht mit einemmale fest zufassen [3]). Freilich vermisst man auch den energischen Willen, Abhilfe zu schaffen, und während Geistliche, die lutherische Grundsätze verbreiteten [4]), gemassregelt und bestraft wurden, blieb es in betreff der gerügten Missstände bei Mandaten und Verboten. Unter dem verrotteten Klerus jener Tage hebt sich als leuchtendes Bild der Bischof Berthold Pirstinger von Chiemsee ab, der angesichts der traurigen Zustände 1525 auf sein Bistum verzichtete und in Saalfelden [5]) sein Leben beschloss. Er schrieb

---

[1]) Datterer S. LXII. Vgl. auch Mayr-Deisinger, Wolf Dietrich von Raittenau, Erzbischof von Salzburg 1587—1612, München 1886, S. 16.

[2]) Datterer S. LXIII.

[3]) Erst seit 1653 ist das Verhalten der Priester zufriedenstellend (Dürlinger S. 133).

[4]) Ein Gutachten, 1524 für den Erzbischof ausgearbeitet, zählt 82 ketzerische oder verdächtige Sätze auf und belegt 31 davon mit dem Tode, 43 mit Verbannung, einige mit Gefängnis. Als Beispiele seien angeführt (Datterer S. LVI):

1. Liberum arbitrium temere negans ad ignem.
12. Angelorum custodiam negans vita privetur.
19. Purgatorium negans morte plectatur.
37. Tollens sanctorum imagines tollatur et ipse e medio.

[5]) Bei der Gründung des Bistums Chiemsee 1215 waren ausser andern Pfarren auch Stublfelden, Zell, Taxenbach zur Dotierung des neuen Bistums ausgesetzt (v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Bd. II, S. 266). 1299 kam Saalfelden im Austausche gegen eine steirische Pfarre hinzu und blieb Tafelpfarre von Chiemsee bis 1642, wo sie durch einen neuen Tausch wieder allein salzburgisch wurde (Ebenda S. 272). 1323 entscheidet Erzbischof Friedrich III. über die Teilung der Saalfeldner Pfarreinkünfte zwischen dem Bischof von Chiemsee und dem Pfarrvikar in Saalfelden (Doppler, Die ältesten Originalurkunden des fürsterzbischöflichen Konsistorial-Archivs zu Salzburg, MGSL 10, S. 156; 1870).

ohne Namen in offener Sprache sein „onus ecclesiae" (Landshut 1524), ferner im Auftrage des Erzbischofs eine „Teutsche Theologey" (München 1528)[1]).

Zu den Uebergriffen von seiten der Kirche, gegen die es keinen Rückhalt beim Staate geben konnte, da die Kirche selbst der Staat war, kamen nun noch schwere bürgerliche Bedrängnisse des Volkes. Das Verhältnis zwischen Kirche und Unterthan hat sich zwar bis zu einer wirklichen Leibeigenschaft überhaupt nicht zugespitzt, da gerade von jeher die Kirche ihre Arme bereitwillig öffnete und die Bauern unter ihren Schutz nahm, um sie vor der Hörigkeit unter dem Adel zu bewahren. Wie aber der Wald und fast alles Gemeineigentum allmählich vom Landesherrn in Besitz genommen war und von seinen Beamten zur Nutzniessung an die Bedürftigen verliehen wurde, so war auch fast aller Boden der Kirche unterthan geworden, und um 1500 giebt es im Pinzgau kaum noch freieigene Bauern[2]). Die alten Urkunden geben zahlreiche Beispiele, in denen der Laie dem Kloster sein Gut überträgt und dafür den Niessbrauch des Gutes, vielleicht auch noch eines anderen dazu, bis an sein Lebensende behält; allenfalls darf er den Besitz noch auf ein Kind vererben, dann fällt er aber dauernd der Kirche zu[3]). Auf diese Weise sorgten namentlich im 10. Jahrhunderte die Leute dadurch, dass sie sich unter den Schutz der Kirche stellten, für ihr irdisches Wohlergehen. Später, als die Macht des Adels gebrochen und die Kirche zugleich Landesherrin war, häufen sich vom 14. Jahrhundert an die Uebertragungen von Gütern an die Kirche oder die Auflage von Lasten darauf zum Zwecke der Stiftung eines ewigen Jahrtages oder eines ewigen Lichtes[4]). Wenn nun auch das ungeheure Anwachsen solcher Stiftungen erst in das 17. und 18. Jahrhundert fällt[5]), so sind doch zahlreiche solche Zuwendungen

---

Uebrigens waren die Bischöfe von Chiemsee nach dem Erzstifte wohl die begütertste Grundherrschaft im Pinzgau, da ihnen ausser verschiedenen kleinen Gütern die ganze Hofmark Fischhorn und der Weyerhof im Oberpinzgau gehörten (v. Schallhammer, Die Ruine Weyer. MGSL 2, S. 45; 1862). Auch das Stift Berchtesgaden gehörte zu den grossen Herrschaften im Pinzgau; es hatte gleich bei seiner Gründung um 1108 einen bedeutenden Besitz bei St. Georgen erhalten, und ihm waren späterhin viele Rechte und Besitztümer in der Loferer Gegend zugefallen (v. Koch-Sternfeld, Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden, München 1815, Buch I, S. 39, nnd Buch II, S. 147; Penck und Ed. Richter, Das Land Berchtesgaden, ZDOeAV 1885, S. 270). Endlich waren die Besitzungen des Salzburger Domkapitels besondere und wurden von denen des Erzstiftes sorgfältig getrennt (Hofmann, Geschichte der Dotation des Domkapitels von Salzburg, MGSL 9, S. 68 bis 230; 1869).

[1]) Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 85.

[2]) Zillner, Salzburger Dörfer im Mittelalter (MGSL 32, S. 193; 1892).

[3]) Z. B. Juvavia, Anhang, S. 129. 141. 146 und öfter.

[4]) Beispiele bei Doppler (MGSL 10, S. 182. 183, 1870; 14, 11, S. 66. 100, 1874; 16, S. 263 [tägliche Frühmesse in Stuhlfelden, gestiftet 1490]. 275 [tägliche Messe in Saalfelden, gestiftet 1491], 1876). Die erste Jahrtagstiftung fand 1210 statt (v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden. Bd. II, S. 277).

[5]) In den Pinzganer Kirchen waren bis 1862 im ganzen gestiftet: 1386 täglich zu lesende Messen, 329 feiertägliche Gottesdienste an Filialen, 876 Wochen-, Monat-, Quatembermessen, 3190 Jahrtage und Jahrmessen, 13 vierzigstündige Gebete, etwa 60 verschiedene andere Stiftungen (ewiges Licht, Läuten, Rosenkränze u. s. w.). Von den täglichen Messen bestanden 1866 nur noch vier fort (Dürlinger S. 176).

an die Kirche schon im 14. und 15. Jahrhunderte zu verzeichnen. Die Erben der Stifter wurden dann ohne die ausdrückliche Absicht ihrer Vorfahren der Kirche unterthan.

Und es war oft keine leichte Unterthänigkeit, in der sie lebten. Das Anlaitenwesen drückte die Bevölkerung gewaltig. Bei jeder Besitzübertragung auf einen anderen, bei jeder Erbschaft, bei jedem Wechsel in der Person des Grundherrn musste der Unterthan ausser den regelmässigen Abgaben von seinem Gute eine besondere Gebühr (Anlaite) zahlen [1]. Neben den drückenden Abgaben werden aber namentlich die Klagen über die Entziehung des Gemeineigentumes laut. Im Anschlusse an die zwölf Artikel der süddeutschen Bauernschaft erscholl auch beim Ausbruche des Aufstandes im Pinzgau der Ruf nach dem „alten Recht": Frei Holz, frei Wasser und freie Jagd, Zuteilung der Waldungen, Rückstellung aller widerrechtlich entzogenen Gemeindegründe, Verminderung der alten und Abschaffung der neuen Abgaben.

So kamen kirchliche und weltliche Beschwerden und Wünsche zusammen und hatten den Boden für die Bewegung vorbereitet. Fast ein zufälliger Umstand entfesselte sie. Entgegen den Strafandrohungen des Erzbischofs hatte ein Priester Matthäus oder Eustachius [2]) die neue Lehre fortgesetzt öffentlich gepredigt; er wurde 1525 in Salzburg festgenommen und sollte nach Mittersill gebracht werden, dessen Kerker sich zur Aufnahme von Verbrechern vorzüglich eigneten [3]. Unterwegs im Berchtesgadischen befreiten ihn zwei Bramberger Bauern; aber die Befreier wurden ergriffen und nach kurzem Verhöre in Salzburg hingerichtet. Die allgemeine Entrüstung des Landes äusserte sich in der Erhebung; unter der Führung der Bauern Michael Gruber und Matthias Stöckl aus Bramberg rotteten sich die Bauern zusammen, die Knappen von Gastein und Rauris schlossen sich ihnen an; der Haufe drang nach Salzburg vor, überrumpelte zur Nachtzeit die Stadt und belagerte den Erzbischof in seiner Feste Hohensalzburg. Einem seiner Räte gelang es zu entkommen; er vermittelte die Hilfe des Schwäbischen Bundes, aber ein Heer wurde von den aufständischen Bauern bei Schladming geschlagen. Durch die Bemühungen des Bischofs Berthold Pirstinger [4]) kam es aber doch am 31. August zu einem Vergleiche und Frieden; den Aufständischen wurde Straflosigkeit zugesichert und Untersuchung ihrer Beschwerden versprochen.

Inzwischen hatte aber Erzherzog Ferdinand von Oesterreich die Schladminger Niederlage blutig gerächt; Flüchtlinge, die ins Salzburgische Gebirge kamen, schürten von neuem zum Aufstande. Als dann der für das Frühjahr 1526 einberufene Landtag ohne weitere Ergebnisse abschloss, als dass den Aufständischen des Vorjahres Straffreiheit gewährt wurde, brach im April aufs neue der Unwillen aus.

---

[1]) Ueber diese Lasten vgl. Matthias Koch, Reise in Oberösterreich und Salzburg, Wien 1846, S. 511; Steinhauser, Die Grundentlastung im Herzogthume Salzburg, Salzburg 1854, S. 1—18.

[2]) Zur Geschichte des Bauernkrieges (MGSL 16, S. 161; 1876).

[3]) Vgl. die Beschreibung der Mittersiller Gefängnisse bei v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 58. 59.

[4]) Vgl. Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, Pest 1844, S. 143.

Der Pinzgau erhob sich zuerst; die festen Burgen, in denen die erzbischöflichen Pfleger sassen, wurden berannt und eingenommen. Die Schlösser Mittersill, Walchen, Kaprun, Fischhorn, Taxenbach und Lichtenberg wurden ein Raub der Flammen. Aber in diesem Jahre kam vom Schwäbischen Bunde schnellere Hilfe; dem Bundesfeldherrn Burchard von Embs gelang es, vor Radstadt am 20. Juli 1526 einen entscheidenden Schlag gegen die Bauern zu thun [1]). Die Rädelsführer wurden sofort hingerichtet; dann zog das Bundesheer durch Pongau und Pinzgau aufwärts, überall mit Gewalt die Ruhe wiederherstellend [2]). Im ganzen wurde der Pinzgau trotz einzelner Grausamkeiten noch milde behandelt im Vergleiche zu anderen Gegenden Deutschlands. Die Bauern mussten die zerstörten Burgen wieder aufbauen, von denen manche seitdem die Jahreszahl 1527 trugen; Mittersill erhielt jedoch nicht mehr den früheren Umfang. Fischhorn wurde erst 1675 neu gebaut; der Bischof von Chiemsee hatte sich für die Zerstörung mit 1000 fl Schadenersatz begnügt [3]). Die Zerstörung der Pflegsitze hat den Verlust alles archivalischen Materiales zur Folge gehabt, das dort aufbewahrt wurde.

Von der Zeit des Bauernaufstandes schreibt die Tradition die angebliche Berechtigung der Zeller her, die während der unruhigen Zeit dem Erzbischofe treu geblieben sein sollen, alljährlich eine Wallfahrt nach Salzburg zur Domkirche zu unternehmen und sich auf Kosten des Erzbischofs bewirten zu lassen. Das allgemein bekannte Spottlied:

„Die Pinzgauer wollten kirfiarten (wallfahrten) gehn“

hat sich im Anschlusse an diese Sage gebildet und es mit allen Zusätzen und Neudichtungen auf eine stattliche Anzahl Verse gebracht [4]). Aber einmal erwähnen die alten Chronisten nichts von den „getreuen Knechten St. Ruprechts“, wie die Zeller danach geheissen haben sollen [5]), zweitens wallfahrteten ausser den Zellern auch die anderen

---

[1]) In Henne am Rhyn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes, Berlin 1893, Bd. II, S. 23, befindet sich ein verkleinertes Facsimile eines Flugblattes von 1526:

„Ein new Lied wie es von Rastat mit den Pauren
ergangen ist Im thon Es geet ein frischer Summer daher.“

Vers 1 heisst: „Nun wölt jr hören ein newes gedicht/
und was vor Rastat geschehenn ist/woll
von den kropfften*) pawren/im Pintzg-
aw habenns sys angefanngen/so gar on
alles trawren ja trawren.“

*) d. h. mit Kröpfen behaftet.

[2]) S. a. Leist, Quellenbeiträge zur Geschichte des Bauern-Aufruhrs in Salzburg 1525 und 1526 (MGSL 27, S. 241—408; 1887).

[3]) Hübner Bd. II, S. 556.

[4]) v. Schallhammer, Die Pinzgauer Wallfahrt (MGSL 1, S. 29; 1861); Süss, Salzburger Volkslieder, Salzburg 1865, S. 103; Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Wien 1889, Band Oberösterreich und Salzburg, S. 474.

[5]) Vierthaler, Geographie von Salzburg, Salzburg 1796, S. 60; Kleinsorg, Abriss der Geographie, 3. Aufl., Salzburg 1797, Bd. II, Anhang S. 74; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 101; Englmayr, Chronik der Pfarre Zell am

grösseren Gemeinden des Pinzgaus jährlich nach Salzburg (oder waren verpflichtet, auch im Falle ihres Ausbleibens ihr „Kreuzgeld" zu schicken), und drittens waren diese Wallfahrten schon 1376, also schon lange vor dem Bauernaufstande gebräuchlich. Sie zogen übrigens vom Ober- und Mitterpinzgau über den Hirschbühel und Berchtesgaden. Diese Wallfahrten hörten 1789 auf [1]).

Der Bauernaufstand hatte keine Erleichterung der Lasten gebracht und die Wünsche der Bauern nicht erfüllt; das Blut war umsonst geflossen, und es blieb, wie auch sonst in Deutschland, fast alles beim alten. Nur die Religionsmandate wurden immer wieder aufs neue eingeschärft. Unter den Opfern, welche die Religionsverfolgung noch forderte, befand sich auch ein ehemaliger Mönch aus Saalfelden [2]), Georg Scherer, der schon 1523 als verdächtig bezeichnet worden war, aber auch nach dem Bauernaufstande als Prediger in Radstadt fortgefahren hatte, lutherische Lehre zu verbreiten. Er wurde 1528 zu Radstadt enthauptet [3]).

Der Aufstand war blutig niedergeworfen und die soziale Begehrlichkeit damit unterdrückt, nicht aber der lutherische Glaube. Im Gegenteile griff die neue Lehre immer weiter um sich. Aber wenn die Erzbischöfe nicht ihr ganzes Land entvölkern wollten, mussten sie ein Auge zudrücken. Das ging um so leichter, als vielfach die Bewohner die Einrichtungen der katholischen Kirche gelten liessen und nur insgeheim das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahmen. Immerhin wurden manche offenkundigen Protestanten zur Auswanderung gezwungen; 1536 wurde eine grosse Anzahl des Landes verwiesen. Erzbischof Georg von Khuenburg (1586—1587) begann mit der Verbesserung der Seelsorge und der Schulpflege im Lande, um so die Abtrünnigen wieder zurückzuführen [4]). Der Erzbischof Wolf Dietrich von Raittenau [5]) (1587—1612), der in Rom erzogen war, war der Toleranz weniger zugethan; er stellte in einem Reformationsedikt den Protestanten 1588 die Wahl, wieder katholisch zu werden oder binnen 14 Tagen auszuwandern. Nur den Bergleuten wurde 1591 gestattet zu bleiben, wenn sie ruhig und gehorsam wären. Sonst wurde das Edikt mit möglichster Strenge durchgeführt; die meisten Kaufleute und Gewerken, die unabhängig genug waren, ihren Glauben nicht verleugnen zu müssen, wanderten aus. Erst 1596 wurde die Reformation eingestellt.

Am energischsten verfuhr Erzbischof Markus Sittikus Graf von Hohenems (1612—1619). Kapuziner mit Soldaten durchzogen

---

See, Salzburg 1848, S. 7; Hinterhuber, Der Tourist im Hochgebirge, Salzburg 1855, S. 87; Koeck, Aus den Salzburger Bergen (Aus allen Weltteilen 3, S. 217; 1872).

[1]) v. Schallhammer (MGSL 1, S. 27—31; 1861); Jung, Beiträge zur Schilderung des kirchlichen Lebens in Salzburg (MGSL 1, S. 53—58; 1861).

[2]) Oder aus Saalfeld in Thüringen? Daher stammt er nach Hillinger (Beytrag zur Kirchenhistorie des Ertz-Bischofthums Saltzburg, Jena 1732, S. 13) und anderen thüringischen Schriftstellern.

[3]) S. Göcking, Vollkommene Emigrationsgeschichte u. s. w. Frankfurt a. M. 1734, Bd. I, S. 72.

[4]) Schober, Die Deutschen u. s. w., Wien und Teschen 1881, S. 72.

[5]) Mayr-Deisinger, Wolf Dietrich von Raittenau, Erzbischof von Salzburg, München 1886.

das Land, luden alle Bürger, Bauern und Bergleute vor und verlangten nach einer Predigt das Bekenntnis zur katholischen Konfession oder den Entschluss zur Auswanderung. Lange war im Volke die Meinung herrschend, die grosse Zahl der Evangelischen im Lande werde von allzustrengen Massregeln zurückhalten. Aber der Erzbischof gab nicht nach. Zuerst unterwarfen sich die Bürger der Städte und Märkte; dann kamen die Bauern an die Reihe. Haussuchungen forschten nach ketzerischen Büchern, die verbrannt wurden, Leute ohne Beichtzettel wurden eingesperrt. Kurze Fristen zur Auswanderung wurden gestellt, der Termin mit Vorliebe zur Ausübung eines grösseren Drucks in den Winter gelegt. So gab die Mehrzahl nach und blieb als katholisch im Lande; aber viele Bürger, Handwerker, auch Bauern, besonders aber Bergleute wählten die Verbannung[1]). Die reichen augsburgischen und nürnbergischen Gewerken, auch die Rosenberger[2]) verliessen das Land. Bis 1630 war die Hauptarbeit geschehen; die Kirche hatte den Sieg davongetragen, doch ihn mit einem grossen Verluste an Bevölkerung, Kapital und Arbeitskraft erkauft[3]).

Und dennoch war dieser Sieg nur ein scheinbarer. Im Geheimen hielt sich der Protestantismus besonders in den Tauernthälern, und obwohl unter Erzbischof Max Gandolph Graf von Khuenburg (1668—1687) neue Austreibungen stattfanden, waren unter seinen Nachfolgern trotz aller Hemmnisse die Protestanten im Salzburger Lande bald wieder auf 30000 angewachsen. Als Erzbischof Leopold Anton Freiherr von Firmian 1727 zur Regierung kam, fasste er den Plan zur gänzlichen Unterdrückung des Protestantismus im Lande.

Die Ausführung dieses Planes greift über die Gaugeschichte hinaus, sie gehört der Weltgeschichte an[4]). Es wanderten 1731 und 1732 aus Salzburg gegen 30000 Protestanten aus; der grösste Teil von ihnen wurde von König Friedrich Wilhelm I. von Preussen in Littauen angesiedelt. Den Hauptanteil hatte der Pongau aus seinen Gerichtsbezirken Radstadt und Werfen geliefert; aber unter den 16000, die bis nach Ostpreussen kamen, waren immerhin 1450 aus dem Pinzgau (ohne Lend und Dienten, die damals dem Pfleggerichte Goldegg zugehörten), fast sämtlich aus den damaligen Bezirken Taxenbach, Saalfelden und Rauris[5]), und 1733 standen noch allein in den Bezirken Taxenbach und Rauris 122 Höfe von Ausgewanderten zum Verkaufe[6]).

Nun war Ruhe im Lande eingekehrt, aber es war die Ruhe des Kirchhofs. Aufstände kamen nicht mehr vor, wie noch 1608, wo die neue Einschätzung der Güter zu Unruhen führte, die mehreren Bauern

[1]) „Es ist gut, dass dieses Unkhraut ausser Land khombt", schrieb 1615 der Kanzler und Pfleger Thomas Perger zu Wartenfels an den Landrichter in Gastein (v. Koch-Sternfeld, Die Tauern, S. 324).

[2]) „um 1650" (Vierthaler, Reisen, S. 252; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 238).

[3]) Zillner, Kulturgeschichte, S. 233.

[4]) Vgl. Göckings Vollkommene Emigrationsgeschichte, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1734 und 1737; Dürlinger S. 121—127.

[5]) Göcking Bd. II, S. 666 ff.

[6]) Kässwurm, Einige Nachrichten über die Salzburger Emigranten von 1732 (MGSL 30, S. 246; 1890).

und auch dem Pfleger Kaspar Vogl von Zell den Kopf kosteten [1]). Nur in diesem Sinne kann Dürlinger [2]) die Zeit von 1740—1790 „Salzburgs goldenes Zeitalter“ nennen. Erinnert man sich der geringen Thätigkeit, die die erzbischöfliche Regierung in der Frage der Salzachregulierung entwickelte (vgl. S. 142 ff. dieses Bandes), dieser Lebensfrage des ganzen Pinzgaues, so wird man schon kein allgemeines Aufblühen des Landes in dieser Zeit erwarten können.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts freilich, unter Erzbischof Hieronymus Grafen von Colloredo (1772—1812), machte sich in Salzburg wenigstens ein freierer Standpunkt geltend und damit ein Aufblühen der Forschungen fast auf jedem Gebiete der Wissenschaften [3]). Die verschiedenen, in den drei Jahrzehnten 1780—1810 erschienenen Werke über Salzburg sind die ersten landeskundlichen Schriften über das Land und auch auf diesen Blättern oft genug angeführt.

Ueberhaupt tritt das ganze Salzburger Land gegen Anfang dieses Jahrhunderts wieder mehr in der Geschichte hervor. Die Abgeschlossenheit, in der das Land zu erhalten der klugen Politik des Erzbischofs Paris Grafen von Lodron (1619—1653) während des Dreissigjährigen Krieges gelungen war, und in der es unter seinen Nachfolgern geblieben war, hörte mit den Kriegszügen der französischen Heere durch ganz Europa auf, und das Erzbistum Salzburg, insbesondere aber der Pinzgau, wurde von den Kriegswirren arg mitgenommen. Namentlich spiegeln sich die Befreiungskämpfe der Tiroler von 1809 im benachbarten Pinzgau getreulich wieder. Es lohnt die Mühe, auch die Leistungen der Pinzgauer Landesverteidigung zu beleuchten, die über der glänzenderen Thätigkeit der Tiroler zu leicht übersehen wird.

Schon 1797 hatten die Unterthanen der Landgerichte Rauris, Taxenbach, Saalfelden und Zell erklärt, im Falle eines weiteren Vorrückens der Franzosen sich mit den Tirolern zur Landesverteidigung zu verbinden [4]). Doch kamen die französischen Truppen erst im Dezember 1800 bis in den Pinzgau, und zwar auch erst nach dem Waffenstillstande von Steyr, der ihnen den Weg eröffnete; vorher waren am Steinpasse bei Unken zwei Angriffe abgeschlagen worden.

Zu weiteren Kriegsthaten kam es erst 1805; inzwischen hatte der Frieden von Luneville das Erzstift Salzburg als Kurfürstentum dem Grossherzoge von Toscana zugeteilt. Beim Vorrücken der Franzosen gegen Oesterreich im Herbst 1805 wurden die Loferer Schützen aufgeboten und hielten den Pass Strub besetzt. Die Franzosen unter Deroy rückten am 1. November in Lofer ein; erst bei ihrem weiteren Vorrücken durch den Pass Strub brach der Widerstand aus, und nur unter beträchtlichen Opfern konnte Deroy, der selbst verwundet wurde, den Durchgang erzwingen. Der Markt Lofer

---

[1]) Mayr-Deisinger, Wolf Dietrich, S. 32. 33.

[2]) Dürlinger, Von Pinzgau, S. 70.

[3]) Zillner, Kulturgeschichte, S. 179. 183.

[4]) Prybila, Anteil Salzburgs an der Volkserhebung im Jahre 1809 (Progr. k. k. Staats-Gymn., Salzburg 1894), S. 4.

sollte damals zur Strafe niedergebrannt werden, und nur Fürsprache bewahrte ihn vor diesem Schicksale [1]).

Der Friede zu Pressburg nach der Austerlitzer Dreikaiserschlacht vom 2. Dezember 1805 verlieh Salzburg den Oesterreichern, die Tirol an Bayern abgeben mussten, und gab dem früheren Grossherzoge von Toscana dafür das Fürstentum Würzburg.

Neuerdings und heftiger als bisher brach 1809 zwischen Oesterreich und Frankreich der Krieg aus. Wie bei der Erhebung Tirols, so sind auch im Pinzgau drei Abschnitte der Kämpfe im Sommer dieses Jahres zu unterscheiden. Dreimal ist das ganze Land frei von Feinden, aber dreimal dringen mit neuen Verstärkungen die Franzosen und Bayern wieder ein.

Im Frühjahr 1809 war Erzherzog Karl von Oesterreich in Bayern mehrfach von Napoleon geschlagen, und die Franzosen und Bayern gingen nun wieder gegen das im April durch die erste Erhebung der Tiroler befreite Land Tirol vor. Der Marschall Lefèvre rückte von Salzburg aus nach Süden gegen den Pass Lueg vor und schickte Wrede mit den Bayern in das Loferer Becken, um einen der Pässe nach Tirol zu gewinnen. Nur wenig reguläre österreichische Truppen waren vorhanden, die Pässe zu decken. Tirolische Schützen halfen aus, aber die Mehrzahl der Verteidiger stellte der Pinzgau unter der feurigen Führung des Oberlieutenants der Salzburger Landwehr Anton Hermann von Rauchenbichler. Trotz der Verbote der von den Franzosen abhängigen obersten Landesbehörde in Salzburg eilte alles im Pinzgau zu den Waffen. Rauchenbichler war überall und feuerte durch sein Beispiel an. Magazine wurden angelegt, in Uttendorf Brotvorräte gebacken, Waffen aller Art für die Schützen gesammelt. Am 5. Mai bestand das Pinzgauer Landesaufgebot aus 10 Schützen- und 6 Sturmcompagnieen (diese wurden nur von Fall zu Fall aufgeboten) mit zusammen 1920 Mann, ausserdem einer Mineurcompagnie der Pinzgauer Bergknappen. In Oberweissbach schlug Rauchenbichler sein Hauptquartier auf und besetzte den Pass Luftenstein und seine Umgegend.

Wredes Angriffe richteten sich aber vorzugsweise gegen den von den Tirolern besetzten und heldenhaft verteidigten Pass Strub. Am 11. Mai, dem Himmelfahrtstage, erstürmte Wrede mit 30000 Mann und 12 Geschützen den Pass. Drei Stürme waren von den schwachen $2\frac{1}{2}$ österreichischen Infanterie- und Jägercompagnieen, sowie den Schützen aus Kitzbühel und Jochberg unter der Führung des Anton Oppacher aus Jochberg [2]) zurückgeschlagen; spät am Nachmittage, als von den österreichischen Truppen nur noch 17 Mann kampffähig waren, setzte Wrede zum vierten Sturme an, und mit furchtbaren Verlusten gelang die Erzwingung des Passes. So war die Verteidigungslinie durchbrochen [3]). Da auch der Pass Lueg von den Verteidigern bald entblösst wurde,

---

[1]) Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 165; Dürlinger S. 73; Baumann, Das Kriegswesen im Hochgebirge (ZDOeAV 1892, S. 52).

[2]) Das Salzburger Museum enthält ein grosses Bild von Oppacher.

[3]) Ed. Richter, Der Krieg in Tirol im Jahre 1809 (ZDOeAV 1875; S. 180. 183); Ed. Richter, Das Herzogtum Salzburg (Umlauft, Die Länder Oesterreich-Ungarns, Bd. V), Wien 1881, S. 114; Baumann S. 52; Prybila S. 16.

war die Stellung am Passe Luftenstein unhaltbar geworden. Der Feind drang auch in den Pinzgau ein; der Landsturm wurde aufgelöst, die Befestigungen zerstört, eine allgemeine Entwaffnung von Salzburg aus angeordnet. Rauchenbichler ging nach Steiermark zu Erzherzog Johann und nahm nach dem Waffenstillstande von Znaim (12. Juli) seinen Abschied. Er starb 1834 in Salzburg.

Durch den Fall des Passes Strub war der Weg nach Tirol frei geworden. In wenigen Tagen war ganz Nordtirol von den Bayern wieder besetzt. Aber der Widerstand der Tiroler war noch nicht gebrochen; Hofer schlug am 25. und 29. Mai am Berge Isel die Feinde wieder und zwang den Bayernführer Deroy zum Rückzuge über Kufstein. Die Botschaft von diesen Siegen, sowie von Erzherzog Karls Waffenerfolgen bei Aspern (21. und 22. Mai) fachten auch im Pinzgau den Aufstand von neuem an. An die Spitze der Pinzgauer tritt jetzt Anton Wallner, gebürtig aus Krimml, derzeit Wirt in Windisch-Matrei, der schon Anfang Mai eine Schützencompagnie aus Windisch-Matrei über den noch schneebedeckten Felbertauern bis zum Passe Luftenstein geführt hatte.

Wieder wurde am 18. Juni in Oberweissbach das Hauptquartier aufgeschlagen, und der Pass Luftenstein und der Hirschbühel wurden besetzt. Abermals sammelte sich der ganze Pinzgau, und die dauernde Gegenarbeit durch die Landes-Generaladministration in Salzburg und ihre Beamten im Lande liess den Wunsch zum Entschlusse reifen, ganz die Lostrennung von Salzburg und die Vereinigung mit Tirol zu erstreben. In Rüstungen und Vorbereitungen waren die zweite Hälfte des Juni und die erste des Juli verstrichen, da traf das Gerücht vom Abschlusse des Waffenstillstandes zu Znaim (am 12. Juli) ein. Aber keine Bestätigung von Oesterreich kam; man hielt allgemein die Nachricht für eine Kriegslist und war zum ärgsten Widerstande bereit. Auf den 25. Juli war allerseits der Beginn der Feindseligkeiten festgesetzt. Diesmal waren die Bayern unter Deroy gegen den Pass Lueg vorgedrungen, und dort war es gelungen, die verteidigenden Pongauer von der Thatsache des Waffenstillstandes zu überzeugen und den Pass ohne Blutvergiessen zu öffnen. Wallner, der nicht an den Waffenstillstand glauben konnte, eilte schleunig mit einigen Compagnieen aus dem Saalethale in die Salzachengen zwischen Taxenbach und Lend. Er erreichte sie auch glücklich vor den Bayern und verteidigte nun am 27. Juli die Salzachbrücke bei Eschenau gegen 7000 Bayern. Von 10 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags wurden fünf Stürme abgeschlagen. Endlich gelang es Deroy, die Stellung Wallners durch den Dientengraben und über die Berge nördlich von Eschenau zu umgehen. Wallner musste sich durch die Wälder am rechten Salzachufer zurückziehen; Deroy folgte durch den Pinzgau aufwärts.

Die Besatzung am Hirschbühel hatte an demselben Tage den Truppen Lefèvres die Räumung des Passes verweigert, und es war hier schon für den 28. Juli der Sturm befohlen; da traf die Nachricht ein, dass der Pass Strub von den Tiroler Schützen aus Furcht vor den etwaigen Folgen eines Widerstandes an die Franzosen übergeben worden war, und in der Nacht die Kunde von den Ereignissen bei Taxenbach.

Infolgedessen räumten am Morgen des 28. Juli die Verteidiger den Hirschbühel und den Pass Luftenstein, und auch Lefèvre hatte so freien Weg. Nicht sehr glimpflich verfuhren die durch den Widerstand bei Taxenbach erbitterten Bayern bei ihrem Weiterzuge durch den Pinzgau. Sie rückten dann über die Gerlos einerseits und den Pass Thurn andererseits nach Tirol ein, wo ihnen Lefèvre schon zuvorgekommen war. So war abermals das ganze Land unterworfen. Eine allgemeine Entwaffnung wurde angeordnet und auch durchgeführt[1]).

Von neuem entbrannte in Tirol der Kampf. Diesmal traten aber auch die Tiroler Schützenführer selber handelnd im Pinzgau auf und nährten die Hoffnungen auf eine Vereinigung mit Tirol. Als nach der dritten Schlacht am Berge Isel (13. August) Lefèvre mit seinen erschöpften Truppen sich wieder bis nach Salzburg hatte zurückziehen müssen und nur die Pässe Strub, Luftenstein, Lueg und der Hirschbühel noch von der Nachhut besetzt waren, erschien Speckbacher am 22. August in Hollersbach und forderte die Pinzgauer zum Anschlusse auf, „damit ihr auch Tiroler werdet und die tirolischen Freiheiten mit uns geniessen möget". Weitere Aufrufe folgten, und bald war der Aufstand wieder im Gange. Aber jetzt machte sich der Widerstand der Beamten noch fühlbarer als bisher, so dass ausser dem Pfleger von Mittersill (v. Koch-Sternfeld) noch andere nach Tirol abgeführt werden mussten. Schwer wog ferner der Mangel an Waffen und Schiessbedarf, da alles bei der allgemeinen Entwaffnung eingezogen war. Auch Geld mangelte, und dass die Tiroler sich bisweilen zu Beitreibungen gezwungen sahen, machte böses Blut. Ueberhaupt fehlt bei diesen letzten Kämpfen die zielbewusste Führung, und trotz einzelner kühnen Vorstösse wird nichts Dauerndes erreicht.

Als Hauptführer der Pinzgauer erscheint wieder Wallner, der am 7. September in Zell am See eintrifft; neben ihm tritt der Hauptmann der 2. Saalfeldner Schützencompagnie Johann Panzl aus Mühlbach hervor. Schon am 3. September waren die von den Bayern schwach besetzten Pässe von den Pinzgauern genommen, doch mussten die Eroberer die Stellungen wieder räumen. Weitere Angriffe am 5. und 6. September scheiterten an den von Lefèvre gesandten Verstärkungen. Erst als Wallner den Befehl über die Pinzgauer übernommen hatte, gelang die Eroberung der Pässe. Am 25. September drangen 500 Tiroler Schützen über die Berge von allen Seiten gegen die Bayern in Unken vor und schlugen sie in blutigem zwölfstündigem Kampfe, in dem über 2000 Bayern fielen oder verwundet wurden; Wallner mit 1000 Pinzgauern bemächtigte sich des Hirschbühels und rückte gegen Berchtesgaden vor; Haspinger mit den Pongauern erstürmte den Pass Lueg, den die Bayern im Juli selbst der Befestigungen beraubt hatten. Am 29. September war zwischen Speckbacher und Haspinger die Verbindung von Reichenhall über Berchtesgaden nach Hallein hergestellt, aber auch zugleich der Höhepunkt des Erfolges erreicht[2]). Bereits am 3. Oktober wurde Hallein wieder verloren; am 5. Oktober musste Wallner Berchtes-

[1]) Ed. Richter, Der Krieg in Tirol, S. 214; Prybila S. 19—37.
[2]) Ed. Richter, Der Krieg in Tirol, S. 228. 229.

gaden räumen und sich zum Hirschbühel zurückziehen, und auch bei Reichenhall beschränkten sich die Tiroler auf die Besetzung des Gebirges.

Lefèvres wenig dauerhafte Erfolge über die aufständischen Tiroler hatten ihm mittlerweile die Ungnade Napoleons zugezogen; der Oberbefehl über die französischen und bayerischen Truppen wurde ihm genommen und seinem früheren Generalstabschef Drouet d'Erlon übertragen. Dieser rückte nun mit den Bayern am 17. Oktober von Reichenhall aus gegen Mellek und Unken vor. Wie am 25. September die Tiroler, so umgingen jetzt, von Förstern und Reichenhaller Salinenarbeitern geführt, die Bayern die feindlichen, bei dem herrschenden Schnee- und Nebelwetter auch ungenügend gesicherten Stellungen bei Mellek und Unken und zersprengten die Tiroler völlig, so dass diese an dem einen Tage einen grösseren Verlust erlitten als an irgend einem anderen Tage des kampfreichen Jahres und der Pass Strub nicht mehr verteidigt werden konnte. Am 18. Oktober wurde auch Wallner bei Oberweissbach angegriffen und musste sich trotz der Hilfe, die ihm der verwegene Panzl über die Berge zuführte, bis an die Diessbachmündung zurückziehen. Da der Pass Strub gefallen war und die Unterinnthaler bereits die Waffen streckten, wäre ein weiterer Widerstand hier nutzlos gewesen. So schlossen am 19. Oktober die Vertreter des Pinzgaues die Kapitulation mit den Bayern und zerstreuten sich. Wallner hatte bis zum letzten Augenblicke den Mut nicht verloren und war für die Fortsetzung des Kampfes gewesen. Es gelang ihm aber nicht mehr, die anderen mitzureissen; daher liess er sich ein Zeugnis ausstellen, dass die Uebergabe der Stellung nicht von ihm angeraten sei. Am 20. Oktober wurde auch der Pass Lueg übergeben, und so war ganz Salzburg wieder in den Händen der Bayern[1]). Inzwischen war (am 14. Oktober) der Friede zu Schönbrunn geschlossen; die Verteidiger der Landespässe scheinen davon noch keine Kenntnis gehabt zu haben. Der Friede überlieferte Salzburg und Berchtesgaden den Bayern, die das Land schon besetzt hielten. Jedoch fand die Uebergabe des Landes an die bayerische Verwaltung erst am 30. September 1810 statt, und das dazwischen liegende Jahr hat dem alten Wohlstande des Landes durch die gewaltigen Kontributionen und Requisitionen der Franzosen den Todesstoss gegeben[2]).

Der Macht fügte sich die Bevölkerung, doch nicht gern und nicht ohne mancherlei Störungen und Widersetzlichkeiten, besonders da der Pinzgau von der tiroler Grenze her noch mehrfach aufgeregt wurde[3]). Von der Vereinigung mit Tirol, die Hofer am 9. September in Innsbruck zugestanden hatte, war nach den ersten Niederlagen nicht mehr die Rede gewesen.

Wie in Tirol die Anführer der Bewegung schwer verfolgt wurden, so geschah es auch in Salzburg. Wallners Haus in Windisch-Matrei wurde ganz zerstört, er selbst und seine beiden Söhne wurden geächtet. Verkleidet floh er nach Wien und wurde auch vom Kaiser empfangen;

---

[1]) Ed. Richter, Der Krieg in Tirol, S. 229. 230; Prybila S. 37—45.

[2]) Dürlinger S. 75.

[3]) Prybila S. 46.

doch befiel ihn in Wien eine schwere Krankheit, und er starb dort 1810. Besser ging es immerhin noch Panzl; er verlor zwar sein ganzes Vermögen, doch erlebte er noch den Anschluss an Oesterreich. Er erhielt später eine kleine Pension und starb in Windisch-Matrei [1]).

So war in dieser Zeit der Länderfabrikation, in der der Pinzgau immer das Schicksal Salzburgs teilte, das ehemalige Erzbistum ein Spielball gewesen, der in die verschiedensten Hände gekommen war. Erst im Wiener Kongresse 1815 erhielt Oesterreich sein altes Kronland Tirol und das ihm schon 1805—1809 zugesprochene Salzburg endgültig zurück.

Bei der kurzen Zeitdauer der einzelnen Regierungen zwischen 1801 und 1815 konnte für den Pinzgau zu seiner Wiedererhebung nichts geschehen, wenn auch nicht verkannt werden kann, dass die bayerische Regierung ernsthaft sich bemühte, das durch das Blut der eigenen Soldaten gewonnene Land nach Kräften einem neuen Aufschwunge entgegenzuführen. Aber die wiederholten Besetzungen des Landes durch Feindestruppen hatten schwere Lasten verursacht. Die Jahre 1800 und 1801 entzogen allein der Gemeinde Mittersill 50000 fl. Kapital, 1805 und 1806 den grössten Teil des baren Geldes; 1806 und 1807 kosteten sie 17000 fl. Einquartierung und 7000 fl. Vorspann; 1808 lagen noch 90 Bankal- und Tabakkordonisten mit Weib und Kind und ebensoviel vom Militär den Einwohnern im Hause [2]). Dazu kommen noch die Bedrückungen während der französischen Okkupation von 1809—1810.

Erst unter der Herrschaft Oesterreichs konnte Dauerndes geschaffen werden, wodurch das lange vernachlässigte Land allmählich die Bedeutung zu erlangen verspricht, die es verdient. Drei Gebiete sind es namentlich, auf denen sich im Pinzgau der Segen einer dauernden und starken Herrschaft dabei geltend gemacht hat: zunächst die Verbesserung des entwerteten Bodens durch die Salzachregulierung und die Arbeiten an der Verbauung der Wildbäche (darüber ist schon Heft 2, S. 145 [89] berichtet worden), in zweiter Linie die Reform der Verwaltung und die Erleichterung der Lasten der Einwohner durch die Grundentlastung, und endlich drittens die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, wodurch die abgeschlossene Stellung unseres Gaues allmählich aufhört und er als Glied in die Kette der anderen österreichischen Alpenländer eingereiht ist.

Die Regulierung der Verwaltung [3]) des ehemaligen Erzstiftes Salzburg ist nicht auf einmal erfolgt, sondern hat noch manche Wandlungen durchmachen müssen, entsprechend den im Laufe dieses Jahrhunderts erfolgten Veränderungen in den politischen Anschauungen. Zunächst erhielt Salzburg keine eigene Landesregierung, sondern wurde mit Oesterreich ob der Enns vereinigt, nur ein Kreisamt blieb in Salzburg. Erst nach der Verfassung von 1849 wurde Salzburg ein besonderes

[1]) Prybila S. 47.
[2]) v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden. Salzburg 1810, Bd. I, S. 113. 114.
[3]) Dürlinger S. 79—84.

Kronland („Herzogtum" Salzburg) und erhielt eine eigene Landesverfassung. Seit 1850 steht an der Spitze des Landes ein Statthalter in Salzburg (vorübergehend von 1860—1861 ein Landeshauptmann, dann auch Landeschef genannt; der Titel Landeshauptmann wurde später dem obersten Beamten der Selbstverwaltung des Landes beigelegt). Seit 1850 hat Salzburg auch sein eigenes Landesgericht, zu dem ein Bezirkskollegialgericht in Zell am See errichtet wurde. Die Teilung des Landes, den alten Gauen entsprechend, wurde ebenfalls 1850 vorgenommen; für den Pinzgau wurde ein Bezirkshauptmann in Saalfelden eingesetzt, dem noch ein exponierter Kommissär in Mittersill zur Seite stand. Vorübergehend wurden endlich 1854 Justiz und Verwaltung wieder vereinigt und das Land in gemischte Bezirksämter mit Bezirksvorstehern eingeteilt. Erst seit 1867 besteht die jetzige Verwaltung, wonach der gesamte Pinzgau die Bezirkshauptmannschaft Zell am See ausmacht und die Justiz wieder davon getrennt ist. Bezirksgerichte bestehen in Zell, Saalfelden, Lofer, Taxenbach und Mittersill. Ausserdem werden in den grösseren Orten des Pinzgaues Termine für Verwaltungsangelegenheiten durch den Bezirkshauptmann abgehalten. Die Gemeinden und ihre Verwaltungsbefugnisse wurden 1862 und 1864 neu geregelt.

Um den Pinzgau aufblühen zu lassen, war unbedingt eine Verminderung der Lasten notwendig, welche die Bewohner zu tragen hatten [1]). Den ersten Schritt dazu bildeten die Arbeiten zum Grundsteuerkataster, die im Pinzgau 1827—1832 vorgenommen wurden, nachdem schon zur Zeit der ersten österreichischen Herrschaft 1806 und 1807 eine Militäraufnahme des Landes stattgefunden hatte. Nach Erledigung der weiteren umfassenden Vorarbeiten konnte 1849 an die Grundentlastung herangetreten werden, und in 4 Jahren war das grosse Werk vollendet.

Zunächst wurden eine Anzahl Verpflichtungen ohne Entgelt aufgehoben, darunter die aus der erzbischöflichen Zeit herstammenden Willengelder, Burgrechte u. s. w. Die Zehnten und eigentlichen Urbarialabgaben, sowohl in Geld („Stiften") als in Naturalien („Dienste") wurden gegen billige Entschädigung aufgehoben. Ihr nach den Katastralpreisen berechneter Geldwert wurde in drei gleiche Teile geteilt; ein Drittel davon wurde als Last des Kronlandes vom Lande übernommen, ein weiteres Drittel als Ausgleich der ehemaligen von den Empfangsberechtigten zu tragenden Kosten und Steuern angesehen und ihnen nicht vergütet, so dass nur ein Drittel als wirkliche Last für die Verpflichteten übrig blieb. Der zwanzigfache Betrag der Jahresleistung bildete das dafür gebührende Entschädigungskapital; bis zur völligen Tilgung war es von dem Verpflichteten mit 5 vom Hundert zu verzinsen.

Eine dritte Gruppe bildeten die Naturalleistungen der Grundbesitzer zu Kirchen-, Schul- und Gemeindezwecken, sowie die Veränderungsgebühren für die erbrechtlich verliehenen Fischereigerechtsamen. Diese konnten abgelöst werden, mussten aber dann von den Verpflichteten allein entschädigt werden. Ihr Geldwert wurde in den

---

[1]) Steinhauser, Die Grundentlastung im Herzogthume Salzburg, Salzburg 1854, S. 19 ff.; Dürlinger S. 84—88.

einzelnen Bezirken nach den Markt- und Ortspreisen der letzten Jahre festgesetzt. Endlich als vierte Gruppe wurden alle anderen bisherigen Veränderungsgebühren (Anlaiten) und zwar sowohl die Unterthans- als die Herrnfallsanlaiten (vgl. S. 217 [25]) vom Staatsschatze selbst zur Entschädigung an die bisherigen Grundherrschaften übernommen.

Wie schwer die Bedrückung vorher gewesen war, möge die einzige Angabe zeigen, dass im Bereiche des Pinzgaues aufgehoben oder abgelöst wurden 9977 Verpflichtungen, die 4590 Verpflichtete gegenüber 162 Berechtigten hatten, und dass der berechnete Kapitalwert für diese Lasten 680000 fl. überstieg. Es hat denn auch die Grundentlastung sehr günstig auf die Hebung des ganzen Landeswohlstandes gewirkt.

Auch die Verbesserung der Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse hat sich die österreichische Regierung angelegen sein lassen. Die erzbischöfliche Herrschaft hatte bis in die letzten Jahre ihres Bestehens alles vermieden, was das Land hätte erschliessen können und überall den Vorteil ihrer eigenen Kasse über den Vorteil des Landes gestellt [1]). Besonders war es die Haupteinnahmequelle des Erzstiftes, das Salzbergwerk zu Hallein, dessen Gedeihen ängstlich überwacht wurde und dessen Interessen sich alle anderen unterzuordnen hatten. Eine 1666 gefundene Salzquelle bei Unken [2]), die von den Anwohnern zuerst anstandslos, dann aber nur gegen eine nicht unbeträchtliche Abgabe benutzt worden war, wurde verschüttet und verstampft, weil sie den Absatz des Halleiner Salzes in der Umgegend zu vermindern drohte; der schon 1271 fahrbare Weg über den Hirschbühel blieb von 1286 an verschlossen [3]), weil er dem eifersüchtig beargwohnten Berchtesgaden die Einfuhr seines Salzes hätte erleichtern können. Es war eine der ersten Thaten der bayerischen Regierung, als sie in den Besitz von Berchtesgaden gekommen war, diesen Weg 1805—1807 wieder in Stand setzen zu lassen. Alles frei sich regende industrielle Leben im Gau hatten die Erzbischöfe unterdrückt; durch Erhöhung der Abgaben und auf andere Weise waren sämtliche Grubeninhaber des Pinzgaus im Laufe der Zeit gezwungen worden, ihre Bergrechte dem Erzstifte abzutreten. Die Unterdrückung des Unternehmergeistes hatte sich aber gerächt, da es dem Erzstifte selbst nicht gelungen war, die Bergwerke mit dauerndem Gewinne zu betreiben. Der österreichische Staat nahm fast alle Bergbauunternehmungen mit verstärkten Kräften wieder auf, und wenn dann zur Zeit der Statthalterschaft Graf Taaffes in den

---

[1]) Vgl. Matthias Koch, Reise in Oberösterreich und Salzburg, Wien 1846, S. 525 ff.

[2]) Hübner, Beschreibung des Erzbisthums Salzburg, Salzburg 1796, Bd. II, S. 645; Vierthaler, Reisen durch Salzburg, Salzburg 1799, S. 209; v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Salzburg 1810, Bd. I, S. 42; Winkelhofer, Der Salzachkreis, Salzburg 1813, S. 42. 263; Vierthaler, Meine Wanderungen u. s. w., Wien 1816, Bd. II, S. 156; Peters, Die salzburgischen Kalkalpen im Gebiete der Saale (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 142; s. a. 1853, S. 862); Wallmann, Die Heilquellen und Torfbäder des Herzogthums Salzburg, Wien 1862, S. 51; Peters, Aus meinen Erinnerungen an den Pinzgau (Oesterr. Revue 1867, Heft 6, S. 149); Aberle, Ueber Franz Keils Reliefkarte (MGSL 7, S. 354; 1867).

[3]) v. Koch-Sternfeld, Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden, München 1815, Buch I, S. 119. 123; Dürlinger S. 26.

60er Jahren fast sämtliche Bergwerke nach einander an Private verkauft wurden, so war das ein Schritt, der zwar vielleicht nicht im Interesse der Finanzwirtschaft des Staates lag, aber doch zur Anspornung neuer Unternehmungen wesentlich beitrug.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts gab es im Pinzgau eigentlich nur eine Verkehrsstrasse, das war der grosse Strassenzug von Salzburg über Reichenhall und Waidring nach Innsbruck, der auf der Strecke von Mellek über Unken und Lofer bis zum Passe Strub durch den Gau führte. Daneben bestand nur noch die direkte Verbindung von Salzburg mit Gastein, die wenigstens an der Mündung der Gasteiner Ache den Pinzgau berührte. Wege durch den Oberpinzgau ins Zillerthal[1]) und über die Stang ins Brixenthal zur Verbindung der salzburgischen Besitzungen untereinander waren wohl gebaut, aber nicht unterhalten, so dass sie bald verfielen. Unter der österreichischen Herrschaft sind die schönen Strassen dazugekommen, welche die Hauptthäler des Pinzgaues durchziehen und alle grösseren Orte leicht zugänglich machen. Auch Leogangthal, Urschlauthal, Rauris und Fuscherthal sind durch Strassen erschlossen, ausser dem Hirschbühel auch die Pässe Thun und Griessen von solchen überschritten. Die neuesten Strassenbauten nach Bad Fusch und ins Kaprunerthal sind nicht ohne bedeutende Beihilfe des Staates entstanden. Seit 1875 durchzieht die Eisenbahn zwischen Salzburg und Innsbruck (Giselabahn) einen grossen Teil unseres Gaues; eine anschliessende Kleinbahn von Zell am See über Mittersill durch den ganzen Oberpinzgau nach Krimml ist im Bau und soll 1897 eröffnet werden.

Der erzbischöfliche Staat Salzburg war bei seiner Gründung an Kultur und Gesittung seinen Nachbarstaaten weit voraus; aber er hat sich nicht bestrebt, seine bevorzugte Stellung festzuhalten. In seinen entlegenen Gebietsteilen, insbesondere im Pinzgau, herrschten bis in das Ende des 18. Jahrhunderts Zustände, die sich von den mittelalterlichen noch nicht weit entfernt hatten. Noch nicht seit 90 Jahren ist der Gau aus seiner Abgeschiedenheit hervorgetreten[2]); erst seit seiner Vereinigung mit Oesterreich datiert seine Neuzeit.

Doch es beginnt nicht etwa von 1815 an ein plötzlicher Aufschwung; konnten ja doch auch die lange schon notwendigen Verbesserungen auf allen Gebieten nicht von heute auf morgen ausgeführt werden. Das Land war durch die vorhergegangene schlimme Zeit vollständig erschöpft, und der Zustand der folgenden Jahre ist noch ein Zustand der Schwäche, des Stillstandes, ja des weiteren Rückganges; erst um 1830 treten allmählich sich mehrende Zeichen der Genesung auf, ein gewisser Wohlstand kehrt zurück, und mit ihm auch eine geistige Erstarkung. Allmählich gewöhnt sich der Landbewohner an

---

[1]) 1000 fl. gab der Erzbischof, 2000 fl. das Gericht Mittersill, noch mehr die Zillerthaler (Zillner, Auszüge aus Martin Harlandters zu Harlandt, Gerichtsschreibers zu Mittersill [1598—1675], handschriftlicher Chronik, MGSL 2, S. 184; 1862); vgl. v. Koch-Sternfeld, Tauern, S. 348.

[2]) Vgl. Matthias Koch, Reise in Oberösterreich und Salzburg, Wien 1846, S. 487 ff.; Zillner, Ueber den Zusammenhang von Geographie, Geschichte und Statistik des Landes Salzburg (MGSL 3, S. 12; 1863).

die mächtigen Regungen, aber auch den schärferen Luftzug eines Grossstaates. Wären nicht seit dem Jahre 1848 in Oesterreich gewisse Entwickelungskrankheiten und wiederholte auswärtige Kriege eingetreten, so wäre das Land gewiss schon früher einer Blütezeit entgegen gegangen [1]). Die Bevölkerung unseres Gaues ist bis in die 50er Jahre hinein noch gesunken; erst seitdem ist ein allmähliches, wenn auch geringes Wachstum zu verzeichnen.

Vieles hat sich immerhin seit dem Beginne der österreichischen Herrschaft in dem von der Natur so reich begünstigten Gaue schon zum Besseren gewandt; möge auch die Zukunft ihm hold sein, seinen Bewohnern gestatten, in ererbtem Fleisse die Segnungen der Natur voll auszunutzen, und das herrliche Land zu immer weiterer Blüte sich entwickeln lassen!

Der Geschichte des Pinzgaus soll eine kurze Uebersicht über die Geschichte seiner Landeskunde folgen [2]).

Schon auf den vorigen Blättern ist angedeutet, dass die Landeskunde des Pinzgaues erst aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts stammt. Was vorher über die Natur des Gaues oder über Naturereignisse in ihm sich in den alten Chroniken findet, geht nicht über das Chronistische hinaus. Ein Werk, wie Valvasors Ehre des Herzogtums Krain (1689) suchen wir für ganz Salzburg vergebens. Und doch gab es in Salzburg seit 1622 eine Universität! Aber die Leistungen dieser Universität, deren Leitung im geistlichen Staate ganz in den Händen der Kirche war, bewegten sich auf einem ganz anderen Gebiete. Der nachmalige salzburgische Hofkammerdirektor v. Moll, später Vizepräsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften [3]), beklagt mit kräftigen Ausdrücken dieses Darniederliegen der Naturwissenschaften [4]).

Mit dem josephinischen Zeitalter war auch an der Salzburger Hochschule ein freierer Geist eingezogen, und es begann die Landeskunde die Aufmerksamkeit der Besten auf sich zu ziehen. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts forderte die erzbischöfliche Regierung zu Beschreibungen der Pfleggerichtsbezirke auf; Reisigls Beschreibung vom Oberpinzgau (1785) ist ein erster, flüchtiger Versuch, der aber über Land und Volk manche interessanten Thatsachen mitteilt. Aus verschiedenen solchen handschriftlichen Zusammenstellungen, darunter einer Ausarbeitung von v. Braune über die Pfleggerichte Zell am See und Saalfelden entstand das dreibändige Werk von Lorenz Hübner: Beschreibung des Reichsfürstenthums Salzburg (1796),

---

[1]) Zillner, Salzburg in den letzten 50 Jahren (MGSL 6, S. 302; 1866).

[2]) Zillner, Salzburgische Kulturgeschichte in Umrissen, Salzburg 1871, S. 181 ff.; Ed. Richter, Die Erschliessung der Salzburger Alpen (Kurzer Wegweiser durch das Land Salzburg, Festgabe der Sektion Salzburg zur Generalversammlung des DOeAV 1882, S. V—XXXII).

[3]) Schallhammer nnd v. Köchel, Karl Maria Ehrenbert Frhr. v. Moll (MGSL 5, Anhang S. 1—79; 1865).

[4]) v. Moll, Oberdeutsche Beyträge zur Naturlehre und Oekonomie für das Jahr 1787, Salzburg 1787, Vorbericht S. 41.

das auch heute trotz seines kompilatorischen Charakters eine der wichtigsten Quellen für die Kenntnis der damaligen Verhältnisse ist. Durch verschiedene Ungenauigkeiten in diesem Werke fühlte sich der in Dorfheim bei Saalfelden lebende Kajetan Lürzer von Zehendthal zu einer besonderen Beschreibung des Pfleggerichts Saalfelden (1802) bewogen. Vierthalers Reisen durch Salzburg (1799) sind eine anziehend geschriebene Schilderung, und auch den Stoff zu seinen 1816 erschienenen „Wanderungen" (2 Bände) sammelte der eifrige, damals in Wien lebende Wanderer, der schon 1796 eine „Geographie von Salzburg zum Gebrauche in unseren Schulen" herausgegeben hatte, noch während seines bis 1806 dauernden Aufenthaltes in Salzburg.

Neben diesen auf das Ganze der Landeskunde zielenden Darstellungen fehlte es nicht an Arbeiten auf den Einzelgebieten. Unter diesen war es besonders der wieder zu regerem Betriebe erwachende Bergbau, der zu Forschungen anregte, und dem Interesse für den Bergbau verdankten auch Geologie und Mineralogie ihre Förderung. Hacquet besuchte und schilderte auf seinen Streifzügen die Salzburger Bergwerke (1784—1791); Schroll veröffentlichte seine Briefe über die salzburgischen Berg- und Hüttenwerke, den ersten Teil in v. Molls Oberdeutschen Beiträgen für 1787, den zweiten in den Abhandlungen einer Privatgesellschaft von Naturforschern und Oekonomen (1792), zwei Sammelwerken, die keine Fortsetzung fanden. Für Hübners Physikalisches Tagebuch für Freunde der Natur (4 Bde., 1784—1787), in dem auch Reisigls Beschreibung des Oberpinzgaues abgedruckt wurde, sowie für desselben rührigen Schriftstellers Beschreibung des Reichsfürstenthums Salzburg (1796) lieferte Schroll ein Verzeichnis der salzburgischen Mineralien [1]. In den von Moll begründeten Jahrbüchern der Berg- und Hüttenkunde und ihren Fortsetzungen unter verschiedenen Titeln (1797—1826) findet sich manche Notiz über den Pinzgau, und auch Leopold von Buchs Reise durch Berchtolsgaden und Salzburg (1802) fällt in diese Zeit.

Ausser dem Bergbau lockte vor allen Dingen die Botanik [2] in die Alpen. Professor Hoppe besuchte fast jährlich die Salzburger Alpen auf dem Wege von oder nach Heiligenblut, und in seinem Botanischen Taschenbuche (z. B. 1795, 1800, 1803) sind zahlreiche Notizen über Alpenpflanzen aus dem Pinzgau enthalten. Franz von Paula Schrank gab 1792 seine Primitiae florae Salisburgensis heraus, denen sich v. Braunes Supplementum Primitiarum (in Hoppes Botanischem Taschenbuche 1795) und dann desselben Verfassers dreibändige Flora von Salzburg (1797) anreihte. Auch in Schrank und v. Molls Naturhistorischen Briefen (1785) spielt die Botanik neben der Oekonomie und gelegentlichen geographischen Bemerkungen der verschiedensten Art die Hauptrolle. Mielichhofer und andere Botaniker konnten noch zahlreiche Neuentdeckungen im salzburgischen Gebirge machen.

Die Kriegsjahre und die grossen Beitreibungen der Franzosen veranlassten ein stärkeres Hervortreten des statistischen und des geschicht-

[1]) Physikal. Tagebuch Bd. III, S. 255—281; Beschreibung des Reichsfürstentums Salzburg Bd. III, S. 771—832.

[2]) Sauter, Flora des Herzogtums Salzburg (MGSL 6, S. 170; 1866).

lichen Elementes in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts. v. Bleuls geographisch-statistische und hierarchisch-publizistische Beiträge (1806) versuchten unter Vierthalers Mitwirkung eine Berichtigung der übertriebenen Vorstellungen von der Grösse, der Bevölkerungszahl und den Einkünften des Landes. v. Koch-Sternfeld, ehemals Pfleger in Mittersill, später bayerischer Legationsrat, gab in zahlreichen Schriften (bes. 1810—1820) statistische Angaben, historische Mitteilungen und Nachrichten über die Verwaltung des Landes, doch ging seine lebhafte Phantasie mit der Wirklichkeit und der geschichtlichen Wahrheit nicht immer schonend um. Wesentlich historisch und statistisch ist Winkelhofers Salzachkreis (1813); als rein statistisches Werk ist Weilmeyrs Topographisches Lexikon vom Salzachkreise zu erwähnen (1812).

Aus der ersten Zeit der österreichischen Herrschaft ist v. Braunes Salzburg und Berchtesgaden (1821) hervorzuheben, ein Vorläufer der späteren Reisehandbücher. v. Muchar, Das Thal und Warmbad Gastein (1834), das über die im Titel gezogenen Grenzen weit hinausgreift, ist für den Pinzgau im wesentlichen ein Auszug aus Vierthaler und v. Koch-Sternfeld. Gelegentliche Reiseberichte, wie Kyselaks Fussreise (1829), bringen fast ebensoviel Irrtümer wie Wahres. Frhr. v. Augustins Streifzüge durch die norischen Alpen (1840) und sein Pinzgau (1844) zeichnen sich demgegenüber durch die Sorgfalt aus, mit der der Reisende überall seine Erkundigungen einzieht, und durch das liebevolle Eingehen auf die landschaftliche Schönheit des Gaues und die Eigenart seiner Bewohner. Auch Matthias Kochs Reise in Oberösterreich und Salzburg (1846), die von unserem Gebiete nur den Unterpinzgau behandelt, ist wegen ihrer treuen Schilderung der Bevölkerung rühmend zu erwähnen.

Unter den landeskundlichen Werken dieser Zeit nimmt v. Kürsingers[1]) Oberpinzgau (1841) die erste Stelle ein; in weiterem Rahmen bewegt sich das topographisch-statistische Sammelwerk von Pillwein, das Herzogtum Salzburg (1839). Mit der rein geographischen Seite beschäftigen sich später v. Sonklars umfangreiche und verdienstvolle Monographieen der Hohen Tauern (1866) und der Zillerthaler Gebirgsgruppe (Pet. Mitt. Ergänzungsheft 32; 1872), während das geschichtliche und topographische Element, vermehrt um das bis dahin fast unbebaute Feld der kirchlichen Ortsbeschreibung und Statistik in Dürlingers Pinzgau (1866) vorwaltet.

Einen neuen Aufschwung nahm die Landeskunde unseres Gaus durch die Gründung der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 1860. Die 36 bisher erschienenen Jahrgänge ihrer Mitteilungen sind eine reiche Fundgrube für jeden Zweig der Geographie und Geschichte geworden, und es ist auf diesen Blättern oft genug darauf hingewiesen. Neben der Fülle geschichtlichen Stoffes, der in den zahlreichen dort veröffentlichten Urkunden geboten wird, sind besonders zu erwähnen Sauters[2]) Flora, zuerst vom Pinzgau, dann erweitert von

[1]) Biographie MGSL 19, S. 129; 1879.
[2]) Biographie MGSL 21, S. 229; 1881.

ganz Salzburg (auch als Buch, 1879 in 2. Auflage), die einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der Flora von Salzburg von R. und J. Hinterhuber (1851) aufweist; ferner Storchs Fauna; Zillners zusammenfassende Darstellungen über Grafschaften, Marktflecken, Dörfer, Hausbau, Sagen und zahlreiche Einzelheiten aus allen Gebieten; Prinzinger des Aelteren Schriften über Sprache, Namenkunde, Volkssitten; Fuggers und Kastners geologische und botanische Arbeiten; Fuggers Forschungen über Salzburgs Seeen [1]).

Die Geologie des Pinzgaues erfährt erst seit 1840 etwa eine wesentliche Förderung gegenüber ihrem Stande am Anfange dieses Jahrhunderts. v. Klipstein, Cotta und andere Geologen durchreisten die Zentralalpen, v. Schafhäutl und Emmrich die Kalkalpen. Den wichtigsten Fortschritt bezeichnen die Aufnahmen der k. k. geologischen Reichsanstalt 1853 und 1854 durch Lipold und Peters. Auch hier ist Fugger seit langer Zeit unausgesetzt thätig gewesen. Neue Fingerzeige für die Kenntnis vom Baue der Zentralalpen gab Löwl. Die salzburgischen Mineralien hatte schon v. Köchel (1859) wieder zusammengestellt; mit der Mineralogie des Pinzgaues beschäftigten sich weiter v. Zepharovich und Groth, mit der Petrographie Vacek, Baron Foullon und Weinschenk [2]).

Ein neuer Zweig der Erdkunde entstand für die Ostalpen erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in der Gletscherkunde. Hier ist nach v. Sonklars ersten Messungen und Beobachtungen namentlich Ed. Richter für unser Gebiet bahnbrechend gewesen. Das Studium der eiszeitlichen Verhältnisse, durch Stark angeregt, fand durch Penck, Brückner, Fugger und Kastner weitere Förderung. Die Entwickelung der Meteorologie und Klimatologie, für die noch in den 60er Jahren v. Sonklar nur unzureichende Daten vorlagen, verdankt Hann ihren Aufschwung, und die unserem Gebiete angehörende Sonnblickwarte [3]) hat überhaupt der Wissenschaft neue Wege gewiesen. Zahlreiche Gelehrte haben das gastliche Heim zu wissenschaftlichen Untersuchungen benutzt.

Unter der Fülle von neueren Werken, die sich ausser mit dem Pinzgau auch mit seinen Nachbarländern beschäftigen, sind namentlich

---

[1]) Frhr. v. Doblhoff, Beiträge zum Quellenstudium Salzburgischer Landeskunde nebst Hinweis auf die wichtigsten Quellenwerke, 7 Hefte, Salzburg 1893—1895, sind mir nicht zugänglich gewesen.

[2]) Weinschenk, Beiträge zur Petrographie der östlichen Zentralalpen, speziell des Grossvenedigerstocks; 2 Teile, München 1894; Zeitschr. f. Kryst. Bd. 26; MDOeAV 1897, S. 1. 13.

[3]) Stöckl, Kolm Saigurn mit dem Sonnblick (ZDOeAV 1885, S. 388); Hann, Die meteorologische Station auf dem Sonnblick (MDOeAV 1886, S. 136); Breitenlohner, Die met. Gipfelstation Sonnblick (Mitt. k. k. geogr. Ges. Wien 1886, S. 65); v. Ruthner, Die met. Station auf dem Sonnblick (MGSL 26, S. 352; 1886); v. Obermeyer, Die met. Beobachtungsstation auf dem Gipfel des Sonnblick (Met. Zeitschr. 1887, S. 33); Hann, Zur Geschichte der met. Station auf dem Hohen Sonnblick (Met. Zeitschr. 1887, S. 42); Samter, Der Hohe Sonnblick (Himmel und Erde 4, S. 149. 214. 256; 1892); v. Obermeyer, Ueber das Sonnblickobservatorium (Schriften Ver. z. Verbreit. nat. Kenntn., Wien, Bd. 33, S. 381—417, 1893); Trabert, Bergobservatorien (Jahrb. der Naturw. 9, S. 155; 1894); Jahresberichte des Sonnblickvereins, seit 1893.

hervorzuheben Ed. Richter, Das Herzogtum Salzburg (Bd. V. von Umlaufts Ländern Oesterreich-Ungarns, 1881) und das unter dem Protektorate des verstorbenen Kronprinzen Rudolf herausgegebene grosse Sammelwerk: Die österreichisch-ungarische Monarchie, in dem A. v. Ruthner die Topographie des Pinzgaues behandelt, während die übrigen Zweige der Landeskunde für unseren Gau im Zusammenhange mit den Nachbargauen von namhaften Fachmännern bearbeitet sind. Einen Abriss der Landeskunde des Herzogtums Salzburg schrieb Emmer (Salzburg 1877).

Wenngleich die auf die touristische Erschliessung der Alpen bezüglichen Veröffentlichungen im Zusammenhange in einem späteren Abschnitte gewürdigt werden sollen, so ist doch hier der zahlreichen Reisehandbücher noch besonders zu gedenken, unter ihnen in erster Linie des trefflichen Schaubach (Die deutschen Alpen 1845—1847, 2. Aufl. 1865—1874). Mit unserem Gebiete beschäftigt sich ferner eingehend R. Hinterhubers Tourist im Hochgebirge (1855). Diesen schliesst sich die ganze Reihe der Reisehandbücher an von Baedeker (Südbayern, Tirol und Salzburg, 27. Aufl. 1896), Trautwein (Das bayerische Hochland u. s. w., 7. Aufl. 1895), Meyer (Deutsche Alpen, 4. Aufl. 1895) und den Hartlebenschen Führern von Hess, Meurer und Rabl an bis zu dem neuesten „Hochtouristen" von Purtscheller und Hess (1894) und dem Spezialführer durch unsere Kalkalpen von Blank (1893), den aber, namentlich in seinen botanischen Angaben, zahlreiche Druckfehler entstellen.

Eine übersichtliche Darstellung über die neuere wissenschaftliche Erforschung der Ostalpen, wobei auch unseres Gaues mehrfach Erwähnung geschieht, gab neuerdings Ed. Richter[1]).

Die älteste bekannte Karte[2]), auf der ein Stück des Pinzgaues (vom Bezirke Lofer) dargestellt ist, stammt von Bienewitz (Apianus); es ist Blatt 23 seiner Chorographia Bavariae, die 1558—1566 erschien. Die erste Spezialkarte des Erzbistums Salzburg fertigte der Salzburger Marcus Secznagel (im Theatrum des Ortelius 1572, N. 35); doch enthält sie keine Orientierung und keine Ortsbestimmungen. Sie liegt der Mercatorschen Karte von 1631 zu Grunde. Eine Karte von Berchtesgaden von 1628[3]) enthält grosse Stücke der Pinzgauer Kalkalpen; die Karte in Merians Topographia Bavariae 1644 (Südosten oben), die beste des ganzen Buches, ist ein Abdruck davon. Für lange Zeit die beste Karte des Erzstifts war die vom Benediktiner Odilo Gut-

---

[1]) Ed. Richter, Die wissenschaftliche Erforschung der Ostalpen (ZDOeAV 1894, S. 1—94).

[2]) Ueber ältere Karten unseres Gebiets vgl. Vierthaler, Reisen durch Salzburg, Salzburg 1799, S. 22; v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Salzburg 1810, Bd. II, S. 128; Pillwein, Das Herzogtum Salzburg, Linz 1839, S. 69; Zillner; Salzburgische Kulturgeschichte in Umrissen, Salzburg 1871, S. 187.

[3]) Vgl. Waltenberger, Ueber topographische Messungen und Terrainaufnahmen im Gebirge (ZDOeAV 1887, S. 104).

rath von Michaelbeuern gezeichnete von 1713[1]), herausgegeben von Homann in Nürnberg. Doch lässt sie den Weg zum Felbertauern durch das Hollersbachthal gehen, setzt die Brennthaler Bergbaue auf die Nordseite des Salzachthales, verlegt die Ferleiten ins Kaprunerthal u. s. w. Spezialkarten der einzelnen salzburgischen Pfleggerichte zeichnete der erst in Kaprun, dann in Bramberg wohnende Pinzgauer Messner Joseph Fürstaller, der als salzburgisches Seitenstück zu den Tirolern Blasius Hueber und Anich seine Zeit der Kartographie widmete. Sein Atlas salisburgensis in 34 Karten wurde 1765 vollendet, ist aber leider nicht vervielfältigt und verloren gegangen. Alle diese Karten waren noch ohne astronomische Ortsbestimmungen angefertigt. Erst im letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts machte Professor Schiegg aus Salzburg die ersten Ortsbestimmungen im Lande.

Auf einen höheren Standpunkt erhob sich die Kartographie erst durch die österreichischen Aufnahmen in den Jahren 1806 und 1807. Die Karten dieser Aufnahmen, mit mancherlei Nachträgen versehen, blieben bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts die wichtigsten. Der Natur der Sache nach aber waren sie namentlich in den Hochregionen recht ungenau, und auch die Katastermessungen Ende der 20er Jahre beschäftigten sich nur mit den Nutzflächen, obwohl als feste Punkte auch manche damals zuerst bestiegenen Hochspitzen benutzt wurden. Hier setzte nun zuerst vor der Neuaufnahme durch den Staat die Privatthätigkeit ein. v. Sonklar benutzte für seine Karte der Hohen Tauern (1866) die Originalblätter nicht ohne weiteres als Grundlage, sondern suchte sie auf Grund eigener Messungen nach Kräften zu verbessern[2]). Allein in den Tauern hat er im Anfange der 60er Jahre 651 trigonometrische und halbtrigonometrische Höhenmessungen ausgeführt, und gerade in den Hochregionen weist seine Karte wesentliche Fortschritte auf. Noch weiter ging der Geoplast Franz Keil[3]), der zahlreiche Bergbesteigungen für seine Aufnahmen vollführte. Die Frucht seiner mühsamen und ihn vorzeitig aufreibenden Thätigkeit waren verschiedene Einzelkarten und -reliefs, z. B. der Glockner- und Venedigergruppe[4]), insbesondere aber das grosse Relief des Herzogtums Salzburg, das er selbst freilich nicht mehr zu Ende bringen konnte, das aber nach seiner Weiterführung durch v. Kendler, Skuppa und Pelikan fertig dasteht und eine besondere Zierde des Salzburger Museums bildet[5]).

---

[1]) S. Keyssler, Neueste Reise durch Teutschland u. s. w., Hannover 1740 und 1741, Bd. I, S. 60.

[2]) Brückner, Die Hohen Tauern und ihre Eisbedeckung (ZDOeAV 1886. S. 183).

[3]) Keil, Ueber topographische Reliefkarten im Allgemeinen, und über einige charakteristische Gebirgsformen, insbesondere der Salzburger Alpen (MGSL 2, S. 17; 1862); Aberle, Ueber Franz Keils topographische Reliefkarte (MGSL 7. S. 299; 1867); Nachruf für Keil MDOeV 1876, S. 105; MGSL 16, S. 493; 1876.

[4]) Karte der Glocknergruppe zu Ruthners Aus den Tauern 1864, der Venedigergruppe im Jahrb. OeAV 2, 1866; Glocknergruppe auch Pet. Mitt. 1860, S. 77. 85; s. a. Pet. Mitt. 1861, S. 444.

[5]) MGSL 14, S. VII, 1874; 16, S. 485, 1876; Purtscheller, Die Reliefkarte des Landes Salzburg (MDOeAV 1895, S. 141); vgl. MDOeAV 1896, S. 107.

Die Vollendung des Reliefs konnte sich schon auf die neue Aufnahme des Landes Salzburg in den Jahren 1871—1874 und die Herausgabe der Spezialkartenblätter 1 : 75000 im Jahre 1876 durch den österreichischen Staat stützen, deren Vergleich mit den Aufnahmen vom Beginne dieses Jahrhunderts den Fortschritt in den Anforderungen, die an die Genauigkeit gestellt werden, und in den Mitteln, diesen Ansprüchen zu genügen, deutlich zeigt[1]). Und eine weitere Verbesserung der Karten, ausser der abermals erhöhten Genauigkeit auch in der zarteren Art der Ausführung, durch welche eine grössere Deutlichkeit in den Einzelheiten erstrebt und erreicht wird, ist inzwischen durch die „Reambulierung" des österreichischen Staates erfolgt. Von der reambulierten Spezialkarte sind allerdings für den Bereich des Pinzgauer, auf den acht Blätter entfallen, erst drei erschienen[2]).

Diese Karten des österreichischen Staates sind auch für alle neueren Kartenwerke[3]) die Grundlage geblieben, namentlich sind auch die Originalaufnahmen für die vom Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereine herausgegebenen Karten der Zillerthaler Alpen, der Venedigergruppe, der Glocknergruppe, der Goldberggruppe und der Berchtesgadener Alpen benutzt worden; doch ist der bayerische Anteil der Berchtesgadener Alpen vom Alpenvereine neu vermessen worden.

Auf Keils Bahnen wandelt heute der Geoplast Oberlercher in Klagenfurt; sein grosses, weit über den Massstab der Spezialkarte hinausgehendes Relief des Glocknerkammes umfasst auch Teile des Tauernhauptkammes und greift so in den Pinzgau hinüber[4]).

---

[1]) Ed. Richter, 600 Höhen im Herzogthume Salzburg (MGSL 16, S. 40; 1876); Ed. Richter, Die Vollendung der Spezialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie (MDOeAV 1889, S. 2. 19).

[2]) Zone 16, Kolonne VII: Kitzbühel und Zell am See; Zone 17, Kol. VI: Hippach und Wildgerlosspitze; Zone 17, Kol. VII: Grossglockner. Es fehlen noch Zone 15, Kol. VII: Lofer und St. Johann in Tirol; Zone 15, Kol. VIII: Hallein und Berchtesgaden (nur ein kleines Stück des Steinernen Meeres umfassend); Zone 16, Kol. VI: Rattenberg; Zone 16, Kol. VIII: St. Johann im Pongau; Zone 17, Kol. VIII: Hofgastein.

[3]) Eine Zusammenstellung der wichtigsten Alpenkarten (mit Nachträgen) gab Obermair (ZDOeAV 1884, S. 56; 1892, S. 393; 1895, S. 327).

[4]) Penck, Oberlerchers Glocknerrelief (MDOeAV 1896, S. 105).

Die Bewohner.

In Erscheinung und Charakter, in Sprache und Sitten ist der Pinzgauer ein echter Sohn des bayerischen Stammes. Die Abgeschlossenheit, in der die Bewohner unseres Gebirgsgaues durch mehr als ein Jahrtausend gelebt haben, hat bei ihnen länger als bei ihren Brüdern im Alpenvorlande alte Gewohnheiten und alte Gebräuche festgehalten, und noch heute ist mancher Rest uralter Ueberlieferung im Pinzgau zu finden, wenn auch die Gegenwart mit ihrem regeren Verkehre schon mächtig unter dem Alten aufgeräumt hat.

Ein eigentlich schöner Menschenschlag [1]) sind die Pinzgauer nicht. Bei gedrungenem, mittelgrossem Wuchse besitzen sie einen festen Knochen- und Muskelbau, oft einen auffallend breiten Stiernacken. Unter den Männern findet man jedoch häufiger geradezu klassische, prächtige Gestalten, schlank und gross, mit edlen Gesichtszügen; seltener ist auffallende Frauenschönheit, obgleich auch unter dem weiblichen Geschlechte kräftige Heldengestalten sich nicht gerade spärlich finden. Die Körperhaltung der Männer ist in der Regel keine vorteilhafte, sondern meist eine zusammengesunkene und geneigte; schweres Tragen beim Steigen ist wohl die Ursache dieser Gewohnheit.

Leider findet man bei beiden Geschlechtern in reichem Masse den entstellenden Kropf [2]) vertreten, und sein Vorhandensein ist im Pinzgau ein so gewöhnliches, dass es durchaus nicht als Schönheitsfehler angesehen wird [3]). Auch die ältesten Nachrichten über den Pinzgau erwähnen den Kropf als hervorstechendste Eigentümlichkeit seiner Bewohner. Aus dem 16. Jahrhundert stammt die Bemerkung

---

[1]) Hacquet, Reise durch die norischen Alpen, Nürnberg 1791, Teil II, S. 144; Prinzinger, Verzeichnis der wichtigeren Quellen zur Landeskunde des Herzogtums Salzburg (MGSL 24, S. 269, 1884).

[2]) Vierthaler, Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Oesterreich, Wien 1816, Bd. I, S. 160.

[3]) „Wann dö Pinzgara Diandl
Ar a kloans Kröpfl hambt,
Mia hambts dechta schon gean,
Sends do liab schon vadambt“ (Süss, Salzburger Volkslieder, 1865, S. 253);
oder das verbreitete:
„Die Vogerl haben a Kröpferl
Und singen damit;
Mei Diandl hat a Kröpferl,
Aber singen kanns nit.“

des Chronisten Jordan: „Gegen den Pinzgäu sein auch die Leut am meisten kropfet“ [1]), und Lazius nennt 1598 unsern Gau „regiunculam Salisburgensi Episcopo subjectam ac strumoso genere hominum celeberrimam“ [2]). Auch in dem S. 218 [26] erwähnten Flugblatte heissen die Pinzgauer ohne weiteres die „kropfften Pauren“, und Merians Topographia Bavariae (Frankfurt a. M. 1644) weiss vom Pinzgau nur aufzuzählen: „Caprun, Galgen (Walchen?), Liechtenberg, Mittersill, so 4 Schlösser im Pintzgöw, einem Ländlein, an den Gräntzen Kärndten, so Saltzburgisch, und darin viel kröpffige Leuthe seyn.“

Im allgemeinen werden Kröpfe häufiger im Schiefergebirge und Urgebirge, als im Kalkgebirge angetroffen, am häufigsten in hochgelegenen engen Thaleinschnitten, doch auch an feuchten, oft überschwemmten Niederungen. Meist bildet sich der Kropf erst im Wachstume heraus; doch ist er bisweilen angeboren und in manchen Familien geradezu erblich. Auch Eingewanderte bekommen häufig einen Kropf. Im ganzen selten (0,5 % der Bevölkerung) ist mit dem Kropfe auch eine Verkümmerung der geistigen Fähigkeiten verbunden [3]), wenn auch die damit behafteten unglücklichen Geschöpfe, die „Todel“ (Trottel, Cretins) dem Fremden verhältnismässig häufig zu Gesicht kommen, da sie oft den Tag über unthätig vor den Schwellen ihrer Wohnungen sitzen, während die arbeitsfähige Bevölkerung zur Feldarbeit ausgezogen ist.

Die Lebensweise des Pinzgauers ist sparsam; Prunk und Luxus kennt er wenig. Die Hauptnahrungsmittel sind Milch- und Mehlspeisen, die ausserordentlich fett zubereitet werden. „So viel Dienstboten, so viel Kühe“ sagt ein altes Pinzgauer Sprichwort [4]); d. h. eine Kuh genügt gerade für den Bedarf eines Dienstboten an Butter, die meist zu „Schmalz“ (Rindsschmalz) ausgelassen und so zur Verwendung aufbewahrt wird, wobei sie sich ausserordentlich lange hält [5]). Fleisch giebt es selten; Speck ist Lieblingsnahrung, und der „luftgeselchte“ wird dem „rauchgeselchten“ vorgezogen.

Die Bauweise der Pinzgauer Häuser [6]) ist eine durchaus charakteristische. Der Typus des salzburgischen Gebirgshauses ist

[1]) Ed. Richter, Die Erschliessung der Salzburger Alpen (Kurzer Wegweiser durch das Land Salzburg, Festgabe der Sektion Salzburg zur Generalversammlung des DOeAV 1882, S. VI).

[2]) Vierthaler, Reisen durch Salzburg, Salzburg 1799, S. 260.

[3]) v. Kürsinger, Oberpinzgau oder der Bezirk Mittersill, Salzburg 1841, S. 274; vgl. Klebs (MDOeAV 1877, S. 158).

[4]) Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 97; v. Muchar, Das Thal und Warmbad Gastein, Grätz 1834, S. 129.

[5]) In einem bei der Schlammflut von Niedernsill 1798 verschütteten Keller fand man beim Aufgraben 1833 einen Kübel mit 30 Pfund Schmalz, das noch gut war (v. Kürsinger S. 12).

[6]) Zillner, Salzburgische Kulturgeschichte in Umrissen, Salzburg 1871, S. 94; Schober, Die Deutschen (Die Völker Oesterreich-Ungarns Bd. I), Wien und Teschen 1881, S. 359; Die österreich-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Wien 1889, Band Oberösterreich und Salzburg, S. 463; Kirchhoff, Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung, Stuttgart 1889, S. 552—555 (Meitzen);

nirgends schöner ausgebildet als im Pinzgau, wenn er sich auch auf die Nachbargaue verbreitet. Namentlich findet sich an alten Pinzgauer Häusern eine reiche Holzarchitektur, die sich auf das Vorteilhafteste kennzeichnet durch die Harmonie des Bauwerks im ganzen, in seinen Einzelheiten und mit der Umgebung, durch das Ersichtlichmachen und Hervorheben der Konstruktionsweise und des Konstruktionsmaterials, durch Zweckmässigkeit und durch Originalität der Formen. Leider ist die Blütezeit des Pinzgauer Haustypus vorüber; die hübschen erhaltenen Bauwerke schwinden immer mehr und machen einer nüchternen, modernen Bauweise Platz.

Wenn auch kleinere Anwesen und Einzelhäuser („Sölden") trotz der geringeren verfügbaren Mittel selten jeder architektonischen Ausschmückung entbehren, so kann sich die Fülle der Formen nur bei einem grösseren Gute bethätigen, und es soll daher hier zunächst ein grösseres Bauerngut ins Auge gefasst werden, wie es im Pinzgau solche noch allerorten giebt.

Im weitaus grössten Teile des Pinzgaues, nämlich im ganzen Gneis- und Schiefergebirge, herrscht in der Hofanlage die Vereinigung vieler Einzelgebäude, von denen jedes seinen besonderen Zweck hat, zu einer Gruppenanlage vor. Die einzelnen Gebäude sind regellos, den örtlichen Verhältnissen entsprechend, aneinandergereiht. Um das Wohnhaus ordnen sich die Ställe, die in ihren Obergeschossen zugleich Scheunen sind, der besondere Getreidespeicher („Troadkasten"), das „Zuhaus", die Waschhütte, das Brechelbad, der Backofen, bei abseits gelegenen Höfen wohl auch eine Kapelle oder eine Schmiede, so dass das Ganze den Eindruck eines kleinen Dorfes macht, die abseits gelegenen Heustadel und die oft weit entfernten Almhütten, auch die in der Regel mehreren Gütern gemeinsamen „Gmachmühlen" oder Hausmühlen nicht zu rechnen. Die ganze Gebäudegruppe ist dann durch einen Zaun eingefriedigt, gewöhnlich einen der holzfressenden „Steckenzäune" aus Spaltholz, die zu einer Pinzgauer Thal- oder Almlandschaft notwendig gehören. Im Kalkgebirge herrscht dagegen ein anderer Typus vor; die Hauptwirtschaftsgebäude, Stall, Tenne und Futterraum rücken mit dem Wohnhaus unter einen First, und wenn noch Nebengebäude übrig bleiben, so erscheinen sie doch nur als zufällige Beifügungen und drücken der Hofanlage nicht den Stempel der Gruppenanordnung auf.

Der Grundriss des Wohnhauses ist ein dem Quadrate sich näherndes Rechteck. Das Erdgeschoss ist meist gemauert, die Obergeschosse in Holzwänden aufgeführt. Auf die Art der Bausteine wird wenig Gewicht gelegt; meist stammen sie aus der nächsten Umgebung,

---

Prinzinger, Verzeichnis der wichtigeren Quellen zur Landeskunde des Herzogthums Salzburg (MGSL 24, S. 279; 1884); Prinzinger, Haus und Wohnung im Flachgau und in den drei Gebirgsgauen (MGSL 25, S. 119; 1885); Bancalari, Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen (ZDOeAV 1893, S. 150. 154. 169); Zillner, Der Hausbau im Salzburgischen (MGSL 33, S. 147—163, 1893; 34, S. 1—20, 1894); Eigl, Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser (MGSL 35, S. 81—143; 1895); besonders aber Eigl, Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus), Wien 1893. Dies schöne Werk mit seiner Fülle von bildlichen Darstellungen ist die Hauptquelle der folgenden Angaben.

auch kaum zubehauene Findlinge, die in reichlichen Mörtel gelegt sind, werden verwendet. Nur an den Ecken liegen geformtere Platten. Das Mauerwerk ist stets innen und aussen glatt verputzt und geweisst. Ziegel werden in der Regel nur zu Backöfen und anderen Heizanlagen neueren Datums verwendet; in älteren Häusern sind selbst die Keller in Stein gewölbt. Die Eingangsseite des Wohnhauses beim Gruppenhofe weist in der Regel nach Süden, an den sonnseitigen Hängen also, an denen die Siedelungen am höchsten hinauf reichen und am dichtesten liegen, nach dem Thale zu. Neben der Hausthüre, deren Oeffnung oben gewöhnlich rundbogig abschliesst, sind zu beiden Seiten an der Hauswand die „Hausbänke" zur Rast angebracht.

Die Holzwände des Obergeschosses bestehen aus Balken, die durchaus wagerecht liegen. Bei den kleineren Nebenbauten, wie namentlich bei den Heustadeln, auch bei den Ställen („Schermen") der Galtviehalmen, bei denen es auf dichten Schluss nicht ankommt, sind Rundhölzer verwendet („Blockwandbau"), bei den Wohnhäusern und grösseren Nebenbauten sind es vierkantig aus dem Kernholz gehauene Balken („Schrottwände"), die weit solider sind als die neuerdings schon benutzten geschnittenen Pfosten. Aus solchen Balken lassen sich vollkommen dichte Wände herstellen, wenn sie an den Auflagerungsflächen konkav ausgearbeitet werden und der Zwischenraum reichlich mit trockenem Waldmoose gefüllt wird. Die Breite jedes Balkens bleibt von einem bis zum anderen Ende gleich, die Höhe aber nimmt nach der Stammspitze zu ab; daher werden die Unterschiede durch die abwechselnde Lage des dickeren Stammendes ausgeglichen. Kunstvoll sind häufig die Verbindungsweisen der sich kreuzenden Balkenlagen; ihre feste Verbindung wird durch Dübel aus härterem Lärchenholze hergestellt.

Ueber dem Obergeschosse baut sich dann das flache Satteldach auf, dessen First an den Berglehnen stets in der Richtung des Bergabfalles verläuft. Fast stets ist das dreieckige Giebelwandfeld ein wenig über die Wandfläche der unteren Geschosse vorgerückt; bis zum Giebelfelde hinauf aber liegen die einzelnen Geschosse in gleicher Flucht, und es ragt nicht wie in der Schweiz oder bei mittelalterlichen Holzbauten jedes obere Geschoss über das untere hervor. Das Dach tragen grosse Längsbalken („Dachpfetten"), an deren vorragenden Balkenköpfen verzierte „Hirnbrettchen" befestigt sind. Die Höhe der Dächer, die an allen Seiten weit vorragen, beträgt etwa $^1/_4$ bis $^1/_5$ der Spannweite. Die Eindeckung erfolgt mit lose aufgelegten, nur mit Steinen beschwerten Legschindeln; viel jünger ist die Anwendung von genagelten Schindeln, bei der das Dach dann auch eine grössere Steilheit erhalten kann. An den Giebelseiten wird die Schindeldeckung durch besondere „Hirnladen" verdeckt. An beiden Dachsäumen ziehen sich Dachrinnen aus ausgehöhltem Rundholz hin, die an den Giebelseiten frei vorragen; senkrechte Abflussrinnen daran fehlen gewöhnlich.

Die Vordergiebelwand des Obergeschosses begleitet ausserhalb des Hauses ein „Hausgang", der von vorspringenden Balken der Schrottwände getragen wird. Abweichend von den Nachbargauen ist die Wiederholung eines solchen Hausganges bei mehreren Obergeschossen

in jedem einzelnen, sowie ihre Fortsetzung an den beiden Längsseiten (Traufseiten) des Hauses, ja bisweilen rings um das ganze Haus herum gebräuchlich. Auch der Dachboden trägt im Giebelfelde noch eine vorn herausgebaute „Altane". An den Enden der seitlich verlängerten Hausgänge befinden sich die Aborte.

Die innere Einteilung der Häuser lässt noch deutlich erkennen, dass der grosse, von der Eingangsseite zuerst betretene und sich durch die ganze Tiefe des Hauses erstreckende Mittelraum, das „Vorhaus" oder kurz das „Haus" einst der Mittelpunkt des häuslichen Lebens war. Noch jetzt stehen in der Nähe der Hausthüre darin oft Tisch und Bänke, während seine gegenwärtige Bedeutung meist nur die eines Verbindungsraumes zu allen Seitenräumlichkeiten ist. In ihm steigt die Treppe zum Obergeschoss empor, und unter dieser führt die Kellertreppe abwärts.

Bei grösseren Anwesen liess das wachsende Raumbedürfnis von diesem „Hause" an beiden Seiten gesonderte Räumlichkeiten sich ablösen, so dass jetzt das Innere des Erdgeschosses eine Dreiteilung aufweist. An der einen Seite liegt seitlich zunächst die „Stube" (auch „Ehhaltenstube", Ehhalten = Dienstboten), ein Ausdruck, der überhaupt einen heizbaren Wohnraum bezeichnet, während ein „Zimmer" ein Raum ohne Ofen ist.

Die Stube liegt stets neben der Hausthüre an der Vorderseite, an der Ecke, wo das meiste Licht einströmt und der Ausblick auf die Wirtschaftsgebäude der beste ist. Sie ist der Wohn- und Speiseraum für Familie und Gesinde. Nach hinten zu schliesst sich noch ein Wohnraum an, mit ihr durch eine Thür verbunden, auch das „Stübl" genannt.

Auf der anderen Seite des Vorhauses liegt die Küche, wie die Stube ein grosser Raum. Ein grosser Herd für offenes Feuer steht frei in der Mitte oder ist auch schon an eine Wand gerückt; an den Wänden befinden sich oft noch eigene Herde für Käserei und Brennerei, ein Backofen zum Krapfenbacken, Anrichtetische, sowie der Hausbrunnen, der meist in einer Ecke an der äusseren Hauswand angebracht ist. Bei grösseren Häusern ist die Küche überwölbt, sonst hat sie eine Pfostendecke. Neben der Küche liegt die Vorratskammer, nur vom Vorhause her zugänglich, ebenfalls gewölbt, mit Estrich ohne Dielen. Ausser anderen Vorräten werden in ihr auch Käse und Butter aufbewahrt; für die Milch dient der unter dem Vorhause liegende Milchkeller.

Die Dreiteilung des Erdgeschosses wiederholt sich im Obergeschosse; auch hier nimmt die ganze Tiefe des Hauses das „Vorhaus" ein, das allein die Verbindung in die Seitenräume vermittelt. Die Eckräume nach vorne sind auch hier die besten und bilden die Wohn- und Schlafräume der Familie; nach rückwärts liegen die Kammern für das Gesinde. Bei einer grossen Familie und zahlreichem Gesinde war die Anlage eines weiteren Oberstockes mit gleicher Einteilung Bedürfnis. Die „Prunkkammer", die sich häufig im zweiten Obergeschosse findet, enthält jetzt selten noch alte Möbel und Einrichtungsstücke, sondern gewöhnlich moderne, zum Charakter des Hauses nicht passende Gegenstände und in einem Glasschranke allerlei Porzellan- und Glasgeschirr. Der Dachboden trägt an den Giebelseiten noch eine oder mehrere

Kammern; fast nie fehlt das „Firstkammerl“ an der Vorderseite, das auf die Altane führt und als Geschirrkammer dient.

Der Schwerpunkt der Holzarchitektur des Hauses liegt in den Hausgängen, deren nach aussen abschliessende Wände samt den darüber aufragenden Pfeilern in der mannigfaltigsten Weise verziert sind; häufig sind Blumentischchen an der Vorderseite angebracht. Daneben zeigt eine besondere Ausschmückung stets das weit ausladende Dach, bei dem die vorspringenden Köpfe der Tragbalken ausgeschnitten und oft bunt bemalt sind. Dem ganzen die Krone setzt dann das zierliche Glockentürmchen auf, das im Pinzgau fast durchweg in reizender Holzarchitektur, bisweilen auch in Eisen ausgeführt ist. Es hat seine Stelle stets auf dem Dachfirste und zwar hart an der vorderen Giebelwand. Es dient nicht nur zur Zierde, sondern ladet auch das Gesinde von der Feldarbeit zu den fünf täglichen Mahlzeiten ein. In den Nachbargauen ist es fast durchweg ganz einfach gehalten, der Pinzgau weist eine Fülle verschiedenartiger Fortbildung aus wenigen einfachen Grundformen auf. Ausser den Dachpfetten zeigt namentlich das Glockentürmchen Bemalung in verschiedenen Farben; auch die unten abgeschrägte Kante des vorspringenden dreieckigen Giebelfeldes ist oft bemalt, wie sich auch auf den weissen Flächen des Untergeschosses neben einer Sonnenuhr noch farbige Zieraten finden.

Die einzelnen Stockwerke sind niedrig; nur in Ausnahmefällen steigt die lichte Höhe der Wohnräume über 2,5 m. Klein sind auch überall die fast quadratischen Fenster; im Untergeschosse sind sie fast immer vergittert, und auch diese Gitter weisen eine Stufenfolge von den ganz einfachen Formen bis zu korbartig ausladenden Gestalten auf.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Feuerungsanlagen der Pinzgauer Häuser. Der älteste Typus ist das „Rauchhaus“, bei dem für den vom Küchenherde aufsteigenden Rauch überhaupt kein Abzugskanal besteht. Durch Lücken im Fussboden des Obergeschosses muss sich der Rauch den Ausweg suchen, wobei er bei kleineren Anwesen, bei denen über dem Erdgeschosse die Feldfrüchte lagern, diese durchräuchert; der endliche Abzug über das Dach wird dadurch erreicht, dass die der Wetterseite zugekehrte Hälfte des flachen Daches ein Stück über die andere vorspringt, und dass zwischen beiden ein Spalt offen bleibt. Im Flachlande um Salzburg sind solche Rauchhäuser häufiger als im Pinzgau, obgleich Zillner noch 1865 in Ronach am Uebergange über die Gerlos ein neugebautes Rauchhaus fand. Immerhin ist auch im Pinzgau noch bisweilen ein altes Rauchhaus unverkennbar, wenngleich schon die Feuerungsanlagen ihre besonderen Kamine erhalten haben. Das Krimmler Tauernhaus bietet ein nur wenig abgeändertes Beispiel dieses Typus.

Einen Fortschritt bilden die Kamine, zunächst hölzerne, später auch gemauerte. Aber erst bei neueren Anlagen liegt der Rauchfang gerade über dem Küchenherde und leitet den Rauch unmittelbar nach oben; kennzeichnend für die ältere Pinzgauer Bauweise ist, dass in der Küche kein Rauchfang sich befindet, sondern der Rauch durch eine Oeffnung über der Küchenthür abziehen muss. Im Vorhause befindet sich dann über dieser Oeffnung, von Holzkonsolen getragen, ein „Rauch-

mantel", und auf ihm baut sich der über das Dach führende Rauchschlot auf. Solche Rauchmäntel, sowohl für hölzerne Kamine, wie für solche aus Mauerwerk, finden sich im Pinzgau noch zahlreich.

Die „Stube" im Erdgeschoss hat immer ihren eigenen Ofen, der auch das benachbarte „Stübl" heizt. Den Wohnräumen des Obergeschosses fehlen dagegen meist eigene Heizanlagen; ihre Erwärmung wird dann von unten durch mit Schiebern versehene Oeffnungen im Fussboden bewirkt. Die Wohnzimmer der älteren Bauernhäuser sind häufig in Holz getäfelt, die Decken verziert. Das lange Bestehen von vorzüglich erhaltenen, bis über 300 Jahre alten Holzbauten im Pinzgau ist nur durch die sorgfältige Wahl des Bauholzes, namentlich des jetzt schon viel selteneren Lärchenholzes, erklärlich; ferner wurden die Stämme stets behauen und nicht geschnitten, stets ausser Saft geschlagen und verbaut und immer so verwendet, dass sie vor Nässe thunlich geschützt und doch dem Luftzutritte nicht entzogen waren.

Unter den Nebengebäuden seien zuerst die „Zuhäuser" erwähnt, die die Wohnung für die alten Besitzer bilden, wenn sie bei Lebzeiten das Gut ihren Kindern übertragen haben. Wenn sie zu diesem Zwecke nicht gebraucht werden, dienen sie auch wohl als Werkstätte für die Handwerker, wie Schneider und Schuhmacher, die zu mehrtägiger Arbeit auf den Hof kommen. Diese Sitte, dass die Handwerker „auf die Ster" kommen, war früher noch viel allgemeiner, als noch der Bauer aus der Wolle seiner eigenen Schafe sich durch den Weber den Loden zu seinem Rocke anfertigen liess. Ein solches Zuhaus gleicht den Einzelhäusern für kleinere Verhältnisse; oft liegt im Erdgeschosse ein Stall für Kleinvieh; eine Aussentreppe führt dann in einen Flurraum, an den noch 2 oder 3 Räume anschliessen. Der Dachboden der Einzelhäuser dient als Heulager. Die Ausschmückung ist einfacher als bei einem grossen Wohnhause, doch fehlt der Hausgang nicht.

Die Getreidekasten, in denen der Bauer seine Ernte birgt, müssen ihrer Bestimmung nach besonders solide gebaut sein, um den Inhalt vor Feuchtigkeit zu bewahren; sie sind oft hübsch geziert, was bei dem Stolze erklärlich ist, mit dem der Besitzer auf die Früchte seines Fleisses blickt.

Die Viehställe sind „Grubenställe", deren Boden weder bedielt noch gepflastert ist und etwas unter der Höhe des äusseren Erdbodens liegt. Der Mist sammelt sich unter dem Vieh im Stalle an, und während des ganzen Aufenthalts des Viehs in den Ställen den Winter hindurch wird nur einmal, meist im Februar, ausgemistet; zum zweitenmale wird der Mist erst entfernt, wenn das Vieh schon auf der Alm ist. Ueber den Ställen liegen stets die Scheunen für den Futtervorrat. Da die Heuwagen bis in das Obergeschoss hineinfahren, muss der ganze Bau ein durchaus fester sein. Die Auffahrt erfolgt von einer Stirnseite, am bequemsten natürlich von der Bergseite, über die „Tennbrucken". An den Mittelraum, die „Langbrucken" oder wenn sich noch Seitenarme anschliessen, die „Kreuzbrucken", reihen sich beiderseits die Vorratsräume, die „Kare". An der thalseitigen Giebelwand endet der Mittelraum, wenigstens bei den Rindviehställen, immer in der „Dreschtenne", neben der die „Troadkammer" liegt. Der ganze Stall-

und Scheunenbau ist in Blockwänden aus kantig behauenem Rundholze hergestellt. Um das Obergeschoss läuft noch ein gangartiger Ausbau, der mit Stangen ausgelegt ist und zur Aufbewahrung für Stroh u. s. w. dient. Bei kleineren Besitzungen genügt ein Stall für den Viehstand; grössere Hofanlagen haben für jede Viehgattung eigene Stallungen.

Die Almhütten sind Blockwandbauten, sehr selten unten gemauert, mit flachem Legschindeldach. Rauchfang und Schornstein fehlen fast immer, und der Rauch dringt durch die Spalten der Wände und des Daches. Der grössere Flurraum ist zugleich die Sennküche, ein kleiner Schlafraum schliesst sich daran an. Nach hinten zu folgen Käsekeller und Stallungen. Der kleine Milchkeller liegt unter dem Flurraum und ist von ihm durch eine Fallthüre zugänglich. Noch einfacher sind die Almhütten der Almen, die nicht mit Milchkühen bezogen werden; hier fallen die Kellerräume und die Kochvorrichtungen zur Käserei weg.

Von der besprochenen Gruppenlage unterscheidet sich die im Bereiche des Kalkgebirges herrschende vereinigte Hofanlage dadurch, dass der Stall mit dem Wohnhause ein Gebäude ausmacht. Während aber im Salzburger Vorlande sich dann die Anordnung von der bisher besprochenen wesentlich dadurch unterscheidet, dass die Tenne zur ebenen Erde sich zwischen Wohnhaus und Stall einschiebt, bleibt im Pinzgau doch die allgemeine Regel, dass auch bei der Vereinigung der Wohn- und Wirtschaftsräume die Tenne über dem Stalle liegt. Auch hier führt also eine Tennbrücke in die Scheuer, bisweilen aber statt von hinten von der Längsseite her. Es ist also eigentlich nur das Stallgebäude mit seinem Giebel bis zur Berührung mit dem Giebel des Wohnhauses herangeschoben, ja es liegen durchaus nicht einmal immer die Dachfirste der beiden Gebäudeteile in gleicher Höhe, wenn auch stets in einer Linie hintereinander. Die Anordnung der Räume im Wohnhause ist ebenfalls die gleiche wie bei dem Wohnhause des Gruppenhofes; nur führen von beiden Geschossen des Wohnhauses Thüren in die angebauten Wirtschaftsräume.

Von den Bauernhöfen unterscheiden sich manche Häuser in den Märkten und auch in den Dörfern an der Hauptstrasse dadurch, dass sie ganz gemauert sind; es fällt dann die Holzarchitektur, also auch der Hausgang fort. Auf dem Lande sind namentlich häufig die Wirtshäuser aus Steinbauten; in den alten, reicheren Märkten stehen auch stattliche steinerne Bürgerhäuser, desgleichen in den Bergwerksorten, besonders Rauris und Dienten, wo manches Haus seine einstige Bedeutung als Gewerkensitz noch zeigt (Fig. 1).

An schönen öffentlichen Gebäuden, insbesondere an schönen Kirchen[1]) ist Mangel im Pinzgau. Die meisten Kirchen verdanken ihre heutige Gestalt den Veränderungen des Zeitgeschmacks, da sie in einer Stilart erbaut, in einer anderen umgebaut, in einer dritten wo-

[1]) Zillner, Salzburgische Kulturgeschichte in Umrissen, Salzburg 1871, S. 206; Steinhauser, Ueber Kirchenbau in Salzburg (MGSL 23, S. 298—392; 1883 und 24, S. 55—108; 1884).

möglich „restauriert“ sind. Baufälligkeit, auch wohl Brandbeschädigung haben den Anlass zu solchen Umbauten gegeben. Der Pinzgau zählte 1883: 65 Kirchen und Kapellen, also eine auf 39 qkm und auf 477 Bewohner; bei der Weitläufigkeit der Siedelungen in unserem Gaue ist es erklärlich, dass in den anderen salzburgischen Gauen auf eine Kirche mehr Be-



Fig. 1.

Stöcklwirtshaus in Dienten.

wohner entfallen. Rechnet man die Bauweise vom Jahre 1000—1300 zur romanischen, von 1300—1520 zur gotischen Stilgattung, und nennt man alle späteren Bauten modern ohne Rücksicht darauf, ob in ihnen ein älterer Stil nachgebildet wird, so verteilen sich die Kirchenbauten des Pinzgaues in folgender Weise auf die einzelnen Perioden:

3 Kirchen sind allein gotisch,
1 Kirche ist gotisch mit romanischen Bestandteilen,

4 Kirchen sind gotisch mit romanischen und modernen Bestandteilen,
18 „ „ „ „ modernen Bestandteilen,
30 „ „ modern,
8 „ „ „ mit gotischen Bestandteilen,
1 Kirche ist „ „ „ und romanischen Bestandteilen.

An der Pfarrkirche in Zell am See weist noch manches auf die alte romanische Basilika hin; der Turm der Pfarrkirche von Saalfelden, der allein an ihr alt ist, während das Uebrige 1811 abgebrannt und nachher neugebaut ist, hat vielleicht am besten seine romanische Form bewahrt. Auch an der Kirche in Stuhlfelden überrascht ein schönes, grosses, durchgebildetes, romanisches Portal. Reicher als die Romanik ist die Gotik in beachtenswerten Kirchenbauten vertreten, die aber fast durchweg durch Umbauten entstellt sind. Am reinsten zeigt sich der gotische Baustil an den Kirchen in Bramberg und St. Georgen. Unter den Kirchenbauten der Renaissance ragt die in dem abgeschlossenen Bergwinkel überraschende Wallfahrtskirche von Kirchenthal besonders durch die harmonischen Verhältnisse des Innenraumes hervor. Von den Kirchen der Neuzeit ist endlich vor allen die in gotischem Stile gehaltene Kirche in Bruck zu nennen, die nach den Plänen des berühmten Meisters der Gotik, Schmid in Wien, 1868—1869 erbaut wurde.

Die alten Schlösser des Landes sind fast sämtlich dem Bauernaufstande des Jahres 1526 zum Opfer gefallen, soweit sie nicht schon damals in Trümmern lagen, wie Hieburg und Weyer. Die Neubauten, die von den aufständisch gewesenen Bauern in den nächsten Jahren errichtet werden mussten, entbehren meist des Charakteristischen. Die Mehrzahl der alten Edelsitze wird jetzt von Bauern bewohnt und zeigt ein recht vernachlässigtes Aeussere. Besser gehalten und neuer eingerichtet sind nur die Schlösser Mittersill und Lichtenberg, deren Bauzeit auch in die Jahre 1527 und 1528 fällt. Als gänzliche Neubauten stattlichen Eindrucks zeigen sich der Grubhof bei Lofer und namentlich Schloss Fischhorn, auch ein Werk des Dombaumeisters Schmid, „ein herrliches Bauwerk mit seinen Giebeln und Türmen, Zinnen und Erkern, alles in Rohbau mit kräftig gemeisselten Gliederungen, Gesimsen, Fenster- und Thüreinfassungen durchgeführt“ [1]).

Von der Lage der einzelnen Ansiedelungen [2]) ist bereits im „Pinzgau“ (Heft 2 dieses Bandes) die Rede gewesen. Es hat sich dabei herausgestellt, dass von den Siedelungsarten, die Löwl [3]) unterscheidet, in den Thälern des Pinzgaues weitaus die Schuttkegelsiedelungen überwiegen. Fast alle Dörfer des Oberpinzgaues liegen auf den Schuttkegeln der aus den Schieferalpen kommenden Bäche, und wo von dieser

[1]) Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 574.
[2]) Geschichtliches bei Zillner, Salzburgische Dörfer im Mittelalter (MGSL 32, S. 159—202; 1892); Zillner, Die salzburgischen Marktflecken (MGSL 34, S. 153—216; 1894).
[3]) Löwl, Siedlungsarten in den Hochalpen (FDLV II, Heft 6), Stuttgart 1888; vgl. auch Ed. Richter, Siedelungsarten in den Hochalpen (MDOeAV 1888, S. 65).



Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. X, 3. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Lofer von Nordosten.

Nach einer photographischen Aufnahme von Würthle & Sohn in Salzburg.

Regel eine Abweichung eintritt, ist sie in der Natur oder in der Geschichte der Ansiedelung begründet. Auch die Dörfer im Glemmthale, der Markt Zell und die meisten Siedelungen des Saalethales sind Schuttkegelsiedelungen. Wo dagegen im Unterpinzgau die breite Thalsohle des Hauptthales fehlt und damit die ausgedehnten Schuttkegel der Seitenbäche aufhören, treten an die Stelle der Schuttkegelsiedelungen die Terrassensiedelungen, von denen die Leistensiedelungen nicht immer zu trennen sind. Taxenbach, Embach nnd Eschenau sind echte Leistensiedelungen; ihnen gesellt sich Saalfelden als Terrassensiedelung zu, obgleich hier die Flussterrasse viel niedriger ist.

Zu den Beckensiedelungen gehören nur einige Weiler im Zeller Becken, besonders der grösste, Maishofen, ferner St. Martin und Gumpiug im Loferer Becken, während Lofer selbst auf dem allerdings sehr flachen Kegel des Loferer Baches liegt (Beil. 1). Selten sind auch Bodensiedelungen im Pinzgau; wenigstens liegen grössere Ortschaften nur ganz ausnahmsweise auf dem Thalboden hingestreckt. Dienten giebt ein Beispiel davon; auch Fusch ist hier zu erwähnen, obgleich den Kern der Ortschaft der Schuttkegel des Hirzbachs bildet.

Zu den Hangsiedelungen gehören im Pinzgau keine grösseren Ortschaften, doch liegen zahlreiche Einzelgehöfte oder kleinere Gruppen von solchen auf den sanfter abfallenden Berghängen. Auch in unserem Gaue suchen die Hangsiedelungen meist die Sonnseite auf, und die sich allmählich absenkenden Züge der Schieferalpen, besonders in den Gegenden von Wald und Mittersill sind dicht mit solchen besetzt. In Schmittenthal und Thumersbachthal drängen sie sich hinein, auch das Glemmthal zeigt zahlreiche, und nicht minder die weniger steil geböschten unteren Teile der Kalkalpenabfälle im Leogang- und Urschlauthale.

Rein ausgeprägte Haldensiedelungen giebt es im Pinzgau ebensowenig wie Rundhöckersiedelungen, die letzten aus dem Grunde nicht, weil keins der Pinzgauer Tauernthäler soweit hinauf besiedelt ist wie beispielsweise die obersten Zweige des Oetzthales.

Von 40 im topographischen Abschnitte (Heft 2) aufgeführten Ortschaften im Pinzgau sind:

Schuttkegelsiedelungen	24 = 60	vom Hundert.
Becken- und Bodensiedelungen	9 = 23	„ „
Terrassen- und Leistensiedelungen	7 = 17	„ „

Nach der Lage ihres Wohnsitzes teilen sich die Pinzgauer selbst von altersher in Sonnberger, Schattberger und Bodner ein [1].

Die eigentümliche Pinzgauer Tracht [2] hat sich im Verlaufe der letzten 100 Jahre sehr verändert. Die von Hübner beschriebenen und

[1]) Vgl. schon Vierthaler, Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Oesterreich, Wien 1816, Bd. II, S. 115.

[2]) Gercken, Reisen durch Schwaben, Baiern u. s. w., Stendal 1784, Bd. II, S. 39; Reisigl, Topographisch-historische Beschreibung des Oberpinzgaus im Erzstifte Salzburg, Salzburg 1786, S. 9, 103; Hübner, Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstenthums Salzburg, Salzburg 1796, Bd. II, S. 674; v. Kür-

noch um die Mitte dieses Jahrhunderts üblichen grossen und breitkrämpigen Hüte beider Geschlechter sind verschwunden und werden nur noch als Seltenheiten aufbewahrt. Auch im übrigen ist ein grosser Umschwung eingetreten, verursacht dadurch, dass heutzutage fast nirgends mehr der Bauer die Wolle seiner Schafe selbst durch Handwerker im Hause (auf der Ster) verarbeiten, spinnen und weben lässt, und dass auch der Flachsbau und die eigene Leinenweberei durch die billigen Industrieerzeugnisse schon zurückgedrängt wird, die aber viel weniger haltbar sind als das grobe eigengewebte Leinen („Rupfen").

Immerhin giebt es auch jetzt noch eine Pinzgauer Tracht, wenn sie auch anders aussieht als früher, und wenn auch an den Stätten des gesteigerten Fremdenverkehrs die „herrische" Tracht sich immer mehr einbürgert, namentlich bei den Männern. Für das männliche Geschlecht gehört zur Volkstracht in der Regel ein niedriger, schwarzer Filzhut, auch mit Federn und Alpenblüten geschmückt, unter denen die Edelraute neben dem Edelweiss in der Wertschätzung obenansteht. Den Oberkörper bedeckt eine kurze Jacke mit zwei offenen Seitentaschen, ein buntes, lose geknüpftes Tuch umschlingt den Hals. Das kurze, schwarzlederne Beinkleid reicht bis zum Knie oder wenig darüber hinaus; zu seinen beiden Seitentaschen kommt noch an der rechten Seite eine kleinere Tasche für das Messer, das in einer Lederscheide steckt. Wollene Strümpfe, nur von der kräftigen Anschwellung der Waden gehalten, reichen vom Knie bis zum Fussgelenke; die Füsse sind mit kurzen Socken bekleidet, deren oberer Rand unter den Wadenstrümpfen verschwindet. Der Fuss steckt in einem festen, doppelsohligen, benagelten Schnürschuh, der mit Lederriemen in Schnürhaken befestigt wird. Als Zierde kommt ein breiter Leibgurt hinzu, sauber mit Seide, auch mit Muscheln ausgenäht und bisweilen mit Sprüchen oder mit dem Namen seines Besitzers versehen, und zwar seinem „Schreibnamen", das ist seinem Vor- und Zunamen. Von diesem unterscheidet sich der gewöhnlich gebrauchte Hofname, unter dem nicht nur der Bauer bekannt ist, sondern auch seine Söhne und Anverwandten, und mit dem er allein angeredet wird, während der Schreibname nur zufällig bekannt ist.

Zur weiblichen Tracht[1]) (Fig. 2) gehört im Sommer ein schwarzer Strohhut mit ziemlich breiter Krempe und flachem Kopfe, der von schwarzer oder goldener Schnur mit zwei hinten hängenden Quasten umgeben wird. Sein Hauptschmuck ist die zierliche Stickerei in Bunt oder Gold, die auf der Unterseite der Krempe angebracht ist, so dass sie das Gesicht umrahmt. Im Winter tritt ein Filzhut an seine Stelle. Das Haar wird in zwei Zöpfe geflochten, die um den Hinterkopf gewunden und mit einem silbernen Pfeile festgesteckt werden. Schon Mädchen von sechs Jahren tragen das Haar so, und da dann

singer, Oberpinzgau oder der Bezirk Mittersill, Salzburg 1841, S. 167; Matthias Koch, Reise in Oberösterreich und Salzburg, Wien 1846, S. 303; Peters. Aus meinen Erinnerungen an den Pinzgau (Oesterr. Revue 1867, Heft 7, S. 153); Prinzinger, Verzeichnis der wichtigeren Quellen zur Landeskunde u. s. w. (MGSL 24, S. 281; 1884); Blank, Illustrierter Führer durch die Salzburger und Berchtesgadner Kalkalpen und ihre Thalgefilde, Wien 1893, S. 12.

[1]) Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 431.

die Zöpfe zum Aufstecken nicht lang genug sind, wird ein Band hineingeflochten, welches das fehlende Stück ersetzen muss. Den Hals umgiebt ein Geschmeide von vielen silbernen Ketten, die ein breites, mit bunten Steinen besetztes Schloss vorne zusammenfasst. Der Oberkörper ist mit einer Taille bekleidet, von der man aber nur die Aermel sieht; diese sind oben und unten eng, und nur oberhalb des Ellenbogens erweitert sich der obere, gekrauste Teil zu einer kleinen Puffe. Von den Hüften bis unter die Achseln sitzt darüber ein schwarzes, steifes

Fig. 2.



Alte und neue Frauentracht im Pinzgau.

Mieder. Nach älterem Muster, doch schon seltener, sitzen die etwas gebauschteu Aermel am Mieder fest, während unter dem Mieder noch ein „Unterröckel" mit engen Aermeln getragen wird.

Ueber die Schultern und den oberen Teil von Brust und Nacken ist ein dreieckig zusammengelegtes Tuch geschlungen, dessen einer Zipfel hinten am Taillenschlusse festgesteckt ist, während die beiden vorderen Zipfel in das Mieder gesteckt sind. Das Mieder bildet zugleich den Aufbewahrungsort für kleinere Gegenstände, insbesondere für einen Löffel, ohne den eine Bäuerin nicht denkbar ist. Von den Hüften bis zu den Knöcheln reicht dann ein einfacher, farbiger oder schwarzer, weiter, faltiger Rock, den vorn eine grosse bunte, womöglich

seidene Schürze bedeckt. Der richtige Faltenwurf des weiten Rockes wird durch die Fülle der Unterröcke bewirkt. Lange, weisse oder farbige Strümpfe und Schnürschuhe vollenden den Anzug. Bei den alten Frauen herrscht die dunkle Farbe des Gewandes vor; der grosse, weite, rote Regenschirm ist noch nicht völlig ausgestorben.

Obgleich es im Pinzgau überall gescheite und sogar findige Menschen giebt, die sich in neue Verhältnisse leicht zu schicken und kleine oder grosse praktische Einrichtungen sich schnell zu nutze zu machen wissen, ist der Charakter des Pinzgauers doch wesentlich konservativ. Die Art und Weise, seine Zäune zu bauen, so dass sie für das Vieh und die Witterung unzerstörbar sind und doch ein leichtes Niederlegen ermöglichen, die mannigfachen sinnreichen Vorrichtungen, die Thüren der Zäune selbstthätig zu schliessen, die „Knappenrosse" der Rauriser Bergknappen, mit denen in sausender Fahrt die Schneefelder gekreuzt werden, die eigenartig gekrümmten und ungelenk aussehenden, in der That aber sehr praktischen Ruder für die Flachboote auf dem Zeller See, all das und zahlreiche andere Einrichtungen, die von praktischer Begabung zeugen, werden zäh festgehalten trotz des grossen Holzverbrauchs, den beispielsweise die Zäune fordern[1]).

Ziemlich allgemein wird auch noch auf alte Gewohnheiten und Bräuche[2]) bei festlichen Veranlassungen gehalten; namentlich bei Hochzeiten, bei denen der Brautführer als Begleiter und Vertreter des Bräutigams und die Brautmutter („Schluder"), die aber nie die wirkliche Mutter der Braut sein darf, die Hauptrolle spielen, geht es streng nach der Regel von den „Nachttänzen" in den Häusern der Brautleute vor der Hochzeit bis zum „Dank" am Hochzeitsabend, bei dem der „Hochzeitsladner" sein Schlusswort spricht und zum darauf folgenden „Weisen", bei dem die geladenen Gäste den Brautleuten ein Geldgeschenk einhändigen.

Unter den althergebrachten Volksbelustigungen des Gaues sind namentlich drei besonders zu erwähnen, der Perchtentanz, das Eisschiessen und das Ranggeln (Rankeln, Hosenrecken).

An grossen Volksfesten erscheinen die Perchten[3]) zum Tanz,

[1]) Im Herzogtum Salzburg gab es 1871 über 10000 km Holzzäune (Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 588). Vgl. Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, Pesth 1844, S. 79; Beiträge zur Kenntnis von Stadt und Land Salzburg, Salzburg 1881, S. 319.

[2]) Reisigl S. 29. 110; Hübner Bd. II, S. 383. 693; Lürzer v. Zehendthal, Historisch-topographische und ökonomische Beschreibung des Pfleggerichts Liechtenberg oder Saalfelden, Salzburg 1802, S. 43; Pillwein, Das Herzogthum Salzburg, Linz 1839, S. 126; v. Kürsinger S. 164—171; Matthias Koch, Reise, S. 306; Zillner, Kulturgeschichte, S. 72; Prinzinger (MGSL 24, S. 283; 1884; Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 436 ff.

[3]) J. Grimm, Deutsche Mythologie, Göttingen 1835, S. 171; v. Kürsinger S. 166; R. Hinterhuber, Der Tourist im Hochgebirge, Salzburg 1855, S. 39; Zillner, Die Untersbergsagen (MGSL 1, S. 140; 1861); Prinzinger, Der vorchristliche Sonnendienst im deutschen Südosten (MGSL 20, S. 116; 1880); Schober, Die Deutschen, Wien und Teschen 1881, S. 377; Freytag, Die Göttin Bercht-Holda und ihr Gefolge (ZDOeAV 1881, S. 178. 180, mit Abbildung; Ab-

grotesk vermummte Gestalten mit einer Federkrone und lang herabwallenden Bändern ums Haupt, und vollführen bei Klarinettenbegleitung ihren rythmisch höchst genau ausgeführten Tanz, der nicht in Ortsveränderungen der Tänzer besteht, sondern eher ein gymnastisches Spiel mit Bewegung aller Gliedmassen und des ganzen Körpers, Niederkauern und Springen ist. Eine nähere Beschreibung zu liefern ist nicht gut möglich, so mannigfach sind die Bewegungen der Tänzer zum sanften Klange, wie zu den schrillen Tönen des begleitenden Instrumentes. Das Salzburger Museum enthält mehrere Perchtenkostüme.

Ein altes Wintervergnügen ist das Eisschiessen[1]) mit Eisstöcken, an denen Alt und Jung den eifrigsten Anteil nimmt. Der Eisstock ist ein Holzteller mit geglätteter Bodenfläche und 20—50 cm Durchmesser; er ist mit starkem Eisenreifen umgeben und trägt in der Mitte der Oberseite einen Handgriff. Jeder Schütze besitzt seine eigene Waffe. Auf einem zugefrorenen See oder einer gewalzten Schneefläche, auch auf einer Strasse werden nun diese Eisstöcke nach bestimmten Regeln von den in zwei Parteien geteilten Schützen zu einem Ziele hin geworfen. Grosse Wettkämpfe der Mannschaften ganzer Ortschaften finden häufig statt.

Zu den alten Gaubelustigungen gehört auch das Ranggeln[2]), das schon von den Berichterstattern aus dem vorigen Jahrhunderte beschrieben wird. Zeitweise war es aber durch mancherlei Unglücksfälle stark in Misskredit gekommen, und behördliche Verbote hatten die Ausübung ziemlich erschwert, jedoch niemals ganz unterdrücken können. Von den alten Ringplätzen, zu denen auch der Filzensattel gehörte, hat sich bis heute noch der Hundstein erhalten, auf dem jährlich am Jakobitage (25. Juli) von allen Seiten die Ranggler zusammenströmen. Der Alpenvereinssektion Zell am See ist es auch gelungen, das Turnier auf die jetzt weit mehr besuchte Schmittenhöhe zu verpflanzen, wo jährlich am dritten Sonntage im August das Ranggelfest stattfindet, verbunden mit der Feier des Geburtstages des Kaisers Franz Joseph (18. August).

bildung auch bei Ed. Richter, Das Herzogthum Salzburg, Wien 1881, S. 103); Prinzinger (MGSL 24, S. 285. 287; 1884); Ritter, Die Musik in den Alpen (ZDOeAV 1889, S. 164).

[1]) Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, Pesth 1844, S. 134; v. Strele, Das Pinzgauer Praeschiessen (MDOeAV 1892, S. 125).

[2]) Hübner Bd. III, S. 691; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 120; v. Braune, Salzburg und Berchtesgaden, Wien 1821, S. 224; v. Kürsinger S. 164; Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, S. 125; Hinterhuber, Tourist, S. 152; Egger, Beschreibung von Zell im Pinzgau, Salzburg 1855, S. 26; Prinzinger, Die Höhennamen in der Umgebung von Salzburg (MGSL 1, S. 39; 1861); Dürlinger, Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 257; Hinterhuber, Die Salzburger Gebirgsgruppe (JOeAV 4, S. 353; 1868; Verwechselung des Hundsteins mit dem Hundstod); Prinzinger der Jüngere, Ein Ringfest im Salzburger Gebirge (Illustr. Welt, Stuttgart, Bd. 23, Heft 2, S. 33. 54; 1874); Prinzinger der Aeltere, Die Eisenbahn und die alten Verkehrswege (MGSL 14, S. 69; 1874); Prinzinger, Sonnendienst, S. 123; Ed. Richter, Das Herzogthum Salzburg, S. 92; Wagner, Das Volksschauspiel in Salzburg, Salzburg 1882, S. 13; Baumwolf, Das Rankelfest auf dem Hundstein (OeTZ 1892, Nr. 10); Blank, Illustrierter Führer durch die Salzburger und Berchtesgadner Kalkalpen, Wien 1893, S. 81); Hutter, Pinzgauer Ranggelfeste (MGSL 34, S. 262; 1894); v. Lendenfeld, Aus den Alpen, Prag 1896, Bd. II, S. 311.

In drei Klassen teilen sich die Ranggler; der Preis der ersten Klasse ist der höchste. Der dritten Klasse gehört die Jugendmannschaft bis zu 16 Jahren an; ob einer der Aelteren in der ersten oder zweiten Klasse als Bewerber auftreten will (um das erste oder zweite „Best“), hat er mit sich selbst und seinen Fähigkeiten abzumachen. Gerungen wird in Hemd und Hose; es gilt, den Gegner so zu werfen, dass er mit den Schultern den Boden berührt. Die Taktik ist mannigfach; nicht immer giebt die rohe Kraft den Ausschlag, oft siegt die Gewandtheit. Die Kämpfer jeder Klasse werden einander paarweise durch das Los zugeteilt; die Sieger „rittern“ dann untereinander. Der Gewinner des ersten Bestes ist der „Hagmoar“, und sein Ruhm durchläuft den ganzen Gau. Die Preise sind Geldpreise, an seidenen Tüchern auf Stangen angeheftet; sie werden unter Tusch und Böllerschüssen verteilt, die überhaupt bei keiner Festlichkeit im Pinzgau, auch nicht bei der Fronleichnamsprozession fehlen dürfen. Die Alpenvereinssektion Zell am See, auch die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde unterstützen das Fortdauern der alten Sitte. Rühmend muss hervorgehoben werden, dass stets bei den Wettkämpfen musterhafte Ordnung gehalten wird, und dass irgendwie erstere Verletzungen kaum vorkommen.

Unter den Gesängen des Pinzgaues [1], von denen Süss in seiner schönen Sammlung eine reiche Fülle giebt, spielen die Schnadahüpfel („Vierzeiligen“) die Hauptrolle; sie fehlen bei keinem Tanze, auch nicht bei den „Nachttänzen“ vor den Hochzeiten, bei denen die Brautleute tüchtig geneckt und aufgezogen („abgesungen“) werden. Das „Anglöckeln“ [2], von der verkleideten Jugend ausgeführt, ist noch an den Donnerstagen der Adventszeit üblich. Nur spärlich leben „Sommer- und Winterspiel“ [3] oder die „Weihnachtsspiele“ [4] fort. Zu förmlichen Passionsspielen ist es im Gau seit langer Zeit nicht gekommen [5]. Die alten Sonnwendfeuer dauern in den Bergfeuern am Johannistage fort und haben sich am Zeller See zu förmlichen Festen mit See- und Bergbeleuchtung, Musik, Gesang und Feuerwerk entwickelt.

Das Setzen von „Marterln“ an den Stellen von Unglücksfällen [6] ist im Pinzgau allgemein, wie es ja überhaupt weit über die deutschen Alpenländer verbreitet ist; doch tritt die Poesie dabei selten auf, und die bildliche Darstellung, in ererbten, alten Formen gehalten, wird nur

[1] Hübner Bd. II, S. 683; Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, S. 125; Matthias Koch, Reise, S. 353; Süss, Salzburger Volkslieder mit ihren Singweisen, Salzburg 1865; Prinzinger, Die baierisch-österreichische Volkssprache und die salzburger Mundarten (MGSL 22, S. 192; 1882); R. Hinterhuber, Ueber Poesie der Alpenländer (ZDOeAV 1882, S. 367).

[2] Hübner Bd. II, S. 694.

[3] Süss S. 267; ähnlich bei Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, München 1848, Bd. I, S. 253.

[4] Süss S. 261.

[5] Eine Saalfeldner „Passion“ von 1720 veröffentlichte Hartmann. Vgl. Wagner, Das Volksschauspiel in Salzburg, Salzburg 1882, S. 44; Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 473.

[6] Gruber, Marterl und Taferl (ZDOeAV 1888, S. 131); v. Hörmann, Grabschriften und Marterln, 2. Folge. Leipzig 1891, S. 132. 141.

durch die schlichte Erzählung des Vorfalles erläutert. Eigentümlich berührt am Zeller See ein Marterl, auf dem die Eisenbahn als Unglücksbringer abgebildet ist. Weniger allgemein verbreitet ist die Sitte, nach Leichenbegängnissen den „Leichladen" oder das „Leichbrett", worauf der Körper gelegen hat, mit einer Erinnerungsinschrift an den Verstorbenen an den Wegen, besonders an den Heustadeln aufzuhängen. Dieser Brauch ist nur in der Umgegend von Saalfelden und in den Seitenthälern Leogang und Urschlau die Regel; er findet sich um Lofer seltener und im Salzachgebiete nur ausnahmsweise [1]).

Die Mundart des Pinzgauers [2]) unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht von den Mundarten der Nachbargaue. Sie enthält eine ganze Reihe eigentümlicher Wörter, insbesondere für das Vieh nach Alter, Geschlecht und besonderen Umständen verschieden. Namentlich charakteristisch ist die Verwandlung des r von den Zahnlauten d, t und z in sch [3]). Uebrigens sind auch in den einzelnen Teilen des Pinzgaues mundartliche Unterschiede vorhanden, so dass über Taxenbach hin in die Pinzgauer Mundart, über Lofer ins Oberbayerische allmähliche Uebergänge stattfinden.

Der Pinzgau zählte an Bewohnern [4]):

Bezirk	1796	1810	1812	1839	1850	1869	1880	1890	auf 1 qkm
Taxenbach mit Rauris . . .	6 240	5 971	5 984	5 775	5 237	5 323	5 711	5 831	13
Zell am See .	6 450	6 097	6 062	5 542(?)	5 826	6 957 [5])	7 580	7 849	14
Mittersill . . .	8 615	8 652	8 439	8 200	8 272	8 643	8 738	8 724	9
Saalfelden . .	6 361	6 428	6 446	6 084	5 630	5 962	6 555	6 899	18
Lofer	2 466	2 386	2 230	2 312	2 294	2 367	2 441	2 583	11
Der ganze Pinzgau	30 132	29 534	29 161	27 913 . (1851 : 27 031)	27 259	29 252	31 025	31 886	12

[1]) Gruber S. 132. Vgl. Gustav Meyer, Zur Volkskunde der Alpenländer (Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde Bd. II, Strassburg 1893, S. 157).

[2]) Hübner Bd. II, S. 681, und Bd. III, S. 955 (Salzburger Idiotikon von K. E. v. Moll); v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Salzburg 1810, Bd. II, S. 343; Pillwein, Das Herzogthum Salzburg, Linz 1839, S. 100; v. Kürsinger S. 172; Matthias Koch, Reise, S. 305. 352; Prinzinger, Die baierisch-österreichische Volkssprache und die Salzburger Mundarten (MGSL 22, S. 178—199; 1882); Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 470; Prinzinger, Zur Namen- und Volkskunde der Alpen, München 1890.

[3]) Grimm sieht das als Zeichen gotischer Herkunft an. Koch (Reisen S. 305) hält die Mundart aus diesem Grunde für schwäbisch.

[4]) Aeltere Bevölkerungsangaben: Hübner Bd. II, S. 479. 571. 586. 599. 616. 641; Bd. III, S. 881; v. Bleul, Sammlung der geographisch-statistischen und hierarchisch-publicistischen Beyträge über das vormalige Erzstift Salzburg, Salz-

Der Anteil der beiden Geschlechter an den Bevölkerungsziffern ist fast der gleiche. Von den 31 886 Bewohnern des Pinzgaues im Jahre 1890 waren 15 970 männlich, 15 916 weiblich; in den Bezirken Zell am See, Taxenbach und Lofer war dabei ein Ueberschuss an männlicher Bevölkerung vorhanden, in Saalfelden und Mittersill an weiblicher.

Es geht aus diesen Zahlen hervor, dass die Bevölkerung des Pinzgaues seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zunächst dauernd abgenommen hat. Die Drangsale der Kriegsperiode bieten eine genügende Erklärung dafür. Auch in den ersten Jahrzehnten der österreichischen Herrschaft hat keine Zunahme der Bevölkerung stattgefunden; erst seit den 60er Jahren beginnt sich ein schwaches Wachstum zu zeigen.

An der Bewegung der Bevölkerung sind die grösseren Ortschaften, das sind die Märkte, mit folgenden Zahlen beteiligt:

	Einwohner					Häuser		
	1796	1812	1839	1869	1890	1812	1890	1896
Lofer	429	411	415	382	458	57	101	106
Mittersill	515	523	527	507	636	67	74	76
Rauris	—	476	501	476	535	89	92	94
Saalfelden	913	891	922	1045	1320	120	127	141
Taxenbach	—	234	287	207	430	36	47	49
Zell am See	—	633	572	778	1155	94	133	151

Die Märkte zeigen also sämtlich in den letzten 30 Jahren ein Anwachsen, das grösser ist als die durchschnittliche Bevölkerungszunahme des ganzen Gaues. Die besseren Verkehrsverhältnisse haben an diesem Wachstum den grössten Anteil. Am meisten tritt das bei Zell am See hervor, dem Orte, nach dem im Sommer der grösste Fremdenzufluss stattfindet, und in dem sich daher für die Bevölkerung mancherlei neue Gelegenheit zum Erwerbe des Lebensunterhaltes geboten hat. In den 50 Jahren von 1840—1890 hat sich hier die Bevölkerung verdoppelt, und wie sich aus der Zahl der seitdem neu

burg 1806, S. 5. 17; v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Salzburg 1810, Bd. I, S. 7; Bd. II, S. 324; Weilmeyr, Topographisches Lexikon vom Salzachkreise, Salzburg 1812; Winkelhofer, Der Salzachkreis, Salzburg 1813, S. 110. 235. 240. 243. 247; Pillwein S. 144. 502 ff.; v. Kürsinger, Oberpinzgau, Anhang; v. Kürsinger und Spitaler, Der Grossvenediger, Innsbruck 1843, Karte; Matthias Koch, Reise, S. 286; Dürlinger, Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 62. 81. 200. 221. 247. 282. 334; Zillner, Salzburg in den letzten 50 Jahren (MGSL 6, S. 265; 1866).

[5]) Die scheinbar sehr starke Zunahme dieses Bezirkes erklärt sich durch inzwischen erfolgte Verschiebung der Bezirksgrenzen.

entstandenen Häuser schliessen lässt, nimmt auch weiterhin die Zahl der Einwohner bedeutend zu, so dass Saalfelden bald überflügelt werden dürfte.

Im ganzen Gau ist jedoch die Zunahme der Bevölkerung bis in die letzten Jahre eine äusserst geringe gewesen und weit unter dem Mittel für Oesterreich-Ungarn geblieben. Erst in der letzten Zeit ist der Ueberschuss der Geburten über die Sterbefälle grösser geworden. Im Jahre 1895 betrugen in den Bezirken:

	Geburten	davon unehelich	Trauungen	Sterbefälle	Ueberschuss der Geburten
Lofer	69	23	25	50	19
Mittersill	292	113	27	160	132
Saalfelden	204	67	76	152	52
Taxenbach	200	68	29	152	48
Zell am See	274	105	33	184	90
Pinzgau	1039	376	190	698	341

Es muss dabei aber hinzugefügt werden, dass die Auswanderung aus dem Pinzgau, zwar weniger in überseeische Länder, aber in andere Gaue und Kronländer, stets die Einwanderung überwogen hat, und zwar hat sie besonders die jungen, waffenfähigen Männer betroffen, die nach ihrer Einberufung zum Heere nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt sind, sondern anderwärts leichtere Bedingungen zum Unterhalte und zur Gründung einer Häuslichkeit gefunden haben, namentlich seit das Regiment, das seinen Rekrutierungsbezirk im Pinzgau hat, nicht mehr in Salzburg, sondern in Südtirol in Besatzung liegt.

Die geringe Zunahme der Bevölkerung hat ihren Grund in den Erwerbsverhältnissen des Gaues. Für den Betrieb der Landwirtschaft, der Hauptbeschäftigung des Pinzgauers, ist unser Jahrhundert nicht günstig gewesen, wie noch auf den folgenden Seiten weiter ausgeführt werden wird; und so hat vielerorts eine Abnahme der selbständig bewirtschafteten Besitztümer stattgefunden, die zugleich eine Erschwerung der Heiratsmöglichkeit herbeigeführt hat. Es ist eine schon lange statistisch festgestellte Thatsache, dass in Salzburg von allen österreichischen Kronländern das Durchschnittsalter bei der Eingehung der Ehe das grösste ist[1]). Demgegenüber ist die Geburtenziffer eine verhältnismässig niedrige, obwohl kinderreiche Familien durchaus nicht selten sind, und sie erhob sich wegen der Versumpfung des Salzachthales und der dadurch verursachten ungünstigen Gesundheitsverhältnisse nur selten über die Sterblichkeitsziffer.

[1]) Vgl. Zillner, Ueber die grössere Häufigkeit von Irrsinnsfällen unter der weiblichen Bevölkerung des Landes Salzburg (MGSL 19, S. 151; 1879).

Mit der verhinderten Heiratsmöglichkeit hängt auch die verhältnismässig sehr grosse Anzahl unehelicher Geburten im Pinzgau zusammen; von 1039 Geburten im Jahre 1895 waren 376 unehelich. In den meisten Fällen werden die unehelichen Kinder durch eine spätere Heirat legitimiert, so dass diese Zahl nicht ohne weiteres auf einen allgemeinen Tiefstand der Sittlichkeit schliessen lässt.

Auch die relative Dichtigkeit der Bevölkerung ist in unserem Gau eine sehr geringe. Es ist dabei aber in Betracht zu ziehen, dass ein grosser Teil der Fläche auf ganz unwirtbaren Boden entfällt und ein weiterer noch eine solche Höhenlage hat, dass eine dauernde Ansiedelung darauf nicht möglich ist, sondern die Fläche nur als Wald oder als Sommerweide für das Vieh nutzbar ist. Die folgende Tabelle zeigt die Verteilung des Bodens auf die verschiedenen Kulturarten [1]) nach der Feststellung von 1880 im Vergleiche mit den anderen Gauen des Herzogtums Salzburg:

Bezirke	Gesamtfläche in qkm	Es entfallen an Prozenten										
		von der Gesamtfläche auf						vom produktiven Boden				
		Acker	Wiesen	Weiden	Almen	Wald	Unproduktive Fläche	Acker	Wiesen	Weiden	Almen	Wald
Taxenbach . .	440,58	5,2	4,4	7,2	46,6	23,9	12,7	6	5,1	8,2	53,4	27,3
Zell am See. .	573,67	5,4	6,8	6,1	40,3	22,9	18,5	6,6	8,4	7,5	49,4	28,1
Mittersill. . .	985,41	3,4	3,9	1,9	39,6	23,3	27,9	4,8	5,4	2,6	54,9	32,3
Saalfelden . .	386,31	8	7,5	7,5	17,5	32,5	27	11,1	10,1	10,2	23,9	44,5
Lofer	244,02	4,1	5,1	1,8	12,5	57,7	18,5	5,1	6,3	2,3	15,3	70,8
Pinzgau	2629,99	4,9	5,2	4,5	35,1	27,8	22,3	6,3	6,7	5,8	45,2	35,8
Pongau . . .	1764,87	7,3	5,8	7,7	31,9	34,3	12,8	8,4	6,6	8,8	36,6	39,4
Lungau . . .	1019,52	5,6	6,9	4,6	40,1	29,3	13,5	6,5	8,0	5,3	46,4	33,8
Salzburggau .	1738,25	19,6	16,4	3,1	10,1	39.3	10,7	22,0	18,3	3,5	11,3	44,0
Ganz Salzburg.	7152,63	9,2	8,3	5,0	29,0	32,4	15,9	10,9	9,9	5,9	34,5	38,5

[1]) Aeltere Angaben: (Lürzer v. Zehendthal), Historisch-topographische und ökonomische Beschreibung des Salzburgischen Pfleggerichts Liechtenberg oder Saalfelden, Salzburg 1802, S. 26; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 93; Unger, Ueber den Einfluss des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse, Wien 1836, S. 113); v. Kürsinger, Oberpinzgau, Anhang; v. Kürsinger und Spitaler, Der Grossvenediger, Karte; Matthias Koch, Reise, S. 286. 309; Sauter, Die Vegetationsverhältnisse des Pinzgaus (MGSL 3, S. 32; 1863); Dürlinger S. 10. 61.

Von der unproduktiven Fläche fällt also der grösste Anteil auf den Oberpinzgau, zu dem ausser den Tauernthälern nur ein schmaler Streifen der Schiefergebirge nördlich von der Salzach gehört; die Bezirke Zell am See und Taxenbach stehen günstiger, da zu ihren Tauernanteilen noch die Glemmthaler und Dientener Berge hinzukommen, in denen fast überall bis auf die Kämme und Gipfel hinauf noch die Almweiden sich erstrecken. Saalfelden hat wieder mehr unfruchtbaren Boden, verursacht durch das Auftreten der unwirtlichen Kalkgebirge des Steinernen Meeres und der Leoganger Steinberge, an deren Wänden der Pflanzenwuchs und auch der Wald schon in geringerer Höhe aufhören, als auf dem Ur- und Schiefergesteine. Um Lofer endlich befinden sich ausser den höheren und ebenfalls kahlen Steinwüsten der Loferer Steinberge und der Reitalm auch niedrigere Vorberge in grosser Menge, die bis auf den Gipfel noch Hochwald tragen.

Die übrigen Zahlen zeigen ferner, dass im Salzachgebiete mehr als die Hälfte der produktiven Fläche der Almwirtschaft ausschliesslich gewidmet ist, während der Wald nur wenig über ein Viertel davon einnimmt; schon im Bezirke Saalfelden überwiegt der Wald weit den Almboden, und um Lofer endlich ist mehr als die Hälfte der ganzen Bodenfläche bewaldet.

Was endlich den Vergleich mit den übrigen salzburgischen Gauen betrifft, so ist die Verteilung des produktiven Bodens im Pinzgau am ähnlichsten der im Lungau, dem Quellgebiete der Mur, das auch in seiner Abgeschlossenheit dem Pinzgau ähnelt. Auch hier erreicht der zur Almnutzung herangezogene Boden fast die Hälfte des überhaupt nutzbaren. Dagegen ist die Erhebung des Gebirges im Lungau schon weit geringer als im Pinzgau, dem gerade die höchsten Gipfel, die grössten Eisflächen von ganz Salzburg zukommen, und dementsprechend ist ein weit höherer Prozentsatz der Gesamtfläche im Pinzgau unproduktiv, als in den anderen Gauen. Im Pongau haben auf der tiefer liegenden fruchtbaren Thalsohle Ackerbau und Hutweiden schon eine grössere Bedeutung gewonnen; ein Vergleich mit den Zahlen aus dem Salzburggau zeigt endlich den gewaltigen Unterschied zwischen den Lebensbedingungen des Alpenvorlandes und denen eines Alpengaues.

Unter den Erwerbszweigen der Pinzgauer Bevölkerung nimmt die Landwirtschaft[1]) weitaus die erste Stelle ein, ja neben ihr kommen andere kaum in Betracht. In der Landwirtschaft selbst ist es aber vor allen Dingen die Viehzucht, der die meiste Arbeit und

[1]) G. R. v. M., Abhandlung über die Verfassung der Güter-Anschläge in Gebirgsgegenden (v. Molls Oberdeutsche Beiträge für d. J. 1787; Salzburg 1787, S. 1—63; vgl. v. Molls Bemerkungen zu dieser Abhandlung im Vorberichte zu demselben Bande S. 25—35); Hübner Bd. II, S. 667; Lürzer v. Zehendthal S. 26; v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Bd. I, S. 92; v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 250. 281; Matthias Koch, Reise, S. 297—309; Sauter, Die Vegetationsverhältnisse des Pinzgaus (MGSL 3, S. 41; 1863); Sauter, Flora des Herzogthums Salzburg (MGSL 6, S. 220; 1866); Klinger, Die landwirthschaftlichen Verhältnisse Salzburgs (Beiträge zur Kenntnis von Stadt und Land Salzburg, Salzburg 1881, S. 306—311); Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 577—584.

auch die grösste Bodenfläche gewidmet ist; und es hat denn auch nichts den Namen unseres Gaues in so weite Lande getragen, als die Produkte seiner Züchtung, das Pinzgauer Pferd und das Pinzgauer Rind. Bei dem spärlich vorhandenen pflugfähigen Lande, aber den ausgedehnten reichen Weideflächen des Gaues muss auch naturgemäss die Viehzucht die Hauptrolle spielen. Das Endziel aller wirtschaftlichen Bestrebungen des Pinzgauers ist, möglichst viel Vieh im Winter reichlich ernähren zu können, da der Sommer ausreichendes Futter für eine bei weitem grössere Anzahl ohne Mühe gewährt.

Dementsprechend besteht die Sorge des Ackerbaues der Viehzucht gegenüber darin, möglichst viel Futter und die nötige Streu für den Winter zu gewähren. Es ist daher die Ackerwirtschaft im Pinzgau durchweg Egartenwirtschaft, d. h. die Ackerfläche dient nicht ausschliesslich dem Getreide- oder sonstigen Fruchtbau, sondern wird abwechselnd als beackertes Land und als Grasland benutzt. Im allgemeinen wird in tieferer Lage der Ackerboden ein Jahr mit Weizen (gedüngt), ein zweites mit Roggen (gedüngt) bestellt und bleibt dann zwei, auch drei Jahre als Wiese liegen. Es ist durchweg mittelguter Lehmboden, dem Thonboden sich nähernd [1]).

Das Umbrechen des Rasenbodens geschieht nach sehr sorgfältiger Verteilung des Düngers nur flach, um den natürlichen Graswuchs nicht zu stören. Das gesäte Getreide wächst dann durchaus nicht rein auf, sondern stark mit allerlei Gräsern gemischt, und dadurch auch in seinem Ertrage beeinträchtigt. Wegen dieses üppigen Graswuchses wird bei der Ernte das Getreide etwa einen halben Meter unter der Aehre abgesichelt, in kleine Bündel gebunden und an Stangen („Hifel“) aufgesteckt, so dass der Regen leicht ablaufen und die Luft zwischen die Bündel dringen kann. So wird auch trotz ungünstiger Witterung das Getreide meist gut eingebracht. Bald hinterher werden die stehen gebliebenen Stoppeln („das Halmach“) mit dem dazwischen gewachsenen Grase wie Wiesen gemäht und auch wie Wiesengras behandelt.

Gerade mustergültig ist die Behandlung des Heues [2]). Das Gras wird nicht erst, wie in benachbarten Gauen, auf Stangen, Reiter oder dergleichen zum Trocknen gebracht, sondern durch häufiges Wenden, Verbringen in kleinere Häufchen über Nacht und sofortiges Wiederzerstreuen am folgenden Morgen in kurzer Zeit gut lufttrocken gemacht und in der Regel schon am Tage nach dem Schnitte in die Heustadel gebracht und dort gut zusammengetreten. Die dabei eintretende starke Erhitzung des Heues, wobei aber eine Selbstentzündung nie vorkommt, wird als Notwendigkeit betrachtet.

Bei so geregeltem Betriebe ist für Winterfutter, das fast ausschliesslich aus Heu besteht, genügend gesorgt; der Getreideertrag genügt aber durchaus nicht, und ein bedeutender Teil des Bedarfs muss durch Einfuhr gedeckt werden. Ueberhaupt ist der Pinzgauer Bauer nur bei der Heubehandlung ein Musterlandwirt. Es fehlt noch vielfach eine rationelle Ausnutzung des Düngers, eine fast überall mit

---

[1]) Vgl. Cotta, Deutschlands Boden, Leipzig 1853, Bd. I, S. 570.
[2]) S. Lorenz und Wessely, Die Bodenkultur Oesterreichs, Wien 1873, S. 80.

geringen Kosten einzurichtende Berieselung der Wiesen und die Verbesserung des in den Egärten gewonnenen Heues durch Einsaat von Futterkräutern, statt deren wenig wertvolle Unkräuter oft einen Hauptbestandteil der Heuernte ausmachen. Es ist überhaupt fraglich, ob bei den heutigen Produktions- und Verkehrsverhältnissen nicht doch schon ein zu grosser Teil des Bodens zum wenig lohnenden Getreidebau verwendet wird. In den guten Lagen der Thäler sind ja die Körnerernten immerhin noch erträglich, aber mit dem Aufsteigen in die Höhe, wo doch der Getreidebau an den sonnseitigen Hängen des Hauptthales bis 1300 m und in den östlichen Tauernthälern fast bis in dieselbe Höhe reicht [1]), und wo statt der Winterung Sommerung gebaut werden muss, auch der Weizen bald verschwindet und dafür Hafer, seltener Gerste, eintritt, vermindert sich der Körnerertrag auf wenig mehr als das Doppelte der Einsaat [2]).

Von anderen Futterpflanzen als Klee ist im Pinzgau kaum die Rede. Um die Gehöfte und an den Zäunen wachsen zahlreiche Eschen, deren Laub als Ersatz für Grasfutter gegeben und vom Vieh gern gefressen wird („Luftwiesen") [3]). Kartoffeln werden in ausreichender Menge gebaut; Flachs weniger als früher. Die Obstkultur ist im Pinzgau trotz mancher Anregungen [4]) sehr unbedeutend geblieben, da es nur wenige vom Klima begünstigte Lagen giebt. Kirschen werden besonders zur Branntweinbereitung verwendet, der auch eine ganze Anzahl anderer Gewächse dienen: Enzian, Huller (Hollunder), Kranabitt (Wachholder), Vogelbeere (Eberesche), Schwarzbeere (Heidelbeere), Kalmus. Nach alter deutscher Sitte wird der Branntwein als Haustrunk gebrannt, und grössere Brennereien fehlen völlig.

Im Gemüsegarten spielt der Weisskohl zur Sauerkrautbereitung für den Winter die Hauptrolle; im Blumengarten [5]) fällt sie der roten Nelke zu, der eigentlichen Nationalblume des Pinzgaues, deren schöne Blüten auch überall aus den Blumentöpfen an den Fenstern und Hausgängen nicken, die die Mädchen Sonntags im Haar oder an der Brust, die Burschen hinter dem Ohre stecken haben, und von der vor noch nicht langer Zeit in jedem Wirtshause der einkehrende Gast von der Kellnerin ein Sträusschen erhielt [6]).

Eine eigentümliche Sitte des Pinzgaues ist fast ganz verschwunden, das „Reifrauchen" [7]). In alter Zeit wurden zu den Zeiten

[1]) Schindler, Culturregionen und Ackerbau in den Hohen Tauern (ZDOeAV 1888, S. 73—82).

[2]) H. und A. v. Schlagintweit, Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen, Leipzig 1850, S. 556.

[3]) Lorenz und Wessely S. 112. Vgl. Franz v. Paula Schrank, Reise nach den südlichen Gebirgen von Baiern, München 1793, S. 112. 206.

[4]) Schranz (aus Jesdorf bei Niedernsill), Der Obstgarten im Gebirge, Salzburg 1836; v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 183.

[5]) Glaab, Ueber Pflanzen der salzburgischen Bauerngärten (Deutsche botan. Monatsschrift 10, S. 155, 1892; 11, S. 38, 1893).

[6]) Vgl. Winkelhofer, Der Salzachkreis, Salzburg 1813, S. 64.

[7]) Vgl. z. B. Reisigl, Topographisch-historische Beschreibung des Oberpinzgaus, Salzburg 1786, S. 32; Hübner Bd. II, S. 665; v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 184; Wallmann, Das Reifrauchen im Oberpinzgau und Lungau (JOeAV 6, S. 329; 1870); Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 579.

drohender Nachtfröste im Frühjahre grosse Reisighaufen an den Feldern vorrätig gehalten und auf ein Zeichen durch die Kirchenglocken nachts von allen Besitzern angezündet; der sich entwickelnde Rauch stieg langsam an den Gehängen aufwärts und verhinderte als schützende Decke die allzustarke Ausstrahlung des Erdreichs.

Auf dem Gebiete der Viehzucht[1]) hat der ausserordentlich konservative Geist des Pinzgauers seine schönsten Erfolge gezeitigt, da bei der Viehzucht nur das ausdauernde Streben nach einem unwandelbaren Ziele solche erringen kann. Durch zahlreiche Preise hat sich auch die Regierung die Reinhaltung und Veredlung der Rasse sehr angelegen sein lassen.

Der Viehstand betrug am 31. Dezember 1869 und 1890 (die oberen Zahlen geben den früheren, die unteren den späteren Zeitpunkt an):

Bezirke	Pferde	Rindvieh	Ziegen	Schafe	Schweine	Bienenstöcke
Taxenbach . . .	517	7 824	2 708	4 525	529	706
	545	6 840	2 413	4 232	652	746
Zell am See . .	860	11 884	3 929	6 861	965	964
	799	9 603	2 388	4 818	909	769
Mittersill . . .	1 065	11 227	5 894	9 194	940	1 140
	1 038	10 256	3 107	6 592	961	616
Saalfelden . . .	989	8 809	1 152	4 732	722	978
	937	7 853	910	3 837	644	840
Lofer	150	4 050	585	1 702	115	594
	185	3 655	275	1 410	98	311
Der Pinzgau . .	3 581	43 794	14 268	27 014	3 271	4 382
	3 504	38 207	9 093	20 889	3 264	3 282

Die älteren Angaben[2]) lassen sich nicht ohne weiteres mit den neueren vergleichen, da im Laufe des Jahres grosse Schwankungen ein-

[1]) Reisigl, Topographisch-historische Beschreibung des Oberpinzgaus, Salzburg 1786, S. 36. 80; v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 281; Dürlinger S. 11; Lorenz und Wessely S. 100 ff.; Klinger, Die landwirthschaftlichen Verhältnisse Salzburgs (Beiträge u. s. w. S. 306—311); Fiedler, Naturhistorische Eigentümlichkeiten Lungaus (MGSL 24, S. 41; 1884).

[2]) Hübner Bd. II, S. 485. 586. 602. 616. 654; Lürzer v. Zehendthal S. 4; v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Bd. 1, S. 116; Weilmeyr, Topographisches Lexikon vom Salzachkreise, Salzburg 1812, Bd. II, S. 28. 181. 292. 412; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 96; v. Braune, Salzburg und Berchtesgaden, Wien 1821, S. 241; v. Kürsinger, Oberpinzgau, Anhang; v. Kürsinger und Spitaler, Der Grossvenediger, Karte; Matthias Koch, Reise, S. 311; Hinterhuber, Der Tourist im Hochgebirge, Salzburg 1855, S. 151; Dürlinger S. 11; Peters, Aus meinen Erinnerungen an den Pinzgau (Oesterreichische Revue 1867, Heft 6, S. 146).

treten. Der Sommerviehbestand ist erheblich grösser als der im Winter, da im Herbste die grossen Viehmärkte stattfinden, auf denen viele im Gau gezogenen Tiere ausser Landes verkauft werden. Ein nicht unbedeutender Teil des Almbodens, namentlich in einzelnen Tauernthälern, ist ferner im Besitze von Tiroler Gemeinden oder Einzelbauern, und endlich werden auf viele Almen, auf denen Ueberfluss an Futter ist, auch noch Mietkühe aufgetrieben, für deren Milchnutzung der Almbesitzer den Vieheigentümer nach einer Berechnung auf Grund von einer oder mehreren Probemelkungen entschädigt. All diese Umstände lassen den Sommerbestand des Viehes weit höher erscheinen, als den im Winter.

Es lässt sich in dieser Hinsicht folgende Rechnung aufstellen:

Pferde.	Winterstand (kleinster Stand) . . .	3 504	
	Zuwachs durch Nachzucht	885	
		4 389	
	Abgang durch Verluste	148	
		4 241	
	Verkauf im Herbste	737	= 17,3%.
Rinder.	Winterstand (kleinster Stand) . . .	38 207	
	Zuwachs durch Nachzucht (60 vom Hundert des mütterlichen Viehes) .	12 816	
	Zuwachs durch Einfuhr	1 500	
		52 523	
	Abgang durch Verluste	1 291	
	Abgang an Schlachtkälbern . . .	2 000	
		49 232	
	Verkauf im Herbste etwa	11 000	= 22,3%.

Das Pinzgauer Pferd[1]) ist von allen Pferden der umliegenden Gaue das schwerste und als Lastpferd weithin gesucht. Seine Höhe beträgt 168—179 cm. Das Füllen bleibt neben der Mutter die ersten Monate Tag und Nacht auf der Weide, entweder auf den saureren Wiesen des Hauptthales oder auf den höher gelegenen Almen, namentlich der Schieferalpen; so erwächst es in voller Freiheit zur Entfaltung seiner Kräfte. Meist werden die zur Veräusserung bestimmten Tiere als Jährlinge verkauft; auf den grossen Viehmärkten, die in allen Teilen des Gaues regelmässig stattfinden, werden für gute Tiere ansehnliche Preise gezahlt.

Das Pinzgauer Rind[2]) ist braunrot von Farbe, mit weisser Unterseite und einigen weiteren weissen Abzeichen, die im Pinzgau als besondere Rassenmerkmale geschätzt werden. Der leichte, kurze Kopf mit fleischfarbenem, breitem Flotzmaule, mittellangen, hellen Hörnern und schönem Auge, ruht auf einem gedrungenen Halse mit starker Wamme; den tief gerippten, tonnenförmigen Leib tragen starke, gedrungen gefesselte und wohlgestellte Vorder- und Hinterbeine. Der Rücken ist schnurgerade, das Kreuz verhältnismässig breit; der Schwanzansatz darf nicht über die gerade Rückenlinie hinausragen. Eine ausgewachsene,

[1]) Peters, Erinnerungen, Heft 7, S. 151; Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 580.

[2]) Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 581.

ungemästete Kuh wiegt in gutem Futterzustande lebend durchschnittlich 12 Zentner. Der Stier weist nicht mehr Unterschiede auf als bei anderen Rassen; von ihm wird verlangt, dass er gutartig ist, weil böse Stiere auf den freien, abschüssigen Bergweiden bedeutendes Unheil anrichten könnten. Daher werden im Pinzgau immer nur junge Stiere, selten über drei Jahre alte, benutzt, da erfahrungsgemäss ältere Stiere eher zur Bösartigkeit neigen. In den letzten Jahren hat die Maul- und Klauenseuche der Rinderzucht empfindlichen Schaden zugefügt.

Dem Aufenthalte des Rindes, fast den ganzen Sommer hindurch Tag und Nacht im Freien, entspricht eine sehr dicke Haut, der kräftigen Nahrung aus würzigen Alpenkräutern ein grosser Gehalt der Milch an Fett- und Käsestoffen; dabei ist die Milch wasserärmer als im Flachlande und ihre Menge daher nicht so gross. Alles Rindvieh wird im Frühsommer auf die Almen getrieben, wo es angängig ist, zuerst auf die niederen (25. Mai bis Ende Juni) und erst später auf die Hochalmen. Beim Abtriebe wird dann wieder ein Aufenthalt auf der Niederalm genommen (Anfang September bis zum 12. Oktober). Für die Milchkühe sind die am bequemsten gelegenen Almen bestimmt, damit das Niederbringen der Milchprodukte leichter geschehen kann. Erzeugt werden Butter und Käse, im Pinzgau fast ausschliesslich Magerkäse; nur einige vom Grossgrundbesitze neu eingerichtete Molkereien verfertigen auch Fettkäse. Jährlich werden etwa 20000 Zentner Käse ausgeführt. Im Salzachgebiete sind fast durchweg nur Männer auf den Almen; in den Kalkalpen herrscht dagegen das weibliche Element vor [1]). Die Almen stehen fast immer einzeln; nur im Bezirke Lofer giebt es förmliche Dörfer von Almhütten (Loferer Alm, Reitalm, Kallbrunnalm).

Es werden jedoch die Pinzgauer Almen nicht ausschliesslich mit Pinzgauer Vieh bezogen. Alle Almen des oberen Krimmler Achenthales gehören beispielsweise zu Gütern im Ahrnthale, und überhaupt wird aus Tirol (Pusterthal, Zillerthal und Brixenthal), sowie aus Kärnten (Möllthal) jährlich eine sehr erhebliche Menge Rindvieh zur Sommerung in den Pinzgau getrieben.

Die Schafhaltung ist im Pinzgau von keiner grossen Bedeutung. Von einer Schafzucht ist kaum die Rede, da man fast gar keine Schafe selbst aufzieht, sondern gegen die Mitte des Sommers von herumziehenden Händlern soviel Tiere kauft, als man nach der vorhandenen Weide fett machen zu können glaubt. Fast ohne Aufsicht weiden die Schafe an der Grenze des Graswuchses auf den für Rindvieh ungangbaren Hängen der Gneis- und Schieferalpen, und selbst noch auf den unwirtlichen Hochflächen der Kalkalpen [2]). Auf das Steinerne Meer und in die Leoganger Steinberge werden jährlich noch Hunderte von Schafen eingetrieben. Ende August oder Anfang September werden die Schafe eines ganzen Thales oder weiteren Bezirkes zusammengetrieben und dann von den einzelnen Eigentümern ausgesucht („Schafel-

[1]) Vgl. Schrank und v. Moll, Naturhistorische Briefe über Oesterreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden, Salzburg 1785, Bd. II, S. 5.

[2]) Vgl. Schirm, Beiträge zur Kenntnis des Berchtesgadner Landes (Jahrbücher des nassauischen Vereins für Naturkunde 36, S. 59; 1883).

schoad"), bei welcher Gelegenheit sich einst ein grösseres Volksfest entwickelte[1]). Nach der Art des Erwerbes und der Ergänzung der Schafbestände kann von einer bestimmten Rasse nicht die Rede sein. Auch auswärtige Schafe, namentlich aus Oberbayern, werden im Sommer in die Pinzgauer Schafkare eingetrieben. Der Auftrieb erfolgt anfangs Mai, der Abtrieb Mitte September.

Charakteristischer erscheinen die Ziegen. Die heimische Ziegenrasse ist rehbraun mit dunklem Kopfe und schwarzem Striche über den Rücken. Sie sehen so einigermassen den Gemsen ähnlich, und dadurch erklären sich Aussprüche wie der von Gercken[2]), dass er im Pinzgau die Gemsen mit den Schafen durcheinander habe weiden sehen. Ziegen werden nicht in grösseren Herden gehalten, sondern in kleineren Trupps dem Rindvieh auf den Almen zugesellt, wo sie auch die weniger bequem zugänglichen Teile abweiden. Ihre Flüchtigkeit und wählerische Fressbegierde ist aber ein wahrer Schrecken der jungen Schonungen; für die Erhaltung und Verbesserung des Waldbestandes im Pinzgau ist die Ziegenzahl immer noch zu gross, wenngleich sie schon bedeutend abgenommen hat. Die Ziegenmilch wird meist der Kuhmilch bei deren Verarbeitung zugesetzt, nicht gerade zur Erhöhung des Wertes der Produkte.

Auch die Schweinerasse des Pinzgaues ist gewiss eine uralte. Ein langer, schmaler Kopf hängt an einem dünnen Halse, und dieser an einem langen, schmalen Rumpfe mit verhältnismässig langen Beinen. Die Farbe ist schmutzigweissgrau, aber die hintere Körperhälfte oder wenigstens ein breiter Ring um den Körper braun. Das schlachtreife Schwein wiegt lebend 3—4 Zentner. Sobald die Ferkel von der Mutter abgesetzt werden, erhalten sie drei gedrehte Eisendrähte durch den oberen Teil der Rüsselkante, damit sie das Wühlen in der Erde und im Grase nicht lernen und so auf den Almen keinen Schaden thun. Ihre Hauptnahrung suchen sich die Schweine durch Grasen; auf der Alm, wohin immer einige Schweine mitgenommen werden, erhalten sie zur Mastung ferner Molken. Ihre Körperform eignet sich zwar nicht zur wirklichen Mastung, so gut sie der Lebensweise und dem Klima angepasst ist, doch ist ihr wenig fettes Fleisch ganz vorzüglich. Der jährliche Zuwachs an Schweinen kann auf 1000 Stück geschätzt werden; um diese Zahl ist also der Sommerstand grösser als der in der Tabelle S. 260 [68] angegebene Winterstand. Uebrigens hat die Schweinezucht im Pinzgau in den letzten fünf Jahren ausserordentlich zugenommen.

Zu den Nutztieren sind endlich noch die Maultiere zu rechnen; ihre Anzahl (nebst Mauleseln und Eseln) betrug im Winter 1890 im Pinzgau 31 Stück. Der Sommerstand ist erheblich höher, da die Tiere namentlich zur Fuhrwerksbeförderung für den Fremdenverkehr benutzt werden. So ziehen die „Muli" den Postwagen von Neukirchen nach

[1]) v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 73. 285; Peters, Erinnerungen, Heft 7, S. 152.

[2]) Gercken, Reisen durch Schwaben, Baiern, die angrenzende Schweiz u. s. w., Stendal 1784, Bd. II, S. 36.

Krimml; die meisten aber sind in Zell am See und ziehen die kleinen Sesselwagen auf die Schmittenhöhe oder tragen auf ihrem Rücken die Reisenden hinauf. Zu solchen Bergwanderungen haben sie sich auch hier besser bewährt als Pferde. Im Winter dienen sie ähnlichen Zwecken in den Kurorten Südtirols; schon vor dem Fremdenverkehre erscheinen sie aber wieder im Pinzgau und werden zunächst dazu verwendet, die notwendigen Sommervorräte aller Art in das Gasthaus auf der Schmittenhöhe zu schaffen.

Die Bienenhaltung im Pinzgau ist gering, die Form der Stöcke mit geringen Ausnahmen eine ganz ursprüngliche. Der Honig wird fast nur im eigenen Haushalte verwendet.

Bei guten Viehpreisen hat die Landwirtschaft im Pinzgau den Bauern noch genährt; schlechte Viehpreise aber haben manchen Besitzer zurückgebracht und verarmen lassen. Die wohlfeile Zeit von 1817—1830 nach der reichen Ernte von 1817 hat manche Bauern, die diese Krisis nicht überstehen konnten, zu Grunde gerichtet, andere in drückende Schulden gestürzt. Zu den Lasten der Landwirtschaft gehören besonders die hohen Löhne der für die starke Viehzucht nötigen vielen Dienstboten [1]), auch der Tagelöhner, ferner die immer noch zahlreichen Gewohnheitsfeiertage, endlich die vielfachen Aufwendungen von Arbeitskraft und Material, die im Kampfe mit der Natur, besonders zur Unschädlichmachung der Bäche und Runsen, nötig werden. Als Ergebnis aller dieser Verhältnisse hat sich im laufenden Jahrhunderte eine Verschiebung des Grundbesitzes dahin ergeben, dass immer mehr Grund und Boden in einer Hand vereinigt worden ist, und dass zahlreiche, einst selbständige Bauernhöfe zu blossen „Zulehen" herabgesunken sind. Dazu gehören auch die Güter der vormaligen „drei Könige im Pinzgau" im Stubachthale [2]). Nur wo der Kleinbesitzer neben seinem landwirtschaftlichen Betriebe noch Nebeneinnahmen hat, sei es durch Waldarbeit oder durch Führerdienste oder wie früher im Bergbau, kann er ohne Sorgen weiter bestehen. Eine tüchtige Waldkultur und eine Förderung der Industrie wird daher auch die Zahl der Kleingrundbesitzer heben oder mindestens erhalten.

Der Grossgrundbesitz im Pinzgau hat sich aber nicht allein in den Händen von Pinzgauer Bauern selbst konzentriert, sondern ist auch in nicht ganz unbedeutendem Umfange in die Hände von eingewanderten oder anderwärts ansässigen Grundbesitzern übergegangen, und es ist dieser Uebergang nicht immer von wohlthätigem Einflusse auf die Gesamtbevölkerung des Gaues gewesen. Wenn schon mit der Umwandlung eines bisher selbständigen Gutes in ein Zulehen Platz für eine Bauernfamilie weniger ist als früher, und einige Dienstboten zur

---

[1]) Schrank und v. Moll, Naturhistorische Briefe, Bd. II, S. 49. 439; Hübner Bd. II, S. 669; Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, S. 89; Matthias Koch, Reise, S. 299.

[2]) Vgl. Peters, Erinnerungen, Heft 7, S. 154.

Bewirtschaftung genügen, so tritt eine solche Verdrängung von Familien noch mehr hervor bei der Aufgabe einer ganzen Reihe von Almen, die ein ausreichendes, wenn auch notdürftiges Futter für eine Anzahl Rindvieh gewährten und dadurch immerhin noch mehreren Familien das Auskommen ermöglichten, deren Bewirtschaftung aber dem Grossgrundbesitze nicht mehr lohnend genug erschien, und die daher der Selbstverwaltung überlassen oder aufgeforstet wurden, um so die Jagdgebiete zu vergrössern. Ja es sind sogar eigens von Jagdgesellschaften zur Ausdehnung der Jagdreviere, die im Hochgebirge meist 8—15000 ha umfassen [1]), ganze Almen angekauft worden, allerdings im Pinzgau weniger als in den Nachbargebieten, und es ist so für die Dauer einer ganzen Anzahl von Bewohnern ihr bisheriger Lebensverdienst unmöglich gemacht, während doch das aus dem Erlöse gewonnene Baargeld dem meist stark verschuldeten Verkäufer selten die Möglichkeit verschafft hat, sich anderswo wieder anzusiedeln. Mit Genugthuung ist es daher im Interesse des Gaues und seiner Bewohner zu begrüssen, wenn neuerdings die Grossgrundbesitzer wieder beginnen, ehemals aufgelassene Almen von neuem zu betreiben. Es soll hierbei aber ausdrücklich dem Grossgrundbesitze das Verdienst zuerkannt werden, durch Verbesserung der Ackergründe, der Feldbaumethoden und der Viehzucht zur Förderung der Landwirtschaft beizutragen, obgleich namentlich zur Ausführung von Meliorationsarbeiten mehrfach fremde (böhmische) Arbeiter eingeführt worden sind und so nicht einmal die vermehrte Arbeitsgelegenheit den Pinzgauern zu Nutzen gekommen ist. Uebrigens kann im Pinzgau nur etwa von drei nicht einheimischen Grossgrundbesitzern gesprochen werden, die aber auch nicht als auswärtige bezeichnet werden können, da sie dauernd oder einen Teil des Jahres ihren Wohnsitz im Lande selbst haben. Der grösste in Privathänden vereinigte, aber vielfach zerstückelte Besitz im Pinzgau umfasst gegen 34 qkm, darunter etwa 9 qkm Wald, und liegt zu fünf Sechsteln im Bezirke Saalfelden, mit dem Reste im Oberpinzgau. Der ihm zunächst kommende Privatbesitz umfasst etwas über 10 qkm, wovon ein Drittel Wald ist.

Von der gesamten Fläche des Pinzgaues fallen 27,8 v. H., von der wirtschaftlich nutzbaren Fläche 35,8 v. H. auf den Wald [2]). Die Verteilung auf die einzelnen Bezirke zeigt die Tabelle auf S. 256 [64].

Es war schon darauf hingewiesen, dass der Bezirk Lofer den grössten Waldbestand aufzuweisen hat, und es ist hinzuzufügen, dass er auch die geregeltste Waldwirtschaft besitzt und auf gleicher Waldfläche den grössten Holzertrag liefert. Von altersher sind die Waldungen

[1]) Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 593.

[2]) v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Bd. II, S. 165; v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 199; Dürlinger, Von Pinzgau, S. 12; Sauter, Flora von Salzburg (MGSL 6, S. 209; 1866); Lorenz und Wessely, Die Bodenkultur Oesterreichs, 3: die Forste, Wien 1873; v. Raesfeldt, Der Wald in den Alpen (ZDOeAV 1878, S. 18); Klinger, Die forstwirthschaftlichen Verhältnisse Salzburgs (Beiträge zur Kenntnis von Stadt und Land Salzburg, 1881, S. 313—320); Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 586.

des Saalegebietes als zugehörig zum Salzwerke Reichenhall angesehen worden, da ihr Holz nicht, wie das Holz des Salzachgebietes, nach Hallein getriftet werden konnte, und umgekehrt ist das Bestehen der Reichenhaller Salzwerke an den Bezug des Holzes auf der Saale geknüpft gewesen. Diese Zusammengehörigkeit hat den mehrfachen Besitzwechsel im Anfange dieses Jahrhunderts überdauert, und auch seit der Besitzergreifung Salzburgs durch Oesterreich gehören die „Saalforsten“, d. h. die reichen, 12049 ha umfassenden Waldbestände vom Leogangthale an nördlich (früher auch die Waldungen im Glemmthale) der bayerischen Krone, doch unbeschadet der österreichischen Landeshoheit. Bis 1829 war noch das Jagdrecht in den Saalforsten österreichisch; diese Zweiteilung in denselben Revieren führte aber zu manchen Missverhältnissen, und jetzt besitzt Bayern auch das Jagdrecht in den Waldungen. Herrliche Wälder, meist aus Fichten bestehend, bedecken das Sammelgebiet des Unkenbachs und die Vorberge der Reitalm; sie steigen auch an den Seiten der Hohlwege und an den Südwänden der Leoganger Steinberge hinauf.

Ein ebenso zusammenhängender Wald fehlt dem übrigen Teile des Pinzgaues, und das liegt daran, dass auch der Waldbesitz noch der Abrundung ermangelt. Nach Abrechnung der Saalforsten sind 65 v. H. des Waldes Staatswald, 23,5 v. H. Privatwald, 11,5 v. H. Gemeindewald, und wenn auch der Staatswald rationell bewirtschaftet wird, so sind doch über 90 v. H. seiner Fläche mit Holz- und Streueinforstung belastet, und bei den Privat- und Gemeindewaldungen streitet das Hauptinteresse des Pinzgauers, die Viehzucht, dauernd mit der Waldwirtschaft und trägt zum Schaden des Waldes oft den Sieg davon.

Bezeichnend ist es für den Pinzgauer, dass er „edle“ und „wilde“ Bäume unterscheidet, wobei die edlen die sind, die verwertbare Früchte oder Beeren tragen, wie Hollunder und Eberesche, während alle eigentlichen Forstbäume, ferner Weiden, Erlen u. s. w. zu den wilden gehören. Kahl und ohne Baumpflanzungen liegen auch fast alle Orte des Pinzgaues da und entbehren des anziehenden grünen Schmuckes; noch nicht seit langer Zeit richten die Gemeinden auch darauf ihr Augenmerk, und der Markt Zell am See ist, wie in der Aufforstung der entwaldeten, brüchigen Hänge im Schmittenthale, so auch in der Anpflanzung von schattenspendenden Bäumen mit gutem Beispiele voraufgegangen. Die sehr wohlmeinende Regierung hat gegenüber der leichtsinnigen Wirtschaft früherer Jahrhunderte [1]) oft ihren schweren Stand, aber sie geht ruhig und fest zur Verbesserung des Waldbestandes allmählich vor.

Von den Waldbäumen entfallen in den einzelnen Gerichtsbezirken an Prozenten auf:

[1]) Siehe Reisigl, Unpartheyische Gedanken über die Forstwirthschaft im Fürstenthume Salzburg. Salzburg 1791.

Bezirke	Fichte	Tanne	Lärche	Zirbe	Kiefer	Buche	Erle
Taxenbach	94	—	4	—	—	—	2
Zell am See	97	—	2	—	—	—	1
Mittersill	87	—	6	3	—	—	4
Saalfelden	88	1	6	—	2	2	1
Lofer	68	17	7	—	2	5	—

Der Hauptwaldbaum des Gaues ist also die Fichte, und nur in den Saalforsten tritt daneben die Tanne in grösserem Umfange auf. Lärchenbestände finden sich häufiger; sie steigen ziemlich hoch hinauf. Das obere Diessbachthal weist beispielsweise schöne Lärchen auf. Zirben finden sich in den Kalkalpen nur zerstreut in einzelnen Resten [1]), in zusammenhängenden Beständen nur in den Tauernthälern, namentlich des Oberpinzgaues. Besonders das Stubachthal und das Krimmler Achenthal enthalten noch schöne Zirben, obgleich namentlich aus dem letzteren in früherer Zeit ganze Zirbenwälder einfach als Brennholz nach Hallein getriftet worden sind. Die Prunkzimmer der „drei Könige im Pinzgau" und im Weyerhofe [2]) enthielten Zirbenholztäfelung, die Warnsdorferhütte ist ganz aus Zirben erbaut.

Kiefern finden sich in den Thalgründen des Kalkgebirges, kleine Reinbestände z. B. am Südabhange des Steinernen Meeres und im Saalfeldner Becken. Buchen in grösserer Anzahl stehen nur in niedrigeren Lagen der Kalkalpen; Erlen begleiten die Flüsse und Bäche.

Ausser den in der Tabelle angeführten Bäumen sind von Nadelhölzern zu erwähnen die Schwarzkiefer (Pinus austriaca) mit ihren schönen langen Nadeln, die im Glemmthale heimisch ist und zu den Aufforstungen im obersten Teile des Schmittenthales ausschliesslich Verwendung gefunden hat, die Latsche (Pinus pumilio), die im Kalkgebirge mancherorts den obersten Saum des grünen Waldmantels bildet und beispielsweise noch den Gipfel der Kammerkarplatte umkleidet, und die Eibe, die in den Kalkalpen zerstreut vorkommt. Unter den Laubbäumen ist endlich als eigentlicher Charakterbaum des Pinzgaues der Bergahorn [3]) (Acer Pseudoplatanus) hervorzuheben. Er tritt zwar nie bestandbildend auf, ist aber ein treuer Begleiter der menschlichen Siedelungen, und namentlich auf den dicht an den Einzelhöfen liegenden Weideflächen, an Wegrändern und an Hecken wachsen mächtige Exemplare, die an den Sonnseiten mit den Häusern weit hinaufsteigen und noch darüber hinaus bis 1500 m reichen. Das Glemmthal enthält besonders schöne Ahorne, auch das Thumersbachthal weist an seiner

[1]) Vgl. z. B. Fleischmann, Vom Chiemsee zu den Tauern und zurück zum Königsee (ZDAV 4, S. 246; 1873).

[2]) Pillwein, Das Herzogthum Salzburg, S. 509; v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 97; Peters, Erinnerungen, Heft 7, S. 154; Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 360.

[3]) v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 246.

Mündung im Riemannparke einen Baum auf, der nur von drei Männern noch gerade umspannt werden kann. Der grösste Ahorn des Pinzgaues steht aber bei Landsteg in der Rauris; er hatte 1879 in einer Höhe von 1 m über der Erde 6,3 m Umfang [1]).

Die Grenze des zusammenhängenden Waldes liegt durchschnittlich in Gneis- und Schieferalpen bei 1750 m, in den Kalkalpen etwas tiefer. Stellenweise reicht dichter Wald auch höher hinauf; er bedeckt z. B. noch den Gipfel des östlich vom Zeller See aufragenden Hönigkogl 1854 m. Auch sonst reichen einzelne Fichten noch in kräftigen Stämmen bis über 1800 m in die Höhe, Lärchen und Zirben noch weiter. In den westlichen Tauernthälern finden sich Zirben noch bis an 2000 m; die Lärche erreicht 1900 m [2]).

Die Umtriebszeit für den Hochwald beträgt bei geregelter Forstwirtschaft 120—160 Jahre, je nach der Höhenlage. Im Thale ist die Vegetationskraft viel grösser; eine Fichte von 50 Jahren hatte beispielsweise 1 m über der Erde 64 cm Durchmesser. Wenn nach Pinzgauer Unsitte zur Streugewinnung die Fichten am Stamme abgeästet („abgegrast") werden, schlagen häufig die Seitenäste wieder aus und begrünen den Baum von neuem bis unten hin. Der Transport des Holzes von den Bergen ins Thal erfolgt fast ausschliesslich in Erdriesen, bisweilen auch auf besonderen Schneewegen im Winter. Die Hälfte des sämtlichen im Pinzgau geschlagenen Holzes, aber einschliesslich der Saalforsten, wird an Holzberechtigte geliefert, und nur 49 v. H. kommen zum Verkaufe.

Zum Walde gehört die Jagd [3]). Ehemals ist der Pinzgau sehr wildreich gewesen, und von der Jagd handeln zahlreiche Urkunden der Erzbischöfe, die sich die hohe Jagd fast überall selbst vorbehielten, wie die „Valchen" (Falken) bei der Verleihung des Kapruner Waldes mit Jagd und Fischfang 1387 durch Erzbischof Ortolph an Konrad und Jans von Felben [4]). Doch ist der Pinzgauer auch von Jagdleidenschaft ergriffen, und selbst die harten Strafen früherer Jahrhunderte [5])

[1]) MDOeAV 1879, S. 140.

[2]) Vgl. H. und A. v. Schlagintweit, Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen, Leipzig 1850, S. 484.

[3]) Frhr. v. Im-Hof, Beiträge zur Geschichte des salzburgischen Jagdwesens nach archivalischen Quellen (MGSL 26, S. 129—179. 219—307, 1886; 27, S. 111—219. 409—517, 1887); Jagdergebnisse in Salzburg 1871—1880 siehe Beiträge zur Kenntnis u. s. w. S. 297 (Körner).

[4]) (v. Kleimayrn), Nachrichten vom Zustande der Gegenden und Stadt Juvavia, Salzburg 1784, S. 609.

[5]) Siehe Hacquet, Physikalisch politische Reise aus den Dinarischen u. s. w. in die Norischen Alpen, Leipzig 1785, Teil II, S. 211. v. Im-Hof (1887, S. 118) führt als Strafen für Wildern an:

1. Gefängnis in Hohensalzburg und Werfen.
2. Tortur.
3. Schanz- und Bauarbeiten.
4. Aufsetzen eines Hirschgeweihs bei den Arbeiten.
5. Galeere (seit 1665, nach Venedig; 1705 in Militärpflicht verwandelt).
6. Geldstrafen.
7. Landesverweisung.
8. Verschickung nach Ungarn gegen die Türken (1685).

haben seine Jagdlust nicht unterdrücken können. So wurde denn des Wildes allmählich weniger, und den längst verschwundenen Steinböcken, die Erzbischof Leonhard von Keutschach 1499 eigens aus dem Zillerthale in den Pinzgau versetzen liess [1]), würden die Gemsen gefolgt sein, wenn nicht neben verschärfter Aufsicht eine verständige Hege des Wildes den Wildstand auch wieder gehoben hätte.

Gegenwärtig giebt es im Pinzgau ungefähr 8000 Gemsen. In den Gneisalpen sind sie am zahlreichsten im Kapruner- und Stubachthale einerseits, im Habachthale und den beiden Sulzbachthälern andererseits. Zahlreiche Bergnamen sind von der Gemse abgeleitet, ja der Kamm zwischen Untersulzbachthal und Habachthal heisst geradezu das Gemsengebirge. Von den Kalkalpen sind Gemsen namentlich auf dem Steinernen Meere häufig zu finden, an dessen Nordabfall zum Königsee sie ja von altersher besonders gehegt wurden. Auf dem Steinernen Meere giebt es auch in der Nähe des Funtensees noch Murmeltiere. Rehe sind ziemlich zahlreich in den tieferen Waldungen. Der letzte Bär wurde 1827 in den Hohlwegen bemerkt; Luchse, von denen 1600 im Glemmthale allein 15 gefangen wurden, kommen Ende des vorigen Jahrhunderts noch bisweilen als Einwanderer vor [2]), sind aber seit 1824 verschwunden, Wölfe seit 1812 [3]).

Ueber den Wildstand im allgemeinen geben am besten die folgenden Zahlen Auskunft, die den Abschuss des Jahres 1895 angeben. Es wurden abgeschossen:

757 Gemsen	58 Auerhähne	343 Füchse
45 Hirsche	89 Birkhähne	99 Marder
354 Rehe	39 Haselhühner	37 Iltisse
478 Hasen	119 Wildenten.	22 Wildkatzen
13 Murmeltiere.		19 Dachse
		81 Habichte
		14 Eulen.

Neben der Jagd ist auch der Fischerei [4]) zu gedenken. Die Fischerei auf dem Zeller See war ehedem berühmt. Zur erzbischöf-

9. Verlust des Bürgerrechtes oder Gewerbes (1690).
10. Ausschluss von öffentlichen, ehrlichen Zusammenkünften, z. B. Hochzeiten (1706).
11. Zuwendung zum Kriegswesen (1712).
12. Nach Raab in Ungarn ins Eisen (1714).
13. Pranger, auch für die Hehler.
14. Spiessruten.
15. Prügel.

1756 bekennt Hanns Rohrmoser, Bauerssohn im Gericht Zell am See, der Lobub habe ihm einmal ein Bröckl Fleisch in der Kuchl gegeben, so er gegessen, habe aber vermeint, es sei ein Kalbfleisch. Ungeachtet dessen wurde er wegen dieses vermeintlichen Bröckels Kalbfleisch einmal „auf die Schrägen“ (an den Pranger) gestellt (v. Im-Hof 1887, S. 410).

[1]) Das Schreiben des Erzbischofs veröffentlichte Spatzenegger (MGSL 16, S. 164: 1876); vgl. Peetz, Ueber Hochjagd und ältestes Führerwesen im Pinzgau (ZDOeAV 1877, S. 319—323).

[2]) Hübner Bd. III, S. 863.

[3]) Simon, Beiträge zu Salzburgs Fauna (Beiträge zur Kenntnis von Stadt und Land Salzburg, Salzburg 1881, S. 72).

[4]) Zillner, Salzburgische Fischer- und Seeordnungen (MGSL 5, S. 81—84,

lichen Zeit war der See in 9 „Segen“ geteilt und die Fischer mussten jährlich zur Hofküche nach Salzburg 9300 Krebse liefern, ferner zu Georgi 130 Pfund, zu Michaeli 101½ Pfund Hechte, zu Weihnachten die 26 grössten der gefangenen Hechte. Ausserdem mussten zum fürstlichen Gebrauche stets eine gewisse Menge Krebse und Hechte in Bereitschaft stehen. Der Verkauf von Fischen und Krebsen ausser Land war streng verboten.

Jetzt nährt der See nur noch einen Fischer; die Krebse sind fast ganz verschwunden, und auch sonst hat der Fischreichtum sehr abgenommen. An dieser Abnahme ist wohl weniger das ehemalige Pochwerk Thumersbach schuld, durch das dem Seewasser schädliche Bestandteile zugeführt sein sollen [1]), als die Erniedrigung des Seespiegels um etwa 1 m in den 60er Jahren, wodurch den Fischen und Krebsen an den neuen, nackten Ufern jeder Unterstand verloren ging, und die Hochwasser der Bäche, in denen viele Fische zum Laichen aufwärts zogen, aber die junge Brut schon bei unbedeutenden Regenfällen zu Grunde gerichtet wurde. Das allmähliche Bewachsen des Seeufers und die jetzt bessere Regulierung der Bäche kann den Fischstand wieder heben. Die Hauptfische des Sees sind Hechte, Barsche und Döbel („Alte“). Forellen finden sich in den Zuflüssen zum Zeller See nicht, aber sonst in zahlreichen Bächen, namentlich in den Salzachzuflüssen aus den Tauern, und wo für ihre Zucht etwas geschehen ist, wie in Rauris, da hat sich der Erfolg sehr bald gezeigt.

Vom Bergsegen [2]) ist im Pinzgau heute nicht mehr viel zu spüren im Gegensatze zu der Zeit des blühenden Bergbaus im 15. und 16. Jahrhunderte. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war ein neuer Aufschwung zu verzeichnen, namentlich wohl durch die rührige und anregende Thätigkeit des salzburgischen Hofkammerdirektors v. Moll. Damals waren Goldbergwerke am Rauriser Goldberg und im Hirzbachthale, Kupfergruben in Mühlbach, im Untersulzbachthale [3]), am Rettenbach [4]), bei Piesendorf, am Limberg und im Schwarzleothale, ein Nickel- und Kobaltbergwerk am Nökelberg im Schwarzleothale, ein Eisenwerk

---

1865; 6, S. 63—70, 1866); Krafft, Die neuesten Erhebungen über die Zustände der Fischerei u. s. w. (Mitteil. aus dem Gebiete der Statistik, herausgeg. von der k. k. stat. Centralcommission 20, Heft 4, Wien 1874). Die älteste Fischereiordnung auf dem Zellersee stammt von 1486 (Notizenblatt d. kais. Ak. d. Wiss. vom Jahre 1858, S. 118).

[1]) Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 100.

[2]) v. Köchel, Die Mineralien des Herzogthums Salzburg, Wien 1859, S. LXXI—LXXXII; Dürlinger, Von Pinzgau, Salzburg 1866, S. 14; Zillner, Salzburgische Kulturgeschichte in Umrissen, Salzburg 1871, S. 116; Fugger, Die Bergbaue des Herzogthums Salzburg (Jahresbericht Oberrealschule Salzburg 1881); Fugger, Salzburgs Bergbau (Beiträge zur Kenntnis u. s. w. S. 36—41); Fugger, Bergwerksbetrieb des Landes Salzburg (MGSL 28, S. 228; 1888 und 29, S. 481; 1889); Mitteilungen aus dem Gebiete der Statistik.

[3]) Schroll (Abhandlungen einer Privatgesellschaft von Naturforschern und Oekonomen in Oberdeutschland, Bd. I, München 1792, S. 272).

[4]) Weilmeyr, Topographisches Lexikon vom Salzachkreise, Salzburg 1812, Bd. II, S. 160; v. Kürsinger, Oberpinzgau, S. 68.

in Dienten im Betriebe; in Lend, Thumersbach und Hütten bestanden ausserdem Schmelz- und Pochwerke. Sämtliche Bergbaue, mit Ausnahme des am Nökelberge, waren ärarisch. Von 1850 bis in die 70er Jahre hinein wurden sämtliche staatlichen Baue aufgegeben und zum Teil an Private verkauft.

In Rauris[1]) gelang es der Energie des erfindungsreichen und unternehmenden Ignaz Rojacher, eines geborenen Pinzgauers[2]), dem auch die Sonnblickwarte ihre Entstehung verdankt, den Bau, den er 1874 käuflich erwarb, noch einmal zu heben und wenn auch nicht zu neuer Blüte zu bringen, so doch lohnend zu machen und dadurch einer Anzahl von Männern ihr Auskommen zu verschaffen. Nach seinem Tode erfolgte bald die Abnahme des Betriebes. Jetzt ist das Werk in den Händen einer französischen Gesellschaft, die ungefähr ½ Million Francs bisher darauf verwendet hat. Bedeutende Neuanlagen an Maschinen haben stattgefunden; der Bau selbst wird noch als Hoffnungsbau betrieben. Die Proben werden als sehr befriedigend bezeichnet.

Die Angaben über die Rauriser Produktion sind unvollständig, da nur ein Teil der Edelmetalle im Thale selbst gewonnen wurde, ein anderer Teil aber erst aus den Erzen in den Hüttenwerken Lend (bis zur Auflassung 1871), dann Brixlegg in Tirol und zum Teil Freiberg in Sachsen abgeschieden wurde; dieser Anteil lässt sich aus den vorliegenden Ziffern über die Produktion der Hütte in Lend nicht abscheiden. Der Rauriser Bergbau beschäftigte 1734: 100 Arbeiter, 1839: 120, 1871: 98, 1871—1880: im Durchschnitt 55, 1886: 89, 1887: 81 Arbeiter, 1896: 40 Knappen und 20 Arbeiter.. Die Produktion betrug:

1783:	15 Mk. Gold (1796 aber mehr).
1808:	12 Mk. Gold und 5 Mk. Silber.
1855:	40 Mk. Gold und 175 Mk. Silber.
1854—1858:	162 Mk. Gold und 614 Mk. Silber.
1870:	31 Münzpfund Mühlgold und 52 Münzpfund Silber.

[1]) Hacquet, Mineralogisch-botanische Lustreise von dem Berg Terglou in Krain zu dem Berg Glokner in Tyrol, Wien 1784, 2. Aufl., S. 73; Schroll (v. Molls Oberdeutsche Beiträge für das Jahr 1787, Salzburg 1787, S. 176); Hacquet, Reise durch die norischen Alpen, Nürnberg 1791, Bd. I, S. 101; Hübner Bd. II, S. 480. 560; Weilmeyr, Topographisches Lexikon vom Salzachkreise, Salzburg 1812, Bd. II, S. 141; v. Muchar, Das Thal und Warmbad Gastein, Grätz 1834, S. 98. 341; Russegger (Leonhards Jahrb. f. Min. 1835, S. 182. 505 und öfter); Pillwein, Das Herzogthum Salzburg, Linz 1839, S. 111. 538; Reissacher, Die Gold-führenden Gangstreichen der Salzburgischen Central-Alpenkette (Haidingers Naturw. Abhdlgn. Bd. II, Heft 2, S. 17—42, mit Karte; Auszug auch: Neues Jahrb. f. Min. 1849, S. 715–719); Cotta, Geologische Briefe aus den Alpen, Leipzig 1850, S. 145—155; R. Hinterhuber, Der Tourist im Hochgebirge, Salzburg 1855, S. 41; Reissacher, Einiges über die geognostischen Verhältnisse des Gasteiner Thals (MGSL 2, S. 105; 1862); Reissacher, Mitteilungen aus dem Bergbaue von Gastein und Rauris (MOeAV 1, S. 11; 1863); v. Sonklar, Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern, Wien 1866, S. 108; MDOeAV 1875, S. 211; Suess, Die Zukunft des Goldes, Wien 1877, S. 231—243; Rochata, Die alten Bergbaue auf Edelmetall in Oberkärnten (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1878, S. 213—268); MDOeAV 1882, S. 136; Stöckl, Kolm-Saigurn mit dem Sonnblick in der Rauris (ZDOeAV 1885, S. 384).

[2]) Nachruf von v. Obermayer (Met. Zeitschr. Juni 1891).

1871—1880: 64 kg Mühlgold mit 69 v. H. Gold und 27 v. H. Silber; in Brixlegg wurden 42 kg Gold und 176 kg Silber gewonnen.
1886: Rauris und Gastein zusammen im Werte von 23000 fl.
1887: „ „ „ „ „ „ „ 18000 fl.

Auch das Werk und die Gruben am Hirzbache[1]) in der Fusch waren nicht unbedeutend. Sie beschäftigten 1783: 55 Mann, und jährlich wurden 20—30 Mk. Gold und ebensoviel Silber gewonnen. 1796 waren 62 Personen beschäftigt. Der Bau arbeitete aber damals schon mit Verlust, da auf 11200 fl. Gewinn 18700 fl. Ausgaben fielen. Er hat nicht lange in dieses Jahrhundert hineingereicht; von den beiden Gruben wurde die eine 1800, die andere 1805 aufgelassen.

Im Schmelzwerke zu Lend[2]), wohin aber ausser den Rauriser und früher den Hirzbacher Erzen auch die von Gastein geliefert wurden, wurde erzeugt:

um 1796: ein jährlicher Gewinn von 8—10000 fl.
1799: ein Reinertrag von 11000 fl. bei 60000 fl. Produktionswert.
1808: ein Reingewinn von 14600 fl.
1816: im 22jährigen Durchschnitte 11800 fl. Reinertrag bei 60—70000 fl. jährlichem Produktionswert.
um 1834: 450—525 Mk. güldiges Silber jährlich und 30—40 Ztr. Glätte.
1854—1860: ausserdem 1216 Ztr. Rosettenkupfer.
1858: 61 Mk. Gold, 292 Mk. Silber.
1859: 34 Münzpfund Gold und 184 Münzpfund Silber.
1860: 16 Münzpfund Gold und 88 Münzpfund Silber.

Von den Kupferbergwerken ist Mühlbach[3]) das bedeutendste gewesen und hat sich am längsten im Betriebe erhalten, abgesehen von den Schwarzleogruben, wo noch vor wenigen Jahren einige Knappen thätig waren. Das dortige Hüttenwerk erzeugte sehr gutes Kupfer, daneben gutes Kupfervitriol und Schwefel. 1784 hatte der Betrieb 220 Personen beschäftigt, 1796: 155, 1812: 156. Er wurde 1864 aufge-

[1]) Schroll (Beiträge S. 179); Hacquet, Norische Alpen, Bd. I, S. 117; Hübner Bd. II, S. 583; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 235; v. Muchar S. 342; Pillwein S. 111.

[2]) Schroll (Beiträge S. 181); Hacquet Bd. I, S. 94; Hübner Bd. II, S. 564; Vierthaler, Reisen durch Salzburg, Salzburg 1799, S. 241; Weilmeyr Bd. I, S. 408; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 231; v. Muchar S. 158.

[3]) Hacquet, Norische Alpen, Bd. II, S. 129; Schroll (Abhandlungen S. 267); Hübner Bd. II, S. 597; Vierthaler, Geographie von Salzburg, Salzburg 1796, S. 122; L. v. Buch, Reise durch Berchtolsgaden und Salzburg (Gesammelte Schriften, Berlin 1867, Bd. I. S. 285); v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Salzburg 1810, Bd. I, S. 42; Weilmeyr Bd. II, S. 36; Pillwein S. 509; v. Kürsinger, Oberpinzgau oder der Bezirk Mittersill, Salzburg 1841, S. 80; Peters, Aus meinen Erinnerungen an den Pinzgau (Oesterreichische Revue 1867, Heft 7, S. 145).

lassen, und ist bisher nicht wieder aufgenommen. Das Werk soll aber nach der Eröffnung der Eisenbahn in den Oberpinzgau wieder in Betrieb kommen.

Die Produktion betrug:

1784:	400 Ztr. Kupfer,	250 Ztr. Schwefel,	600 Ztr. Kupfervitriol,
1812:	400 „ „	130 „ „	70 „ „
1839:	130 „ „	180 „ „	400 „ „
1841:	200 „ „		
1855:	212 „ „	1191 „ „	627 „ „
1854—1858:	287 „ „	538 „ „	729 „ „

im Jahresdurchschnitte.

Am Limberg[1]) waren 1784: 60 Mann, 1796: 54 Mann, 1800: 60 Mann beschäftigt. Am Klucken bei Piesendorf[2]) betragen diese Zahlen für 1784: 50 und für 1796: 56 Mann.

In Hütten im Leogangthale wurden aus dem Bergwerk Schwarzleo[3]), zum Teil aber auch aus Erzen vom Limberg erzeugt:

1784: 320 Ztr. Kupfer; beschäftigt sind 98 Mann; jährlich werden für 14—16000 fl. Erze ausgebracht.
1794 im 10jährigen Durchschnitte: 272 Ztr. Kupfer, 46 Ztr. Blei, 26 Ztr. Silberglätte, 25 Mk. Silber.
1796: 250—300 Ztr. Kupfer mit 80—90 Mann; das Blei wird in Lend verhüttet.
1802: 250 Ztr. Kupfer und 224 Zentner Blei mit 90 Mann.

Um 1780 wurde noch ein jährlicher Nutzen von 4700 fl. erzielt, aber 1783—1802 betrug die jährliche Einbusse 2500 fl., 1808 belief sie sich auf 1330 fl., und im Jahresdurchschnitte von 1809—1815 war sie 7000 fl. 1886 wurden als Nebenprodukt 93 Meterzentner Quecksilbererze gewonnen. Im Jahre 1896 wurde der Bau auf Brauneisenstein (mit 33 % Eisen) durch die Gewerkschaft Pillersee wieder aufgenommen; die Grube wurde vorläufig mit 30 Knappen belegt.

Das Nickel- und Kobaltbergwerk Nökelberg[4]) im Schwarzleothale, das auch 1794 schon betrieben wurde, lieferte:

[1]) Schroll (Beiträge S. 197); Hacquet Bd. II, S. 126; Hübner Bd. II, S. 585.

[2]) Hacquet Bd. II, S. 127; Schroll (Abhandlungen S. 274); Hübner Bd. II, S. 585.

[3]) Schroll (Beiträge S. 193); Hacquet Bd. II, S. 201; Hübner, Beschreibung der hochfürstlich-erzbischöflichen Haupt- und Residenzstadt Salzburg, Salzburg 1794, S. 283; Hübner, Beschreibung des Reichsfürstenthums Salzburg, Salzburg 1796, Bd. II, S. 613; Vierthaler, Geographie, S. 221; L. v. Buch S. 282; (Lürzer v. Zehendthal), Historisch-topographische und ökonomische Beschreibung des Salzburgischen Pfleggerichts Liechtenberg oder Saalfelden, Salzburg 1802, S. 19; Weilmeyr Bd. I, S. 410; Unger, Ueber den Einfluss des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse, Wien 1836, S. 50; Pillwein S. 526.

[4]) Lürzer v. Zehendthal S. 20; v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Bd. I, S. 31. 64. 71; Lipold, Der Nickelbergbau bei Nökelberg (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 148—160); Ragsky, Ueber Nickelgewinnung zu Nökelberg (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 437—438); Götz, Das Donau-

1802: 150—200 Ztr. Kobaltschliche mit 6 Arbeitern.
1810: steht das Werk; 1839 wird wieder gebaut.
1852: 8000 Ztr. Scheide- und Pocherze; die daraus gewonnene Speise enthielt 25 v. H. Nickel. (1854 waren nur 10 Knappen beschäftigt.)
1855: 2400 Ztr. Erze; 50 Ztr. Rohspeise mit 30 v. H. Nickel.
1869: 2960 Ztr. Erze; 283 Ztr. Nickelspeise.
1871: 710 Ztr. schmelzwürdige Erze; 96 Ztr. Speise mit 29 v. H. Nickel und 14 v. H. Kobalt; ferner 2000 Ztr. ärmere Erze; 20 Mann.
1872: 1156 Ztr. Scheideerze; 105 Ztr. Speise mit 28 v. H. Nickel und 15 v. H. Kobalt; ferner 2900 Ztr. Pochgänge; 48 Mann.
1871—1880: 1068 Meterzentner Speise mit 33 v. H. Nickel und Kobalt; ferner 442 Meterzentner Kupferrohlech mit 23 v. H. Kupfer; im Durchschnitte 35 Arbeiter.
1877: gegen 2000 Ztr. Erz; 1878: 1200 Ztr.
1885: 1370 Meterzentner Erz; 1886: 368 Meterzentner mit 6 Arbeitern. 1887 waren nur 2 Arbeiter thätig.

Die Blüte des Werkes fällt in die ersten 70er Jahre, wo der Nickelpreis fast auf das Dreifache stieg. Die gewonnene Nickelspeise ging damals sämtlich nach Deutschland und wurde zur Prägung der deutschen Nickelmünzen verwendet. In den 80er Jahren sank der Preis und damit die Produktion durch den Druck der amerikanischen Konkurrenz; seit dieser Zeit sind keine Erze mehr verhüttet, und seit einigen Jahren ist der Betrieb völlig eingestellt.

Vom Eisenwerke Dienten[1]) endlich seien folgende Nachrichten zusammengestellt:

1784: etwa 7000 Ztr. Erz, daraus 1000 Ztr. Eisen; 72 Arbeiter. Eine Nagelfabrik wird rege betrieben. Der jährliche Nutzen beträgt aber nicht über 1000 fl.
1783—1802: jährlich 1670 fl. Gewinn.
1802: jährliche Produktion im Werte von 14000 fl., von besonderer Güte.
1808: 7300 fl. Gewinn.
1809—1815: jährlich 5600 fl. Einbusse.
1796—1816: jährlich im Durchschnitte kaum über 500 fl. Reinertrag.
1812: jährliche Erzeugung 1000 Ztr. Roheisen und 300 Ztr. Gusswaren; das zugehörige Hammerwerk liefert 1000 Ztr. geschlagenes Eisen.

---

gebiet, Stuttgart 1882, S. 105; Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 598; Blank, Illustrierter Führer durch die Salzburger und Berchtesgadner Kalkalpen, Wien 1893, S. 48.

[1]) Hacquet Bd. II, S. 212; Schroll (Abhandlungen, S. 285); (Lürzer v. Zehendthal) S. 18; Weilmeyr Bd. I. S. 149; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 124; Pillwein S. 434; Lipold, Die Grauwackenformation und die Eisensteinvorkommen im Kronlande Salzburg (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1854, S. 369 bis 386).

1855: sind noch 7 Baue im Betrieb und werden 10245 Ztr. Roheisen erzeugt.
1864: aufgelassen.
1895: neue Bauversuche und Probeschmelzen von einer böhmischen Gesellschaft.

Von Goldwäschereien an der Salzach hört man nur hin und wieder; trotz der ursprünglichsten Waschvorrichtungen, mit denen die Sande des Flussrandes durchgearbeitet wurden, haben immerhin ortskundige Leute eine Goldmenge im Werte von etwa 1 fl. täglich gefunden. Die alten Smaragdbrüche im Habachthale, die schon 1863 vorübergehend bergmännisch ausgebeutet wurden, waren 1896 wieder im Betriebe, und zwar arbeiteten 36 Knappen dort. Der Bau wurde mit englischem Kapital wieder eröffnet [1]).

So zeigen sich von dem ehemaligen Bergbau in unserem Gaue nur ziemlich kümmerliche Reste, und während gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 550 Arbeiter in der Grube oder in der Hütte beschäftigt waren (das sind 2 v. H. der Einwohner des Pinzgaues), ist es heute kaum der achte Teil. Ob die weitere Erschliessung des Gaues durch die im Bau begriffene Eisenbahn in den Oberpinzgau den Bergbau neu beleben kann oder die trotz vieler Pläne immer noch in weiter Ferne schwebende Tauernbahn [2]), die durch das Gasteinerthal oder die Rauris das Salzachthal mit dem Drauthale verbinden soll, ist noch eine offene Frage. Jedenfalls sind die Aussichten dazu recht ungünstige [3]), und nur ein grosser Kapitalaufwand könnte die alten Werke zu neuer Blüte führen. Vielleicht wird auch noch einmal die verstampfte Soolquelle bei Unken [4]) zu neuem Leben geweckt und fordert zu Nachforschungen auf; vermutlich liegt hier das Salzgebirge nur in geringer Tiefe.

Nicht nur als festes Erz ruht der Bergsegen im Schosse der Gebirge; auch als flüssiges Element tritt er in Gestalt von Heilquellen [5]) ans Tageslicht. Der Pinzgau besitzt keinen weltbekannten Badeort wie der benachbarte Pongau im Wildbade Gastein; aber mehrere freundliche Stätten, wenn auch nur in engeren Kreisen bekannt, laden zum Besuche und zum Gebrauche der Quellen ein und haben schon seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten vielen Leidenden ihre Gesundheit wiedergeschenkt.

Unter den Badeorten ist der einzige, der diesen Namen vielleicht verdient, und zugleich der bekannteste im Pinzgau das Bad Fusch

[1]) Vgl. Lammer, Vergessene Tauernthäler (MDOeAV 1897, S. 26).
[2]) Stöckl, Die Tauernbahn in ihren möglichen Routen und Beziehungen (MDOeAV 1883, S. 175—183); Kellner, Die Herstellung einer Eisenbahn durch die Hohen Tauern (MDOeAV 1894, S. 120. 131).
[3]) Ed. Richter, Ueber den Goldbergbau in den Hohen Tauern (MDOeAV 1895, S. 253); vgl. auch Rochata, Die alten Bergbaue auf Edelmetall in Oberkärnten (Jahrb. k. k. geol. R.-A. 1878, S. 213—368).
[4]) Vgl. S. 228 [36].
[5]) Wallmann, Die Heilquellen und Torfbäder des Herzogthums Salzburg, Wien 1862.

(St. Wolfgang) am Weichselbache[1]. In einem anmutigen Seitenthale des Fuscherthales gelegen, verbindet es die Höhenlage eines Alpenkurortes (1179 m) mit den Annehmlichkeiten reizender Spaziergänge und Wanderungen in die engere und weitere Umgebung und mit den Wirkungen seiner kalten Quellen.

Der Kurort ist sehr alt; denn nach den Urkunden stand bereits 1417 in St. Wolfgang eine ansehnliche, zweitürmige Kirche[2], freilich nicht auf der Stelle der heutigen; sie wurde vielmehr 1702 durch eine Lawine zum grössten Teile zerstört und dann auf anderem Platze wieder aufgebaut. Der Ort ist nur klein; er besteht fast ausschliesslich aus zwei Gasthäusern mit den zugehörigen Baulichkeiten und Badehäusern. Unter den neun gefassten und bequem zugänglichen Quellen, die sämtlich ein gutes, reines, klares Trinkwasser von 4,7 bis 9° C. geben, haben besonders drei von jeher ihren Heilruhm bewahrt: Fürsten-, Augen- und Leberquelle. Fast 400 Jahre war es nahezu allein die Fürstenquelle, zu der die Heilbedürftigen herbeiströmten, und sie hat sich sowohl bei der Bekämpfung der Malaria, die im versumpften Oberpinzgau heimisch war, als auch bei allerhand durch die Schwäche der Verdauungsorgane hervorgerufenen krankhaften Zuständen voll bewährt und auch bei Bleichsucht und Schwächezuständen infolge grosser Blutverluste, ferner zur Rekonvalescenz und besonders zur Nachkur für Gastein gute Dienste gethan. In gewissen Fällen ist statt ihrer oder neben ihr der Gebrauch der Augen- oder der Leberquelle angezeigt.

Die spezifische Heilwirkung der Quellen wird nach unseren heutigen Erfahrungen nicht durch die Menge der mineralischen oder organischen Substanzen erklärt; denn nach den neuesten Untersuchungen enthalten 10000 g Wasser der drei Quellen nur 1,1—1,24 g Calciumkarbonat, 0,1—0,3 g Magnesiumkarbonat und höchstens 0,54 g Calciumsulfat, von allen anderen Salzen aber weniger als 0,1 g und auch nur Spuren organischer Stoffe. Ein Gehalt von etwa 1 g halbgebundener und freier Kohlensäure in 10000 g Wasser erhöht die Annehmlichkeit des Trinkens. Zwei früher ebenfalls viel gebrauchte Quellen, das Goldbründl und das Silberbründl, sind infolge einer grossen Ueberschwemmung des Weichselbaches im Oktober 1882 vollständig versiegt.

[1] Vierthaler, Reisen, S. 257; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 225. 227; v. Koch-Sternfeld, Die Tauern, 2. Aufl., München 1820, S. 349; v. Muchar, Gastein, S. 345; Hanselmann, Bad St. Wolfgang im Weichselbache, Wien 1838; Pillwein S. 549; Frhr. v. Augustin, Streifzüge durch die norischen Alpen, Wien 1840, S. 240; Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, Pesth 1844, S. 95; Matthias Koch, Reise, S. 291; Hinterhuber, Der Tourist im Hochgebirge, Salzburg 1855, S. 96; Göttersdorfer, Der Kurort St. Wolfgang in der Fusch, Linz 1858 (später Salzburg 1875 und 1878); Wallmann S. 157; v. Ruthner, Aus den Tauern, Wien 1864, S. 48—62; v. Sonklar, Hohe Tauern, S. 99; Dürlinger, Von Pinzgau, S. 326. Eine umfassende Monographie erschien neuerdings: Fuchshofer und Martin, Der klimatische Höhen-Curort St. Wolfgang-Fusch, Wien 1896.

[2] Eine Urkunde von 1445 enthält einen Vergleich des Pfarrers in Zell mit der Gemeinde Fusch in Betreff des Gottesdienstes in St. Wolfgang (abgedruckt bei Doppler, Auszüge aus den Original-Urkunden des fürsterzbischöflichen Consistorial-Archivs in Salzburg, MGSL 14, II, S. 21; 1874).

Ausser dem Höhenklima und der Trinkkur bilden einen dritten Heilfaktor die Bäder, die aus dem Wasser der Fürstenquelle bereitet werden. Der Kurort wurde bis 1792 von über 7000, 1792—1800 von rund 3000, 1801—1816 von 4000, 1817—1878 von 18600, 1879—1892 von 9800 Kurgästen zu längerem Aufenthalte besucht. Diese Zahlen entsprechen einem Durchschnittsbesuche in den angegebenen Zeiträumen von 333, 250, 300, 700 Kurgästen; es ist also gerade in der neuesten Zeit eine bedeutende Zunahme des Besuches zu verzeichnen.

Unter den weiteren Bädern im Pinzgau ist zunächst das Bad Oberrain bei Unken [1]) hervorzuheben. Seine Lage im Saalethale in nur 530 m Meereshöhe weist auf ein milderes Klima hin, als es Bad Fusch hat. Eine Trinkquelle von 5° C. und eine etwas wärmere, reichlicher fliessende Badequelle entspringen dem Fusse der östlich von der Saale aufsteigenden Gehänge; auch hier ist das Wasser sehr arm an gelösten Stoffen und enthält etwas Kohlensäure. Oestlich von der Saale war auch früher das Bad, das angeblich über 300 Jahre alt ist; 1606 ist es urkundlich. Im Jahre 1842 wurde auf dem linken Saaleufer an der Poststrasse ein neues Badehaus erbaut und das Wasser über die Saale geleitet.

In Oberrain herrscht die Badekur vor der Trinkkur vor; sie wird besonders für rheumatische Leiden empfohlen. In den 60er Jahren besuchten das Bad jährlich etwa 200 Kurgäste, und auch jetzt dürfte ihre Zahl kaum höher sein. Die Lage des Bades ist lieblich am Beginne des Unkener Beckens, aber die Umgebung nicht so grossartig wie im Bade Fusch. An schönen Spaziergängen in der waldreichen Umgegend ist kein Mangel; die Unterkunft befriedigt nicht so weitgehende Ansprüche wie Bad Fusch, ist aber entsprechend billiger.

Als einfaches, reizend gelegenes Bad reiht sich Bad Leogang [2]) den genannten an, in etwa 900 m Höhe am Südabhange des Birnhorns gelegen und nur wenige Minuten von der Eisenbahnstation Leogang entfernt. Die Quelle des Bades hat eine Temperatur von 8—9° und wird am Ursprunge getrunken, sowie zu Bädern benutzt. Auch hier ist der Gehalt an gelösten Stoffen gering; es fällt jedoch ein Eisengehalt auf, der etwa ebenso gross wie der geringe Kalkgehalt ist. Das Gast- und Badehaus steht allein auf einem schmalen, grünen Wiesenboden, den zu beiden Seiten schöner Fichtenhochwald begleitet. So ist der Ort zum idyllischen Stillleben geeigneter als das an der Strasse liegende Oberrain und das besuchte Bad Fusch. Der Besuch ist schwach, etwa 50—60 Kurgäste im Jahre. Der Aufenthalt ist für Rekonvalescenten zuträglich und wird auch gegen Nervenschwäche, Bleichsucht, Skrophulose und Gicht empfohlen. Das Bad war schon im 16. Jahrhundert bekannt; 1559 benutzte es der Salzburger Erzbischof Michael von Khuenburg.

---

[1]) Hübner Bd. II, S. 639; Weilmeyr Bd. II, S. 54; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 156; Werner, Das Schütterbad zu Oberrain bei Unken, Salzburg 1845; Hinterhuber S. 171; Wallmann S. 177; Dürlinger S. 203; Peters, Erinnerungen, Heft 6, S. 250; MDOeAV 1885, S. 122.

[2]) Vierthaler, Reisen, S. 258; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 226; Wallmann S. 192; Blank, Illustrierter Führer, S. 47.

Die übrigen Bäder des Pinzgaues erheben sich kaum über die Stufe der Bauernbäder, und ihr Betrieb ist ähnlich, wie ihn Heinrich Noë aus den Bauernbädern in Tirol und Kärnten schilderte [1]). Am wenigsten ursprünglich ist noch das Bad Burgwies bei Mittersill [2]), bei dem zwei Quellen, der Fieberbrunn und die Schwefelquelle, vorhanden sind. Beide Quellen kommen aus dem Thonschiefergebirge; die Schwefelquelle macht durch ihren Schwefelwasserstoffgehalt ihrem Namen Ehre, wie denn schon der Physikus Dr. Eckhl 1723 ihr Wasser als „unlieblich, danenhero nicht zu trinken" angiebt. Weitere Gutachten von Dr. Gatterer 1751 und dem k. k. Rat und Landschaftsphysikus Barisani im Anfange dieses Jahrhunderts zeigen, dass das Bad früher in höherem Masse als jetzt auch das Interesse weiterer Kreise auf sich lenkte. Die Schwefelquelle wurde gegen Hautausschläge, Geschwüre und Geschwülste, auch gegen Gicht benutzt, der Fieberbrunn sowohl seinem Namen entsprechend gebraucht als in Verbindung mit der Schwefelquelle verwendet.

An der anderen Seite des Salzachhauptthales, etwas unterhalb der Mündung des Stubachthales, liegt das Bad Schwarzenbach [3]), ebenfalls schon seit langer Zeit bekannt, mit klarem, perlendem, 7.° warmem Wasser und besonders gegen Hautausschläge, Gicht und Frauenleiden benutzt. Im Jahre 1774 bezeugt der salzburgische Leibarzt Buchmann: „Dieses Kunstbaad hat alle diejenigen Eigenschaften, welche man einem mineralischen, von der Erde warm hervorquellenden Bade zueignen kann."

Kalte Quellen, die zu Bädern benutzt werden, giebt oder gab es ferner im Schmittenthale und anderwärts bei Zell am See [4]), zwischen Zell und Saalfelden an der Westseite des Zeller Beckens [5]), sowie mehrere in der Umgebung von Saalfelden [6]). Auffallend warme Quellen in der Nähe des Marktes Rauris [7]) von 17,5 ° C. und in den Hohlwegen [8]) von 15 ° C. haben höchstens zeitweise Badeeinrichtungen hervorgerufen.

Moorbäder bestehen in Saalfelden und bei St. Martin [9]). Badegelegenheit ohne bestimmte Heilquellen ist im übrigen in den grösseren Gasthöfen des Gaues überall, ausser in den Märkten beispielsweise in Neukirchen und Krimml; in Zell am See giebt es auch Dampfbäder. Besonders hervorzuheben ist das schöne Baden in den klaren Fluten des Zeller Sees, dessen Oberfläche sich fast in jedem Sommer bis auf

---

1) Noë, Bäder in Tirol und Kärnten (ZDOeAV 1889, S. 193—212).

2) Reisigl, Topographisch-historische Beschreibung des Oberpinzgaus, Salzburg 1786, S. 85; Hübner Bd. II, S. 600; v. Koch-Sternfeld, Historisch-staatsökonomische Notizen über Strassen- und Wasserbau und Bodenkultur im Herzogthume Salzburg und Fürstenthume Berchtesgaden, Salzburg 1811, S. 159; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 226; v. Kürsinger, Oberpinzgau, Salzburg 1841, S. 35; Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, S. 120; Hinterhuber S. 115; Wallmann S. 61. 69.

3) v. Kürsinger S. 16; Wallmann S. 197.

4) Vierthaler, Reisen, S. 258. 279; Englmayr, Chronik der Pfarre Zell am See, Salzburg 1848, S. 51; Wallmann S. 83. 203.

5) Hübner Bd. II, S. 580; Weilmeyr Bd. I, S. 368; Wallmann S. 203.

6) Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 226; Wallmann S. 73. 204.

7) v. Koch-Sternfeld, Die Tauern, S. 345; Vierthaler, Wanderungen, Bd. II, S. 226; v. Muchar S. 343; Hinterhuber S. 43; Wallmann S. 47.

8) Wallmann S. 72.

9) Wallmann S. 237.

20° erwärmt und eine Temperatur über 18° fast dauernd von Anfang Juli bis in den September hinein behält [1]).

Zu längerem Sommeraufenthalte eignen sich der guten Unterkunft und Verpflegung wegen, sowie wegen der schönen Lage und der Gelegenheit zu mancherlei Ausflügen ausser den Badeorten Fusch, Oberrain und Leogang namentlich noch die Märkte Zell am See und Lofer und die Dörfer Unken, Neukirchen und Krimml. Besonders Krimml, dessen Höhenlage schon über 1000 m steigt, wird voraussichtlich nach der Eröffnung der im Bau begriffenen Eisenbahn von Zell am See durch den Oberpinzgau weit häufiger besucht werden als bisher, wo sich seine Schönheiten zu weit abwärts vom betretenen Touristenpfade verbargen. Zum Höhenkurort kann sich auch der herrliche Moserboden im Kaprunerthale entwickeln, auf dem sich demnächst schon ein Gasthaus erheben wird. Die günstigste Zeit zum Aufenthalte ist die von Mitte Juli bis Mitte September [2]).

Die zahlreichen Unterkunftshütten in den Hochregionen, die fast sämtlich der Thätigkeit des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins ihre Entstehung verdanken, sollen im nächsten Abschnitte besprochen werden; hier möge aber einer Eigentümlichkeit der Salzburger Hochgebirge gedacht werden, der Tauernhäuser.

Unter dem Namen der Tauern sind von alters her im Salzburgischen gewisse Uebergänge über die Zentralkette der Alpen verstanden worden, und zwar meist solche, über die schon im Mittelalter Saumverkehr oder Viehtrieb stattfand; auch heute werden noch manche dieser Tauern vom Vieh überschritten, da beispielsweise die obersten Almen des Krimmler Achenthales sämtlich im Besitze von Bauern des tirolischen Ahrnthales sind, deren Vieh dann im Frühsommer und Herbst über den Krimmler Tauern getrieben wird. Aeltere Karten des Salzburger Alpenlandes zeigen denn auch die Namen der Tauern quer über das Gebirge geschrieben.

Der Name beschränkte sich aber nicht allein auf die Zentralkette. Auch der Pass Thurn wird in einer Urkunde von 1296 als „Turentauern“ bezeichnet [3]), und die Mittersiller beklagen sich 1580 in einem Schreiben an ihren Propst und Landrichter darüber, dass ihnen „durch die drej Thauern Velben, Gerlass und Jochperg“ (Pass Thurn) so viel loses Volk zuläuft [4]). Der Name Funtenseetauern [5]), der heute den steil

---

[1]) Wallmann S. 210; W. Schjerning, Der Zeller See im Pinzgau (Zeitschr. Ges. für Erdkunde, Berlin 28, S. 372; 1893).

[2]) So schon bei v. Koch-Sternfeld, Die Tauern, S. 348. Merkwürdig berührt folgende Bemerkung von L. H(übner), Reise durch das Erzstift Salzburg zum Unterricht und zum Vergnügen, Salzburg 1796, S. 18: „Zu hohen Gebirgsreisen sind die Tage des Junius beinahe durchgehends die bequemsten und fröhlichsten. Im Julius fällt in einigen derselben schon vielfältig so hoher Schnee, dass man ihnen ohne die grösste Beschwerlichkeit nicht beikommen kann. Später wird die Besteigung der höheren Gegenden gar unmöglich.“

[3]) v. Koch-Sternfeld, Strassen- und Wasserbau, Salzburg 1811, S. 27.

[4]) v. Koch-Sternfeld, Strassen- und Wasserbau, S. 142.

[5]) „Fundertauern“ bei Kyselak (Skizzen einer Fussreise, Wien 1829, Bd. I, S. 181).

nahe dem Funtensee sich erhebenden Gipfel (2578 m) bezeichnet, wurde ursprünglich sicher ebenso, wie der gleichfalls vorkommende Name Grünseetauern für die am Funtensee und am Grünsee vorüberführenden Uebergänge über das Steinerne Meer gebraucht[1]), und der Kitzkartauern bildet einen Uebergang von der bayerischen Ramsau ins Wimbachthal[2]).

So bedeutete bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts der Name Tauern nur einen Gebirgspass. Erst mit dem Bedürfnisse, für die einzelnen Teile der Zentralalpen, die man früher als Norische Alpen zusammenfasste, gesonderte Bezeichnungen einzuführen, verdunkelte sich die alte Bedeutung des Wortes, das wohl nur als eine Fortbildung von Thor aufzufassen ist. v. Koch-Sternfeld brachte den Namen kühn in Beziehung zum Taurus in Kleinasien, zur taurischen Halbinsel, zu Taurunum = Belgrad, den Tauriskern und Turin; er lässt Europa aus Asien einem kühnen Taurisker (taurus!) in seine jüngere Heimat folgen; nach ihm sind die Tauern ein Abschnitt der gewaltigen Gebirgsreihe, die von Zentralasien bis an das Tyrrhenische Meer reicht. Andere Schriftsteller um die Wende des Jahrhunderts hatten ebenfalls den Namen Tauern für die Gebirgsgruppen in Anspruch genommen, und die Verdunkelung der ursprünglichen Bedeutung ging so weit, dass es bei Cannabich (Lehrbuch der Geographie, 17. Aufl., Weimar 1862, Bd. I, S. 314) heisst: „Im grösseren südlichen Teile des Herzogtums Salzburg sind die wildesten Alpen. Diejenigen Alpen, welche fast beständig mit Schnee bedeckt und meistens unwegsam sind, nennt man hier Tauern,“ dass also eine vollständige Verkehrung des Wegbegriffs in den des Unwegsamen Platz griff.

Der doppelte Gebrauch des Wortes Tauern hat sich bis heute erhalten, und der Name Tauern wird erstens, aber nur in der Mehrzahl, für das Gebirge (Hohe und Niedere Tauern) und zweitens für die Uebergänge darin (z. B. der Hochtauern zwischen dem Gasteinerthale und Mallnitz) benutzt. Es empfiehlt sich, die letztere Bezeichnung nur in der Einzahl anzuwenden, in der Mehrzahl aber Tauernübergänge zu sagen.

In der Anmerkung[3]) ist eine kleine, historisch geordnete Blüten-

---

[1]) Auch der Schlachtertauern, jetzt ein 2754 m hoher Berg am Wege zum Krimmler Tauern, an der Gabelung des Windbachthales und des Krimmler Achenthales, scheint ursprünglich mit dem Krimmler Tauern gleiche Bedeutung zu haben.

[2]) Schirm, Beiträge zur Kenntnis des Berchtesgadner Landes (Jahrb. des nassauischen Vereins für Naturkunde 36, S. 102; 1883).

[3]) Gercken, Reisen durch Schwaben, Baiern u. s. w., Stendal 1784, Bd. II, S. 35: „Tauern nennt man die hohen Berge, die fast beständig mit Schnee bedeckt, und mehrentheils unwegsam sind.“ Auf diese Stelle führt wohl der im Texte citierte Wortlaut bei Cannabich zurück. Der „Krümblertauern“ wird als Quelle der Salzach besonders genannt.

Flurl, Beschreibung der Gebirge von Baiern und der oberen Pfalz, München 1792, S. 5: „Die mit ewigem Schnee bedeckten Tauern“ als Gebirge.

Vierthaler, Geographie von Salzburg, Salzburg 1796, braucht den Namen meist für die einzelnen Uebergänge; aber S. 45: Die Hochgebirge hinter Radstadt „machen mit den Nassfelder und Rauriser Tauern eine zusammenhängende Kette aus“. In desselben Verfassers Reisen durch Salzburg,

lese über Gebrauch und Ableitung des Wortes **Tauern** zusammengestellt, wie das Vorhergehende zum Teil im Anschlusse an Prinzinger (MGSL 7, S. 46—78; 1867).

Salzburg 1799, S. 28, ist sogar von der „langen Kette der Saalfeldner und Dientner Tauern" die Rede.

Kleinsorg, Abriss der Geographie, Bd. II, Salzburg 1797, Anhang, nennt Tauern die Uebergänge, das Gebirge Tauerngebirge oder Tauernkette. S. 63 heisst es, das Landgericht Grossarl ist „durch hohe Tauern" von Oberkärnthen geschieden; diese Zusammenstellung tritt hier zum erstenmal auf.

Schultes, Reise auf den Glockner, Wien 1804, Bd. I, S. 26: Name vom keltischen tur = Berg.

Winkelhofer, Der Salzachkreis, Salzburg 1813: Der Tauern, mit verschiedenen Namen.

v. Koch-Sternfeld, Die Tauern, 2. Aufl., München 1820. Ueber die Ableitung des Namens siehe oben den Text; als jetzige Bedeutung des Wortes erklärt v. K.-St. aber Jochwege.

v. Braune, Salzburg und Berchtesgaden, Wien 1821, S. 29. 30: „Tauern sind eigentlich weit ausgedehnte Gebirgsmassen." Begriffsverwirrung auch S. 246.

v. Muchar, Das Thal und Warmbad Gastein, Grätz 1834, S. 45: Tauern, ja jedes Thor und Thörl im Gebirge deutet auf die Taurisker.

Pillwein, Das Herzogthum Salzburg oder der Salzburger Kreis, Linz 1839, S. 77: Tauern sind die Uebergänge.

Prinzinger in verschiedenenen Schriften: Die Höhennamen in der Umgebung von Salzburg (MGSL 1, S. 41; 1861); Die Tauern (MGSL 7, S. 46—78; 1867); Die Keltenfrage, Salzburg 1881, S. 9; Ueber den Namen des salzburgischen Höchstgebirgszuges (Ausland 1884, Nr. 3, vom 21. Januar; etwas verändert MGSL 25, S. 113—118; 1885): Die Tauern sind nur die Uebergänge, für die Gebirgsgruppen ist der Name zu verwerfen. Er ist deutsch, eine Weiterbildung aus Thor wie Traun aus Dröhnen, Traufe von Tropfen.

v. Sonklar, Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern, Wien 1866, S. 2. Eigentlich die Uebergänge; die Erweiterung des Lokalnamens zur Benennung der ganzen Gruppe ist zu billigen.

Wallmann, Was versteht man unter Tauern? (ZDAV 1, S. 442: 1869).

Zillner, Salzburgische Kulturgeschichte in Umrissen, Salzburg 1871, S. 112: Der Name bedeutet die Uebergänge.

Koeck, Die Tauern (Aus allen Weltteilen 3, S. 374—378; 1872). Der Name ist uralt; Taurisker. Nur die Uebergänge sind damit bezeichnet. Im übrigen enthält der Aufsatz zahlreiche Ungenauigkeiten und Irrtümer.

Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, Stuttgart 1880, S. 277: uralt, vordeutsch; vgl. altkeltisch taur = Berg.

Steub, Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen, Nördlingen 1885, S. 130; Zur Ethnologie der deutschen Alpen, Salzburg 1887, S. 76; Zusammenhang mit den Tauriskern.

v. Grienberger, Ueber romanische Ortsnamen in Salzburg, Salzburg 1886, S. 18; Steubiana, Salzburg 1887, S. 15: Tauern ist vielleicht römisch = mons durus.

Dronke, Besondere und allgemeine physikalische Erdkunde von Deutschland (Programm Realgymnasium Trier 1893), der auch die Salzach aus den „Zilleralpen" kommen lässt (S. 44), giebt der ganzen Gebirgsgruppe sogar den Namen: „Der hobe Tauern" (S. 17).

Penck, Morphologie der Erdoberfläche, Stuttgart 1894, Bd. II, S. 155: „Tauern bezeichnen felsige Hochgipfel." Durch die wenigen oben angeführten Namenübertragungen von den Uebergängen auf die Gipfel kann diese Erklärung nicht gerechtfertigt werden. Uebrigens heisst es gleich darauf (S. 160): „Die Tauern sind grösstenteils felsige Scharten." Im Widerspruche mit der geschichtlichen Entwickelung hält Penck den Gebrauch des Wortes als Gipfelbezeichnung für den ursprünglichen.

Auf den Pinzgau fallen von den alten Tauernübergängen fünf, zu denen als sechster noch der Goldbergtauern (etwa 2720) m hinzukommt, für den indes dieser Name erst in diesem Jahrhunderte aufgekommen ist. Die alten Tauern sind:

1. Der Rauriser oder Heiligenbluter Tauern zwischen dem Seitenwinkel und dem Möllthale, dessen höchster Punkt auch als Hochthor (2573 m) bezeichnet wird.
2. Der Fuschertauern, der einen doppelten Uebergang in sich schliesst: aus der Ferleiten zunächst über das Fuscherthörl (2405 m) in die Gehänge des Seitenwinkelthales, dann an der Ostwand des Brennkogels entlang, wobei eine Stelle zwischen dem Hang und einem Vorgipfel als „Mitterthörl" bezeichnet wird, und endlich über das Hochthor, wo sich der Fuscher Tauern also mit dem Rauriser Tauern vereinigt [1]), in das Möllthal bei Heiligenblut.
3. Der Kalsertauern (2512 m) zwischen Stubachthal und Kalserthal.
4. Der Felbertauern (wenig über 2500 m) zwischen Felberthal und (Windisch-Matreier) Tauernthal.
5. Der Krimmlertauern (2634 m) zwischen Krimmler Achenthal und Ahrnthal.

Von diesen Uebergängen wurde in alter Zeit am wenigsten der Kalsertauern benutzt, während die übrigen seit uralter Zeit im Gebrauche sind. Auf dem Raurisertauern erfror der Sage nach 914 der heilige Briccius [2]), der aus Italien ein Fläschchen des heiligen Blutes Christi heimbrachte; sein Tod gab Veranlassung zur Gründung der Kirche Heiligenblut, und seinem Andenken ist die Bricciuskapelle bei Heiligenblut geweiht. Ueber den Felbertauern, der der niedrigste aller dieser Uebergänge ist, aber für den tückischsten gilt, der häufig seine Opfer fordert [3]), zogen im Mittelalter zahlreiche Saumrosse und vermittelten den Verkehr zwischen Salzburg und Südtirol [4]); das Salz von Hallein ging südwärts, Wein und Südwaren nach Norden. Ueber den Krimmlertauern lässt die Sage den heiligen Valentin, den Schutzpatron des Bistums Passau, im 5. Jahrhundert auf einem Eber reiten [5]).

Zur Offenhaltung und Bezeichnung der Wege, zur Beherbergung der Reisenden und zur Erleichterung des Verkehrs gab es ausser am

---

[1]) Richtig heisst es bei Schultes, Reise auf den Glockner, Wien 1804, Bd. III, S. 7: „Vom Heiligenbluter Tauern sahen wir einen Theil des Fuscher Tauern, der im Nordwesten sich an unsern anlehnt."

[2]) v. Koch-Sternfeld, Strassen- und Wasserbau, S. 25.

[3]) Vgl. Hanshofer, Der Friedhof im ewigen Eis (Festzeitung der Münchener Neuesten Nachrichten zur Generalversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins am 10. August 1894; auch Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeilage vom 11. August 1894).

[4]) Der römische Leichenstein bei Felben ist schon S. 204 [12], Anm. 4, erwähnt. Vgl. Schober, Die Deutschen (Die Völker Oesterreich-Ungarns Bd. I), Wien und Teschen 1881, S. 128. 197; Prinzinger, Zur Namen- und Volkskunde der Alpen, München 1890, S. 54.

[5]) Zillner, Salzburger Sagen (MGSL 2, S. 73; 1862); Huber, Fromme Sagen und Legenden aus Salzburg, Salzburg 1880, S. 100.

Kalsertauern im Pinzgau an allen Tauernübergängen Tauernhäuser [1]), die bis an die Grenze des Getreidebaues oder darüber hinaus in die Tauernthäler vorgeschoben waren. Im Seitenwinkelthale steht das Rauriser Tauernhaus [2]) bei 1514 m, in der Ferleiten das Ferleitner Tauernhaus bei 1151 m. Die Bedeutung des alten Saumweges über den Felbertauern zeigt sich darin, dass sich im Felberthale zwei Tauernhäuser befinden, Schösswend (etwa 1100 m) und Spital (1174 m); ausserdem hatten die Besitzer der an der Thalmündung gelegenen Bauernhöfe Reut und Rain an den Verpflichtungen der Tauernhäuser Anteil. Das Krimmler Tauernhaus (einst waren es hier auch zwei) liegt in einer Höhe von 1631 m im Krimmler Achenthale.

Die Obliegenheiten der Inhaber dieser Tauernhäuser waren mancherlei [3]). Im Mittersiller Urbarium von 1606 heisst es von den Felber Tauernhäusern: „Itemb darumb süllen seu den armen leuten, die nicht zerung haben und lon vermügen, über den Velbertawern helffen und durch gotz und der pfründ willen zu essen geben, und süllen auch den Tawrn bewarn mit zaigern und sölcher notdurft. Item es haben auch vor jarn ir vorvodern ettlich an dem abent innen auf den ängern under dem tawern geschriern oder geplasen ain horn, ob jemant obn an dem tawern wär und sich verspatt oder vergangen hiet, daz si dem herab hülfen, damit das solhs arms volk an dem tawern nicht abgee und verderb."

Als Entgelt für diese Verpflichtungen waren die Tauernhäuser zu Naturalbezügen berechtigt, und ihnen waren darin gleichgestellt die Wirtshäuser am Passe Thurn und in Ronach am Uebergange in die Gerlos [4]). Es wurden beispielsweise im 15. Jahrhundert an Schösswend, Spital, Reut, Rain, Krimmler Tauernhaus und Ronach verteilt 3 Muth Roggen, 6 Muth Gerste, 14 Muth Hafer, 9 Metzen Bohnen [5]) (Muth ist ein Kornmass, meist gleich 6 Metzen, aber auch bis zu 10 Metzen messend). Im Jahre 1606 erhielten Spital und Schösswend je 9 Metzen Roggen, 9 Metzen Bohnen, 18 Metzen Gerste, 36 Metzen Hafer; Reut und Rain je 6 Metzen Hafer. Das Ferleitner Tauernhaus erhielt früher 8 Metzen Roggen und 22 Metzen Hafer; das Rauriser Tauernhaus seit 1651 jährlich 20 fl., später noch 30 Metzen Hafer.

Die Wegherstellungsverpflichtungen der Tauernhäuser haben sich teilweise bis in unsere Zeit erhalten, und auch heute noch werden die Inhaber dafür entschädigt. Seit dem Baue der Fahrstrasse über den

---

[1]) v. Ruthner, Aus den Tauern, Wien 1864 (Anhang: Die Tauernhäuser S. 399—412); Zillner, Salzburgische Kulturgeschichte in Umrissen, Salzburg 1871, S. 67. 68.

[2]) Bei Hacquet (Reise durch die Norischen Alpen, Nürnberg 1791, Teil I, S. 111) heisst es „Tarah"; da derselbe Name bei Vierthäler (Geographie von Salzburg, Salzburg 1796, S. 89) vorkommt, scheint auf einer Karte der Name so verstümmelt zu sein. Die Gutrathsche Karte von 1713 hat „Taurn-haus".

[3]) v. Koch-Sternfeld, Strassen- und Wasserbau, S. 33; Weilmeyr Bd. II, S. 87; v. Braune, Salzburg und Berchtesgaden, S. 33; Peetz, Hofjagd und ältestes Führerwesen im Pinzgau (ZDOeAV 1877, S. 322); Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Wien 1889, Band Oberösterreich und Salzburg, S. 359 (v. Ruthner).

[4]) v. Kürsinger, Oberpinzgau oder der Bezirk Mittersill, Salzburg 1841, S. 38.

[5]) v. Koch-Sternfeld, Strassen- und Wasserbau, S. 33.

Pass Thurn, die als öffentliche Landesstrasse in die Unterhaltungspflicht des Landes überging, ist allerdings die Berechtigung des Wirtshauses am Passe Thurn erloschen; auch das Krimmler Tauernhaus bezieht seit Jahren keine Einkünfte mehr. Ueberhaupt hatten die Berechtigungen 1848 vorübergehend aufgehört; aber nach eingehenden Verhandlungen, besonders durch das Verdienst des damaligen Präsidenten der Grundentlastungs-Landeskommission für Salzburg Dr. Josef Lasser Ritter von Zollheim, eines Teilnehmers an der ersten Venedigerbesteigung 1841, wurden die Verhältnisse neu geregelt. Jedoch erhalten jetzt die Tauernhäuser nicht mehr Naturalien, sondern dafür nach bestimmtem Satze eine Geldentschädigung. Das Krimmler Tauernhaus hatte noch nach 1848 jährlich 20 fl. 7 ²/₃ kr. zu erhalten, das Rauriser Tauernhaus 25 fl. Auch für das Ferleitner Tauernhaus und die Felber Tauernhäuser wurden die einstigen Naturalbezüge nach dem Durchschnittspreise des Mittersiller Hauptmarktes zwischen Martini und Weihnachten in Geld umgerechnet. Es erhielten [1]):

	1892 u. 1893 je fl.	kr.	1894 fl.	kr.
Marie Scharler, Tanzlehenbäuerin in Bramberg, als Besitzerin des Schösswender Tauernhauses im Felberthale	81	86	78	52
Rosalie Hochfilzer, Meilingerwirtin in Mittersill, für das Tauernwirtshaus Spital im Felberthale	81	86	78	52
Johann Altenberger, Zehenthofer in Stuhlfelden, als Besitzer des Oberreitgutes im Felberthale	4	81	4	90
Georg Scharler, Rainerbauer im Felberthale	4	81	4	90,

und zwar jedes Jahr auf Bericht der Landesgemeindevorstehung Mittersill vom Landesausschusse des Herzogtums Salzburg mit Anweisung aus dem Landesfond. Die Verhandlungen von 1852 geben als Pflichten der Tauernwirte an: Offen- und Herhaltung der Tauernwege, Aufstellung der Schneestangen und Dauben (Steinmänner), Offenhaltung des Tauernhauses für jeden Fremden, Begleitung armer Reisender, auch Obdach und Kost an solche; bei Verunglückten Aufsuchen, Rettung, Salbung, Erquickung, Transport der Leichen zur nächsten Pfarre. Besonders wichtig war das Halten von eigenen Tauernknechten, die fast allein die genannten Pflichten erfüllten, Weg und Wetter am besten kannten und so die ersten berufsmässigen Führer wurden.

Von der Industrie ist im Pinzgau wenig zu sagen; über das Handwerk geht sie fast nirgends hinaus. Es besteht im Pinzgau keine grössere Brauerei oder Brennerei; einige Schneidemühlen, z. B. im Glemmthale, erheben sich über einen ganz einfachen Betrieb. Die Wasserkraft der Bäche wird zu Schneidemühlen, Mahlmühlen, Schmieden

[1]) Die Anführung der folgenden Namen möge einen Beleg für zweierlei Dinge bilden, auf die früher aufmerksam gemacht worden ist, zunächst für die Thatsache, dass zahlreiche einst selbständige Güter jetzt nur Zulehen sind (vgl. S. 264 [72]), wie drei von den vier hier angeführten, und zweitens für die Verschiedenheit des „Schreibnamens“ von dem Hofnamen (vgl. S. 248 [56]).

benutzt. In Saalfelden bestehen einige grössere Betriebe für Lederfabrikation [1]).

Zur elektrischen Beleuchtung ist die Wasserkraft schon dienstbar gemacht, am frühesten in Rauris durch Rojachers Anregung. Der Kesselfall im Kaprunerthale wird elektrisch beleuchtet; auch Lofer hat elektrisches Licht [2]). Der Eisverkauf aus dem Zeller See, durch den die Marktgemeinde Zell am See im Winter 1883—1884 einen Gewinn von über 22000 fl. erzielte [3]), hat fast ganz aufgehört; aus dem Griessensee gewinnen aber die Münchener Eiswerke einen Teil ihres Vorrats.

[1]) Die österreichisch-ungarische Monarchie S. 602.

[2]) Blank, Illustrierter Führer durch die Salzburger und Berchtesgadner Kalkalpen, Wien 1893, S. 236.

[3]) MDOeAV 1884, S. 283.

Alpines.

Das Bild des Pinzgaues wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch im Zusammenhange der Bestrebungen gedenken wollten, die man als „alpine" zusammenfasst, und deren Gesamtheit zwar die Erforschung des Gaues nicht ausser Augen lässt, ja eine solche wesentlich gefördert hat, vor allen Dingen aber die Erschliessung der abgelegenen Gebirgsteile zum Ziele hat. Im Pinzgau lockten so manche Hochgipfel zur Ersteigung, und wenn auch heute noch, besonders in den Nordkämmen der Venedigergruppe, manche Spitzen noch von keinem Touristen betreten sind, so ist die Hauptarbeit für die Erschliessung des Gaues doch heute gethan. Die ersten Besteiger von Hochspitzen, denen keine hochgelegene und wohleingerichtete Schutzhütte ihre Wanderung erleichterte, und die sich ihre Führer erst selbst heranbilden mussten, haben mit ungleich grösseren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als ihre Nachfolger. Heute ist durch Weg- und Hüttenbauten die Erreichung aller wichtigeren Gipfel wesentlich erleichtert und dementsprechend der Besuch ein ungemein reger geworden.

Von manchen Gipfeln lässt sich die Zeit ihrer ersten Ersteigung [1]) nicht mehr feststellen, da sie früh auch von den Einheimischen besucht wurden. Dahin gehören namentlich die Spitzen der Goldberggruppe, deren geringe Entfernung von den hochgelegenen Grubengebäuden früh zum Besuche lockte. So sind Hochnarr, Sonnblick und Herzog Ernst sicher schon sehr früh betreten worden. Ueberhaupt sind viele unserer Hochgipfel nicht erst von fremden Touristen „entdeckt" worden, sondern wurden schon vorher von Landesbewohnern erstiegen. Noch vor der ersten Ersteigung des Grossglockners 1799 ist so von drei Fuscher Bauern auch der Gipfel des Wiesbachhorns erreicht worden, des höchsten Berges, der ganz zum Pinzgau gehört und sich nicht nur an seiner Grenze im Tauernhauptkamme erhebt. Auch der Brennkogel, der Abzweigungspunkt des Schwarzkopfkammes, ist schon um 1800 mehrfach besucht worden; an seiner Südostseite wurde in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts Bergbau getrieben.

---

[1]) Wallmann, Historische Notizen über die Besteigung merkwürdiger salzburger Hochspitzen (MGSL 3, S. 251—258; 1863); Ed. Richter, Die Erschliessung der Salzburger Alpen (Kurzer Wegweiser durch das Land Salzburg, Salzburg 1882, S. I—XXXII); Ed. Richter, Die Erschliessung der Ostalpen, Wien und Berlin, 1891—1892.

Mittlerer Bärenkopf *Grossglockner.* *Johannisberg.* *Hohe Riffel.*

Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. X. 3. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Aussicht vom Kitzsteinhorn gegen Süden.

Eine neue Periode für die Erschliessung unserer Hochalpen begann in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts, wenngleich es nur wenige Männer waren, die zu jener Zeit Alpenfahrten in unsere Berge unternahmen. Vor allen sind dabei Professor Thurwieser und der Erzbischof von Salzburg Friedrich Fürst Schwarzenberg zu nennen. Die Hauptgipfel der Kalkalpen wurden in jener Zeit zum erstenmal erstiegen; es kommt hinzu, dass bei Gelegenheit der Katastralmessungen Ende der 20er Jahre neben vielen niedrigeren auch einige höhere Gipfel mit Signalen versehen wurden. So bestieg Thurwieser 1825 den Hundstod, mit Fürst Schwarzenberg 1830 die Schönfeldspitze auf dem Steinernen Meere, 1833 das Hinterhorn in den Loferer Steinbergen, 1831 auch das Birnhorn in den Leoganger Steinbergen, das aber schon seit 1825 ein trigonometrisches Signal trug. Bei den Katastralaufnahmen wurde 1827 ferner der Hochnarr erstiegen, 1828 auch das früher für unersteiglich geltende Kitzsteinhorn, dessen herrliche Aussicht allmählich immer mehr gewürdigt wird (Beil. 2). Auch die Granatspitze ist wohl damals zuerst betreten. Als Aussichtsberge wurden allmählich das Kamerlinghorn am Hirschbühel und das Breithorn auf dem Steinernen Meere bekannt.

In diese Zeit fällt auch der erste von Erzherzog Johann unternommene Versuch einer Ersteigung des Grossvenedigers 1828, der aber scheiterte, da eine Lawine den an der Spitze gehenden Förster Rohregger hinabriss und verletzte. Der Versuch wurde erst 1841 wiederholt, abermals unter Rohreggers Teilnahme. Drei junge Wiener Juristen, unter ihnen der um die Erschliessung der Alpen hochverdiente, jetzt in Salzburg lebende A. v. Ruthner, hatten beim Pfleger v. Kürsinger in Mittersill angefragt, ob dem Venediger beizukommen sei. Kürsinger traf grosse Vorbereitungen, und ausser den drei Wienern begaben sich am 3. September 36 Pinzgauer Bürger und Bauern auf die Wanderung. Von ihnen erreichten die Spitze 26. Ruthner als einer der ersten [1]). Die Besteigung wurde mehreremal in den nächsten Jahren wiederholt, seit 1845 meist von Süden; 1865 wurde endlich von Osten ein bequemer Zugang gefunden. Jetzt gehört die Tour auf den Venediger zu den am häufigsten unternommenen Hochtouren im Pinzgau; er ist ein „Damenberg“ geworden [2]), und es kommt nicht selten vor, dass sich 30—40 Personen, von den verschiedensten Seiten kommend, auf dem Schneerücken versammeln (z. B. am 24. August 1892). Ja die fünfzigjährige Wiederkehr des Tages der

---

[1]) v. Kürsinger, Oberpinzgau oder der Bezirk Mittersill, Salzburg 1841 S. 118; v. Kürsinger und Spitaler, Der Gross-Venediger in der norischen Central-Alpenkette, seine erste Ersteigung am 3. Sept. 1841 und sein Gletscher u. s. w., Innsbruck 1843; v. Ruthner, Aus den Tauern, Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen, Wien 1864, S. 289; Ilwof, Erzherzog Johann und die Alpenländer (ZDOeAV 1882, S. 25); Lammer, Der Gross-Venediger und die Geschichte seiner Ersteigungen (ZDOeAV 1887, S. 322); Widmann, Zur Feier des fünfzigsten Jahrestages der ersten Ersteigung des Grossvenedigers, Salzburg 1891; Ed. Richter, Erschliessung der Ostalpen, Bd. III, S. 134; Lammer, Das älteste alpine Problem am Gross-Venediger (ZDOeAV 1893, S. 405).

[2]) Vgl. Ed. Richter, Die Alpen nach Daniels Schilderung neu bearbeitet, Leipzig 1885, S. 5.

ersten Besteigung versammelte 130 Menschen mit drei Musikbanden oben. Meist wird von Touristen der Venediger überschritten, d. h. der Abstieg nach einer anderen Seite unternommen.

Ruthner war der erste Tourist in unserem Gebiete, der systematisch vorging, seine Unternehmungen auch beschrieb und dadurch zur Erforschung der Gebirge viel beitrug. Seine „Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen“ schildern seine vielfachen Pass- und Gipfelwanderungen, zugleich aber auch die Schwierigkeiten, die damals eine mangelhafte Unterkunft, wenig zuverlässige Karten und nicht genügend ortskundige Führer dem Bergsteiger bereiteten. Unter seinen Gipfelbesteigungen sind noch besonders hervorzuheben die des Johannisberges 1859, der vielleicht 1844 schon von einigen Touristen erreicht war, und des Klobens in demselben Jahre, unter den Passübergängen die ersten Ueberschreitungen des Riffelthors und der Bockkarscharte. Auch Fürst Schwarzenberg, der bis 1844 seinen regelmässigen Sommeraufenthalt in Bad Fusch nahm, setzte seine Besteigungen fort. Er betrat als erster Tourist 1841 das Wiesbachhorn und ebenfalls in den 40er Jahren die Hohe Tenn. Der Schmiedinger wurde 1845 vom Pfleger Klaunzer in Zell erstiegen.

In den 60er Jahren tritt ein neues Geschlecht von Bergsteigern auf den Schauplatz, und jetzt handelt es sich noch deutlicher als bisher um die wirkliche Erforschung ganzer Gebirgsgruppen. So vollführten eine Reihe von Wanderungen Harpprecht in der Venedigergruppe [1]), wobei er 1871 als erster die Simonyspitzen bestieg, Stüdl und Richter [1]) ebenda (Schlieferspitze 1871), Demelius und v. Schmid in der Granatspitzgruppe [2]) (1871 Sonnblick erstiegen), Stüdl und Hofmann in der Glocknergruppe [3]) (erste Besteigungen des Grossen Bärenkopfes und der Hohen Riffel 1869); hervorzuheben sind ferner die kühnen, allein ausgeführten Züge H. v. Barths in den Berchtesgadner Alpen [4]), wobei er als erster das Wagendrischelhorn und Häuselhorn auf der Reitalm, die Hocheisspitze und zahlreiche andere Gipfel erkletterte. Auch Kaindl unternahm in den 60er Jahren zahlreiche Besteigungen, unter denen die des Funtenseetauern und des Selbhorns namentlich zu erwähnen sind.

Auch an Einzelleistungen fehlte es nicht. Schon 1854 war der Tauernkogel am Felbertauern von Breymann erstiegen, 1866 von Grohmann die Reichenspitze, nachdem schon 1856 und 1865 zwei Besteigungen von Einheimischen vorhergegangen waren; die Dreiherrnspitze wurde 1866 von einem Führer im Auftrage von Wagl erstiegen, der im nächsten Jahre selbst hinaufging [5]). Issler bestieg 1871 als erster den Hocheiser in der Glocknergruppe und den Grossen Geiger in der Venedigergruppe [6]); in dasselbe Jahr fällt die erste Besteigung des Rothorns in den Leoganger Steinbergen

[1]) ZDAV Bd. 3; 1872.
[2]) ZDAV 4, S. 41—66; 1873.
[3]) ZDAV Bd. 2; 1871.
[4]) Waltenberger, Hermann Frhr. v. Barth (ZDOeAV 1892, S. 171).
[5]) JOeAV 4, S. 331; 1869.
[6]) ZDAV 4, S. 135. 141; 1873.

durch Ed. Richter, Fünkh und Pöschl. Der Fuscherkarkopf war schon früher vom Fuscher Badmeister erstiegen, 1865 betrat ihn als erster Tourist Graf Nimptsch. Den Hochseiler an der Uebergossenen Alm erreichte v. Frey 1873.

So waren die wichtigsten Hochgipfel um 1875 bereits sämtlich erstiegen. An neuen Wegen und an ersten Besteigungen anderer, minder hervorragender Gipfel hat es aber auch seitdem nicht gefehlt. Unter den Wanderern, die neue Wege erschlossen, sind G. Lammer (besonders am Venediger), A. Lorria (Goldberggruppe, z. B. Ritterkopf 1885 als erster Tourist) und L. Purtscheller (z. B. Maurerkeesköpfe 1881) hervorzuheben. Die Wildgerlosspitze wurde 1877 von Sieger zum erstenmal betreten. Auch planmässige Wanderungen und Durchforschungen einzelner Gebirgsteile haben nicht aufgehört. M. v. Prielmayers Aufsätze über das Krimmler Achenthal[1]) und die Granatspitzgruppe[2]), F. Kögels Liste von Ersteigungen in der Reichenspitzgruppe[3]) legen Zeugnis davon ab, und wenn heute auch der einzelne Bergsteiger nur selten noch Gelegenheit hat, zur Verbesserung der Karten wesentlich beizutragen, wie dies noch ein Hauptverdienst der Ersteiger bis in die 70er Jahre hinein gewesen ist[4]), so ist doch auch jetzt noch die Nomenklatur in entlegeneren Gebirgsteilen ein Gebiet, auf dem durch planvolles Vorgehen noch manche Irrtümer beseitigt, manche schwankenden Bezeichnungen festgelegt werden können.

Der grosse Aufschwung, den die Touristik in den letzten 50 Jahren genommen hat, wäre nicht möglich gewesen ohne die Thätigkeit der alpinen Vereine, die viele Kräfte zusammenfassten und gemeinsam zu einem Ziele wirken liessen. Unter den alpinen Vereinen, deren Thätigkeit der Pinzgau viel zu verdanken hat, steht obenan der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein, der sich 1873 durch die Verschmelzung des Oesterreichischen (gegründet 1862) mit dem Deutschen Alpenvereine (gegründet 1869) bildete. Mit seinen 39305 Mitgliedern, die er im März 1897 zählte, ist er weitaus der bedeutendste alpine Verein. Dementsprechend sind seine Spuren auch überall in den Alpen zu verfolgen. Im Pinzgau hat der Verein von jeher sein Möglichstes gethan, die lange Vernachlässigung des Landes zu beseitigen, und sowohl auf dem Gebiete der Weg- und Hüttenbauten wie auf dem des Führerwesens sind seinem Vorgehen grossartige Erfolge zu verdanken.

Der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein gliedert sich in einzelne Sektionen, die einen Teil der Beiträge ihrer Mitglieder

[1]) ZDOeAV 1891, S. 234—282.
[2]) ZDOeAV 1895, S. 174—200.
[3]) MDOeAV 1896, S. 195—197.
[4]) v. Ruthner, Aus den Tauern; Simony, Venedigergruppe (JOeAV I, 1865); Hofmann und Stüdl, Glocknergruppe; Demelius und v. Schmid, Granatkogelgruppe; Ed. Richter, Studien über die Specialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie (ZDOeAV 1877, S. 45—60); Purtscheller, Zur Nomenclatur der Venedigergruppe (ZDOeAV 1883, S. 511).

an die Zentralkasse abzuliefern haben. Der Zentralkassier, wie überhaupt der gesamte Zentralausschuss, der die gemeinsamen Angelegenheiten des ganzen Vereines, insbesondere seine Veröffentlichungen, verwaltet, wird alle drei Jahre neu gewählt; sein Sitz ist zur Zeit Graz. Aus den der Zentralkasse zufliessendeu Summen werden zunächst etwa 60 v. H. auf die vom Vereine herausgegebenen Schriften und Karten verwendet, ein Teil wird zur Verwaltung verbraucht, und etwa ein Viertel, jetzt jährlich 60000 Mark, wird den einzelnen Sektionen zur Ausführung der von ihnen geplanten Arbeiten auf ihren Antrag wieder zugewandt. Da nur etwa die Hälfte der Sektionen ihren Sitz innerhalb der Alpen hat, während der andere Teil über das ganze Deutsche Reich und die deutschen Kronländer Oesterreichs verteilt ist, kommt so den Alpensektionen ein viel grösserer Betrag zu gute, als sie durch eigene Kraft aufzubringen vermöchten. Dazu kommt, dass eine grosse Anzahl namentlich grösserer Sektionen innerhalb der Alpen einen bestimmten Teil als ihr besonderes Arbeitsgebiet sich erkoren hat, für das dann ihre eigenen Mittel verwendet werden. Wie viel daher in einem bestimmten Teile der Alpen zur Aufschliessung gethan wird, hängt in erster Linie von der Initiative der Sektionen ab, die in diesem Teile ihren Sitz oder ihr Arbeitsgebiet haben.

Im Pinzgau bildete sich nun schon 1871 die Sektion Pinzgau mit dem Sitze in Zell am See, und der hervorragenden Rührigkeit dieser Sektion ist es vor allem zu danken, dass von den reichen Mitteln des Gesamtvereins ein weit grösserer Teil für unseren Gau verwendet wurde, als er es seinem Flächeninhalte oder gar seiner geringen Bevölkerung nach hätte beanspruchen können. Allerdings ist der Pinzgau einerseits so reich an landschaftlichen Schönheiten ersten Ranges im Hochgebirge, und andererseits war in ihm seiner Abgeschlossenheit wegen so viel nachzuholen, was durch den Verkehr begünstigtere Gegenden schon vor ihm voraus hatten, dass in ihm auch zahlreichere und grössere Aufgaben der Lösung harrten. Doch war es bei dem zähen, am Alten hängenden Charakter der Gaubewohner anfangs kein Leichtes, überall Mithelfer zu finden uud rege Teilnahme anzufachen. Die Gründer und Leiter der Sektion Pinzgau haben sich durch ihren Eifer und ihre Thatkraft um die Hebung des Verkehrs im ganzen Gaue keine geringen Verdienste erworben.

In erster Linie gebührt dies Lob dem 1885 verstorbenen Rud. Riemann, der von 1872—1880 an der Spitze der Sektion stand und dann bis zu seinem Tode als ihr Ehrenvorstand waltete. Obgleich er von Geburt Norddeutscher war, hat er jeden Sommer im Pinzgau verbracht, wo er gegenüber von Zell am See an der Mündung des Thumersbaches aus den Grundmauern des ehemaligen Pochwerkes sich ein einfaches Häuschen in Pinzgauer Bauweise errichtete und dessen Umgebung [1]) in einen schönen Park umwandelte. Seine rege Teilnahme für die Interessen des Pinzgaues hat viele schöne Früchte getragen,

[1]) Dort „stürzt aus engem Thale der Thumersbach hervor, an dessen Mündung, von herrlichen Wiesen und Auen umgeben, ein Pochwerk ruht, wie im Schosse des lieblichsten Parks. Man kann sich kaum etwas Freundlicheres denken als dieses Gelände" (Frhr. v. Augustin, Das Pinzgau, Pesth 1844, S. 137).

und dass sein Wirken die verdiente Anerkennung gefunden hat, zeigt seine von der Alpenvereinssektion im Bürgergarten des Marktes Zell am See 1888 aufgestellte Büste.

Im Laufe der Jahre erwies sich der Gau zu gross, um nur eine Sektion zu besitzen. Es gliederten sich so allmählich von der Sektion Pinzgau, die danach 1891 [1]) den Namen Zell am See annahm, folgende Sektionen ab:

Saalfelden 1887,
Oberpinzgau (in Mittersill) 1888,
Lend-Dienten 1894,
Fusch 1895,
Neukirchen 1896,
Rauris 1897,

die sich nun in die Arbeit zur Erschliessung des Gaues teilen.

Von auswärtigen Sektionen haben ihr Arbeitsgebiet ganz oder teilweise im Pinzgau:

Austria in Wien (Stubachthal),
Berlin (Habachthal),
Erfurt (Goldberggruppe),
Gleiwitz (plant Hüttenbau im Hirzbachthale),
Mainz (Fuscherthal),
München (Kaprunerthal),
Passau (Loferer und Leoganger Steinberge; früher Sektion Prag, die dies Gebiet der Sektion Passau überliess),
Salzburg (Goldberggruppe und Obersulzbachthal),
Warnsdorf (Krimmler Achenthal und Reichenspitzgruppe),

und mit den benachbarten Sektionen Reichenhall, Berchtesgaden, Pongau, Gastein, Klagenfurt, Zillerthal und Kitzbühel sind in den Grenzgebieten mancherlei Arbeiten gemeinsam ausgeführt worden.

Unter diesen Arbeiten sind die augenfälligsten die zahlreichen Schutzhütten, die die Besteigung der Hochgipfel wesentlich erleichtern. Es bestehen im Pinzgau zur Zeit, vom Alpenverein ausgeführt:

Warnsdorferhütte im Krimmler Achenthale, 2430 m hoch, am 24. Juli 1891 eröffnet. Kosten 6085 fl. Besuch bis Ende 1896: 1601 Personen (Sektion Warnsdorf).

Kürsingerhütte im Obersulzbachthale, 2743 m hoch, am 20. August 1875 eröffnet. Kosten des ursprünglichen Baues 1100 fl., eines Neubaues (1886) in höherer Lage 3000 fl. Zur Zeit in der Vergrösserung begriffen. Besuch bis Ende 1896: 2834 Personen (Sektion Salzburg).

Rudolfshütte im Stubachthale, 2300 m hoch, am 25. August 1875 eröffnet. Kosten 1700 fl. Vollständig umgebaut 1883; ein Erweiterungsbau wird jetzt vorgenommen. Besuch bis Ende 1896: 3420 Personen (Sektion Austria).

[1]) Nicht 1881, wie es ZDOeAV 1894, S. 437, heisst.

Rainerhütte im Kaprunerthale, 1621 m hoch, 1868 vom Oesterreichischen Alpenverein gebaut, seit 1883 im Privatbesitz und sehr vergrössert.

Kaindlhütte im Kaprunerthale, am Wiesbachhorn, 2766 m hoch, 1871 von A. Kaindl erbaut, 1876 von der Sektion München übernommen und 1881 für 3185 M. umgebaut. Ein Neubau wird vorbereitet und soll 1898 eröffnet werden. Besuch bis Ende 1895: 540 Personen (Sektion München).

Zittelhaus auf dem Sonnblick, 3106 m hoch, am 2. September 1886 eröffnet. Kosten 2385 fl.; erbaut in Gemeinschaft mit der Oesterreichischen Gesellschaft für Meteorologie. 1889 erweitert (5000 fl.). Die Kosten der Erhaltung der meteorologischen Station tragen der Alpenverein (jährlich etwa 2500 fl.) und der Sonnblickverein in Wien. Besuch bis Ende 1896: 5158 Personen (Sektion Salzburg).

Haus auf der Schmittenhöhe, 1968 m hoch, von der Sektion Pinzgau gebaut und am 23. August 1874 eröffnet. 1877 wurde das Haus verkauft und hat sich seitdem zu einem Alpengasthause entwickelt, das jährlich von vielen Tausenden besucht wird.

Passauerhütte am Birnhorn, 2020 m hoch, am 23. Juli 1892 eröffnet. Kosten 6150 M. Besuch bis Ende 1895: 346 Personen (Sektion Passau).

Steinbergalmhütte in den Loferer Steinbergen, 1277 m hoch, 1878 eingerichtet, seit 1888 im Besitze der Sektion Passau. Besuch bis Ende 1895: 279 Personen. Ein weiterer Hüttenbau in höherer Lage ist geplant.

Riemannhaus an der Ramseider Scharte auf dem Steinernen Meere, 2103 m hoch, am 29. August 1885 eröffnet. Kosten 3291 fl. Besuch bis Ende 1895: 5997 Personen (Sektion Saalfelden).

Andere Hütten sind im Bau begriffen oder für die nächste Zeit geplant:

Richterhütte im Rainbachthale an der Reichenspitze, etwa 2700 m hoch. Die Hütte war bereits fertig, ist aber im Frühjahr 1896 durch eine Lawine zerstört worden. Sie wird an lawinensicherer Stelle wieder aufgebaut (Sektion Warnsdorf).

Hütte im Habachthale (Sektion Berlin).

Schwarzenberghütte im Fuscherthale, am Wiesbachhorn, 2488 m hoch. Bereits am 18. August 1882 war in der Nähe der jetzigen Hütte eine Hütte desselben Namens eröffnet worden, von der Sektion Austria erbaut; sie wurde aber im Winter 1887—1888 durch eine Lawine vollständig zerstört (Sektion Mainz).

Vom Oesterreichischen Touristenklub sind erbaut:

Salzburgerhütte im Kaprunerthale, am Kitzsteinhorn, 1857 m hoch, seit 1886, nachdem schon 1879 die Sektion Pinzgau des



Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins eine Almhütte zur Unterkunft hergerichtet hatte. Ein Zubau ist jetzt in Arbeit.

Bernkogelhaus am Bernkogel (2321 m) im Türchelkamme zwischen Rauris und Gastein (seit 1891?).

Hundsteinhaus auf dem Hundstein, 2116 m hoch, seit 1890.

Bertgenhütte (1900 m) an der Hinterthaler Seite der Uebergossenen Alm, seit 1895.

Privater Unternehmung endlich verdanken ihre Entstehung:

Orglerhütte im Kaprunerthale, etwa 1620 m hoch (seit 1886).

Kesselfallalpenhaus im Kaprunerthale, 1056 m hoch, seit 1895; auch auf dem Moserboden (1950 m) wird ein Gasthaus gebaut.

Trauner Alpenhaus im Fuscherthale, etwa 1500 m hoch, seit 1891.

Adelenhütte am Kühkarköpfl bei Bad Fusch, seit 1882, sowie ein kleines Häuschen auf der Spitze dieses Berges (Carls-Rasthütte, 2264 m), seit 1889, durch Fuscher Kurgäste erbaut.

Wildenkogelhütte auf dem Wildenkogel bei Neukirchen (2222 m), mit Unterstützung des Alpenvereins vom Postmeister Schett in Neukirchen 1880 erbaut.

Zwei Gasthäuser auf dem Wege von Zell am See zur Schmittenhöhe.

Nicht allein im Bau von Schutzhütten, sondern auch in der Zugänglichmachung von Berggipfeln, Klammen, Wasserfällen, überhaupt in Wegbauten zeigt sich die Thätigkeit des Alpenvereins. Es liegt aber in der Natur der Sache, dass bei Wegbauten, namentlich insofern sie dem allgemeinen Verkehre dienen sollen, der Alpenverein häufig nur eine helfende und die Interessenten, besonders die Gemeinden unterstützende Rolle spielen konnte. Immerhin sind viele Wegbauten ihm ganz allein, andere wenigstens seiner Anregung zu verdanken. Unter diesen Weganlagen treten besonders hervor, abgesehen von den notwendigen Zugangswegen zu den Schutzhütten:

Weg zur Schmittenhöhe (1873) und seine Weiterführung längs des südlichen Kammes der Glemmthaler Gruppe bis zum Gaisstein (Pinzgauer Spaziergang, 1877—1879).

Weg durch das Stubachthal („Fischerweg") und über den Kalsertauern (1874—1876).

Weg zum Staubfall bei Unken (1875).

Ramseidersteig von Saalfelden zur Ramseiderscharte (1877) und seine Weiterführung zum Funtensee (1881) nebst Weganlagen auf das Breithorn (1879, verbessert 1884), den Sommerstein und die Schönfeldspitze.

Erschliessung des Kitzlochs und Hindurchführung des Weges von Taxenbach nach Rauris (1877).

Reitsteig auf den Bernkogel (1879).

Wege zum Kitzsteinhorn (seit 1879 sehr häufig verbessert).

Zugänglichmachung der Krimmler Fälle, wo ein neuer Steig auf dem linken Achenufer mit mehreren Kanzeln und Brücken erbaut wurde (eröffnet am 21. August 1879).
Wege zum Birnhorn (1880, 1888 und später).
Weg von Bucheben über die Stanz nach Gastein (1882).
Weg aufs Kamerlinghorn (1882).
Erschliessung der Vorderkaserklamm (1883).
Weg zum Hochnarr (1884).
Wege zu den Hirzbachfällen und zum Sulzbachfalle im Fuscher Thale (1885).
Weg über die Birnlücke und Wegbauten im Krimmler Achenthale (1891 und später).
Wegbau zur Reichenspitze (1894).
Bau der Fahrstrasse ins Kaprunerthal, Weiterführung als Reitsteig bis zum Moserboden und anschliessende Wegverbesserung über das Kaprunerthörl (1896).

Der Oesterreichische Touristenklub machte sich besonders durch Weganlagen von Hinterthal zur Uebergossenen Alm und Wegbezeichnungen am Hundstein, in der Umgebung von Lofer und am Hirschbühel verdient.

Mit den Hütten- und Wegbauten ist die alpine Thätigkeit des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins noch nicht erschöpft, doch würde es zu weit führen, auf seine Thätigkeit zur Regelung des Führerwesens (Aufstellung der Führertarife, Ausbildung der Führer durch besondere Lehrkurse, Führerversorgung und -versicherung u. s. w.) näher einzugehen. Hervorgehoben möge nur werden, dass er auch zur Aufforstung der abgeplaikten Stellen im Schmittenthale Beihilfe gewährt hat, sowie bei den Hochwassern im Oberpinzgau 1878 und 1883 Unterstützungen spendete.

Aber nicht nur der Erschliessung, sondern auch der Erforschung der Alpen ist der Verein unmittelbar dienstbar gewesen, obgleich schon jede Erleichterung des Zugangs auch die Erforschung eines Gebirges fördert. Zu den wissenschaftlichen Arbeiten des Vereins in unserem Gebiete zählt die photogrammetrische Aufnahme des Obersulzbachkeeses 1892, die Errichtung einer Pegelstation am Krimmler Tauernhause 1893, vor allen Dingen aber die Unterstützung der meteorologischen Hochstationen. Seit ihrer Gründung 1877 wird die meteorologische Station auf der Schmittenhöhe vom Alpenvereine unterstützt; von der Sonnblickstation ist schon S. 292 [100] die Rede gewesen.

Endlich dienen die Karten, die der Verein herausgiebt, in ausgiebigster Weise der Erforschung. Eine Karte der Venedigergruppe von Franz Keil lag schon dem zweiten Bande vom Jahrbuche des Oesterreichischen Alpenvereins bei (1866), und der zweite Band der Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins (1871) brachte eine Karte der Glocknergruppe. Weiterhin treffen auf unseren Gau die Karten der Zillerthaler Alpen (östliches Blatt, 1883), Venedigergruppe (1883),

Glocknergruppe (1890) und Goldberggruppe (1892), sowie die Karte der Berchtesgadner Alpen in vier Blättern (1885—1887), für die der bayerische Anteil im Auftrage des Vereins neu vermessen wurde. Eine grosse Anzahl von Kartenskizzen, Panoramen, Abbildungen u. dgl. enthält die stattliche Reihe der Veröffentlichungen des Vereins, der jetzt jährlich einen Band der Zeitschrift und 24 Nummern der Mitteilungen herausgiebt.

All das kostet Geld, viel Geld, und die folgenden kurzen Zahlenangaben sollen die Bedeutung des Alpenvereins für unseren Gau noch näher beleuchten.

Bereits im Jahre 1879 waren von den im Pinzgau thätigen Sektionen mit oder ohne Unterstützung der Zentralkasse für Weg- und Hüttenbauten im Gebiete des Gaues abgegeben worden [1]):

Venedigergruppe	5 146 M.
Granatspitz- und Glocknergruppe . .	11 585 „
Goldberggruppe	3 510 „
Kitzbühleralpen	5 500 „
Dientener Berge	255 „
Chiemseealpen	322 „
Loferer und Leoganger Steinberge .	687 „
Berchtesgadner Alpen	2 960 „
zusammen	29 965 M.,

wozu noch 1250 M. freiwillige Zuwendungen fremder Sektionen für Bauten im Pinzgau kamen.

Bis Ende des Jahres 1893 wurden für das ganze Herzogtum Salzburg verwendet [2]):

aus der Zentralkasse	89 000 M.
von den Landessektionen . .	46 000 „
von auswärtigen Sektionen .	34 000 „
zusammen	169 000 M.,

und es ist gering geschätzt, wenn von dieser Summe drei Viertel für den Pinzgau ausgegeben sind.

Endlich ist bis zum Jahre 1896 einschliesslich allein aus der Zentralkasse, ohne Berücksichtigung der eigenen von den Sektionen für den Gau verwendeten Mittel, für Weg- und Hüttenbauten im Pinzgau eine Summe bewilligt, die 100000 M. übersteigt.

Zweimal schon, 1879 und 1893, hat die Generalversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins im Pinzgau stattgefunden, beidemale in Zell am See; doch musste 1879, weil in Zell am See damals kein genügend grosser Saal war, die eigentliche Hauptsitzung in Saalfelden abgehalten werden.

Durch die vom Alpenvereine herbeigeführte Besserung der Verkehrsverhältnisse ist aber dem Gau noch viel mehr zugeflossen; der

[1]) Der deutsche und österreichische Alpenverein. Ein Blick auf seine Ziele und seine bisherigen Leistungen, Graz 1879.

[2]) Emmer, Geschichte des deutschen und österreichischen Alpenvereins (ZDOeAV 1894, S. 233).

Alpenverein ist nur der Bahnbrecher gewesen zur Erschliessung des Gebietes auch für den grösseren Fremdenverkehr. Wie sich bereits einzelne Hütten des Alpenvereins in Gasthäuser umgewandelt haben, so wird das in Zukunft mit mehreren der Fall sein, und es muss zum Lobe der Pinzgauer gesagt werden, dass sie sich im grossen und ganzen in die veränderte Stellung des Gaues, in das Aufhören der Abgeschlossenheit schnell und gut gefunden haben, und dass mit sehr geringen Ausnahmen auch der Gewinn, den der vermehrte Fremdenzufluss dem Gaue gebracht hat, nicht von auswärtigen Unternehmern eingestrichen wird, sondern dass sich fast überall im Pinzgau selbst der nötige Unternehmungsgeist gezeigt hat, veraltete Einrichtungen aufzugeben und sich den Anforderungen der Neuzeit anzupassen.

Eine solche Anpassung aber ist für das Blühen des Gaues unumgänglich nötig, so sehr im einzelnen Falle der Freund der Volkskunde ein Verschwinden alter Gewohnheiten und Aeusserlichkeiten an Wohnung und Kleidung bedauern wird. Dass sich der Fortschritt aber mit dem berechtigten Kerne des Alten verträgt, kann man an manchen Orten im Pinzgau erkennen, vielleicht nirgends schöner als im Kesselfallalpenhause im Kaprunerthale, das bei allem Entgegenkommen den modernen Anforderungen der Reisenden gegenüber mit liebevoller Sorgfalt die charakteristische Bauweise des Pinzgauer Holzbaustiles bis in kleinste Kleinigkeiten festgehalten hat. In dieser Richtung wird weiterzubauen sein, und die Errungenschaften der Neuzeit werden sich mit den Vorzügen des Bestehenden harmonisch vereinigen lassen.

ZUR

GESCHICHTE DES DEUTSCHTUMS

IM

ELSASS UND IM VOGESENGEBIET.

VON

DR. HANS WITTE
IN STRASSBURG IM ELSASS.

MIT EINER KARTE.

STUTTGART.
VERLAG VON J. ENGELHORN.
1897.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Die kurze Skizze, welche ich in den folgenden Blättern denen darbiete, die sich ein Urteil darüber bilden wollen, auf welcher Grundlage sich die nationalen Verhältnisse des Elsass zu ihrer heutigen Gestaltung entwickelt haben, und wie das deutsche Element aus der wechselvollen Geschichte eines mehr als tausendjährigen Kampfes mit dem Romanentum hervorgegangen ist, beruht wie meine früheren auf Lothringen bezüglichen Arbeiten fast ausschliesslich auf ungedruckten archivalischen Materialien, die ich hauptsächlich in den Bezirksarchiven zu Strassburg und Colmar, sowie im Departementsarchiv zu Nancy gesammelt habe. — Für die mir an diesen Anstalten zu teil gewordene freundliche Unterstützung spreche ich hiermit meinen warmen Dank aus.

Eine dankenswerte Ergänzung meiner archivalischen Materialien habe ich für einige Ortschaften des Oberelsass in Stoffels [1]) trefflicher Ortsnamensammlung gefunden, in der auch die Flurnamen eine bisher auf deutschem Boden einzig dastehende Berücksichtigung erfahren haben.

Wenn mir infolge der begreiflichen Lückenhaftigkeit und der grossen Zerstreutheit der auf die entlegenen Vogesenorte bezüglichen Archivalien für diese Arbeit auch nicht entfernt das Material zu Gebote steht, wie es mir in fast erdrückender Ueberfülle bei der Feststellung des Verlaufes und der Verschiebungen der mittelalterlichen Sprachgrenze Lothringens als Grundlage diente, wenn sich für einzelne an der Sprachgrenze gelegene Orte überhaupt keine archivalischen Belege auffinden liessen, so fällt dieser Mangel nicht so schwer ins Gewicht, weil die Entwickelung der nationalen Besitzverhältnisse des Elsass eine Stetigkeit aufweist, die für den in lothringische Dinge Eingeweihten geradezu überraschend ist.

Wenn auch meine Arbeiten über Lothringen die bisher selbst in Kreisen von Historikern vorhandenen übertriebenen Vorstellungen von der früheren Ausdehnung des deutschen Sprachgebietes nach Westen auf ein bescheidenes Mass zurückgeführt haben, wenn auch von einem einstmals deutsch sprechenden Metz nun nicht mehr die Rede sein kann, so haben sie nichtsdestoweniger Einbussen des deutschen Besitz-

---

[1]) Georg Stoffel, Topographisches Wörterbuch des Oberelsasses. 2. Aufl. Mülhausen 1876.

standes festgestellt von einer Grösse, die für jeden national empfindenden Deutschen immer noch schmerzlich genug ist.

Das Elsass bietet ein weit erfreulicheres Bild: hier hat die deutsche Sprache trotz lange währender Fremdherrschaft im wesentlichen ihren Besitzstand behauptet. Und wenn es vielleicht weniger anziehend ist, als Ergebnis einer wissenschaftlichen Untersuchung mitzuteilen, dass wenigstens in den letzten Jahrhunderten so ziemlich alles beim alten geblieben ist, so ist es doch darum nicht minder notwendig, dass diese Thatsache einmal mit Hilfe eines unanfechtbaren Beweismaterials festgestellt wird. Wird doch dadurch gegenüber den jetzt herrschenden unbestimmten und einander widersprechenden Meinungen die Möglichkeit eines bestimmten, auf Thatsachen begründeten Urteils geboten. Und an interessanten Einzelerscheinungen wird es ja auch hier, trotz der geringen Veränderungen, nicht fehlen.

Grössere Veränderungen als in den letzten Jahrhunderten haben zur Zeit des früheren Mittelalters stattgefunden. Diese aufzuhellen und dadurch über die Entstehung des deutschen Sprachgebietes im Elsass Licht zu verbreiten, ist eine der lohnendsten Aufgaben dieser Untersuchung gewesen.

Wie weit die deutsche Zunge einstmals geklungen hat, ist jetzt für einen beträchtlichen Teil unserer Westgrenze, für die ganze Ausdehnung Elsass-Lothringens von der luxemburgischen bis zur schweizerischen Grenze festgestellt. Aber ob noch Teile Belgiens und Frankreichs oder der Schweiz jenseits der gegenwärtigen Sprachgrenze ehemals von einer Bevölkerung deutscher Nationalität und Sprache bewohnt waren und welche Grenzlinie unserer Sprache in jenen Gebieten vor Jahrhunderten ein Ziel gesetzt hat, darüber wissen wir nichts Bestimmtes. Wahrscheinlich ist es, dass auch im belgischen Luxemburg, und vor allem in dem Teil Flanderns, der fast zu allen Zeiten — und auch heute noch — unter der Herrschaft Frankreichs gestanden, unsere Sprache erhebliche Einbussen erlitten hat.

Hoffen wir, dass auch dieser Teil der — ich kann wohl sagen — nationalen Aufgabe, die ich in meinen Arbeiten über Lothringen [1]) in Angriff genommen und mit vorliegenden Blättern fortgeführt habe, nicht mehr allzulange der Erledigung harren möge.

Strassburg am 28. März 1897.

Der Verfasser.

---

[1]) Witte, Zur Geschichte des Deutschtums in Lothringen. Die Ausdehnung des deutschen Sprachgebietes im Metzer Bistum zur Zeit des ausgehenden Mittelalters bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts. Strassburger Dissertation, abgedruckt im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde 1890.

Witte, Deutsche und Keltoromanen in Lothringen nach der Völkerwanderung. Die Entstehung des deutschen Sprachgebietes. Strassburg, Heitz und Mündel, 1891.

Witte, Das deutsche Sprachgebiet Lothringens und seine Wandelungen von der Feststellung der Sprachgrenze bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. VIII. 6). Stuttgart, Engelhorn, 1894.

Inhalt.

Verzeichnis häufiger Abkürzungen.

C.Bez.A. = Colmar, Bezirksarchiv.

N.A.D. = Nancy, archives départementales.

Str.Bez.A. = Strassburg, Bezirksarchiv.

Str.Hosp.A. = Strassburg, Hospitalarchiv.

Str.St.A. = Strassburg, Stadtarchiv.

I. Vergleich mit Lothringen.

Bezeichnend für die geringe Kenntnis reichsländischer Dinge, wie sie in altdeutschen Landen und besonders im Norden herrscht, ist die Thatsache, dass dort in weiten Kreisen die Begriffe Elsass und Reichsland geradezu als identisch betrachtet werden. Von „Metz im Elsass" kann man dort nicht nur in gebildeten Kreisen sprechen hören; man kann dergleichen Ungeheuerlichkeiten sogar gedruckt finden. Die Thatsache, dass ein Teil Lothringens nach dem Frankfurter Frieden mit dem wiedergewonnenen Elsass zu einer politischen Einheit zusammengeschweisst worden ist, scheint in den unserem Lande ferner stehenden Kreisen das Bewusstsein nicht mehr aufkommen zu lassen, dass durch dies politische Band zwei Bestandteile verknüpft worden sind, die schon von der Natur durch die starke Scheidelinie des Wasgenwaldes [1]) voneinander getrennt, niemals in aller Geschichte bis zum Jahre 1871 mehr miteinander zu schaffen gehabt haben, als es bei so unmittelbar benachbarten Landschaften der Verkehr notwendigerweise mit sich bringen muss.

Zwar gab es schon vor mehr als tausend Jahren eine Zeit, in der es den Anschein hatte, als müssten sich die Geschicke des Elsass und

---

[1]) Der lateinische Name dieses Gebirges Mons Vosegus ist die Grundlage für alle späteren Namensformen geworden. Am nächsten schliesst sich an ihn das französische Vosges an, das schon seit dem Mittelalter unverändert so lautet. Aber auch die deutsche mittelalterliche Form Wasichen, die noch in dem Namen der Ruine Wasichenstein, Wasgenstein erhalten ist, ist aus dem lateinischen Vosegus entstanden. Schon im 14. Jahrhundert treten indessen Bildungen wie „Wachsken" auf, die zu dem neuhochdeutschen „Wasgen" überleiten. Dies würde die regelrecht weitergebildete moderne deutsche Form sein; sie hat sich aber nicht selbständig erhalten, sondern kommt nur noch in Zusammensetzungen wie Wasgenstein, Wasgenwald vor. Von den jetzt in der deutschen Sprache angewandten Namensformen steht mithin Wasgenwald der Grundform am nächsten, ist aus ihr regelrecht weiterentwickelt und unterscheidet sich nur durch das überflüssige Anhängsel -wald. Von den sonst üblichen Formen ist Vogesen eine unschöne, erst spät auftretende Korruption des französischen Vosges, und Wasgau eine missverständliche Umbildung des allein berechtigten Wasgen. Einen Gau hat das Gebirge niemals dargestellt; es war immer unter mehrere verteilt. — Aber weder die Gesetze der Lautentwickelung noch Gründe historischer Art, auch wenn sie noch so triftig sind, können die Einbürgerung schlechter Namensformen absolut verhindern. Heute herrscht in unserer Sprache entschieden die Form Vogesen, wenn auch das kaum bessere „Wasgau" in letzter Zeit besonders in poetischen und darstellenden Werken erheblich an Ausbreitung gewonnen hat.

Lothringens fortan in parallelen Bahnen entwickeln; als das morsche Römerreich nicht mehr die Kraft hatte, um dem Drängen der jugendkräftigen Germanen ein Halt gebieten zu können, da strömten über die entwehrte Grenze dichte Scharen deutscher Siedler: sowohl das Elsass — Alisaz, d. i. die Siedelung Deutscher auf fremdem Boden, in weiterem Sinne das fremde Land, in dem sich Deutsche angesiedelt haben, modern ausgedrückt Kolonie — wie auch Lothringen schienen die Beute germanischer Stämme werden zu sollen. Aber eine grosse Verschiedenheit zeigte sich schon jetzt im Beginne einer anscheinend gleichartigen Entwickelung: die Neubesiedler beider Landschaften waren zwar Deutsche, aber die Angehörigen verschiedener Stämme; in Lothringen waren es Franken, und im Elsass Alemannen; Lothringen wurde aus dem Norden, das Elsass aus dem Osten kolonisiert.

Weitere Verschiedenheiten bildeten sich durch den Fortgang der deutschen Besiedelung heraus. Im Elsass war durch eine starke natürliche Grenze dem Vordringen des Germanentums ein Ziel gesetzt: an dem unwegsamen Wasgau musste sich die deutsche Völkerwelle brechen, an ihm die Flut sich stauen, um dann zurückströmend die Niederung zwischen Rhein und Wasgau in ihrer ganzen Ausdehnung zu erfüllen.

Ganz anders in Lothringen: hier fehlte es durchaus an einer bestimmt hervortretenden geographisch-physikalischen Abgrenzung. Geographisch betrachtet wird Lothringen gebildet durch die Westabdachung der Vogesen, die ganz allmählich und unmerklich in die Ausläufer der Ardennen und Argonnen übergehen. Zwischen dem Gebiete der Mosel und der Maas giebt es keine orographisch erhebliche Wasserscheide; und weiter nach Westen zu ist der Uebergang zu der Champagne ein ganz allmählicher. Nur im Süden bilden die Monts faucilles und das Plateau von Langres, im Nordwesten die Ardennen einen erkennbaren geographischen Abschluss. Im Inneren ist die so umschriebene Landschaft durchzogen von zahlreichen parallelen Höhenzügen, von denen keiner durch besondere Höhe oder Unwegsamkeit dazu befähigt ist, die Rolle einer natürlichen Grenze zu spielen.

Um die ganze lothringische Landschaft mit dichten Siedelungen deutscher Nationalität zu erfüllen, dazu fehlte es dem fränkischen Stamme, dessen Kräfte ohnehin schon durch die Kolonisierung des nördlichen Belgien, der preussischen Rheinlande und Luxemburgs stark in Anspruch genommen waren, an dem nötigen Menschenmaterial; und da das fortschreitende Deutschtum im Inneren des Landes auf keine erheblichen natürlichen Hindernisse stiess, so ist es leicht erklärlich, dass die deutschen Siedelungen zwar nicht in so kompakter Masse auftreten wie im Elsass, wo sie durch das unwegsame Waldgebirge der Vogesen zusammengehalten wurden, aber trotz ihrer grösseren Zerstreutheit nur einen verhältnismässig kleinen Teil Lothringens bedecken. So zog sich die Grenze des deutschen Siedelungsgebietes in Lothringen in einem halbkreisförmigen Bogen nördlich um Metz herum, indem sie diese Stadt dem romanischen Gebiet überliess, von da etwa über Hessingen, Condé-Northen (Northeim), Rollingen, Niederum, Hampont (Hudingen) in südöstlicher Richtung nach dem Donon[1]. Innerhalb des so ab-

[1]) Vgl. meine Karte in „Deutsche und Keltoromanen" u. s. w.

gegrenzten Gebietes waren nicht unerhebliche Reste der kelto-romanischen eingeborenen Bevölkerung zurückgeblieben, von der sich hier und da, z. B. in der Gegend von Trier, dichte Massen erhalten haben, die erst nach Jahrhunderten völlig von der Nationalität der germanischen Einwanderer aufgesogen wurden.

Wenn sich so etwa um das 10. Jahrhundert die Zustände innerhalb des deutschen Siedelungsgebietes Lothringens durch das Verschwinden der zurückgebliebenen Reste der vorgermanischen Bevölkerung konsolidiert haben dürften, so liess die endgültige Gestaltung der Sprachgrenze dafür um so länger auf sich warten. Ihr Lauf war nicht wie im Elsass festgelegt durch die Anlehnung an eine stark hervortretende geographisch-physikalische Linie. Mitten durch das lothringische Land hindurchziehend, von dem sie nur etwa ein kleines Drittel der deutschen Sprache und Nationalität zuweist, Höhenzüge und Flussläufe quer durchschneidend, hat sie in steter Veränderung und unausgesetzten Schwankungen bis auf den heutigen Tag nicht den Gleichgewichtszustand zu finden vermocht, in dem sich die von ihr geschiedenen Nationalitäten die Wage halten und grössere Verschiebungen des nationalen Besitzstandes nicht mehr vorkommen. Nach der Herstellung eines einheitlichen deutschen Sprachgebietes in Lothringen hat das Deutschtum noch bis in das 16. Jahrhundert hinein geringe Fortschritte gemacht und die Sprachgrenze dementsprechend eine ganz allmähliche Verschiebung nach Südwesten erlitten [1]). Als aber Lothringen und das gesamte Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert durch endlose Kriege und verheerende Seuchen einen grossen Teil ihrer Bewohnerschaft einbüssten, da mussten diese schweren Verluste auch an der Sprachgrenze zur Geltung kommen, um so mehr, als inzwischen Frankreich in diesen Gebieten festen Fuss gefasst hatte; da wich das deutsche Element beständig vor dem französischen zurück, bis es endlich durch die Ereignisse des Jahres 1870/71 vor dem völligen Untergange gerettet wurde. Seitdem hat die starke Einwanderung Deutscher in das zurückgewonnene Land zwar noch keine Verschiebung der Sprachgrenze zu unseren Gunsten bewirkt, aber es scheint wenigstens ein Stillstand im Rückgange eingetreten zu sein, und schon jetzt ist das französische Sprachgebiet Deutsch-Lothringens nicht allein in seinen ehemals deutschen, erst in neuerer Zeit romanisierten, sondern auch in seinen altromanischen Bestandteilen so stark von deutschen Einwanderern durchsetzt, dass auch hier mit der Zeit zusammenhängende deutsch redende Gebiete entstehen und eine Vorwärtsbewegung der Sprachgrenze in unserem Sinne eintreten muss.

Um die Schwankungen, denen die Nationalitätsverhältnisse Lothringens ausgesetzt waren und noch heute sind, durch ein Beispiel zu veranschaulichen, sei auf Marsal und Ennery hingewiesen. Beide ursprünglich kelto-romanischen Orte wurden im ausgehenden Mittelalter germanisiert, in der beginnenden Neuzeit reromanisiert, und vielleicht wird noch einmal die Zeit kommen, in der sie wieder der deutschen Sprache angehören werden.

[1]) Vgl. Witte, Das deutsche Sprachgebiet Lothringens, Kap. V.

Von solchen Schwankungen ist im Elsass nicht viel zu verspüren. Und wenn überhaupt in Bezug auf die nationale Gestaltung von einer Aehnlichkeit zwischen beiden Ländern die Rede sein kann, so beschränkt sich diese auf die einzige Thatsache, dass in beiden die germanisatorische Bewegung im frühen Mittelalter durch ein Zuströmen zahlreicher deutscher Einwanderer eingeleitet und bis auf den heutigen Tag nicht zum völligen Abschluss gekommen ist. Aber während es in Lothringen dem deutschen Elemente nur gelang, einen kleinen Teil des Landes an sich zu reissen, so dass es zur Zeit seiner grössten Ausdehnung um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert kaum ein Drittel beherrschte und der weitaus überwiegende Teil des Landes, trotzdem die germanische Invasion ihre Ausläufer auch über ihn ausgebreitet hatte, in seinem romanisch-französischen Wesen völlig ungebrochen und unerschüttert blieb, wurde im Elsass das gesamte Flachland mit einem Schlage für das Deutschtum gewonnen. Nur in einigen Hochthälern des Wasgau fanden spärliche Reste der eingesessenen kelto-romanischen Bevölkerung einen Zufluchtsort, dessen Weltabgeschiedenheit sie bis auf unsere Tage vor der Ueberflutung von dem übermächtigen Germanentum gerettet hat. Aber diese Reste der vorgermanischen Bevölkerung sind im Elsass so schwach, dass sie in der Geschichte des ganzen Mittelalters niemals eine erkennbare Rolle gespielt haben. Im diametralen Gegensatz zu Lothringen, dessen grössere politische Gebilde, das Herzogtum sowie das Metzer Bistum, von einer durchaus überwiegenden französisch redenden Bevölkerungsmasse bewohnt, trotz ihrer Zugehörigkeit zum Deutschen Reich den unverkennbaren romanischen Stempel tragen, den die vorherrschende Nationalität ihnen aufgedrückt hat, erscheint das Elsass im Mittelalter und bis tief in die Neuzeit hinein als ein urdeutsches Land.

In Lothringen hatte das Deutschtum von jeher dem politisch ausschlaggebenden Romanentum gegenüber, dessen Uebergewicht sich auch das ursprünglich deutschblütige Herrscherhaus nicht entziehen konnte, einen sehr schweren Stand. Fast nur ein Bauernvolk oder doch ohne jede grössere Stadt, in der sich ein eigenartiges deutsch-lothringisches Leben hätte abspielen können, hat es an dem Gesamtleben des deutschen Volkes fast niemals einen merklichen Anteil gehabt. Die beiden Städte Lothringens, deren Bedeutung über den provinziellen Rahmen hinausragte, Metz und Nanzig, waren in den Händen der romanischen Nationalität, und die aufstrebenden Kräfte Deutsch-Lothringens, die in ihnen einen Boden zur Bethätigung suchten, gingen nur zu bald in dem Strudel kräftig pulsierenden romanischen Lebens dem deutschen Wesen verloren. Nur die wenigen, die sich völlig von ihrer Heimat loslösten und in einem anderen deutschen Lande ein Feld der Thätigkeit fanden, konnten einen notdürftigen Zusammenhang des geistigen und nationalen Lebens unseres Volkes mit dem kleinen, an das welsche Staatswesen Lothringens geketteten Häuflein darstellen. In wie hohem Masse dieses trotz des Schutzes, der unserer Nationalität aus der Vereinigung seiner lothringischen Glieder zu einem besonderen Verwaltungskörper mit deutscher Amtssprache, der baillage d'Allemagne, erwachsen mochte, dem kulturellen Einflusse der vorherrschenden Nationalität unterlag, lässt sich deutlich aus der Thatsache erkennen, dass von den

frühesten Beurkundungen in französischer Sprache ein erheblicher Teil auf das deutsch redende Gebiet Lothringens entfällt.

War das Deutschtum in Lothringen auch so zahlreich vertreten, dass das Herzogtum ihm einen besonderen Verwaltungsbezirk zuerkannte und dass auch in der Verwaltung des Bistums — wenn auch nur vorübergehend und durch den Einfluss deutscher Bischöfe — ihm einige Rücksicht gezeigt wurde [1]), so blieb sein politisches Gewicht in den genannten Staatsgebilden doch stets ein sehr geringes: es bildete eine Minderheit, die zu stark war, um völlig ignoriert zu werden, aber auch viel zu schwach, um dem romanischen Charakter beider Staatswesen irgendwie Eintrag zu thun. Seine politische Bedeutung ist nicht viel grösser als die der romanischen Ueberbleibsel des Elsass. Diese waren der Zahl nach allerdings nicht entfernt so bedeutend wie die deutsche Minderheit Lothringens; und ohne wie diese ein zusammenhängendes und abgerundetes Ganze zu bilden, waren sie zurückgedrängt und beschränkt auf einige Hochthäler des Wasgau, die sich alle nach Osten zu öffneten und in ihren dringendsten Lebensbedürfnissen von der deutschen Nachbarschaft abhängig waren, einer steten kulturellen Einwirkung aus dem Osten unterworfen. Bis auf einen Teil des Leberthales, der zum Herzogtum Lothringen, und wenige Gemeinden des Breuschthales, die zur Grafschaft Salm gehörten, waren sie ohne Ausnahme Staatswesen eingefügt, an deren ausgesprochen deutschem Charakter die durch sie vertretene geringe romanische Beimischung nichts zu ändern vermochte.

Von einer Sonderexistenz, wie sie der deutschen Minderheit des Herzogtums Lothringen durch ihre Vereinigung zu einem besonderen Verwaltungsbezirk zuerkannt war, konnte bei der Geringfügigkeit der romanischen Reste des Elsass keine Rede sein. War das Herzogtum Lothringen eine Vereinigung von Bruchteilen zweier Nationen zu einem politischen Ganzen, in dem der romanische Bestandteil nicht nur ein numerisches, sondern auch ein entschiedenes politisches und kulturelles Uebergewicht hatte, die elsässische Landschaft mit allen in ihr enthaltenen politischen Gebilden zeigte in jeder Hinsicht einen rein deutschen Charakter, der durch das Vorhandensein einiger welschen Gemeinden in den entlegensten und weltabgeschiedensten Thälern des Gebirges keine Abschwächung erleiden konnte.

Von der Unfruchtbarkeit, die Deutsch-Lothringen in unserer nationalen Entwickelung gezeigt hat, ist auf elsässischem Boden nichts mehr zu spüren. In welche Epoche des Mittelalters oder der Neuzeit bis zur Ueberflutung unseres Elsass von dem Welschtum man immer die Blicke richten mag, überall wird man dies Land eine Stellung im Leben unserer Nation einnehmen sehen, wie sie nur wenigen ihrer Glieder vergönnt war. Welch eine Fülle kernhafter deutscher Gestalten zieht an unserem Auge vorüber, wenn wir die Geschichte der Königin des Oberrheins, der freien Reichsstadt Strassburg, uns vergegenwärtigen, wie sie in stolzem Selbstbewusstsein die Herrschaft der Bischöfe abschüttelte bis hinab zu den trüben Zeiten unserer Geschichte, da sie eine Beute

[1]) Witte, Zur Geschichte des Deutschtums in Lothringen, Kap. I u. III.

Frankreichs für immer aus der politischen Gemeinschaft unseres Volkes herausgerissen schien. Aber 'auch in diesen Zeiten tiefster Erniedrigung kann sich das Herz erheben an Gestalten von der Seelengrösse eines Dominicus Dietrich, den weder die gleissnerischen Lockungen, noch die grausame Härte der fremden Machthaber zu bewegen vermochten, der Sache seiner deutschen Väter die Treue zu brechen.

Was Strassburg einst unserem Volke gewesen, das kann jeder ermessen, der sich erinnert, wie tief von ihm der Verlust dieser Stadt stets empfunden wurde als eine unauslöschliche Schmach, wie ihre Befreiung durch Jahrhunderte nicht aufgehört hat, der Herzenswunsch unseres Volkes zu sein bis zu seiner glorreichen Erfüllung. Aber um von Strassburg zu schweigen, welche Rolle haben auch kleinere Städte des Elsass im Leben unserer Nation gespielt! Welche Erinnerungen aus der grossen Zeit des Humanismus ruft allein der Name Schlettstadt wach!

Mit allen Fasern seines Lebens war das Elsass des Mittelalters mit der deutschen Nation verwachsen als eines ihrer regsten und fruchtbarsten Glieder. Und wenn der Verlust Lothringens an Frankreich dem Leben unserer Nation nur wenig Eintrag gethan hat, so bedeutete die Abtretung des Elsass eine Verstümmelung unseres Volkskörpers, eine klaffende Wunde, die niemals, ausser durch die Wiedereinfügung des gewaltsam entfremdeten Gliedes, geheilt werden konnte. —

Der durch und durch deutsche Charakter, der das alte Elsass kennzeichnet, gab auch seinen romanischen Bestandteilen ein eigenartiges Gepräge. Wenn schon in Lothringen die französische Sprache zu allen Zeiten in dem abgerundeten und geschlossenen deutsch redenden Teile eine wichtige Rolle gespielt hat, so mussten die versprengten, kulturell, wirtschaftlich und politisch von der deutschen Nachbarschaft abhängigen romanischen Bevölkerungsrückstände des Elsass in noch höherem Grade einer Einwirkung der deutschen Sprache ausgesetzt sein, einer Einwirkung, die noch durch ein beständiges Hinaufströmen deutscher Elemente aus der volkreichen Niederung in die dünn bevölkerten Gebirgsgegenden wesentliche Verstärkung bis zu völliger Zurückdrängung des Romanentums erfuhr.

Während im deutschen Sprachgebiete Lothringens das Deutsche als Urkundensprache mit dem 14. Jahrhundert zu überwiegen beginnt, wenn auch eingeschränkt in wachsendem Massstabe nach der Sprachgrenze zu von dem Französischen, ist in den romanischen Gebieten des Elsass, abgesehen von den Lothringen und Salm angehörigen Bestandteilen, während des ganzen Mittelalters von einer französischen Urkundensprache nur wenig zu entdecken. Wollte man die Urkundensprache für die Abgrenzung des ehemaligen nationalen Besitzstandes als allein entscheidendes Kriterium anerkennen, so würde das deutsche Sprachgebiet Lothringens dadurch beträchtlich eingeengt erscheinen, das französische des Elsass nahezu den Blicken entschwinden. Wenn in Lothringen auf deutschem Boden wenigstens in den rein örtlichen Angelegenheiten die deutsche Urkundensprache ziemlich unumschränkt herrscht, so macht sie auf dem romanischen Boden des Elsass der französischen Sprache selbst eine solche bescheidene Rolle mit Erfolg streitig.

Wenn in den welschen Ortschaften des elsässischen Wasgau ein Rechtshandel vorgenommen werden musste, der die Aufstellung eines schriftlichen Instrumentes notwendig erscheinen liess, dann suchte und fand man häufig den Schreiber in dem benachbarten deutsch redenden Orte, mit dem man auch sonst zur Bestreitung der alltäglichen Bedürfnisse in regem nachbarlichem Verkehr stand. So begreift es sich leicht, dass die französische Sprache in den mittelalterlichen Urkundungen der welschen Vogesenorte des Elsass sehr in den Hintergrund gedrängt erscheint. Diese Thatsache erklärt sich vollauf aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit der versprengten welschen Gebirgsdörfer von dem nächsten grösseren deutschen Orte, zu dessen Hinterland sie gehörten. Französisch redende Orte von entsprechender Bedeutung fanden sich erst weit jenseits der Kammlinie des Gebirges und waren weit schwerer zu erreichen als etwa Kaysersberg, Rappoltsweiler oder Schlettstadt.

Aber es gab auch ein kompakteres Gebiet romanischer Siedelungen im alten Elsass, das nicht nur durch unbedeutende versprengte Vogesendörfer gebildet wurde: in der südwestlichsten Ecke des Sundgau hatte ein nicht unbedeutender Ort, Belfort, mit seiner näheren Umgebung seine romanische Nationalität behauptet. Diese romanische Enclave des Elsass deckt sich ungefähr mit dem 1871 bei Frankreich gebliebenen Arrondissement des Oberrheins. Aber als kleiner Bestandteil einer deutschen Landschaft und unter der österreichischen Verwaltung des Sundgau stehend, kann sie ihre Nationalität nur mit Mühe zur Geltung bringen und aufrecht erhalten. Die oberen österreichischen Beamten dieses kleinen fremdsprachigen Gebietes sind Deutsche; eine deutsche Beamtenkolonie, der sich auch Bestandteile unserer Nationalität aus allen möglichen anderen Berufsgattungen ankrystallisiert haben, ist auf dem besten Wege den Mittelpunkt dieses grössten romanischen Gebietes des Elsass, die Stadt Belfort, immer mehr ihres ursprünglichen nationalen Charakters zu entkleiden. In der Verwaltung herrscht durchaus die deutsche Sprache, die auch bei der niederen einheimischen Beamtenschaft immer mehr Eingang findet. Selbst in rein lokalen Angelegenheiten spielt die deutsche Sprache eine Rolle, wie sie der französischen in Deutsch-Lothringen vor dem Anbruch der Fremdherrschaft niemals zu teil geworden ist. Und als dann die benachbarte Grafschaft Montbeliard, dies kleine, aber wichtige Mittelglied zwischen dem Elsass und Burgund, dem Hause Württemberg anheimfiel, erlangte die deutsche Sprache auch in der Verwaltung dieses Ländchens die Oberhand. Montbeliard, das in elsässischen Urkunden schon längst die angedeutschte Form Montpligard geführt hatte, musste nun die gutschwäbische Umnennung in Mömpelgard über sich ergehen lassen.

Damit soll nicht gesagt werden, dass die deutschen Benennungen, die sich hier so zahlreich neben den französischen Ortsnamen finden, künstliche Produkte der deutschen Verwaltung gewesen seien. Von alters her sind in diesem für den Verkehr der beiden Nationalitäten so überaus wichtigen Gebiete beiderlei Benennungen nebeneinander hergegangen: Das benachbarte Delle zeigt schon in den frühesten Urkunden des Mittelalters die deutsche Form Tatinriet (modern Dattenried),

und das mit dem Baseler Bistum so eng verbundene Porrentruy tritt ebenso früh in der Form Burnendrut auf. Auf unbedeutende Orte dieser Gegend mit Doppelnamen, wie Angeot-Ingelsod, Rougemont-Rotenberg, Florimont-Blumenberg und wie sie alle heissen, soll hier nicht eingegangen werden. Bekannt genug ist ja, dass auch entferntere französische Orte einst deutsche Nebenbenennungen geführt haben, wie Moyenmoutier-Meymünster, Nancy-Nanzig, Besançon-Bisanz, Lyon-Welsch Leyden u. a. m., wozu natürlich nicht etwa eine ehemalige deutsch redende Bewohnerschaft, sondern die Verkehrsverhältnisse die Veranlassung gegeben haben. Einige dieser deutschen Namensformen haben sich bekanntlich bis heute im Munde des deutschen Volkes erhalten, zumal bei den Elsässern, die stets Nanzig und Mömpelgard sagen. Dieser erst jüngst wieder unserer politischen Gemeinschaft eingefügte Bruderstamm ist bis jetzt noch nicht angesteckt worden von der gegenwärtig in altdeutschen Landen grassierenden übertriebenen Ehrfurcht vor allem Offiziellen — soweit es dem Willen eines fremden Staatswesens entspringt, — die sich für verpflichtet hält, die Zunge zu misshandeln durch möglichst genaue Nachäffung der fremdsprachigen Ortsnamen, wenn sie auch noch so unaussprechlich sind, und die die guten alten deutschen Formen mit einer unverdienten und jedes nationale Empfinden beschämenden Nichtachtung behandelt: das gute deutsche „Ofen“ ist nahezu in Deutschland ausgestorben, seitdem es den Magyaren gefallen hat, diesen Ort offiziell in „Buda“ umzutaufen; bald wird man wohl auch anstatt Klausenburg in Deutschland Koloszvár sagen, und es ist nur zu verwundern, dass wir unser altes ehrwürdiges Dorpat noch bei seinem angestammten Namen nennen und es nicht dienstbeflissen „Juriew“, dem offiziellen Wink der Russen gehorchend, benamsen. —

Wenn schon Orte so tief im Inneren des französischen Sprachgebietes deutsche Nebenbenennungen aufweisen, so darf man sich nicht wundern, wenn dieser Zustand der Doppelnamigkeit in dem eng umgrenzten Gebiete des elsässischen Romanentums nahezu die Regel ist. In welchen elsässischen Hochthälern man immer auf eine romanisch redende Bevölkerung stossen mag, überall wird man neben den romanischen Ortsnamen deutsche Benennungen antreffen, die sich grossenteils bis in die frühesten mittelalterlichen Urkundungen zurückverfolgen lassen und die früher weit mehr romanische Orte geführt haben als gegenwärtig.

Auf dem Boden der deutschen Sprache sind im Elsass doppelsprachige Ortsbenennungen — abgesehen von den erst in neuester Zeit durch die französische Herrschaft hervorgerufenen Verstümmelungen deutscher Formen, die sich meist, wie z. B. Obernay-Oberehnheim, Riquewihr-Reichenweyer, an die deutsche Mundart anlehnen und sich daher so zähe behaupten, — sehr selten; ältere romanische Nebenformen weisen nur sehr wenige elsässische Orte auf, z. B. Kestenholz: Castenetum, Chatenoy, Marlenheim: Marlegium, im Mittelalter ausschliesslich, auch in deutschen Urkunden, Marley oder Marlei genannt. Es ist bezeichnend für die nationalen Verhältnisse des Elsass, dass im Mittelalter die doppelnamigen Ortschaften fast ausschliesslich dem romanischen Sprachgebiete angehören, während sie in Lothringen vorwiegend

über das deutsche Sprachgebiet verbreitet sind. Also auch hierin nahezu ein diametraler Gegensatz zwischen beiden Ländern, so dass man bei einem doppelt benannten Ort in Lothringen mit ziemlicher Sicherheit auf deutsche, in Elsass fast unfehlbar auf romanische Herkunft schliessen kann. Das trifft im Elsass auch für die eben genannten Ortschaften des deutschen Sprachgebietes zu, deren deutsche Benennungen lediglich Ummodelungen eines früher vorhandenen romanischen Namens sind.

Wie ablehnend sich die deutsche Sprache des Elsass den fremden französischen Namen gegenüber verhalten hat, kann jeder, der sich mit den Urkunden des Landes beschäftigt, tausendfach beobachten; und auch hierin tritt ein vollkommener Gegensatz zu Lothringen in Erscheinung. Dort wird die Feststellung der ehemaligen Sprachgrenze sehr durch den Umstand erschwert, dass die überwiegend in französischer Sprache abgefassten Urkunden die deutschen Namen wenn möglich übersetzen oder sonst bis zur Unkenntlichkeit verstümmeln[1]); im Elsass sind die Urkunden, die über den ehemaligen Verlauf der Sprachgrenze Aufschluss geben, meist deutsch und leisten in Uebersetzung und Verstümmelung französischer Formen fast noch mehr als die französischen Urkunden Lothringens in ihrer entsprechenden Wirksamkeit den deutschen Namensformen gegenüber.

Durch diese Thatsachen der Namengebung des elsässischen Deutschtums weit über die Grenzen seines Sprachgebietes hinaus gewinnt der Geist nationaler Offensive, wie er in dem kräftig entwickelten und blühenden Leben dieses durch und durch deutschen Stammes herrschte, eine vortreffliche Illustration. Das lothringische Deutschtum, wenn es auch bis ins 15. Jahrhundert hinein das Gebiet des Romanentums eingeengt hat durch einen langsamen, aber stetigen Fortschritt, wie ihn das durch den Gebirgszug des Wasgau eingedämmte elsässische Deutschtum nicht aufzuweisen vermochte, erscheint trotz alledem im Vergleiche dazu in einer mehr defensiven Stellung. Sein wirklicher Fortschritt war wesentlich bedingt durch seine physische Ueberlegenheit dem Romanentum gegenüber, die bei dem Fehlen jeglicher natürlichen Grenze durch eine allmähliche Verschiebung der Sprachgrenze nach Südwesten in Erscheinung treten musste. Dieser physischen Ueberlegenheit stand aber eine kulturelle Abhängigkeit vom Romanentum gegenüber, durch die der deutschen Sprache auf ihrem eigenen Boden eine stete Konkurrenz von der französischen bereitet und die Entwickelung eines deutschen Kulturlebens, wie es im Elsass in so schöner und kräftig individualisierter Blüte stand, vollständig hintangehalten wurde.

Während des ganzen Mittelalters war diese physische Ueberlegenheit des Deutschtums über das Romanentum so gross, dass seine kulturelle Abhängigkeit dadurch ausgeglichen wurde und dass darüber hinaus unsere Nationalität noch über Kräfte verfügte, die, langsam in das

[1]) Vgl. darüber Witte, Das deutsche Sprachgebiet Lothringens u. s. w., Kap. I, wo ich auch die methodischen Grundsätze für die Verwertung eines solchen durch fremdsprachliche Ueberlieferung verderbten Quellenmaterials aufgestellt habe. Meine dortigen Ausführungen, die mutatis mutandis auch für das Elsass ihre Gültigkeit behalten, lassen ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand an dieser Stelle unnötig erscheinen.

Gebiet des Romanentums hinüberströmend, dies immer mehr einengten. Sobald aber — wie es im Zeitalter des 30jährigen Krieges wirklich geschah — Umstände eintraten, die die physische Fruchtbarkeit des deutsch-lothringischen Stammes nicht mehr zur Geltung kommen liessen, musste notwendigerweise ein Rückschlag eintreten, eine fast plötzliche Zurückdrängung der deutschen Sprache, deren Maasse den langsamen Fortschritt unserer Nationalität vom 11. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts weit hinter sich liessen.

Im Elsass hatte der Wall des Wasgaugebirges dem Fortschreiten des Germanentums schon im frühesten Mittelalter ein schwer zu überwindendes Ziel gesetzt. Aber dies Gebirge war dem Deutschtum nicht nur eine Schranke; indem es die Berührung mit dem benachbarten Westen auf ein sehr geringes Mass beschränkte, ermöglichte es in dem unmittelbar an das Romanentum angrenzenden alemannischen Stamme des Elsass das Entstehen einer Kultur, die in allen ihren Aeusserungen einen unverkennbar deutschen Stempel trägt; einer Kultur, die zwar im Laufe der Zeit manches von den fremdsprachigen Nachbarn entlehnt, aber dadurch niemals an ihrem nationalen Charakter eine Einbusse erlitten hat, weil dieser so fest begründet war, dass er ursprünglich fremde Elemente mit seinem Geiste erfüllen und durchdringen konnte.

Und wenn das vielgestaltige und farbenreiche Leben, das im Elsass des Mittelalters und der Reformationszeit herrschte, auch stets einen Zug ausgeprägter Stammeseigenart getragen hat, so hat es sich deswegen doch niemals losgelöst aus dem Rahmen des allgemeinen deutschen. Mit Deutschland war das Elsass ja nicht nur politisch verbunden, sogar die Natur selber, die das Land durch einen hohen Wall von dem romanischen Westen abtrennte, hat es mit deutlichem Finger auf den deutschen Osten hingewiesen. Mit ihm war es auf das Innigste verknüpft, der Rhein hat niemals ein Hindernis in der Gemeinsamkeit der seine Ufer bewohnenden deutschen Stämme dargestellt. Sowohl das Bistum Strassburg, wie die Herrschaft Lichtenberg hatten ausgedehnte Besitzungen im heutigen Baden, der elsässische Sundgau, wie der badische Breisgau waren in österreichischer Hand vereinigt, Strassburg war im Mittelalter nahezu ständig verbündet mit den rechtsrheinischen Städten Freiburg und Breisach. Es giebt kaum eine grössere elsässische Herrschaft, die nicht auch auf der rechten Seite des Rheins Besitz innegehabt hätte; andererseits griff die Grafschaft Württemberg auf elsässischen Boden hinüber. So waren die Lande zu beiden Seiten des Oberrheins durch zahllose Bande hinüber und herüber miteinander verbunden. Es war in der That nur e i n e Landschaft, das schöne und reiche Thal des Oberrheins; nicht dieser bildete eine Grenze: Strassburg war nicht nur für das Elsass, sondern in gleichem Masse für die entsprechenden Teile des heutigen Baden der Mittelpunkt eines sehr regen und fruchtbaren Verkehrs; seine Bevölkerung empfing ebensosehr von der badischen wie von der elsässischen Seite des Rheins unausgesetzt und reichlich strömenden Zuwachs. Eine Grenze bildeten nur die beiden Schwestergebirge, und wenn im oberrheinischen Gebiete Landfrieden geschlossen wurden, so pflegte man das zu schützende Ge-

biet zu umgrenzen mit einer Linie, die sich über die Kammlinien des Wasgau und des Schwarzwaldes dahinzog und beide Seiten der oberrheinischen Ebene miteinander vereinigte. So fest wurzelte im Bewusstsein des Volkes der Glaube an die Gemeinsamkeit des so nahe verwandten Landes und Volkes zu beiden Seiten des deutschen Stromes!

So war in der That nicht die Gefahr vorhanden, dass bei aller eigenartigen Stammesausprägung das elsässische Leben einmal in provinzieller Selbstgenügsamkeit den Zusammenhang mit dem grossen Vaterlande preisgeben würde. Es war zu eng durch die staatliche Zusammengehörigkeit, durch die Gemeinschaft des Blutes und der Sprache und durch die Natur des Landes mit ihm verbunden und verwachsen. Und als die staatliche Zusammengehörigkeit für einige Jahrhunderte gelöst wurde, zerrissen die übrigen Bande nicht, die das Elsass unauflöslich an Deutschland fesseln: die Gemeinsamkeit des Empfindens und Denkens, das Band der gleichen Sprache blieben bestehen. Mochten sie auch unter der langen Dauer der Fremdherrschaft leiden und in dem Bewusstsein der grossen Masse zu schwinden beginnen, es hat doch zu allen Zeiten bis zum Tage der Erfüllung ein kleines, aber auserwähltes Häuflein von Männern in elsässischen Landen gegeben, die im klaren Bewusstsein ihres Deutschtums diese Gemeinsamkeit gepflegt und hochgehalten haben.

Wie tiefe Wunden trotzdem durch die Einfügung in ein fremdes Staatswesen nicht allein dem deutschen Leben, sondern dem geistigen Leben des Elsass überhaupt geschlagen worden sind, kann man leicht ermessen, wenn man die überquellende geistige Fruchtbarkeit unseres Landes, als es noch im friedlichen Wettstreit der deutschen Stämme Unsterbliches schuf, vergleicht mit der unheimlichen Stille und Oede der französischen Provinz. Die Tüchtigkeit des elsässischen Stammes hat seinen Angehörigen zwar auch in Frankreich die Wege geebnet: eine lange Reihe elsässischer Namen ist mit den ruhmreichsten Epochen der französischen Kriegsgeschichte aufs innigste verknüpft. Aber das geistige Leben dieses deutschen Landes hat unermesslichen Schaden gelitten durch seine Einfügung in ein fremdes Staatswesen und die dadurch angebahnte Loslösung aus dem Zusammenhang mit dem deutschen Kulturleben, auf dessen Grundlage sich alles, was wir in Mittelalter und Neuzeit Bewundernswertes im Elsass finden, gebildet hatte.

Ein Bruch mit der Vergangenheit ist der schwerste Schlag, von dem ein Volk betroffen werden kann. Weun ein Volksstamm, der in trüben Zeiten durch die Gewalt der Waffen aus der politischen Gemeinschaft mit seinen Sprachgenossen und Blutsverwandten herausgerissen wurde, sich soweit der Fremdherrschaft fügt, dass er beginnt, auch die ideelle nationale Gemeinsamkeit den politischen Verhältnissen zum Opfer zu bringen, so spricht er damit über sich selber das Todesurteil aus. Sein geistiges Leben muss notwendigerweise veröden, denn dies kann nur blühen bei gesunden nationalen Verhältnissen, nicht aber wenn ein Stamm mit einer ruhmreichen nationalen Vergangenheit in frevelhaftem Leichtsinn bricht, wenn er die einfache Schönheit und Wahrhaftigkeit der Sprache seiner Väter verachtet und seine Zunge ausschliesslich in einer fremden Sprache abmüht, in der er doch das, was sein Herz er-

füllt, nicht zu vollem, reinem Ausdruck bringen kann, weil seinem angeborenen Denken und Empfinden der Geist dieser Sprache als etwas Fremdes gegenübersteht; wenn er alles das aufopfert, was seine Ahnen als ihre teuersten Güter hoch gehalten haben, um damit nicht einmal das zu erreichen, dass er von der Nation, der gegenüber er den Stolz seines angeborenen Blutes schändet, als gleichwertig anerkannt werde.

Im Elsass ist der Zusammenhang mit dem deutschen Leben niemals vollständig verloren gegangen, und was man auch urteilen mag über das, was während der 25jährigen Dauer der deutschen Herrschaft erreicht oder nicht erreicht worden ist, das kann niemand bestreiten, dass dieser Zusammenhang eine entschiedene Kräftigung erfahren hat. Und das ist es vor allen Dingen, was not thut, denn in der Sprache ist ja die grosse Masse der Elsässer dem Deutschtum erhalten geblieben.

Mag es vielleicht noch lange dauern, einst muss die Zeit kommen, in der die deutschen Ahnen des elsässischen Stammes in ihrer Heimat wieder zu Ehren kommen werden; dann werden die Elsässer ihrer grossen Väter, die sie so lange verleugnet haben, wieder würdig sein und an dem Kulturleben unserer deutschen Nation in freudiger und fruchtbringender Mitarbeit teilnehmen.

Dass es heute noch Elsässer giebt, die die angenommene welsche Unnatur noch nicht abgestreift haben, kann den Blick in die Zukunft nicht trüben: was wider die Natur ist, kann nicht bestehen. Deswegen musste die Fremdherrschaft trotz jahrhundertelanger Dauer wieder fallen; und deswegen werden sicherlich auch die letzten Spuren, die sie zurückgelassen, aus dem deutschen Lande verschwinden.

II. Die Germanisation des Elsass.

Es ist bekannt, dass schon zur Zeit der römischen Herrschaft germanische Stämme zur linken Seite des Oberrheins ansässig gewesen sind: die Vangionen, Nemeter und Triboker standen in einem Freundschaftsverhältnis zu Rom. Aber es darf wohl als sicher angenommen werden, dass weder sie noch die gallische Urbevölkerung des Oberrheins, in deren Mitte sie sich niedergelassen hatten, der unwiderstehlichen Assimilationskraft Roms gegenüber sich lange erhalten haben. Jedenfalls war zu der Zeit, als die Völkerwanderung die Grenzen des römischen Weltreiches ernstlich zu gefährden begann, das westlich des Limes gelegene Land, also das heutige Elsass, Baden und der grösste Teil Württembergs, von einer kelto-romanischen Bevölkerung bewohnt, bei deren Zusammenwachsen germanische Elemente wohl nur eine geringe Rolle gespielt haben.

Als dann das Römerreich, von den grossen germanischen Wandervölkern im Herzen getroffen, am Boden lag und die Legionen, die bisher die Grenze am Rhein geschützt hatten, zur Bekämpfung der dringenden Not ins Innere des Reiches gezogen werden mussten, da war das Hindernis gefallen, das den schon lange unruhigen westgermanischen Stämmen bis dahin die Ausbreitung über die erstrebenswerten Gebiete des Rheins und des östlichen Galliens unmöglich gemacht hatte. Der Pfahlgraben war schon im 3. Jahrhundert für Rom verloren gegangen und später nur noch vorübergehend militärisch besetzt worden. Jetzt — zu Beginn des 5. Jahrhunderts — war auch die Rheingrenze endgültig gefallen. Ein grosses alemannisches Reich erstand und breitete sich aus über Baden, das Elsass, die Pfalz und weithin über das eigentliche Gallien.

Die Grenzen des Alemannenreiches konnten sich wie die der übrigen germanischen Stämme, die durch die Völkerwanderung vom heimatlichen Boden losgerissen waren, nicht mit den Grenzen des alemannischen Stammes decken. Wohl beruhte die Gründung des grossen Alemannenreiches nicht lediglich auf einem Akte militärischer Machtentfaltung: Es handelte sich nicht etwa um den Erfolg eines Alemannenheeres, das durch die Gewalt der Waffen fremde Gebiete von grosser Ausdehnung der politischen Herrschaft seines Stammes unterwarf; an der Begründung dieses Reiches hatte der ganze Stamm Anteil. Mit der Ausdehnung des politischen Herrschaftsgebietes des Stammes ging

eine solche seines Volkstumes Hand in Hand. Und wenn auch die Volksausbreitung nicht der plötzlichen Vorschiebung der politischen Grenze zu folgen vermochte, so wurden doch weite Gebiete des vernichteten römischen Reiches von dichten Scharen alemannischer Siedler erfüllt und damit der Grund gelegt zu einer Erweiterung des Gebietes unseres Volkstumes, deren Folgen wir noch heute täglich verspüren können und die fortwirken wird, solange es eine Geschichte giebt.

Andere germanische Stämme waren von den Wogen der Völkerwanderung lange Zeit umhergetragen, um endlich zur Ruhe zu kommen, nachdem sie einen Erdteil durchwandert; und auch die Grenze Europas hatte nicht immer vermocht, ihren Wanderzügen ein Ziel zu setzen. In weiter Ferne von den Landen, in denen das germanische Wesen erblüht war, hatten sie Reiche gegründet, die sich oft in kurzer Zeit zu hoher Blüte entfalteten. Aber losgerissen von der Muttererde des alten Stammlandes, inmitten einer an Zahl und an Gesittung weit überlegenen eingeborenen Bevölkerung, zersplittert in Atomen über ein weites Gebiet und ohne jeden direkten Zusammenhang mit Gebieten, in denen germanische Völker unvermischt und in ungebrochener Kraft sassen, konnten sie ihre nationale Eigenart nicht behaupten. Die meisten der germanischen Staaten, welche die Wanderung auf dem ehemaligen Boden des römischen Reiches hatte entstehen lassen, wurden in kurzer Zeit ihres nationalen Charakters entkleidet. Die Staaten bestanden zum Teil fort, auch die germanischen Dynastieen und Herrengeschlechter erhielten sich zum Teil, wenigstens in ihren verwälschten Nachkommen, aber die Stämme, die diese Staaten geschaffen, verschwanden aufgesogen von der Mehrheit des beherrschten Volkes. Das Ergebnis war ein ungeheurer Verlust des Germanentums, dessen Gewicht noch dadurch verdoppelt wurde, dass diese unschätzbaren Bestandteile unseres Volkstums nicht einfach verschwunden waren; ihre Nachkommen lebten noch, aber durch ihr Aufgehen in die romanisierten Provinzialen Galliens, Italiens, Spaniens hatten sie diesen verfallenden Völkern neue Lebensgeister eingehaucht und die Entstehung neuer Nationen und neuer nationaler Staaten auf den Trümmern des Römerreiches angebahnt. Niemals hätten diese dem deutschen Volke gegenüber eine so selbständige Rolle spielen, ein so unabhängiges Dasein behaupten können, wenn sie nicht aufgefrischt worden wären durch das Blut der germanischen Weltstürmer, das den entstehenden romanischen Nationen zu einer Quelle nie versiegender Jugendkraft wurde.

Wie die Franken, so wurden auch die Alemannen nicht von dem Strudel der Völkerwanderung erfasst und in die entlegensten Lande hinweggeführt. Beide Stämme haben zwar weite Gebiete des Römerreiches an sich gerissen, aber sie thaten es nicht wie die eigentlichen Wanderstämme durch einen Aufbruch des gesamten Volkes mit Weib und Kind und beweglicher Habe: die Ausdehnung des politischen Machtbereiches wurde bei ihnen herbeigeführt durch eine kriegerische Aktion, nicht durch eine Wanderung des ganzen Stammes. Und im engen Zusammenhang mit dieser kriegerischen Aktion geschah es, dass ein Teil des Stammes zum Wanderstab griff, um in den neu erworbenen oder noch zu erwerbenden Gebieten eine neue Heimat zu suchen. Diese

Wanderung von Bruchteilen des alemannischen Stammes begann nicht erst, nachdem die Nachbargebiete der Römerherrschaft endgültig entrissen waren; noch während ihrer Dauer, während der wechselvollen Kämpfe um den Oberrhein, nahm bereits die friedliche Invasion deutscher Bauern im Elsass ihren Anfang. Schon seit der Mitte des 4. Jahrhunderts war ein Streifen am linken Ufer des Ober- und Mittelrheins von Alemannen besiedelt. Eine Masseneinwanderung erfolgte indessen erst, nachdem im Beginn des 5. Jahrhunderts der Sturz des Römerreiches besiegelt war. Aber auch was jetzt geschah, war keine Völkerwanderung, es war Kolonisation. Und dank dem Umstande, dass sich die eroberten Teile des Römerreiches unmittelbar an das germanische Stammesgebiet anschlossen, das nicht preisgegeben wurde, sondern für die grosse Masse der Bevölkerung nach wie vor die Heimat blieb, haben auch die Bestandteile des Stammes, die auf gallischem Boden eine neue Heimat fanden, den Zusammenhang mit den Stammesgenossen des alten Vaterlandes nicht verloren. Sie wurden daher kein Verjüngungsdünger für das Romanentum; sie bewahrten ihre angestammte Sprache und ihr germanisches Bewusstsein, und die von ihnen eingenommenen Gebiete wurden dauernd unserer Nationalität gewonnen.

Nach der Art von Kolonisten, denen das Schwert den Weg gebahnt hatte, haben sich die Alemannen nicht unterschiedslos über das ihren Stammsitzen zunächst gelegene Gebiet des römischen Weltreiches ausgebreitet. Als ein Herrenvolk, das sich auf das Recht der Eroberung stützte, zogen sie ein in unterworfene Lande und wählten in ihnen zu ihrer Niederlassung die Teile aus, die ihnen als die besten und fruchtbarsten erschienen. Als ein Volk von Ackerbauern wurden sie nicht angezogen von der Oede der undurchdringlichen Gebirgswaldungen; die Thäler des Hochgebirges versprachen ihrem Getreidebau nur einen geringen Ertrag, und auch die niedrigeren Vorberge waren zum Teil nur für den Weinbau geeignet, für dessen Erfordernisse und Bedingungen der Alemanne aus seiner rauhen Heimat kein eingehendes Verständnis mitbringen konnte. Daraus erklärt es sich leicht, dass die Alemannen nicht damit begannen, die ihnen am nächsten gelegenen unwirtlichen Teile des Schwarzwaldes zu bevölkern; in ihnen fanden sie keinen Ort, der sie einlud, zu bleiben und Hütten zu bauen. So blieb der Schwarzwald in seinen höheren Teilen noch längere Zeit von Siedelungen der Germanen wenig in Anspruch genommen und diente hier und da der aufgescheuchten romanischen Provinzialbevölkerung als Zufluchtsort. Das Vorkommen von Ortsnamen im Gebirge mit Formen wie Welschensteinach, Welschbollenbach, Waldulm (alte Form Walhulm) und Sasbachwalden (Sasbachwalhen) und einige bis ins spätere Mittelalter erhaltene Flurnamen unzweifelhaft romanischer Herkunft [1]) machen es zur Gewissheit, dass in einigen Hochthälern des Schwarzwaldes sich romanische Bevölkerungsreste erhalten haben bis in eine Zeit, in der das Thal des Oberrheins schon lange unserer Sprache und Nationalität anheimgefallen war.

[1]) Vgl. hierüber Schultes Ausführungen in der Zeitschr. f. Gesch. des Oberrheins, Neue Folge, Bd. IV, S. 300—314.

Dies Thal des Oberrheins war das eigentliche Kolonisationsgebiet des alemannischen Stammes, in seiner ganzen Ausdehnung sowohl rechts wie links des Rheinstromes; das heutige Baden wie das Elsass und die Pfalz hat er mit seinen Siedelungen erfüllt. Dieser gesegnete Landstrich hat auf die Alemannen eine ausserordentlich starke Anziehungskraft ausgeübt; in dichten Massen scheinen sie in das Land eingezogen zu sein, in dessen niederem Teil erhebliche Reste der römischen Provinzialbevölkerung kaum fortbestanden haben dürften. Von der Römerstadt Argentoratum wissen wir aus urkundlichen Quellen, dass sie lange Zeit öde und unbewohnt dagelegen hat. Eine germanische Ansiedelung Strassburg lehnte sich an sie an; diese erfüllte sie erst später mit neuen Bewohnern und dehnte dann auch ihren deutschen Namen auf sie aus. So geschah in Strassburg das, was bei den übrigen bedeutenderen Römerstädten des Rheins ganz unerhört ist: sie alle haben ihre alten vorgermanischen Namen bewahrt, wenn auch selbstverständlich nicht ohne grössere oder geringere Ummodelungen durch die germanische Zunge; in Strassburg allein wurde der alte Name völlig verdrängt und ausgemerzt durch eine selbständige rein deutsche Form.

Diese Thatsache allein deutet schon mit aller Bestimmtheit darauf hin, dass in den Gebieten des Oberrheins, speziell im Elsass, das alemannische Germanentum seine Eigenart mit einer Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit zur Geltung gebracht hat, die sich von der dem Romanentum mehr entgegenkommenden Haltung des ebenfalls kolonisierenden und germanisierenden Stammes der Franken wesentlich unterscheidet. Und mit dieser Beobachtung stimmt es auch überein, dass sich in der elsässischen Ebene noch vorhandene Reste vorgermanischer Bevölkerung durch die mittelalterlichen Urkunden durchaus nicht feststellen lassen, während dies innerhalb des Kolonisationsgebietes des fränkischen Stammes allerdings möglich ist [1]).

Was in Bezug auf Strassburg urkundlich bezeugt ist, muss für die übrigen Römerstädte des Oberrheins als wahrscheinlich gelten: auch Windisch, Speier, Worms und Mainz scheinen, von den Germanen zunächst nur geplündert und zerstört [2]), noch lange als Trümmerstädte inmitten germanischer Bauernsiedelungen dagelegen zu haben. Die römische Bevölkerung dieser einst blühenden Städte war in den jahrhundertelangen Kämpfen um den Besitz des Oberrheins dahingeschwunden. Und wenn schon die festen Städte aus dieser kampferfüllten Zeit als menschenleere Trümmerhaufen hervorgingen, wieviel musste das offene Land gelitten haben, das dem Schwerte jeder einbrechenden Germanenschar in erster Linie preisgegeben war! Jeder der zahllosen germanischen Raubzüge hatte hier Opfer an Menschenleben gefordert; die fortschreitende Vernichtung der romanischen Landbevölkerung hatte schon zur Zeit der römischen Herrschaft zu einer allmählichen Neubesiedelung der verödeten Grenzstriche durch alemannische Bauern geführt. Und als die Macht des Römerreiches am linken Rheinufer vollends zusammen-

---

[1]) Vgl. Deutsche und Kelto-Romanen S. 60 f.

[2]) Vgl. Gutsche-Schultze, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern, I, S. 162.

brach, da kann von der Provinzialbevölkerung wohl nichts mehr vorhanden gewesen sein als sehr dürftige Ueberreste. Das Land, in das sich jetzt ungehindert der Strom des Alemannentums ergiessen konnte, war nicht nur politisch herrenlos geworden, sondern auch privatrechtlich. Weite Fluren lagen brach und harrten des Bebauers. Und wenn nun der Alemanne als neuer Herr von ihnen Besitz ergriff, so bedeutete dies im wesentlichen die Neubesiedelung eines menschenleer gewordenen Landes.

Nur so ist es erklärlich, dass das niedere Land fast wie mit einem Schlage von den Alemannen überschwemmt und dem Deutschtum gewonnen wurde. Ohne allen Zweifel stellt sich die elsässische Ebene schon im frühen Mittelalter, sobald die Urkunden reichlich genug fliessen, um überhaupt ein Urteil zu ermöglichen, als ein durchaus deutsches Land dar; eine Fülle deutsch benannter Orte lässt schon auf eine verhältnismässig dichte Bevölkerung schliessen, und nur eine ganz geringe Anzahl von Ortsnamen zeigt ein Aeusseres, in dem die ursprüngliche Bevölkerung dürftige Spuren ihres Daseins zurückgelassen hat.

Was will es neben der Unzahl deutscher Ortsnamen besagen, wenn sich vereinzelte Formen wie Brocomagus = Brumath, Columbaria = Colmar, Hiliciaco = Illzach und Mussig südöstlich Schlettstadt in der elsässischen Ebene erhalten haben? Das Kelto-Romanentum, von dessen einstigem Vorhandensein diese Namen Zeugnis ablegen, war ja längst vor dem ersten Erscheinen unserer mittelalterlichen Urkunden von dem das Land erfüllenden Germanentum aufgesogen und in ihm untergegangen.

Wenn man absieht von den Ueberbleibseln antiker Kultur, die in der einst dicht bevölkerten römischen Provinz erklärlicherweise in grosser Menge vorhanden sind, erscheinen die Spuren, welche die vorgermanische Bevölkerung zurückgelassen hat, in der That sehr gering. Jedenfalls muss die Besiedelung der elsässischen Ebene durch die Alemannen sehr schnell, mit verhältnismässig bedeutendem Menschenmaterial und mit geringer Schonung noch vorhandener Ueberbleibsel der einheimischen Bevölkerung vor sich gegangen sein, sonst könnten dort die vorgermanischen Ortsnamen nicht so nahezu völlig von deutschen Namensbildungen verdrängt worden sein. In den Flurnamen vollends ist von vorgermanischen Sprachresten kaum noch eine Spur zu entdecken, und wenn sich unter ihnen trotzdem Hindeutungen auf die verschwundene ältere Bevölkerungsschicht finden lassen, so werden diese nicht dargestellt durch Konservierung vorgermanischer Sprachbestandteile, sondern durch direkte Hinweise in deutscher Sprache. So geschieht es z. B. in Epfig, wo im Jahre 1364 in lateinischer Urkunde ein „ager uf dem Tiergarten nebent der Walhe graben“ [1]) erwähnt wird.

Sind in der elsässischen Ebene Ortsnamen, die an die vorgermanische Bevölkerung erinnern, verhältnismässig selten, da, wo die Gebirgslandschaft beginnt, treten die kelto-romanischen Namen den deutschen gegenüber sogleich in den Vordergrund. Schon die

---

[1]) Str.Bez.A. G 4721[7].

Linie der Vorberge ist von Norden nach Süden markiert von einer Reihe solcher Namen: wo der Hagenauer Forst in die Gebirgslandschaft übergeht, haben wir Matra = Ober- und Nieder-Modern, es folgt Zabern mit Hohbarr, das in den mittelalterlichen Urkunden die unzweifelhaft der keltischen Sprache entstammende Form Borre zeigt, weiter Wangen mit der abgegangenen, aber in den Urkunden des 14. Jahrhunderts noch häufig genannten Nachbargemeinde Schanlit; im Eingange des Breuschthales stossen wir auf Mutzig, an das sich weiter nach Süden zu Berse = Börsch, Walf und Barr, letzteres unverkennbar gleichen keltischen Sprachstammes wie die französischen Barle-Duc, Bar-sur-Aube u. a., anschliessen; es folgen Epfig und am Eingang des Leberthales Castenetum = Kestenholz, endlich Rubiacum = Rufach und Zell. Und um alle diese Ortschaften gruppenweise herumgelagert und sie miteinander verbindend, erscheinen die uns jetzt so vertrauten Bildungen auf -weiler und -weier, die aber doch ursprünglich nicht deutsch sind, sondern die ersten Anfänge einer neuen romanischen Nomenklatur, wie sie sich unter dem Einflusse und den Nachwirkungen der Völkerwanderung bildete, darstellen. Und wenn wir die älteren Ortsnamen Galliens, wie sie aus der Zeit des Römerreiches oder von früher her auf uns gekommen sind, unter dem Sammelbegriff kelto-romanischer Ortsnamen vorgermanischer Entstehung zusammenfassen, so haben diese auf die Bezeichnung romanischer Ortsnamen nachgermanischer Entstehung oder etwa franko-gallischer Ortsnamen Anspruch. In der Ebene des Elsass nur hier und da zerstreut und meist vereinzelt vorkommend, werden sie häufig und treten in dichter Gruppenlagerung auf, sobald die Ebene in die Gebirgslandschaft übergeht, und verbreiten sich mit den verwandten Bildungen auf -ville, -court, -ménil, -mont u. a. über einen grossen Teil des nördlichen Frankreich bis an die Loire [1]). In die eben dargestellte Reihe vorgermanischer Ortsnamen in den Vorbergen der Vogesen fügen sich von ihnen ein Formen wie Buxovillare = Buchsweiler, Kirweiler, Monsweiler, Romansweiler, Kossweiler, Gressweiler, Goxweiler, Gertweiler, Ittersweiler, Blienschweiler, Scherweiler, Orschweiler, Rappoltsweiler, Hunaweier, Reichenweier, Ammerschweier, Morschweiler, Orschweier, Wattweiler und viele andere. Dies Zusammentreffen ist äusserst bedeutungsvoll; denn die vorgermanischen Ortsnamen für sich allein würden nur beweisen, dass hier einmal eine kelto-romanische Bevölkerung ansässig gewesen ist. Ueber deren Dauer lässt sich aus ihnen nichts erschliessen: sie kann bald nach der alemannischen Einwanderung verschwunden sein, oder sie kann sich noch längere Zeit behauptet haben. Wenn sich aber in ihrer nächsten Nähe zahlreiche romanische Ortsnamen nachgermanischer Entstehung nachweisen lassen, so ergiebt sich daraus, dass, nachdem die elsässische Ebene bereits den deutschen Einwanderern anheimgefallen war, in dem Gebiete der Vorberge des Wasgau die eingeborene Bevölkerung noch ziemlich unerschüttert gewesen sein muss und zunächst noch

[1]) Vgl. meine eingehenden Untersuchungen über diesen Gegenstand in „Deutsche und Kelto-Romanen“, Kap. I, und „Das deutsche Sprachgebiet Lothringens“, Kap. VI, sowie unten Kap. V.

gekräftigt wurde durch den Zuzug von Provinzialen aus der an das Germanentum verlorenen Ebene. Die dadurch notwendig gewordenen Neugründungen von Ortschaften erhielten Namen von der Art, wie sie in einem grossen Teile des nördlichen Galliens nach der Völkerwanderung in sehr grosser Zahl entstanden.

Wenn sich schon in der Linie der Vorberge hinsichtlich der Ortsbenennung so in die Augen fallende Unterschiede zu der Ebene ergeben, so wäre noch eine Steigerung dieses Kontrastes in den höheren Teilen des Gebirges zu erwarten, wenn diese auf eine ebenso lange Siedelungszeit zurückblicken könnten wie die Ebene. Aber auch so finden sich dort auf jetzt deutschem Boden nichtdeutsche Ortsbenennungen häufig genug, und Namen wie Mauri monasterium = Maursmünster, Turestoldus = Dürstel, Domnus Basolus = Domfessel, Ascovillare = Assweiler, Weiler, Wanzel, Meisengott, Metzeral, Urbis, Bitschweiler bilden den Uebergang zu der reinfranzösischen Nomenklatur desjenigen Teiles des Wasgau, der sich bis auf diesen Tag seine romanische Sprache und Nationalität bewahrt hat.

Aber es sind nicht allein die Verschiedenheiten in Bezug auf die Erhaltung romanischer Ortsbenennungen, die uns berechtigen, auf so grosse Gegensätze in den Bevölkerungsverhältnissen unseres Landes zu schliessen; in weit höherem Grade zwingt dazu die Gestaltung der deutschen Ortsnamen des Elsass. Wer das Elsass nur ganz oberflächlich kennt, dem ist es gewiss aufgefallen, welche ausserordentlich grosse Anzahl von Orten Namen auf -heim führt. Das ganze Land vom Hagenauer Forst bis Mülhausen ist von ihnen bedeckt; in grösseren Bezirken, wie z. B. in der Umgegend von Strassburg, sind sie so häufig, dass andere Formen neben ihnen fast gar nicht vorkommen.

Diese Namen auf -heim haben ein sehr hohes Alter: in den frühesten Urkundungen des Mittelalters finden wir sie vertreten, die uralten Denkmäler des Weissenburger Stifts sind erfüllt von ihnen [1]),

[1]) In Band I der Strassburger Studien (1883) S. 101 ff. hat A. Socin die in den bekannten Traditiones Wizenburgenses, sowie in anderen gleichalterigen elsässischen Urkunden enthaltenen Namen zusammengestellt. In diesen Auszügen von nur 321 Urkunden, welche den Zeitraum von 695—861 umfassen, sind nicht weniger als 128 Ortsnamen auf -heim erwähnt. Von ihnen befinden sich 18 im Gebiete der Pfalz und Rheinhessens; die übrigen 110 gehören dem Elsass an. Dabei betrifft die grosse Mehrzahl dieser Urkunden das nördlichste Elsass, das grossenteils dem Gebiete der Heimorte gar nicht mehr angehört. Eine drastischere Bestätigung für das hohe Alter dieser Ortsnamenform kann es gar nicht geben, denn bei der geringen Zahl der zu Grunde liegenden Urkunden und bei der Vernachlässigung des südlichen Elsass liegt es auf der Hand, dass diese genannten 110 elsässischen Heimorte nur einen Teil der in Wirklichkeit vorhandenen darstellen können. Und wenn heute die Gesamtzahl dieser Orte im Elsass 243 beträgt (nach Schiber; in Wirklichkeit muss sie etwas höher berechnet werden, vgl. S. [28]), so wird man sich nicht dem Schlusse entziehen können, dass bereits innerhalb des oben angegebenen Zeitraumes — und jedenfalls näher an seinem Anfange als an seinem Ende — die Entstehung der elsässischen -heim ihren Abschluss gefunden hat; dass zur Zeit dieser Urkundungen und schon vorher die grosse Menge der elsässischen Heimorte bereits vorhanden war. Und dieser Schluss wird durch das völlige Fehlen dieser Ortsnamenform bei der später vollzogenen Besiedelung des Gebirges vollauf bestätigt.

und es kann keinem Zweifel unterliegen, dass sie, die durch ihre grosse Zahl dem elsässischen Lande einen so charakteristischen Stempel aufdrücken, der ältesten Schicht deutscher Namengebung im Elsass angehören, dass sie — und dafür spricht auch ihre topographische Anordnung — die ältesten Niederlassungen der germanischen Siedeler auf elsässischem Boden umfassen.

Man mache nicht den Einwurf, dies könne nicht der Fall sein, da die Ortsnamen auf -heim bekanntermassen Siedelungen des fränkischen Stammes bezeichnen und die Bevölkerung des Elsass ja alemannisch ist. Die als Anregung zum Studium der Ortsnamen so ausserordentlich schätzbaren Arbeiten Arnolds haben auf diesem Gebiete geradezu unheilvoll gewirkt, indem man in weiten Kreisen die kühnen Ahnungen, die der auf neuen Bahnen wandelnde Forscher selber in der ersten Begeisterung des Findens für mehr gehalten hat, für unantastbare Dogmen nahm. So hatte sein Werk den von ihm gewiss am wenigsten beabsichtigten Erfolg, dass ein tieferes Studium der Ortsnamen zu historischen Zwecken auf eine lange Reihe von Jahren hinaus vollständig unterblieb. Arnold schien ja alle Fragen gelöst zu haben: -ingen und -weiler mussten nun einmal alemannisch, -heim fränkisch sein. Das war so schön klipp und klar und ermöglichte eine so reinliche und vor allen Dingen kinderleichte Abgrenzung der alten deutschen Stammesgebiete, dass man kaum wünschen durfte, dass der Standpunkt der Wissenschaft sich einmal in diesem Punkte ändern würde. Und wenn jemand einmal ein Programm zu schreiben hatte oder sonst den Drang zu wissenschaftlicher Bethätigung in sich verspürte, so brauchte er nur sein engeres Heimatsgebiet vorzunehmen und nach den Arnoldschen Dogmen auszuschlachten, so konnte er in kürzester Frist und mit vollständiger Schonung seiner geistigen Kräfte eine Arbeit leisten, von der viele Leute, vielleicht gar er selber glauben mochten, sie habe irgend welchen wissenschaftlichen Wert.

Mit so rührender Sorglichkeit pflegt weder die Natur noch die Geschichte auf die Bequemlichkeit der Forschung bedacht zu sein, wie es bei Richtigkeit der Arnoldschen Aufstellungen erscheinen müsste. Und von vornherein wäre es doch eine sehr auffällige Erscheinung, wenn -ing, die nicht nur bei allen deutschen, sondern bei allen germanischen Stämmen übliche Bildungsform des Patronymikon, einzig und allein von den Alemannen in der Form -ingen, und das ebenso allgemein germanische -heim nur von den Franken zur Bildung von Ortsnamen angewandt worden wäre. Es ist doppelt unerfindlich, wie sich die Arnoldschen Hypothesen so zähe erhalten konnten, dass man noch heute überall auf ungläubiges Schütteln des Kopfes stösst, wenn

---

Für ihn spricht weiter auch die Thatsache, dass H. L. v. Jan in seiner Zusammenstellung der bis zum Jahre 900 urkundlich erwähnten elsässischen Ortsnamen (Das Elsass zur Karolingerzeit in der Zeitschr. f. Gesch. des Oberrheins, N. F., VI, S. 193 ff.) 187 Formen auf -heim aufweist (unsichere Identifizierungen habe ich nicht mitgerechnet). Dieser bedeutende Zuwachs der Socinschen Zusammenstellung gegenüber erklärt sich weniger durch die geringfügige Vorrückung der Zeitgrenze von 861—900, als durch die Heranziehung eines ausgedehnteren urkundlichen und chronikalen Quellenmaterials.

man ihnen zu widersprechen wagt, wenn man erwägt, dass das angeblich alemannische -ingen auf dem Gebiete des bayerischen Stammes gegenwärtig zwar in der Form -ing, früher aber genau wie im Alemannengebiete als -inga, -ingen überaus häufig ist, dass das angeblich fränkische -heim im Gebiete der Friesen, sowohl im Hannöverschen wie in Schleswig-Holstein, in der gegenwärtig korrumpierten Form -um, bei den Angelsachsen sehr zahlreich als -ham und auch bei den Skandinaviern nicht selten angetroffen wird.

Die Thatsache springt ja allerdings in die Augen, dass das dichtere Auftreten gewisser Ortsnamentypen in der Regel regional beschränkt ist; aber das berechtigt doch nicht, irgend einen solchen Typus einem nicht immer mit besonderer Sorgfalt ausgewählten Stamme als Monopol zuzuweisen. Sicherlich ist die Arnoldsche Stammesbestimmung von -heim und -ingen ein arger Missgriff; das beweisen allein schon die beiden Thatsachen, dass in dem fränkischen Deutsch-Lothringen und Luxemburg die Ortsnamen auf -ingen, in dem alemannischen Elsass dagegen diejenigen auf -heim die entschieden vorherrschenden sind, und zwar in solchem Masse, dass in Lothringen neben 305 -ingen nur 15 -heim und im Unterelsass neben 173 -heim nur 10 -ingen vorkommen. Dabei ist zu bemerken, dass von den 10 unterelsässischen -ingen 6 im Kanton Drulingen und 3 im Kanton Saarunion, also zusammen 9 im westvogesischen Teile des Kreises Zabern, im sogen. krummen Elsass liegen, das geographisch und ethnographisch zu Lothringen gehört. Es verbleibt mithin im eigentlichen Unterelsass nur ein einziger Ort auf -ingen, das im Kanton Truchtersheim gelegene Dürningen. Im Oberelsass stehen einander gegenüber 70 Ortsnamen auf -heim und 19 auf -ingen. Von diesen 19 ist kein einziger vorhanden in den Kreisen Colmar, Gebweiler und Rappoltsweiler; sie sind zusammengedrängt in den äussersten Süden des Landes (10 im Kreise Altkirch, 7 im Kreise Mülhausen und 2 im Kanton St. Amarin), mit Ausnahme der letztgenannten 2, die den Hochvogesen angehören, in das später ausführlicher zu behandelnde [1]) Gebiet der jurassischen Vorberge des südlichsten Oberelsass. Im ganzen elsässischen Teil der oberrheinischen Ebene — auf diese kommt es uns hier besonders an — befindet sich also nur ein einziger Ortsname auf -ingen einer Mehrheit von Formen auf -heim gegenüber, welche die Zahl 200 bedeutend überschreitet.

Dies Zahlenverhältnis würde noch weit mehr zu Gunsten der -heim sprechen, wenn Schiber [2]), dessen Zusammenstellungen ich hier

---

[1]) Vgl. unten S. 403 [107].

[2]) Schiber, Die fränkischen und alemannischen Siedelungen in Gallien, besonders im Elsass und Lothringen. Strassburg 1894, S. 92 ff. — Auf die hier gegebene tabellarische Zusammenstellung verweise ich auch für meine weiteren Ausführungen. Leider ist Skandinavien und Grossbritannien nicht berücksichtigt. Auch hat der Verf. das im friesischen wie auch im niedersächsischen Gebiet auftretende -um nicht als Korruption eines ursprünglichen -heim erkannt. So kommt es, dass in seiner Tabelle für das Gebiet Schleswig-Holsteins und Oldenburgs irrtümlich -heim überhaupt nicht, für Hannover und Westfalen mit den Ziffern 12 bezw. 14 entschieden zu niedrig angegeben ist. Eine genaue Statistik über die Verbreitung der deutschen Ortsnamentypen wird überhaupt erst dann möglich

benutze, mehr Rücksicht auf die historische Entwickelung der Ortsnamen genommen und dementsprechend eine Form wie Erstein, die in den mittelalterlichen Urkunden stets Erstheim lautet, weiter Geispitzen (Geispolzheim), Rüstenhart (Rueschheim), Niederenzen (Niedern-Eisheim), Oberenzen (Eisisheim), Heiteren (Heiderheim), Wolfganzen (Wolfgangesheim), Bergbieten und Hangenbieten (beide Bütenheim) den Namen auf -heim zugezählt hätte. Eine für historische Zwecke aufgestellte Ortsnamenstatistik hätte auch die abgegangenen Orte nicht vollständig ignorieren dürfen. Auch durch sie wäre die Zahl der Ortsnamen auf -heim nicht unerheblich vermehrt worden; ich erwähne nur in Kürze Ostheim (abgeg. bei Isenheim), Sappenheim (abgeg. bei Banzenheim), Sermersheim (abgeg. bei Regisheim), Sundheim (abgeg. bei Rufach), Wigenheim (abgeg. bei Sennheim), Woffenheim (abgeg. bei Hl. Kreuz). Weitere Formen dieser Art kann sich jeder mit Leichtigkeit aus dem topographischen Wörterbuch von Stoffel zusammenstellen.

Für unsere Zwecke genügt dieser Hinweis, denn das Mitgeteilte bietet eine völlig ausreichende Bestätigung meiner obigen Behauptung, dass in dem fränkischen Lothringen die angeblich alemannischen -ingen und im alemannischen Elsass die angeblich fränkischen -heim ein erdrückendes Uebergewicht haben, dem gegenüber die nach der Arnoldschen Hypothese zu erwartenden -heim in Lothringen und -ingen im Elsass nahezu verschwinden.

Damit ist das Arnoldsche Dogma geradezu auf den Kopf gestellt. Und angesichts der örtlichen Gruppierung und Begrenzung gewisser Ortsnamentypen, durch die ihrer Zurückführung auf Stammesunterschiede ohne Frage Vorschub geleistet worden ist, wird man sich bescheiden müssen, festzustellen, dass zu gewissen Zeiten, namentlich bei Neubesiedelung eines Landes, ein bestimmter Ortsnamentypus für eine begrenzte Gegend ein Uebergewicht erlangt, so dass die grosse Mehrzahl der in der Zeit der Neubesiedelung gegründeten Orte ihm angehört. Dass dies thatsächlich der Fall ist, kann man überall bestätigt finden, wo eine historisch nachweisbare Massenkolonisation stattgefunden hat. So haben wir in der elsässischen und pfälzischen Ebene überwiegend -heim, ebenso im vlämischen Belgien, -ingen in Lothringen, Luxemburg, Württemberg, der Schweiz und Bayern (heute -ing); in den weiten ostelbischen Siedelungsgebieten herrscht -hagen in ähnlicher Weise vor. Und es ist ja nichts begreiflicher als diese Einförmigkeit der Namengebung, wenn ein starker Strom stammverwandter Kolonisten sich über ein neu zu besiedelndes Gebiet ergiesst, wenn in einer kurzen Spanne Zeit neue Ortsnamen zu Hunderten neu entstehen; auf dem Boden solcher Zustände müssen Analogiebildungen und Nachahmungen, die ohnehin so tief in der menschlichen Natur wurzeln, in üppigster Fülle gedeihen.

Diese Einförmigkeit der Ortsbenennungen in Kolonialgebieten

sein, wenn — wie für einen grossen Teil der französischen Departements, sowie für das Elsass und Baden schon vorhanden — auch für die übrigen deutschen Landschaften topographische Wörterbücher vorliegen werden, aus denen die urkundliche Entwickelung der Ortsnamenformen und die im Laufe der Jahrhunderte vorgekommenen Wüstungen ersehen werden können.

einer einheitlichen Bevölkerung — von modernen Nationalitätsmischungen kann hier natürlich keine Rede sein — ist in solchem Masse die Regel, dass man den allgemeinen Satz aufstellen kann: Wo immer in einer begrenzten Gegend die Ortsbenennung ein starkes Ueberwiegen eines einzelnen Grundwortes zeigt, hat Massenkolonisation stattgefunden. Entsprechend sehen wir denn auch dort, wo die ansässige Bevölkerung sich ungestört aus dem Urzustande zur Sesshaftigkeit entwickelt hat, eine weit grössere Mannigfaltigkeit von Grundworten in den Ortsnamen, die das Ueberwiegen einer einzelnen Form in dem Masse, wie es etwa in den Kolonialgebieten des Elsass und Lothringens stattfindet, vollständig ausschliesst.

Insofern die Kolonisation eines jeden der Gebiete, die durch die Völkerwanderung unserer Nationalität gewonnen worden sind, sich überall auf die kriegerische und friedliche Expansionskraft eines bestimmten Stammes begründet hat, besteht nun allerdings ein Zusammenhang zwischen den hier angewandten Ortsnamentypen und den kolonisierenden Stämmen. Es ist eine unzweifelhaft richtige Beobachtung, dass ein Teil der Ortsnamen auf -heim auf dem Boden des fränkischen Stammes liegt und von diesem erzeugt ist. Aber es heisst doch diese richtige Beobachtung bis ins Unglaubliche verallgemeinern, wenn man daraufhin alle Ortsnamen dieser Art für die Franken in Anspruch nimmt, wenn man überall dort, wo sie in grösseren oder kleineren Gruppen auftreten, fränkische Siedelungen sehen will.

Ein fester, unüberschreitbarer Damm wird nun dieser Theorie durch die geographische Verbreitung der Ortsnamen auf -heim sofort entgegengestellt: Die Orte dieser Bildung in Skandinavien können niemals in irgend welchem Zusammenhang mit dem Frankenstamm stehen. Ihr dortiges Vorkommen charakterisiert diese Bildung als über den Rahmen des deutschen Sprachgebietes hinausgehend, als allgemein germanisch.

Aber trotzdem könnte ja — und das ist die heute herrschende Meinung — im Verbreitungsgebiet des deutschen Zweiges der Germanen das -heim an die Franken gebunden sein. Trotz der inneren Unwahrscheinlichkeit, die dieser Anschauung anhaftet und darin besteht, dass das Wort „Heim“ in sämtlichen deutschen Dialekten vertreten, wie wenige Wörter zur Bildung von Ortsnamen geeignet ist, dass ferner thatsächlich im Gebiete eines jeden deutschen Stammes mit -heim gebildete Ortsnamen vorkommen, deren Erklärung durch fränkische Einwanderung nur dann notwendig sein würde, wenn das Wort „Heim“ bei den übrigen deutschen Stämmen nicht gebräuchlich gewesen wäre — der Beweis dafür müsste erst erbracht werden —, muss auch hierauf sachlich eingegangen werden.

England gilt heute als ein Land nicht deutscher, sondern germanischer Bevölkerung, obwohl es ethnographisch zu Deutschland in einem gänzlich anderen Verhältnis steht als Schweden, Norwegen oder Dänemark. Während die germanische Bevölkerung der letztgenannten Länder schon in der Urzeit von den deutschen Germanen geschieden war, ist England erst in historischer Zeit, im Beginne des Mittelalters von überwiegend festländischen, also deutschen Germanen kolonisiert

und germanisiert worden. Und hier in dem englischen Siedelungsgebiete der Sachsen, Angeln, Jüten und Friesen finden wir auf einmal Verhältnisse, die denen der oberrheinischen Kolonisationsgebiete ähnlich sehen wie ein Haar dem andern: auch hier ein massenhaftes Auftreten der Ortsnamen auf -heim (-ham)! Fränkische Einwanderung kann hier ebensowenig gewirkt haben wie in Norwegen; die germanische Ortsbenennung Englands kann nur zurückgeführt werden auf diese wenigen eingewanderten Stämme, von denen derjenige der deutschen Sachsen der grösste war. Wenn diese teils germanischen, teils deutschen Stämme in ihrem Kolonisationsgebiete so zahlreiche Orte auf -heim gegründet haben, so ermöglicht dies einen Rückschluss auf die Verhältnisse des Festlandes. Die Sachsen und Friesen haben in England den Beweis erbracht, dass ihnen die Fähigkeit, Ortsnamen auf -heim zu bilden, in hohem Grade innegewohnt hat. Es liegt daher nicht die geringste Veranlassung vor, für die Entstehung der in ihrem festländischen Siedelungsgebiete vorkommenden entsprechenden Ortsnamen fränkische Einwanderung anzunehmen.

Der Gegensatz, der in dem dicht gedrängten Vorkommen der Ortsnamen auf -heim in Teilen des fränkischen Stammesgebietes im Verhältnis zu ihrer grösseren Zerstreutheit in Westfalen und Hannover gefunden werden kann und der jedenfalls dazu verleitet hat, in diesem Frankengebiete der dicht gesäeten Heimorte das Gebiet ihrer Entstehung zu sehen, von dem aus sie sich nach den verschiedensten Richtungen durch die Wanderungen der herrschenden Rasse auch über das Gebiet anderer Stämme verbreitet haben, ist ja nur ein scheinbarer, der sich leicht auflöst, wenn wir an oben Ausgeführtes anknüpfen.

Die Gebiete, in denen jetzt eine fränkische Mundart geredet wird und in denen Ortsnamen auf -heim in auffallend grosser Zahl vorhanden sind, also vornehmlich Flandern, die Rheinpfalz und Rheinhessen, waren nicht ursprünglich von Deutschen bewohnt; es sind Gebiete deutscher Massenkolonisation. Daher das auffallende Hervortreten eines bestimmten Ortsnamentyps.

Westfalen und Hannover hingegen sind altsächsischer Stammesboden, auf dem nicht von einer von aussen gekommenen Massenbesiedelung die Rede sein kann wie in Flandern und der Pfalz, wo die Einförmigkeit der Ortsbenennung noch dadurch gefördert wurde, dass sich die deutschen Neusiedeler ergossen über eine vorhandene romanische Schicht, deren Ortsbenennungen in ihrer grossen Mehrzahl spurlos verschwanden. Wäre hier vorher schon ein anderer germanischer Stamm ansässig gewesen, so hätten die Neusiedeler jedenfalls viele der ihnen leicht verständlichen Namensformen übernommen und bis auf unsere Zeit erhalten. Und das würde ohne Frage einen grösseren Formenreichtum in der Ortsbenennung zur Folge gehabt haben.

So erklärt sich die in Westfalen und Hannover herrschende grössere Mannigfaltigkeit in der Ortsbenennung sehr leicht daraus, dass hier in verhältnismässiger Ungestörtheit eine germanische Bevölkerung sich von einer niederen Kulturstufe zur Sesshaftigkeit entwickelt und bis auf unsere Tage erhalten hat.

Auch hier ist die Ortsnamenbildung mit -heim nicht selten, aber ein Uebergewicht dieser oder einer anderen Form ähnlich dem in Flandern und der Pfalz beobachteten ist hier schon durch die grössere Mannigfaltigkeit der Formen ausgeschlossen.

Ein solches Bild bieten die alten sächsischen Stammlande; aber sobald die Sachsen kolonisatorisch auftreten, ändert es sich mit einem Schlage. Der Vielgestaltigkeit der Ortsbenennungen im Stammlande tritt schroff eine entschiedene Einförmigkeit im Kolonialgebiete gegenüber. Und ganz wie bei den fränkischen Neusiedelungen tritt auch bei der sächsischen Ortsbenennung Englands -heim in den Vordergrund.

Diese Beobachtung legt einen fundamentalen Irrtum klar, der in der Ortsnamenforschung manches Unheil angerichtet hat. Nicht dort ist der Ursprung und Ausgangspunkt einer bestimmten Ortsnamenform zu suchen, wo sie, in dichtgedrängter Masse auftretend, einer ganzen Gegend ein charakteristisches Gepräge verleiht. Wo solche Einförmigkeit in der Namengebung herrscht, ist überall Kolonisationsgebiet, und früher als dort muss die angewandte Ortsnamenform im ursprünglichen Gebiete des betreffenden Stammes vorgekommen sein. Wenn sie auch in diesem aus den angeführten leicht begreiflichen Gründen nicht scharenweise auftritt, hier war sie zuerst vorhanden, von hier hat sie der wandernde Stamm in seine neue Heimat mitgenommen, und nicht ist sie umgekehrt von den Gebieten ihres massenhaften Auftretens ausgestrahlt in die weniger durch sie charakterisierten Gegenden.

Somit ist die Bildung von Ortsnamen auf -heim ausser für die Franken auch für die Sachsen und Friesen dargethan. Auch der fränkische Stamm zeigt wie die Sachsen und Friesen ein massenhaftes Auftreten dieser Form nur in seinen Kolonisationsgebieten. —

Es wird wohl niemand bestreiten, dass angesichts dieser Thatsachen von einer Notwendigkeit, die elsässischen Ortsnamen dieser Art auf die Franken zurückzuführen, nicht mehr die Rede sein kann. Dies Gebiet ist nachweislich im 5. Jahrhundert von Angehörigen des alemannischen Stammes besiedelt und germanisiert worden; noch heute wird von seiner Bevölkerung ein ausgesprochen alemannischer Dialekt geredet. Worauf gründet sich also die jetzt herrschende Meinung von der fränkischen Herkunft dieser Bildungen? Warum konnten nicht auch die Alemannen — gleichwie es die Franken, Friesen und Sachsen gethan haben — bei ihren Kolonialgründungen sich des Grundwortes -heim zur Benennung ihrer neuen Siedelungen bedient haben?

Was für den fränkischen Ursprung unserer elsässischen Ortsnamen auf -heim angeführt werden kann, ist einzig und allein die Thatsache, dass nach der Niederwerfung des Alemannenreiches durch Chlodwig um die Wende des 5. zu dem 6. Jahrhundert eine fränkische Einwanderung sich über das Gebiet der Besiegten ergossen hat. Aber, um von den nördlicheren Gebieten zu schweigen, im Elsass kann von einer massenhaften fränkischen Einwanderung schon deswegen keine Rede sein, weil hier mit Ausnahme des schmalen nördlichsten Striches um Weissenburg die alemannische Mundart ihre Herrschaft behauptet hat. Mögen auch die Alemannendörfer fränkischen Grundherren zins-

pflichtig geworden sein, jedenfalls waren die mit ihnen ins Land gekommenen Bestandteile des Volkes der Sieger den ansässigen Alemannen gegenüber eine so geringe Minderheit, dass sie ihre Stammesart nicht zu behaupten vermochten, sondern in kurzer Zeit von der Masse der einheimischen Bevölkerung assimiliert wurden.

Von einer Einwanderung, die sich in so kurzer Zeit und so vollständig in Sprache und Art der vorgefundenen Landesbevölkerung angleicht, wie es mit den Franken im Elsass der Fall gewesen ist, darf man von vornherein nicht erwarten, dass sie sehr deutliche und zahlreiche Spuren in der Ortsbenennung ihres Einwanderungsgebietes hinterlassen haben könnte, besonders wenn sie in ihm eine zwar durch Stammesart, aber nicht national von ihr geschiedene Bevölkerung antraf, so dass die vorgefundenen Ortsnamen ihr vollkommen verständlich waren und zu einer Neu- bezw. Umnennung der Orte durchaus kein Grund vorlag.

Wenn nun dem gegenüber die Thatsache in Erscheinung tritt, dass in der elsässischen Ebene — auf diese kommt es hier nur an, da, wie sich im folgenden ergeben wird, die Gebirgslandschaft erst in weit späterer Zeit von Deutschen besiedelt und zum Teil germanisiert worden ist — die Ortsnamen auf -heim nicht nur ein erdrückendes Uebergewicht haben, sondern sogar, wie oben gezeigt, nahezu alleinherrschend sind, so kann es für die Anhänger der Frankentheorie nur zwei Möglichkeiten der Erklärung geben: Entweder sind Orte auf -heim Neusiedelungen der fränkischen Einwanderer. Dann müsste man — was mit den geschichtlichen Thatsachen im entschiedensten Widerspruch steht — annehmen, dass die eigentliche Deutschbesiedelung des Elsass erst durch die Franken geschehen sei; dann müsste auch aus der geringen Zahl der vorhandenen sonstigen Ortsnamenformen geschlossen werden, dass die fränkische Bevölkerung über die alemannische ein erdrückendes Uebergewicht gehabt hätte. Dies numerische Uebergewicht hätte unbedingt dadurch zur Geltung kommen müssen, dass aus der Mischung der Dialekte der so entschieden durch das Zahlenverhältnis begünstigte fränkische als Sieger hervorgegangen wäre.

Aber gerade das Gegenteil ist eingetreten: heute herrscht im Elsass eine alemannische Mundart! — In welchen Orten des Landes haben denn überhaupt die Alemannen gesessen, wenn die auf -heim von Franken bewohnt waren? Dass die Orte auf -weiler für die Alemannen nicht in Betracht kommen können, ist längst erwiesen. Bleibt also in der ganzen elsässischen Ebene neben verschwindend wenigen Bildungen anderer Art ein einziger Ort auf -ingen. Der muss ja — wie die Anhänger Arnolds zugeben werden — unbedingt alemannischen Ursprungs sein. Aber können denn die Hunderte von Heimorten der elsässischen Ebene von dem einen -ingen aus alemannisiert worden sein? Diese Frage beantwortet sich selbst. Jeder wird diese Möglichkeit verneinen, auch wenn er dem einzigen Orte auf -ingen sämtliche ausser -heim und -weiler in der elsässischen Ebene vorkommenden Ortsnamen hinzuzählen dürfte.

Es ergiebt sich also mit zwingender Notwendigkeit: Es ist nicht daran zu denken, dass die elsässischen Orte auf -heim in ihrer Gesamt-

heit Siedelungen einer fränkischen Bevölkerung waren. Das alemannische Element muss bei ihnen von vornherein nicht nur in starker, sondern sogar in überwiegender Zahl beteiligt gewesen sein.

Wer nun noch auf dem fränkischen Ursprung der -heim beharrt, muss sich auf den Standpunkt zurückziehen, dass die mit -heim benannten Siedelungen des Elsass zwar nicht als von einer fränkischen Bevölkerungsmasse begründet und ursprünglich bewohnt zu betrachten seien, dass dagegen die Namengebung fränkisch sei, hervorgerufen und behauptet durch die Herrenstellung der fränkischen Stammesangehörigen den numerisch überwiegenden Alemannen gegenüber. Bei dem entschiedenen Ueberwiegen der Ortsnamen auf -heim in der Ebene, in der die Franken ja bereits eine ziemlich dichte alemannische Bevölkerung angetroffen haben müssen, verbietet sich die Annahme, als seien die Orte auf -heim erst durch die Frankeneinwanderung entstanden etwa als Herrensiedelungen von fränkischen Edlen über alemannische Hintersassen. Da eine solche Annahme an vorfränkischen Siedelungen des Alemannenstammes, der doch in manchen Teilen der Ebene schon mehr als hundert Jahre ansässig war, so gut wie nichts übrig liesse, bleibt nur noch die Möglichkeit der Erklärung durch Umnennung schon vorhandener Alemannensiedelungen.

Aber selbst wenn die Franken irgend ein Interesse daran gehabt hätten, die Alemannensiedelungen, deren Namen ihnen keinerlei Schwierigkeit nach irgend welcher Richtung bereiten konnten, neu zu benennen, mit welchen Mitteln hätten sie es durchsetzen sollen, die seit hundert Jahren eingebürgerten alemannischen Namen, die im Munde der grossen Menge der Landesbevölkerung sich von Generation auf Generation vererbten, so vollständig auszutilgen? Sie, die nur eine kleine Minderheit innerhalb des angesessenen Alemannenstammes ausmachten, so klein, dass sie in kürzester Zeit ihres Dialekts und ihrer Stammeseigenart völlig entkleidet wurden, sie sollten diesen harten und eigensinnig alles Fremde ablehnenden Stamm zur Preisgabe seiner Ortsnamen vermocht haben! Welch ein nie gesehenes Schauspiel würde sich da im Elsass bieten: Die alemannische Mundart behauptet sich fast in der ganzen Ausdehnung des Landes, aber ihre Ortsnamen verschwinden so gut wie vollständig! Wo wir sonst Wandelungen der Nationalität feststellen können, lässt sich überall die Beobachtung machen, dass die Ortsnamen die Sprache, der sie ihr Dasein verdanken, überdauern. Ueberall dort ist eine Sprache verschwunden, aber die von ihr geschaffenen Ortsnamen bestehen zum grossen Teile noch durch Jahrhunderte, ja so lange fort, dass in manchen Fällen uns nur noch durch sie Kunde wird von dem einstigen Dasein einer verschwundenen Sprache.

Im Elsass wäre es genau entgegengesetzt gewesen: hier hat sich die alemannische Mundart unerschüttert behauptet; aber ihre Ortsnamen wären während ihrer ungebrochenen Herrschaft verschwunden, verdrängt von den Umnennungen einer fränkischen Minderheit, die so schwach war, dass sie nicht einmal ihre Stammeseigenart zu behaupten vermochte! Ein radikaler Umschwung im Bestande der Ortsnamen, wie er sogar bei einem Wechsel der Nationalität sehr selten ist, vollzogen bei nahezu uneingeschränkter Kontinuität der sprachlichen Ent-

wickelung! Das ist unmöglich; solange eine Sprache am Leben bleibt, leben auch die von ihr geschaffenen Bezeichnungen von Orten fort, sofern nicht die Orte selber eingehen und dem Gedächtnis des Volkes entschwinden. Bemächtigt sich ein fremdes Volk oder ein fremder Stamm des Landes, so pflegen bei selbständiger Siedelung neue Namen in der neuen Sprache zu entstehen, eine Umnennung vorhandener findet auch wohl mit der fortschreitenden Ausbreitung des eingewanderten Volkes über die Gebiete der Eingeborenen statt. Diese neuen Ummodelungen können zu allgemeiner Geltung gelangen, wenn es den Einwanderern gelingt, die Sprache der ursprünglichen Bevölkerung zu verdrängen und die ihrige an deren Stelle zu setzen. Aber solange die ursprüngliche Sprache noch im Munde eines Teiles der Landesbevölkerung fortlebt, werden in ihr auch die ursprünglichen Namensformen angewandt werden. Und wenn die Sprache der früheren Bevölkerung endlich verdrängt sein wird, werden doch noch manche Orte die von ihr geprägten Namen trotz der neuen Sprache weiter führen, um erst allmählich von dieser ohne Umnennung durch das Wirken neuer Lautgesetze umgestaltet zu werden.

Es ist möglich, dass die fränkische Einwanderung im Elsass einige Orte neu gegründet und mit selbständigen Namen benannt hat; es ist auch möglich, dass einige dieser Namen oder ihre Mehrzahl mit -heim gebildet war. Aber die elsässische Ebene war zur Zeit der fränkischen Einwanderung schon seit 100 Jahren von den Alemannen besiedelt; die grosse Mehrzahl der in ihr vorkommenden Ortsnamen ist auf -heim gebildet. Nimmt man diese für fränkische Siedelungen in Anspruch, so bleibt für die schon vorher vorhandenen und keineswegs verdrängten Alemannen schlechterdings kein Raum mehr übrig. Da die Alemannen aber irgendwo gewohnt haben müssen, da sie der noch heute herrschenden und im Elsass niemals merklich eingeengten alemannischen Mundart zufolge eine erdrückende Mehrheit ausmachten, müssen sie die Heimorte bewohnt haben, weil sonstige Namenbildungen in der Ebene kaum in Betracht kommen. Die grosse Menge dieser Orte, die sich auch urkundlich bis in die früheste Zeit zurückverfolgen lassen und deren Benennungsform bei der späteren Besiedelung des Gebirges nicht mehr angewandt wurde, muss daher schon vorhanden gewesen sein, als die Siedeler des Frankenstammes in das besiegte Land einzogen; sie muss mit denselben Namen benannt gewesen sein, denn die alemannische Mundart, die auch nach der Frankeneinwanderung ihre unumschränkte Herrschaft behauptet hat, hätte sicher die ursprünglichen abweichenden alemannischen Formen — wenn solche vorhanden gewesen wären — auf uns kommen lassen. Hätte die fränkische Einwanderung wirklich — was eine durchaus unglaubwürdige und unbeweisbare Hypothese ist und nur von Anhängern der versinkenden Arnoldschen Theorie als letzter Strohhalm ergriffen wird — den Versuch gemacht, den ihnen durchaus verständlichen Ortsnamen eines nahe verwandten Stammes eigene Formen zu substituieren, so wären diese sicher mit dem Dialekte der Namengeber verschwunden. Dagegen bürgt die Dauer der alemannischen Mundart für die Erhaltung der durch sie geprägten Ortsnamenformen.

Wenn mithin die Verhältnisse des Elsass mit aller nur wünschenswerten Bestimmtheit zu dem Schluss zwingen, dass die grosse Menge seiner Orte auf -heim nicht fränkischen, sondern alemannischen Ursprungs ist, so erübrigt es nur noch, einen Blick auf die Gebiete älterer alemannischer Siedelung zu werfen. Und da sehen wir, dass fast genau so, wie wir es vorher bei den Franken, Sachsen und Friesen beobachtet haben, auch in dem altalemannischen Siedelungsgebiete östlich des Pfahlgrabens Ortsnamen auf -heim in nicht geringer Zahl vertreten sind, weit zahlreicher allerdings als im altsächsischen Gebiete, aber nicht entfernt so überwiegend wie in den westlichsten Kolonisationsgebieten des alemannischen Stammes. In der ältesten alemannischen Kolonie auf ehemals römischem Boden, im heutigen Königreich Württemberg, überwiegen noch die -ingen (311), aber nächst ihnen kommen sogleich die -heim (103), deren Zahl ein Drittel von derjenigen der -ingen ausmacht. Je weiter nach Westen, oder mit anderen Worten, je jünger die alemannische Siedelung, um so mehr treten die -heim den -ingen gegenüber in den Vordergrund. In Baden kommen sie (104) den -ingen (137) schon annähernd gleich, um in der Ebene des Elsass nahezu alleinherrschend zu werden; hier steht ihnen nur noch ein einziges -ingen gegenüber.

Nachdem oben der Nachweis erbracht worden ist, dass durch das Gebiet der elsässischen -heim nicht eine fränkische, sondern eine alemannische Kolonie bezeichnet wird, kann nun auch nicht mehr die Rede davon sein, dass die geringere Zahl der -heim in Baden darauf schliessen liesse, dass zunächst allein das linke Rheinufer dem Frankenreiche einverleibt und kolonisiert worden sei. Alle solche und ähnliche Folgerungen, die man zur Aufhellung der fränkischen Urgeschichte an die Ausbreitung der Ortsnamen auf -heim angeknüpft hat, brechen in sich zusammen.

Wie für die Franken, Sachsen und Friesen, ist jetzt auch für die Alemannen die selbständige Bildung von Ortsnamen auf -heim erwiesen. Aehnlich wie bei diesen Stämmen finden wir auch hier in den Gebieten älterer Ansässigkeit keinen unbedingt überwiegenden Ortsnamentyp; erst in den Kolonialgründungen wird die Ortsbenennung einförmig, und während in Württemberg und Baden die -heim noch mit den -ingen um den Vorrang streiten, werden sie erst in der jüngsten Kolonie, im Elsass, alleinherrschend.

Was man auch einwenden mag, das bisherige fränkische Monopol der -heim ist gebrochen. Und auch mit der Einschränkung, die hier und da gemacht worden ist, dass ein einzelner derartiger Name nichts für fränkische Niederlassungen beweisen könne, sondern nur ein gruppenweises Auftreten, kann es nicht mehr aufrecht erhalten werden, nachdem sich ergeben hat, dass ausser den Franken von den germanischen Stämmen des Festlandes auch die Sachsen, Friesen und Alemannen sich in massenhafter Gründung von Heimorten bethätigt haben. Es fehlen also nur noch die Bayern; auch in ihrem Gebiete finden sich Ortsnamen auf -heim, wenn auch nicht massenhaft. Manche von ihnen sind vielleicht von den vorher in einem Teile des heutigen Bayern ansässigen Alemannen übernommen. Aber auch in den österreichischen

Kolonisationsgebieten dieses Stammes sind Ortsnamen auf -heim keine ungewöhnliche Erscheinung. Aus welchem Grunde sie von diesem Stamme allein unter allen deutschen Stämmen nicht massenhaft angewandt worden sind, darüber später einige Worte [1]). —

Ueberall auf unserem bisherigen Wege sind wir auf -ingen gestossen. Es sei daher gestattet, an dieser Stelle auch über diesen mit -heim in so engen Beziehungen stehenden Ortsnamentyp einige kurze Ausführungen folgen zu lassen. Wenn wir hier den umgekehrten Weg einschlagen wie bei den -heim, d. h. nicht von den durch ihre einförmige Nomenklatur am meisten in die Augen fallenden Kolonisationsgebieten, sondern von den alten Stammesbezirken ausgehen, so zeigt sich zunächst, dass wie -heim, so auch -ingen in den ältesten Siedelungsgebieten sämtlicher deutschen Stämme, soweit wir sie kennen, vertreten ist. Neben -heim findet es sich im Stammesgebiete der fränkischen Chatten, in den altsächsischen Landschaften Hannovers und Westfalens, in der Oberpfalz und im oberen Mainlande, wo die alten Sitze des alemannischen und bayerischen Stammes sich schwer voneinander scheiden lassen. Im alten Alemannengebiete des oberen Mains allerdings dürften spätere fränkische Wanderungen die ursprünglichen Namensverhältnisse stark beeinflusst haben.

Sei dem wie ihm wolle, auf jeden Fall finden wir aber im Kolonisationsgebiete eines jeden der genannten Stämme beide Formen vertreten, indem sie bald in buntem Gemenge liegen, bald in scharf getrennte Gebiete gesondert erscheinen, in denen die eine Form ein so entschiedenes Uebergewicht hat, dass ihr gegenüber die nur ganz ausnahmsweise auftretenden Namen der anderen Form kaum in Betracht kommen können. So liegen im fränkischen Flandern -heim und -ingen im Gemenge, während in dem ebenfalls fränkischen Deutsch-Lothringen und Luxemburg -ingen nahezu alleinherrschend ist; im alemannischen Württemberg und Baden mischen sich ebenfalls beide Formen, aber in der elsässischen Ebene herrscht -heim, während in der Schweiz -ingen überwiegt; im angelsächsischen Südosten Englands kommt neben -ham sehr häufig -ing vor. Das heutige Altbayern endlich ist Kolonisationsgebiet des aus Böhmen ausgewanderten Stammes; in ihm überwiegt -ing, aber daneben kommt auch -heim zur Geltung.

Es kann mithin nicht zweifelhaft sein, dass es keine Stammesunterschiede sind, die in erster Linie durch die Anwendung von -heim und -ing zum Ausdruck kommen. Diese allen deutschen Stämmen eigenen Ortsnamenformen bedeuten nicht charakteristische Merkmale einer bestimmten Stammeszugehörigkeit, sondern einer bestimmten Zeit. Sie sind die charakteristischen Namen der grossen Wanderungsepoche, zwar nicht in ihr entstanden, aber überwiegend in ihr angewandt. Schon in den alten Stammesgebieten hatte die Bildung dieser Namensformen begonnen, als unsere Altvorderen zur Sesshaftigkeit und zu geregeltem Ackerbau übergingen. Und als dann nicht lange darauf der Wall niedersank, mit dem Rom bis dahin der ungestümen Ausbreitungskraft der deutschen Stämme ein Halt geboten

[1]) Vgl. S. 333 [37].

hatte, als diese in dichten Scharen hinüberfluteten in das Gebiet des gestürzten Weltreiches, da nahmen sie diese gerade entstandenen Namensformen mit in das neu gewonnene Land. Ueberall sind es -heim und -ingen, nicht nur auf dem europäischen Festland, sondern auch in Grossbritannien, deren massenhaftes Vorkommen die durch die Völkerwanderung dem deutschen Leben gewonnenen Lande kenntlich macht.

Die Anwendung dieser Ortsnamenformen ist in eine verhältnismässig enge Zeit zusammengedrängt. Als im ausgehenden Mittelalter weite Gebiete des Ostens unserer Nationalität anheimfielen, da war es weder -ingen noch -heim, womit die neuen deutschen Siedelungen benannt wurden: nur ganz vereinzelt kommen solche Formen östlich der Elbe vor. Ja schon bedeutend früher, in der zweiten Phase deutscher Kolonisation im Elsass, die etwa mit dem Jahre 1000 abgeschlossen haben muss und von der unten ausführlicher die Rede sein wird, kommt -heim nicht mehr in Anwendung, -ingen allerdings noch sporadisch, obwohl die erste durch die Völkerwanderung hervorgerufene Besiedelung sich fast ausschliesslich auf diese Form der Namengebung beschränkt hatte.

Bei dem bayerischen Stamm, der ja bekanntlich durch Wanderung in seine heutigen Sitze gelangt ist nnd sich in ihnen erst konsolidieren musste, während andere deutsche Stämme schon weite Kolonisationsgebiete bevölkerten, beginnt die eigentliche Kolonisation von dieser neu gewonnenen Basis aus erst verhältnismässig spät. Die Zeit der massenhaften Heimgründungen, wie wir sie bei sämtlichen übrigen deutschen Stämmen mit einem in die Augen springenden Parallelismus antreffen, war schon vorüber, als er unserer Sprache und Gesittung die weiten Gebiete des Südostens unterwarf, deren vorherrschender Gebirgscharakter und die durch seinen Schutz erhaltenen zahlreichen Benennungen der vorgermanischen Bewohnerschaft zudem niemals eine so einheitliche Ortsbenennung hätten aufkommen lassen können, wie sie sich begünstigt durch die offene Ebene des Elsass oder das niedere Hügelland Lothringens entwickeln konnte.

Bis zu diesen Ergebnissen können wir auf Grund der geographischen Verbreitung der verschiedenen Ortsnamentype einstweilen fortschreiten. Verhalten sie sich auch zu dem bisherigen Stande der Wissenschaft auf diesem Gebiete vorwiegend negativ, mögen sie auch eine der Grundmauern erschüttern und zu Fall bringen, auf der seit Jahrzehnten weiter gebaut worden ist, so werfen sie dennoch ein klärendes Licht auf die deutschen Stammesverhältnisse zur Zeit der grossen Wanderung. Mag auch die Frage der einstigen Stammesabgrenzung nunmehr eines Mittels der Lösung beraubt sein, dessen man sich bisher mit Vorliebe bedient hat, die Forschung muss und wird Wege finden, auf denen dieser Verlust wieder gut gemacht wird.

Und kann denn die Erkenntnis eines Irrtums, wenn er auch noch so lange geglaubt und noch so zähe an ihm festgehalten wurde, einen Verlust für die Wissenschaft bedeuten? Schon jetzt ist durch die Aufdeckung dieses alten Irrtums in der Anwendung der Ortsnamen zu wissenschaftlich-historischen Zwecken mancher Widerspruch beseitigt, der, unter der Herrschaft der alten Dogmen erwachsen, schier unaus-

tilgbar erschien. Es hatte ja nur den trügerischen Schein der Klarheit, wenn man früher die Ortsnamen auf -heim den Franken und diejenigen auf -ingen den Alemannen zuwies. In Wirklichkeit, d. h. wenn man mit Hilfe einer Karte sich ein Bild von der damit gegebenen Stammesabgrenzung zu machen versuchte, ergab sich ein solches Tohuwabohu von Stammesmischungen über das ganze Gebiet des mittelalterlichen Deutschtums hinweg, dass wer es unternahm, diese Erscheinungen zu erklären, sich in die schlimmsten Widersprüche verwickeln, sich den ärgsten Sophismen in die Arme werfen musste, wenn er nicht vollständig mit den alten Arnoldschen Dogmen brach. Und wo einmal wie im Elsass oder in Lothringen durch das nahezu alleinige Vorkommen eines der beiden Type klare Verhältnisse zu herrschen schienen, wollte es des Schicksals Tücke, dass der nach den Arnoldschen Gesetzen in Lothringen zu erwartende Typus sich im Elsass befand und umgekehrt der im Elsass zu erwartende in Lothringen; da schlugen also die thatsächlichen Stammes- und Dialektverhältnisse der grauen Ortsnamentheorie schnurstracks ins Gesicht.

Solche schreienden Widersprüche, ein solches Wirrsal sind jetzt nicht mehr möglich. Jetzt ist den deutschen Stämmen ihr verkümmertes Recht an den Ortsnamen zurückgegeben, und es ist kein Widerspruch mehr, wenn im fränkischen Lothringen -ingen und im alemannischen Elsass -heim als charakteristischer und überwiegender Ortsnamentyp auftritt. Und was die Abgrenzung der einstigen Stammesgebiete betrifft, so erschien sie auf Grund der früheren Theorie wohl im Kopfe recht klar und reinlich, aber auf der Karte war sie schlechterdings unmöglich.

Aber man hatte doch wenigstens ein Mittel; es war zwar äusserst willkürlich, und wenn man es einmal anwenden wollte, so fand man nicht aus noch ein vor den sich antürmenden Widersprüchen; dennoch freute man sich seines Besitzes, und es war doch so reizvoll, auf niedersächsischem Boden ganz nach Gefallen Franken und Alemannen erscheinen zu lassen; und wie erfreulich war es, dass der fränkische Universalstamm uns so deutliche Spuren hoch oben im Elsass, tief in der Schweiz und mitten im urschwäbischsten Lande, kurz überall, wo man ihn nur zu haben wünschte, zurückgelassen hat!

Und jetzt? Hat man nun gar kein Mittel mehr zur Bestimmung der ehemaligen Stammesgrenzen? — Darauf soll jetzt noch nicht geantwortet werden. Begnügen wir uns einstweilen mit dem, was sich uns bisher mit Sicherheit ergeben hat. Der weitere Verlauf unserer Untersuchung wird noch manches Licht auf alles das, was wir soeben angeregt haben, fallen lassen. Und vielleicht findet sich dann, dem Ende zu, noch einmal Gelegenheit, mit grösserer Aussicht auf eine befriedigende Antwort auf die soeben gestellte Frage zurückzukommen[1]).

Weit schwerer noch als die Feststellung der alten Stammesgrenzen wird es sein, für etwa vorgekommene Stammesmischungen eine aus beweiskräftigem Material bestehende Grundlage zu gewinnen.

[1]) S. unten S. 383 [87] ff.

Gegenwärtig die einstige Stärke und Verbreitung fränkischer Elemente im Elsass festzustellen, dürfte sehr schwer halten, wofern es nicht unmöglich ist. Auf dem bisher eingeschlagenen Wege geht es jedenfalls nicht. Einen Versuch in dieser Richtung werde ich in den folgenden Blättern nicht unternehmen, denn ehe an diese Frage ernstlich herangegangen werden kann, muss die germanistische Philologie eine gründliche Erforschung der deutschen Dialekte in ihren geschichtlichen Wandelungen von den frühesten Denkmälern an unternommen haben, eine Aufgabe, die bisher kaum in Angriff genommen ist, ja zu der man noch nicht einmal die Quellen erschlossen hat. Urkunden in deutscher Sprache setzen erst mit dem 13. Jahrhundert ein und können zu diesem Zweck auch nur mit der grössten Vorsicht herangezogen werden, da sie trotz aller hier und da hervortretenden dialektischen Färbung doch nicht die Mundart des Volkes wiedergeben, sondern überall den vermittelnden Charakter der Schriftsprache zeigen. Das gilt sogar von den rein lokalen ländlichen Urkunden, den sogenannten Weistümern. Wenn auch in ihnen die dialektischen Eigentümlichkeiten mehr hervorzutreten pflegen, als in den aus grösseren Kanzleien hervorgegangenen Urkundungen, so würde man sich doch einer schweren Täuschung hingeben, wenn man ohne weitgehende Einschränkungen ihre Sprache als ein Denkmal des Ortsdialektes, wie er zur Zeit der Aufzeichnung gesprochen wurde, anerkennen wollte.

Um eine Grundlage für die historische Erforschung unserer Dialekte zu gewinnen, wäre es meines Erachtens vor allen Dingen von nöten, aus den Urkunden aller Zeiten — so weit man zurückkommen kann — die ländlichen Flurnamen zu sammeln. Dadurch würde ein ganz gewaltiges neues Material der Sprachforschung erschlossen werden. Eine Riesenarbeit, die aber unbedingt einmal gethan werden muss! Sie würde es ermöglichen, für jeden beliebigen Ort eine Fülle von Sprachmaterial, das aus seinem eigensten Sprachgeiste erwachsen, zusammenzubringen und somit ein sicheres Urteil über seine Dialekt- und Stammeszugehörigkeit zu fällen. Wer in Privaturkunden des Mittelalters gearbeitet hat, wird mir darin beistimmen, dass in ihnen die örtlichen Flurnamen in der Regel mit einer Treue wiedergegeben sind, die oft in einem geradezu auffälligeu Gegensatz zu der Urkundensprache selber steht; wie in lateinischen oder französischen Urkunden unvermittelt zur deutschen Sprache übergegangen wird, wenn es sich um die Beschreibung der Lage von Grundstücken handelt, so findet man auch in deutschen Urkunden bei der gleichen Gelegenheit einen Uebergang von der Schriftsprache zur Mundart. Die Namen von Feld und Flur waren eben aus der Mundart heraus geboren, uud wenn man sich auch bei Abfassung der Urkunde einer Schriftsprache bediente, an der mundartlichen Form der Flurnamen wurde — fand die Urkundung am Orte selbst oder in der sprachlich verwandten Nachbarschaft statt — nicht gerüttelt.

Aber von der Möglichkeit, solche Untersuchungen zu führen, sind wir heute noch weit entfernt. Die notwendigsten Vorarbeiten sind so gewaltig, dass sie die Kraft eines einzelnen nicht leisten kann. Wer z. B. auf diesem Wege die fränkischen Bestandteile im Elsass fest-

stellen wollte, müsste für jeden Ort des Landes eine Sammlung von Flurnamen aus lokalen Urkunden vornehmen, wobei Kopieen und Drucke, deren Zuverlässigkeit nicht völlig unzweifelhaft ist, ausgeschieden und nur Originalurkunden benutzt werden dürften. Und nach einer solchen kaum in einem Menschenalter zu leistenden Vorarbeit würde er vielleicht zu dem Ergebnis gelangen, dass die Flurnamen des alemannischen Elsass einen im wesentlichen einheitlichen Sprachcharakter zeigen, oder dass wenigstens in ihnen wie auch in der Mundart des Landes das eingewanderte Frankentum sich nicht in dem Masse zur Geltung hat bringen können, dass eine genauere topographische Fixierung möglich wäre.

Wenn daher von der Feststellung der fränkischen Elemente in der elsässischen Bevölkerung vor der Hand abgesehen — wir können es hier um so mehr, als diese Minderheit auf die Gestaltung der nationalen Verhältnisse des Elsass kaum erheblich eingewirkt haben dürfte — und wenn unter allen Umständen die Benützung der Ortsnamen auf -heim zu diesem Zwecke abgelehnt werden muss, so sind darum diese Orte für die Gestaltung unserer Bevölkerungsverhältnisse doch von der grössten Wichtigkeit.

So sehr sie im Elsass die überwiegende Ortsnamenbildungsform darstellen, uneingeschränkt ist ihr Herrschaftsgebiet trotzdem in diesem Lande nicht. Zunächst fällt in die Augen, dass sie in dem elsässischen Striche nördlich des Hagenauer Forstes so gut wie gar nicht mehr vorkommen. Und das ist um so auffallender, als hier jedenfalls die fränkische Einwirkung am stärksten gewesen ist; wird doch schon in Weissenburg und Umgebung ein fränkischer Dialekt gesprochen! Aber auf die erledigte Stammesfrage, die auch durch diese Thatsache in eigentümlicher Beleuchtung erscheint, soll hier nicht mehr eingegangen werden. Wichtiger für unseren Zweck der nationalen Grenzbestimmung ist jedenfalls die Abgrenzung der Namen auf -heim nach Westen zu.

Wenden wir ihr jetzt unsere Aufmerksamkeit zu, so finden wir, dass sich das Gebiet der Ortsnamen auf -heim im Elsass nach Westen zu erstreckt bis zur Westspitze des Hagenauer Forstes, diese mit Forstheim und Biblisheim umfassend, und von da begrenzt wird durch eine Linie, die in südwestlicher Richtung südlich an Buchsweiler vorüber bis in die Gegend nördlich von Zabern zieht, wo sie Dossenheim und Ernolsheim einschliesst. Von da an wendet sie sich nach Süden, Zabern in einer Kurve östlich umgehend, über Schweinheim, Wasselnheim, Dinsheim im Leberthal westlich Molsheim, Rosheim, Oberehnheim, Bergheim südlich Schlettstadt, Bebelnheim, Kienzheim, Pfaffenheim, Isenheim, Sennheim und Sentheim zur französischen Grenze bei Belfort.

Dergestalt das Elsass von Norden nach Süden durchziehend, schneidet diese Linie einen Streifen von wechselnder Breite ab, in dem noch die deutsche Sprache herrscht, aber Ortsnamenbildungen mit -heim nicht mehr oder doch nur ganz ausnahmsweise vorkommen. In dem ganzen westlich dieser Linie gelegenen elsässischen Gebirgsteil findet sich im auffälligsten Gegensatz zur Ebene nur ein mit -heim gebildeter Ortsname, Zittersheim nordöstlich Lützelstein. Aus dieser Thatsache ergiebt sich, dass das -heim im Elsass, wenn die mit ihm bezeichneten

Orte auch sicher überwiegend alemannisch gewesen sind, nicht in erster Linie als Stammesmerkmal aufzufassen ist. Die deutsche Bevölkerung des Elsass westlich der soeben gezogenen Linie ist ja ebensogut alemannisch wie die östliche; aber sie hat sich in auffallendem Gegensatz zu ihr nicht des Bildungswortes -heim zur Bezeichnung ihrer Wohnstätten bedient.

Wenn wir nun die weitere Beobachtung machen, dass die Westgrenze des Heimgebietes fast genau mit der Linie zusammenfällt, die wir oben als bezeichnend für das häufigere Auftreten romanischer Ortsnamen dargethan haben, so kann daraus nur erschlossen werden — was sich uns schon oben in weiterem Rahmen ergab —, dass die Namen auf -heim mehr für eine bestimmte Siedelungszeit als für einen bestimmten Stamm charakteristisch sind. Die deutschen Siedelungen westlich der Heimgrenze sind zu einer Zeit entstanden, als das Bildungswort -heim bei Entstehung neuer Ortschaften im Elsass nicht mehr angewandt wurde. Und da die deutsche Besiedelung dieses westlichen elsässischen Gebirgsstreifens den Urkunden und der Form der Ortsnamen zufolge schon in sehr früher Zeit stattgefunden haben muss, so bleibt für die Bildungen auf -heim nur die Möglichkeit, dass sie die erste deutsche Besiedelung des Elsass zur Zeit der Völkerwanderung durch die Alemannen bezeichnen. Dafür spricht vor allen Dingen ihre strenge Beschränkung auf die Ebene und das niedere Hügelland und ihre Ausdehnung bis zu der Linie, mit der die romanischen Namenbildungen häufiger werden.

Ohne Bedeutung für die Stammesverhältnisse sind die elsässischen -heim also doch nicht, wenn auch nicht in dem Arnoldschen Sinne. Und wenn sie auch nicht das gesamte Gebiet des elsässisch-alemannischen Stammes bezeichnen, so stellen sie es doch in seiner ursprünglichen Ausdehnung, wie es sich aus der germanischen Neubesiedelung des Landes ergeben hat, dar. Und dies ist für uns viel wertvoller als eine etwaige weitere und allgemeinere Bedeutung dieser Namen es sein könnte. Denn das Gesamtgebiet des elsässischen Alemannentums, seine jeweilige Ausdehnung nach Westen festzustellen, haben wir andere gute und anwendbare Mittel; aber von seiner ersten Besitznahme des Landes uns ein Bild zu machen, hätten wir keines, wenn nicht dieses.

Aber wir haben die Grenze des Heimgebietes noch nicht durch das ganze Elsass hindurch verfolgt; da, wo wir sie verlassen haben, hart an der französischen Grenze bei Belfort, wendet sie sich plötzlich in einem scharfen, fast spitzen Winkel nach Osten und streicht ebenso wie vorher östlich am Fusse der Vogesen jetzt an den nördlichen Vorbergen des Jura hin, indem sie die Orte Sentheim, Gewenheim, Didenheim, Zillisheim, Zimmersheim, Rixheim, Geispitzen, Waltenheim, Uffheim, Bartenheim, Brinkheim, Blotzheim, Hegenheim einschliessend die schweizerische Grenze erreicht. Das ist die elsässische Südgrenze des Heimgebietes. Nur zwei Orte dieses Typs, Tagolsheim und Walheim, sind auch hier im Thale der Ill über die eben gezogene Grenze hinausgeschoben. Der letztere von ihnen führt, bezeichnend genug, im 13. und 14. Jahrhundert den Namen Walhen, Walon, Walun, und das

augenscheinlich erst nachträglich angehängte -heim tritt urkundlich erst im 16. Jahrhundert auf[1]).

Und auch hier stellt die gezogene Linie nicht allein den Abschluss des Heimgebietes, sondern zugleich den Beginn des Bereiches der Ortsnamen auf -weiler dar, die auf der entgegengesetzten Seite dem Lauf der Linie folgen mit Formen wie Morweiler, Gildweiler, Ammerzweiler, Bernweiler, Heidweiler, Lümschweiler, Eschenzweiler, Dietweiler, Rantsweiler, Attenschweiler, Buschweiler, Wenzweiler und weiterhin über das ganze sich südlich anschliessende Gebiet in zahlreichen Formen zerstreut sind.

Genau dieselbe Erscheinung tritt denn auch bei der oben nur flüchtig berührten Nordgrenze des elsässischen Heimgebietes hervor: Am Südrande des Hagenauer Forstes hinziehend, umfasst sie die Orte Berstheim, Nieder-Schäffolsheim, Schirrheim, Sufflenheim, Leutenheim, Kauffenheim, Beinheim; und gegenüber am Nordrande des Forstes treten dann gleich Namen auf wie Schwabweiler, Reimersweiler, Hohweiler, Leitersweiler, Stundweiler, Kröttweiler u. a. m., denen in diesem ganzen nördlichsten Teile des Elass nur ein einziges Ingolsheim gegenübersteht.

Das Verbreitungsgebiet der Ortsnamen auf -weiler im Elsass ist durch die vorstehenden Ausführungen im grossen und ganzen bereits bestimmt. Im allgemeinen kann man sagen, dass da, wo die Ortsnamen auf -heim aufhören, diejenigen auf -weiler beginnen; im allgemeinen bildet die Grenze des Heimgebietes auch diejenige des Weilergebietes. Dass sie haarscharf sei und auf der einen Seite nur -heim, auf der anderen nur -weiler erscheinen liesse, wird niemand erwarten. Hier und da werden die Namen auf -heim nach der Grenze zu etwas dünner gesäet, und dann beginnen sich Formen auf -weiler unter sie zu mischen.

Da ich immer auch die vorgeschobensten Heimorte, wo sie nur noch in einem erkennbaren Zusammenhang mit dem Gebiete ihres massenhaften Vorkommens standen, mit in die Heimgrenze einbezogen habe, so ergiebt sich dadurch hier und da das Bild, dass eine meist streifenartig angeordnete Weilergruppe dieser Grenzlinie vorgelagert ist. Besonders ist dies der Fall im äussersten Nordwesten unseres Heimgebietes, wo zwischen dem Hagenauer Forst und Zabern der Charakter des Landes schon ziemlich bergig geworden ist. Hier mischen sich die Ausläufer der -heim mit den schon in grösserer Zahl auftretenden -weiler, und Merzweiler, Uhlweiler, Morschweiler, Geisweiler erscheinen daher diesseits der Grenzlinie, der sie sich aber in ihrer Anordnung durchaus anschliessen.

Dies ist auch das Gebiet, in dem sich auf Grund der ältesten Weissenburger Urkunden[2]) eine längere Dauer des Romanentums mutmassen lässt.

Im ganzen weiteren Verlauf der Heimgrenze finden sich nur noch ganz vereinzelt Weilerorte in etwas vorgeschobener Lage, so Zellweiler bei Barr, Mittelweier und Bennweier östlich Kaysersberg, Mun-

[1]) Stoffel 579.

[2]) Vgl. Witte, Deutsche und Kelto-Romanen S. 50 ff.

weiler bei Rufach, Berweiler, Bollweiler und Hartmannsweiler bei Sulz und Reichweiler bei Illzach, aber auch diese, mit Ausnahme des letztgenannten, in ununterbrochenem Zusammenhang mit dem Weilergebiet und meist in unmittelbarer Nachbarschaft von Orten vorgermanischer Namengebung.

Man kann also mit Recht sagen, dass die Gebiete der -heim und der -weiler im Elsass sehr scharf voneinander geschieden sind; zumeist getrennt durch eine klare und deutliche Linie, deren Bestimmtheit nur hier und da etwas durch den Umstand einbüsst, dass die Gebiete, wo sie zusammenstossen, etwas ineinander greifen und so vorübergehend ein Uebergangs- und Mischgebiet an die Stelle der sonst herrschenden auffallend deutlichen Scheidelinie tritt.

Oestlich schliesst sich dann das Gebiet der elsässischen Ebene an, in dem die Karte fast nur Ortsnamen auf -heim verzeichnet. Nur ganz selten taucht aus diesem Meere der Heimnamen eine Weilerinsel auf: Hart am Südrande des Hagenauer Forstes findet sich Bischweiler mit Rohrweiler (um 780 in den Trad. Wiz. Rorheim genannt)[1]), in unmittelbarer Nähe des vorgermanischen Brumath Krautweiler, bei Truchtersheim ein ganz einsames Reitweiler und nur eine einzige Gruppe von mehreren zusammenhängenden Orten dieser Art östlich vom ebenfalls vorgermanischen Colmar, bestehend aus den Orten Riedweier, Holzweier, Wickerschweier, Bischweier, Fortschweier, Weier und etwas nach Süden vorgeschoben Appenweier. Das ist alles, was sich in der ausgedehnten elsässischen Ebene an Ortsnamen auf -weiler[2]) feststellen lässt. Und gewiss ist es kein Zufall, dass gerade hier im Osten von Colmar, wo schon das Vorkommen der einzigen ausgedehnteren Gruppe von Weilerorten in der elsässischen Ebene auf eine längere Dauer des Romanentums schliessen lässt, noch im Jahre 1231 ein romanischer Flurname genannt wird, „partem allodii in Eleya, quod vulgariter gebrette nuncupatur in exitu ville versus Renum“[3]). Das ist der einzige vorgermanische Flurname, den ich in der Ebene des Elsass habe feststellen können. Dies ist um so bedeutungsvoller, als die elsässischen Privaturkunden des Mittelalters, auf deren Durchforschung diese Arbeit beruht, nach vielen Tausenden zählen.

Demnach haben wir im Elsass drei verschiedene ethnographische Gebiete zu unterscheiden: 1. das oben begrenzte Gebiet der ersten alemannischen Niederlassungen, 2. dessen Zuwachs an ursprünglich keltoromanischem, durch spätere Besiedelung aus der germanisierten Ebene gewonnenem Gebiet, 3. das romanisch (französisch) gebliebene Gebiet.

Wenn wir auf diese Dreiteilung jetzt näher eingehen, so ist das unter 1. bezeichnete Gebiet oben schon genügend dargestellt. In ihm, der elsässischen Ebene, hatte schon im 4. Jahrhundert n. Chr. der ale-

---

[1]) Schwanken zwischen -weiler und -heim ist äusserst selten, auf wenige Fälle in den ältesten Urkunden beschränkt, und auf Orte, die in der nächsten Nähe der Heimgrenze oder im Mischgebiet gelegen sind (vgl. Deutsche und Kelto-Romanen S. 50).

[2]) Das -weier in den genannten Orten geht ausschliesslich auf altes -villare zurück und lautet daher in den mittelalterlichen Urkunden -wilre.

[3]) C.Bez.A. Fonds Pairis Nr. 4, 12.

mannische Stamm ein günstiges Kolonisationsgebiet gefunden, im 5. war er sein unbestrittener Herr geworden.

Es hat sich auch gezeigt, dass von zurückgebliebenen Resten der romanischen Bevölkerung in diesem Teile des Landes nur in sehr geringem Masse die Rede sein kann. Ihre spärlichen Ueberbleibsel sind jedenfalls in sehr kurzer Zeit dem sie auf allen Seiten umgebenden Germanentum erlegen. Und auch dort, wo ich den einzigen vorgermanischen Flurnamen der Ebene habe konstatieren können, ist für das Jahr der Nennung 1231 durch die Worte „quod vulgariter gebrette nuncupatur“ die Herrschaft unserer Sprache bezeugt, die auch hier jedenfalls schon auf eine mehrhundertjährige Dauer zurückblicken konnte. Für die Schnelligkeit der Germanisierung dieser Rückstände der älteren Bevölkerung spricht auch das frühe Auftreten deutscher Flurnamen in Orten vorgermanischen Namens, so in Kembs (Cambete) 1185 Mettenowe und 1303 Krutenowe [1]).

Durch das Anwachsen der germanischen Bevölkerung in diesem neuen Siedelungsgebiet ergab sich allmählich die Notwendigkeit, auch die weniger günstigen Teile des Landes, die der Germane anfänglich den Resten der altheimischen Bevölkerung als Zufluchtsort überlassen hatte, in das Kolonisationsgebiet einzubeziehen. Der Gebirgsteil des Elsass war von der Völkerwanderung zwar nicht unberührt geblieben; aber die Siedeler, welche in der ersten Zeit nach der Alemanneneinwanderung in ihm eine neue Heimat fanden, gehörten nicht dem Stamme der Eroberer an: sie waren Angehörige der romanischen Provinzialbevölkerung, die, durch das Schalten und Walten des rauhen Herrenvolks aus der Ebene verdrängt, im Schutze der Wälder und Berge eine Zuflucht suchten. So wurde dem Wasgau durch die Völkerwanderung zwar ein Bevölkerungszuwachs zu teil, aber eine Nationalitätsveränderung trat dadurch zunächst noch nicht ein. Das Gebirge behielt oder wohl richtiger erhielt in seiner ganzen Längsausdehnung eine keltoromanische Bevölkerungsmasse.

Denn es ist sehr wahrscheinlich, dass zur Römerzeit das Gebirge noch fast unbevölkert war und dass erst durch die Alemanneneinwanderung der erste kräftige Anstoss zu einer nennenswerten Besiedelung des Gebirges gegeben wurde. Die hierfür in erster Linie in Betracht kommenden Ortsnamen auf -weiler stehen, wie wir sehen, in Bezug auf ihre räumliche Lagerung in einem auffallend scharf hervortretenden Abhängigkeitsverhältnis von denjenigen auf -heim. Ihnen blieb nur der nach der Ausbreitung der Heimorte übrige Raum. Schon aus diesem räumlichen Abhängigkeitsverhältnis muss der Schluss gezogen werden, dass auch zeitlich die -weiler den -heim sehr nahe stehen. Und dieser Schluss wird durch die Urkunden vollauf bestätigt. Ebenso wie den Bildungen auf -heim begegnen wir in den ältesten mittelalterlichen Urkunden des Landes denjenigen auf -weiler [2]). Und wenn sich uns

---

1) Stoffel 355 u. 304.

2) In der oben erwähnten Zusammenstellung Socins finden sich 34 Ortsnamen auf -weiler genannt, die mit wenigen Ausnahmen dem Elsass angehören. v. Jans Sammlung, die bis zum Jahre 900 reicht, enthält deren bereits 67, während gegenwärtig ihre Gesamtzahl im Elsass 114 beträgt.

oben ergab. dass die Anwendung des -heim zur Bildung von Ortsnamen auf eine verhältnismässig kurze Zeit beschränkt ist, so gilt dies in fast noch höherem Grade von -weiler. Beide Bildungen haben, wie die elsässischen Urkunden mit aller Deutlichkeit ergeben, schon im frühen Mittelalter ihren Abschluss gefunden: in den ältesten Denkmälern des Mittelalters zahlreich genannt, zeigen sie eine absolute Vollständigkeit, sobald die Urkunden beginnen reichlicher zu fliessen. Und dass eine spätere Anwendung dieser Formen zur Bildung von Ortsnamen nur auf ganz seltene Ausnahmefälle beschränkt gewesen sein kann (vgl. Marlenheim und Walheim, bei denen das -heim erst sehr spät hinzugekommen ist), würde auch ohne das durch die Urkunden gelieferte Beweismaterial daraus hervorgehen, dass die Abgrenzung ihrer Gebiete bis auf den heutigen Tag eine so scharfe geblieben ist. — Hätte die Entstehung dieser Ortsnamenformen auch nur bis ins 9. oder 10. Jahrhundert fortgedauert, dann müssten die -heim in dem germanisierten Gebirgsteile eine Rolle spielen, die der entsprechenden Erscheinung in der Ebene doch wenigstens nahe käme, nicht in einem schroffen Widerspruch zu ihr stände; dann würden auch, nachdem die ursprüngliche Verschiedenheit geschwunden war, die die scharfe Absonderung der -weiler von den -heim herbeiführte, noch nachträglich Ortsnamen auf -weiler im Gebiete der -heim entstanden sein. Beides ist nicht geschehen! Dem massenhaften Auftreten der -heim in der Ebene kann im elsässischen Vogesengebiet nur eine Form dieser Art an die Seite gestellt werden; und von den wenigen oben aufgezählten Weilerorten der elsässischen Ebene lässt sich Holzweier schon im Jahre 728 (Heloldowilare) und Geisweiler schon 773 (Gaizwilare) urkundlich nachweisen [1]).

Dem eigentlichen Hochgebirge ist indessen auch die Verdrängung der römischen Provinzialbevölkerung aus der Ebene nur in sehr geringem Masse zu gute gekommen. Ausser Neuweiler und Natzweiler im Breuschthal, Weiler und Thannweiler im Weilerthal, Stossweier im Münsterthal und wenigen anderen tiefer ins Gebirge eingedrungenen Formen sind die -weiler beschränkt auf einen zusammenhängenden, von Norden nach Süden ziehenden Streifen, der im allgemeinen nicht über eine mittlere Höhenlage hinausgeht. Im Hochgebirge blieb die Bevölkerung noch lange Zeit sehr dünn. Bei der Gründung der Vogesenklöster Murbach, Münster, Masmünster im 7. und 8. Jahrhundert kehren in der Ortsbeschreibung stets Wendungen wieder wie: in heremo vasta, que Vosagus appellatur. Noch heute finden sich ja in den höheren Teilen des Gebirges Gegenden, in denen man sich in eine menschenleere Einöde versetzt glaubt. Und wenn auch zur Zeit der alemannischen Besiedelung der Ebene das Gebirge im Vergleich zu ihr menschenleer erscheinen mochte, einer dünnen, zerstreuten Bevölkerung diente es dennoch zum Aufenthaltsort; und diese Bevölkerung war romanisch. Das beweisen die noch heute inmitten der deutschen Ortsbenennungen auftauchenden romanischen Namen.

Dieser Zustand muss auch noch eine geraume Zeit fortgedauert

[1]) Vgl. Zeitschr. f. Gesch. des Oberrheins, Neue Folge VII, S. 211 u. 215.

haben. Es mussten Jahrhunderte vergehen, bis die germanische Bevölkerung der Ebene sich so weit konsolidiert, eine solche Dichtigkeit erlangt hatte, dass sie für ihren Ueberschuss neuer Kolonisationsgebiete bedurfte. Und dass thatsächlich eine lange Zeit verstrichen ist, bis von der germanisierten Ebene aus das Gebirge mit neuen deutschen Siedelungen erfüllt wurde, das wird schlagend bewiesen durch den auffallenden Unterschied in der deutschen Ortsbenennung von Ebene und Gebirgslandschaft, der oben schon festgestellt wurde. Im ganzen elsässischen Gebirgsteil giebt es nur einen Ortsnamen auf -heim, nämlich Zittersheim nördlich Lützelstein, gänzlich isoliert und ohne jeden Zusammenhang mit dem geschlossenen Gebiete der dichtgedrängten Ortsnamen auf -heim. Ob dieser Ort aufzufassen ist als ein vorgeschobener Posten, der schon in der Periode der Massengründung der -heim entstand, oder ob er erst der späteren Deutschbesiedelung des Gebirges seinen Ursprung zu danken hat, das wird sich heute kaum noch entscheiden lassen, ebensowenig wie es möglich sein wird, die Zeit der Kolonisation des Gebirges durch die Deutschen der Ebene genau festzustellen. Wenn auch von der ersten Besiedelung der Ebene durch die Alemannen bis zu ihr Jahrhunderte verflossen sein müssen, sehr früh ist sie doch erfolgt, so früh, dass es mir nur in einzelnen Fällen gelungen ist, in den Urkunden des Mittelalters untrügliche Beweise für die Dauer einer romanischen Bevölkerung in dem jetzt deutsch redenden Teile des Wasgau aufzufinden.

Der sich unmittelbar an das Gebiet der Ortsnamen auf -heim anschliessende Streifen der Weilerorte musste der Ausdehnung des Deutschtums der Ebene in erster Linie zum Opfer fallen. In ihm zeigen sich daher schon zu sehr früher Zeit deutsche Flurbenennungen. So werden im Gebiete von Ammerschweier 1347 in deutscher Urkunde genannt: ze Bômelin, in Kurtzgelende, ze Steinmûre, in der Strut, in dem Lerchenvelde, in Holdengarte, uf den Hohenstat, zum Kilcheling böme[1]). Aehnlich im benachbarten Reichenweier 1358 in lateinischer Urkunde: bona dicta der Reite gût von Kônsheim, in monte am Schônberge, in loco dicto an der Sleiffe, an der Winterhalde, in der Frônde, in dem Rôbellin, uf der Hart, in dem Hagenach [1]). Dass wir uns hier indessen schon nahe am französischen Sprachgebiete befinden, darauf deutet der in derselben Urkunde erwähnte Personenname Heinricus dictus Schiney de Richenwilr hin.

Sehr frühe Flurnamennennungen zeigt Gebweiler: so 1162 in dem Kragenbach, 1250 in dem Appendal, in dem Bûnzendal, an dem Gerren, in monte qui dicitur Girsbûhel, 1333 an dem Walheberge(!)[2]).

In unmittelbarer Nähe der Heimgrenze bei Wangen liegt auch das trotz scheinbar deutschen Namens vorgermanische, auf Marlegium zurückgehende Marlenheim. Das -heim ist erst eine sehr späte Hinzufügung; im ausgehenden Mittelalter wird der Ort in deutschen wie in lateinischen Urkunden ausschliesslich Marlei oder Marley geschrieben. Aber auch hier zeigt sich ein ganz ähnliches Bild. 1252 erwähnt eine

---

[1]) C.Bez.A. Fonds Pairis Nr. 4, 15.
[2]) Stoffel 306. 15. 48. 186. 196. 577.

lateinische Urkunde die Flurnamen: zu Sebedohe, zu Langenagger obe Welleburnen, zu Hundesburnen, bi der Strazzen, zu Bermaten, zu Germaten, zu Clafleih(!), zu den Holderstreingen; 1328 in Krontalhalden, in Westerberge, in der Lůs, an me Shemele und 1346 zu Goldebůch an dem Burgwege [1]).

Wenn mit den genannten Flurnamen auch nur ein ganz kleiner Teil des Bestandes der einzelnen Orte mitgeteilt ist und wenn es auch möglich ist, dass unter der grossen Mehrzahl der nicht urkundlich namhaft gemachten Formen sich noch Ueberbleibsel einer vorgermanischen Nomenklatur befunden haben können, so ist es doch jedenfalls ganz klar, dass zur Zeit obiger urkundlichen Erwähnungen die genannten zum Teil hart an der gegenwärtigen Sprachgrenze gelegenen Orte schon seit langer Zeit von einer deutsch redenden Bevölkerung bewohnt gewesen sein müssen.

Die deutsche Besiedelung des Gebirges hat nicht in allen Teilen den gleichen Erfolg aufzuweisen gehabt. Am grössten war der Gewinn des Deutschtums naturgemäss in der Hälfte des Gebirges nördlich des Donon. Hier stand dem Alemannentum nicht eine einheimische Bevölkerung gegenüber, die sich durch einen ununterbrochenen Zusammenhang mit dem Romanentum Lothringens und Galliens eines nicht zu unterschätzenden Rückhaltes erfreute. Der Teil Lothringens, der sich westlich an die Nordvogesen anschloss, war von Germanen fränkischen Stammes besiedelt worden. Dergestalt waren die keltoromanischen Bevölkerungsreste der Nordvogesen auf allen Seiten von der Flut des Germanentums umbrandet, nicht im stande, ihre Eigenart auf die Dauer zu behaupten. Hier, wo zwei Stämme der Germanen einander die Hand reichten, indem der alemannische von Osten, der fränkische von Westen her von der einsamen Gebirgsinsel des Romanentums Stück auf Stück abbröckelte, ist das Gebirge in seiner ganzen Breitenausdehnung dem Deutschtum gewonnen worden.

Südlich vom Donon, wo der alemannische Stamm allein dem Romanentum des Gebirges gegenüberstand, war ein so grosser Erfolg ausgeschlossen. Ueber den Kamm des Wasgaugebirges hinaus die Grenzen der deutschen Sprache vorzuschieben, ist ihm hier nicht gelungen. Dazu war das Hindernis zu gewaltig und das Romanentum durch seinen ungestörten Zusammenhang mit dem stammverwandten Lothringen zu schwer angreifbar.

Wohl haben die Vogesen dem kriegerischen Vordringen alemannischer Scharen ins eigentliche Gallien kein unüberschreitbares Hindernis entgegengestellt, aber den Siedelungen dieses Stammes haben sie unbedingt ein Ziel geboten. Das vollkommene Fehlen deutscher Namen jenseits der Südvogesen, abgesehen von ganz vereinzelten unten zu erwähnenden Formen, die wahrscheinlich erst einer späteren Periode deutscher Ausbreitung angehören, das plötzliche Abbrechen der Ortsnamen auf -heim am Ostrande des Gebirges [2]) machen es zur Gewissheit,

[1]) N.A.D. H 3194.

[2]) Die wenigen Ortsnamen auf -heim, welche Deutsch-Lothringen aufweist, sind in Vereinzelung über dessen ganzes Gebiet zerstreut mit alleiniger Ausnahme

dass, wenn auch alemannische Heerhaufen die Pässe des Gebirges überschritten haben, doch die erste Niederlassung der Alemannen vor diesem Hindernis Halt gemacht hat, dessen Ueberwindung auch der in späteren Jahrhunderten folgenden Ausbreitung des elsässischen Alemannentums nicht gelungen ist.

So hat der Wasgau in seiner ganzen Längsausdehnung über tausend Jahre lang eine ethnographische Grenze dargestellt, nicht nur in seiner südlichen Hälfte, wo sich Deutschtum und Romanentum in ihm begegnen, sondern auch im Norden, wo seine Kammlinie noch heute Alemannen und Franken scharf voneinander scheidet.

Bis zu welcher Linie das Deutschtum im Gebirge die Herrschaft seiner Sprache vorzuschieben vermocht hat oder mit welcher Linie derjenige Teil des Elsass bezw. des Vogesengebietes beginnt, in dem die romanische Sprache und Nationalität sich erhalten hat, davon soll im nächsten Kapitel gehandelt werden.

---

einer einzigen zusammenhängenden und nahe aneinander gedrängten Gruppe, die sich nordwestlich Pfalzburg befindet und aus den Orten Lixheim, Altlixheim, Hilbesheim, Fleisheim und Weschheim besteht. Die unmittelbare Nähe des Hauptvogesenüberganges, der Zaberner Steige, macht es wahrscheinlich, dass diese im Gebiete der lothringischen -ingen so auffallende Gruppe von Heimorten im engsten Zusammenhang mit der entsprechenden elsässischen Erscheinung steht, dass hier in der That ein Haufe der alemannischen Neubesiedeler des Elsass das Gebirge überschritten hat, um sich jenseits desselben niederzulassen.

III. Die deutsch-französische Sprachgrenze in den Vogesen in ihrer historischen Gestaltung.

Nach den Ausführungen des vorigen Kapitels wird die Grenze zwischen der deutschen und der französischen Zunge nicht von dem ganzen Zuge der Vogesen, sondern nur von der südlichen Hälfte dieses Gebirges gebildet. Etwa der Mittelpunkt des Gebirgszuges, der Donon ist es, in dem die in nordwest-südöstlicher Richtung das lothringische Plateau durchquerende deutsch-französische Sprachgrenze die Höhe des elsässisch-lothringischen Grenzgebirges erreicht. Von hier an folgt die Sprachgrenze dem Zuge der Südvogesen, ohne sich allerdings überall an deren Höhenlinie zu binden.

Von der Höhe des Donon steigt die Sprachgrenze hinab in das

Breuschthal.

Dieses wird nicht nur dadurch als ein Bindeglied zwischen dem Elsass und Lothringen charakterisiert. Beide Landschaften haben sich in ihm von alters her die Hand gereicht: der westliche Teil dieses Thales hat politisch bis in die allerneueste Zeit Lothringen angehört. Und dass auch in Bezug auf die Verschiebung der Nationalitätsgrenze hier mehr Aehnlichkeit mit Lothringen als mit dem Elsass besteht, zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die Karte, auf der jenseits der gegenwärtigen deutsch-französischen Sprachgrenze sich mehrere Orte mit ausschliesslich deutschen Namen befinden. Aus dieser Erscheinung muss geschlossen werden, dass wir es hier, wie auch in Lothringen, mit einem Gebiete späteren Rückganges unserer Sprache zu thun haben.

Schirmeck mit Umgebung gehört heute der französischen Zunge an. Einstmals war es mit Vorbruck, mit dem es eine Einheit bildete, von einer deutsch redenden Bevölkerung bewohnt. Das ist schon aus einer Aufzeichnung der Einkünfte des Strassburger Bistums aus dem 14. Jahrhundert zu erkennen, in der genannt werden „pratum situm ante pontem Schirmecke dictum Burckartes matte“ und ein „pratum vulgariter dictum Berlins matte“ [1]).

[1]) Str.Bez.A. G 377.

Bis tief in die Neuzeit hinein hat im Ortsverkehr die deutsche Sprache eine unbeschränkte Geltung gehabt. Die Schirmecker Vogteirechnungen sind vom Jahre 1525 an erhalten und bis 1679 ausschliesslich in deutscher Sprache geführt; die erste vorhandene französische Vogteirechnung gehört dem Jahre 1700 an [1]). Von den Rechnungen der Schirmecker Heimburgen habe ich nur die Jahrgänge 1629/30 und 1672/73 gesehen; sie sind in deutscher Sprache abgefasst. Dagegen bedient sich die Gemeinderechnung von 1684 der französischen Sprache.

Dass noch am Ende des 16. Jahrhunderts die Kenntnis des Französischen in Schirmeck keineswegs selbstverständlich war, zeigt ein aus jener Zeit stammendes Verzeichnis „beambter personen der pfleg Schirmeck", in dem es heisst: „schultthes zur Schirmeck ist von Johann Clugen seligen auff die thalordnung beeydet, sitzet fron unndt bet frey, kan sein guet Frantzösisch, ist schreibens zimlich berichtt auch nit unbescheiden, were woll zu brauchen" [2]).

Im Jahre 1601 urkunden Schultheiss, Schöffen, Gericht und Gemeinde von Schirmeck über Wälder- und Weidegerechtigkeit in deutscher Sprache. Und als am 25. November desselben Jahres der Strassburger Bischof Karl von Lothringen dem Münzmeister zu Nancy Gennettaire die Schirmecker Eisenwerke übertragen hatte, wurde das hierüber ausgestellte französische Instrument von dem Schirmecker Amtsschreiber ins Deutsche übersetzt. Es hat den Anschein, als sei durch diese Uebertragung der Eisenwerke an einen Franzosen der erste Grund zur Zweisprachigkeit und zur späteren völligen Französierung des Ortes gelegt worden. Jedenfalls zeigt ein Arbeiterverzeichnis aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts durchweg französische Familiennamen wie Masson, Robin, Pieron, Picquart, Maillot, Colin, Dieudonné, Grandcolas u. a. m. Und in einem Bericht des Jahres 1603 wird ausdrücklich erwähnt, dass Gennettaire das Holzhauen teils an Deutsche, teils an Welsche verdingte [3]).

Die Französierung scheint, begünstigt durch eine starke Entvölkerung des Ortes, schnelle Fortschritte gemacht zu haben. Nach einem deutschen Grundbuch des Jahres 1666 bestanden neben 34 bewohnten Behausungen 26 leere Hofstätten, im benachbarten Wackenbacher Bann sind es 6 zu 4, und im Steinbacher Bann giebt es sogar nichts als leere Hofstätten, 11 an der Zahl. Französische Familiennamen wie Dupon, Gerra, Scharton, Idu sind bereits unter der Ackerbau treibenden Ortsbevölkerung neben den einheimischen deutschen Formen wie Holweckh, Martzolff, Treger, Kibler stark vertreten. Und da sich bereits französische Flurnamen wie „in der Foly", der trotz der deutschen Urkundensprache zur Geltung gekommen ist, eingebürgert haben, scheint der Ort zu jener Zeit der völligen Französierung nicht mehr sehr fern gewesen zu sein [4]).

Aehnlich wie in Schirmeck wird der Vorgang auch in den benachbarten deutschnamigen Orten gewesen sein. Wir können uns daher

[1]) Str.Bez.A. G 2287—2297.
[2]) Ebendort G 1199 u. 1200.
[3]) Ebendort G 1159 u. 1160.
[4]) Ebendort G 2076.

bei ihnen mit einigen kurzen Notizen begnügen. Im Gebiete des nach Westen vorgelagerten Wackenbach werden in einer Urkunde des Jahres 1348 Flurnamen genannt wie: „pratum zu Croszengott, ortus bi der Leimengruben, Heinbach, in bono Shonenbrüch, de prato dicto die Vestenmatt, Sholtzmatten, bi der Linden" [1]).

In dem weiter oberhalb an der Breusch gelegenen Rothau urkundet der Schultheiss Namens Michel Vischer noch im Jahre 1612 in deutscher Sprache. Ein Güterverzeichnis von 1619 nennt Aecker „auff der Renban, am Banwalt, an der Rohrschmitten" und Personennamen wie „Michael Holweckh, Klein Christman, Hansz Becker, Schwartz Hansz, Schweitzer Hansz, Isaac Blaszbalckhmacher, Bengel Hansz, Claus Tott von Allenbach"; aber auch Personennamen wie „Lang Gladan, Sontag Moschna", denen man trotz des stark hervortretenden Einflusses der deutschen Urkundensprache doch deutlich ihre französische Herkunft ansehen kann. Eine französische Einwanderung hat demnach bereits stattgefunden [2]).

Für die abgelegeneren Orte Urbach, Wildersbach, Waltersbach, Bliensbach, Solbach, Neuweiler habe ich nur ein sehr dürftiges Material erlangen können, das sich fast nur auf Personennamen beschränkt; bemerkenswerte Abweichungen im Verhältnis zu den oben behandelten Orten finden sich nicht. Es sei daher nur erwähnt, dass in Neuweiler im Jahre 1619 ein Acker „uff dem Geppel genant", in Urbach gleichzeitig eine Matte „zu Troschi" vorkommt. Wichtiger dürfte sein, dass Orte, die gegenwärtig ausschliesslich mit französischen Namen bezeichnet werden, noch deutsche Benennungen führen, so heisst St. Blaise in deutscher Sprache Helmsgerieth und Belmont Schönenberg. Eine Rathsamhausensche Besitzerneuerung vom Jahre 1587 erwähnt in Helmsgerieth die Personen „Antons Clausz des würths sohn, Gabriel Schmidt und Sontag Weidlich". In Belmont-Schönenberg werden 1619 genannt „Peter Trommenschlager, Claus Schmidt, Stephan Schirmeck, Philips Hasemans kindt, Christman Mayer, Claus Henselgot" neben „Gladi Georg, Deobaldt Meliot, Monsch Jandan"; also auch hier ähnliche Verhältnisse wie in Schirmeck und Rothau! Sogar das benachbarte, ausschliesslich französisch benannte Bellefosse, in deutscher Verstümmelung Belfus genannt, zeigt 1587 Personennamen wie „Petter Weber, Hans Lauer, Clausz Matheisz, Lazarus Matheiszen sohn, Christman Dietherich". Und als zu Anfang des 17. Jahrhunderts Einwohner von Wildersbach, Ringelsbach, Bellefosse und Urbach in einem Prozess als Zeugen herangezogen wurden, erfolgten nicht allein sämtliche Ladungen in deutscher Sprache, in ihr fand auch ausschliesslich die Vernehmung statt ohne Hinzuziehung eines Dolmetschers [3]).

Mithin darf wohl angenommen werden, dass alle genannten Orte ehemals der deutschen Sprache angehört haben. Wie in Lothringen, so hat auch hier der Rückgang des Deutschtums etwa um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert begonnen. Weiter hinauf im Breuschthal

[1]) Str.Bez.A. G 5263.
[2]) Ebendort E 641 u. 642.
[3]) Ebendort E 641 u. 642.

scheint unsere Sprache nicht vorgedrungen zu sein. In Framont und Grandefontaine sind die Rechnungen über die Eisenwerke, die für das Jahr 1575 erhalten sind, in französischer Sprache geführt [1]). In Ranrupt deutet trotz seiner deutschen Nebenbenennung Rospach alles auf französische Sprache der Bevölkerung hin. Diesen Zustand vermag die deutsche Sprache der meisten vorhandenen Urkunden nicht zu verhüllen. 1502 verpachtet das Kloster Hugshofen seinen dortigen Freihof an „Demonsch Fasses sun von Rouspach". 1529 gestattet es „Demonschen Lupty Jehan, meyger zu Rospach" den Bau einer Mühle dortselbst. 1689 verlehnt das Kloster Andlau dortselbst „1 ackher velts im Sarby und 2 ackher matten im Laprische gelegen, so dan die zehendes gerechtigkeit desz sogenanten disme du paire" [2]).

Das Hochfeld streifend, gelangt die Sprachgrenze nunmehr in das

Weilerthal.

Hier zeigt Breitenbach durchaus deutsche Flurbenennungen wie 1560 Hungersberg, 1566 ruisseau de la foret d'Imspach und canton, appellé Berngrafft [3]).

Meisengott weist trotz der durch seinen Namen deutlich genug ausgesprochenen französischen Herkunft (-gott ist -goutte = Bach) im Jahre 1668 Flurnamen auf wie: „in Jungenberg, im Horn, im Geyszel. im Wittenberg, im Boesell" [4]).

Dass es sich hier indessen nicht um eine erst in jüngerer Zeit vollzogene Germanisation handelt, zeigen die weit früheren Materialien aus dem benachbarten Weiler, dessen Name ja ebenso wie derjenige von Meisengott auf ursprünglich romanische Bewohnerschaft hinweist. In ihm und dem unmittelbar benachbarten St. Martin finden wir im Jahre 1325 [5]) genannt Flurnamen wie: „pratum que nominatur die dief matte, ager situs in Wilmersbach, in Munichbach, pratum zu Buckehege, duale viniferum situm an dem kalcoven, an Zinkeminsberge, zu Kindeburne, an dem Burgstal, an dem Mulberg" und Personennamen wie „Arnoldus dictus Dufel, Johannes dictus Besener, Johannes Sterkelin, Dietricus dictus Rechschenkel, Johannes dictus Keiser, Cunzelinus dictus Schriber, Johannes German, Johannes dictus Keller, J. d. Schuler, dictus Ebrecher, Rûlmannus dictus Lucgener", und nur ein vereinzelter „Johannes dictus Schapperun" erinnert daran, dass wir uns hier in der Nähe des französischen Sprachgebietes befinden.

Das Herkommen von Grub und Breitenau ist im Jahre 1549 zwar in deutscher Sprache abgefasst worden, aber schon die Namen der Verfasser: Anthoni und Collin Winsza, Scharri Ulrich, Andres Betzschell, Bechtolt Michel, Drunckene Schan Dieholt lassen erkennen, dass von einer rein deutschen Bevölkerung hier keine Rede sein kann.

[1]) Str.Bez.A. G 1159.
[2]) Ebendort H 2348.
[3]) Ebendort C 131 nach französischen Auszügen deutscher Urkunden.
[4]) Ebendort H 2317.
[5]) Ebendort H 2305.

Eine ähnliche Mischung zeigen die Flurnamen, von denen genannt sind: Mulbach, Luttenbach, Alingot (= goutte) bechell, Grangot und Kleybersmatt. An einer vorhandenen französischen Nomenklatur kann mithin nicht gezweifelt werden. Jedenfalls löst sich dies eigenartige Mischungsverhältnis dergestalt, dass die romanischen Namen auf Grub, dessen französische Benennung Fouchy dies empfiehlt, die deutschen Namen auf das deutsch benannte und heute noch wenigstens teilweise deutsch redende Breitenau zu beziehen sind [1]).

Dass in der That die französische Bevölkerung des oberen Weilerthales nicht erst neueren Datums ist, dafür sind auch direkte Zeugnisse vorhanden, nämlich vom Jahre 1625 ein „vorschlagh und unvergreiffliche mittell, wie zu Hughszhoven ein capellan und zu Weyler ein frühmeszer zu erhalten wehre", dessen § 3 folgendermassen lautet: „esz soll aber der frühmesser ein welscher sein oder der die welsche sprach kan, dieweill viell in dennen grentzen kein teuesch kennen" [2]).

Dass es indessen auch später noch mit der geistlichen Versorgung der welschen Gebirgsdörfer seine Not hatte, zeigt eine Bittschrift der Gemeinde Urbeis an die Aebtissin von Andlau vom Jahre 1674, in der ausgeführt war, „dasz yeder weszender pfarrherr zue Weiller, welcher der frantzösischen sprach ohnerfahren geweszen, mit dem pfarrer zue Grueb allsoweit verglichen, dasz wür mit den geistlichen diensten wohlversehen geweszen. Dieses wür uns imaginirt, es werde der yetzmahlige herr Basilius in genandtem Weiller ein solches continniren. Weillen aber erstgemellter herr Basilius gegen den herren Nicolao in Grueb bereits schon jahr und tag in eine difficultas allsoweit khommen, dasz gemelter herr in Grueb mit seinen geistlichen officiis uuszer im wenigsten mehr ahngenommen noch bedacht, und er herr Basilius in solchen diensten unnsz auch satisfaction nicht thun khan, sintemahlen er der welschen sprach ohnerfahren." Durch Schreiben des Basilius aus demselben Jahre wird bestätigt, dass die Dörfer Urbeis, Laach und Mittelscher (Mitlschürre) in französischer Sprache geistlich versorgt werden. Sie alle waren durch die Weigerung des Pfarrers von Grub betroffen [3]).

Für uns sind diese Mitteilungen besonders bedeutungsvoll, weil durch sie ausdrücklich eine nach altem Brauch bestehende Gewohnheit dargestellt wird. Ihnen zufolge gilt es als selbstverständlich, dass der Pfarrer von Grub der französischen Sprache mächtig ist; dadurch wird die oben auf Grund der genannten Personen- und Flurnamen aufgestellte Meinung bestätigt. Grub, Urbeis, Laach und Mittelscher sind die von alters her französisch redenden Gemeinden des Weilerthales; sie sind nicht wie im Breuschthal Schirmeck mit Umgebnng erst durch Verdrängung und Assimilierung einer vorhandenen deutsch redenden Bevölkerung französisch geworden. Früher hat das romanische Sprachgebiet im Weilerthal eine noch grössere Ausdehnung gehabt; das beweisen die östlich vorgelagerten Orte Weiler, Meisengott und Thann-

[1]) Str.Bez.A. G 2889.
[2]) Ebendort H 2297.
[3]) Ebendort H 2299.

weiler, die sicher einmal einer romanisch redenden Bevölkerung als Wohnsitz gedient haben. Durch das in die Gebirgsthäler hinaufdringende Deutschtum wurden diese schon in früher Zeit germanisiert und dem deutschen Sprachgebiete einverleibt. Aber über sie hinaus machte das Deutschtum keine grösseren Fortschritte mehr: Grub, Laach und Urbeis behaupteten ihre romanische Nationalität.

So unterscheidet sich das Weilerthal vom Breuschthal scharf durch die viel grössere Stetigkeit seiner Nationalitätsverhältnisse. Viele Jahrhunderte hat die durch obige Ausführungen bestimmte Sprachgrenze bestanden; sie besteht nahezu unverändert auch heute noch, nur dass in allerneuester Zeit Steige vollständig und Breitenau nahezu französiert worden sind. Das sind die einzigen Veränderungen in der nationalen Abgrenzung dieses Thales, die sich für die Dauer eines Zeitraumes von etwa 600—700 Jahren feststellen lassen.

An das weltabgeschiedene und stille Weilerthal schliesst sich das durch seine entwickelte Industrie weit und breit bekannte

Leberthal.

Schon vor Jahrhunderten hat ein ausserordentlich reger Bergbau diesem Thale eine hohe Bedeutung verliehen. Es kann kaum grössere Gegensätze so unmittelbar nebeneinander geben, als wir sie in der ländlichen Stille des Weilerthales dem Geräusch des industriellen Lebens im Leberthal gegenübergestellt finden. Dieser Unterschied kommt für uns zunächst dadurch zur Geltung, dass der geringen Zahl von Urkunden, die uns über die Nationalitätsverhältnisse des Weilerthales Aufschluss gewährten, im südlichen Nachbarthal ein grosser Reichtum von Urkundungen gegenübersteht. Und wenn dort die auffallende Stetigkeit der nationalen Besitzverhältnisse es möglich machte, auf Grund eines dürftigen Quellenmaterials sichere Schlüsse zu ziehen, so ist hier die Vielgestaltigkeit und die Bewegung eine so grosse, dass einem die Fülle der vorhandenen Materialien kaum ausreichend erscheint, um die Verwickeltheit und den beständigen Wandel im Verhältnisse der beiden Nationen zu einander genau und bestimmt zu charakterisieren.

Als günstiger Ausgangspunkt für die Untersuchung bietet sich ein im Jahre 1358 vor dem bischöflichen Hofgericht zu Strassburg durch Johannes von Eckerich vollzogener Rentenverkauf dar, in dem zahlreiche Bewohner des Leberthales namentlich angeführt werden. Seiner grundlegenden Wichtigkeit wegen mag dieser Teil der Urkunde in wörtlicher Wiedergabe folgen: „Heinricus de Hadestat miles filius quondam Wernheri de Hadestat militis necnon Búrckelinus villicus tocius vallis Leberahe residens in sante Crútze, dictus Mangolt, Johannes sacrista, Johannes dictus Heriga, Dietricus dictus Drútscha et Ruelinus dictus Drútscha villani ville sante Marienkirche, item dictus Etzelin tribunus, Arnoldus filius quondam dicti Albertey, Johannes dictus am Stege et Etzelinus carnifex villani ville sante Crútze, item Wernlinus carnifex tribunus, Wernlinus de Wanzelle, Gerhardus dictus Schůchsúter, dictus Witscherdey, Johannes dictus Schiheney, dictus flache Gemú,

Henselinus dictus Hering et dictus Mangolt filiaster dicti Witscherdey villani ville Leberahe, item dictus Nerfoy et Johannes dictus Warnotsche villani in dem tutschen Rumbach" [1]). Im Jahre 1359 verbürgen sich für die Rente ausserdem „Búrcklinus villicus, Arnoldus am Stege et dictus Abria molitor de s. Cruce necnon Werlinus tribunus, Ottemannus hospes et dictus Hirtelin de valle Leberacensi" [2]).

Was diesen Mitteilungen einen von sonstigen Urkunden des Elsass so abweichenden Charakter verleiht, ist das Auftreten von Personennamen in Formen, wie sie in der Ebene des Elsass ganz unerhört sind. Namen wie Drutscha und Schiheney kommen in der elsässischen Ebene nicht vor, weil sie nicht deutsch sind. Sie sind unzweifelhaft französisch; und wenn ihre Schreibung nicht immer den Erfordernissen der französischen Sprache gerecht wird, so erklärt sich dies daraus, dass der Strassburger Notar, von dem sie herrührt, der französischen Sprache nicht mächtig war.

Diese französischen Familiennamen sind nicht auf einen Teil der genannten Ortschaften beschränkt; in jedem einzelnen lässt sich einer oder mehrere nachweisen: in Markirch zweimal Drutscha, im s. Kreuz Albertey und Abria, in Leberau Witscherdey, Schiheney und Gemú, endlich in Deutsch-Rumbach alle beide genannten Einwohner Nerfoy und Warnotsche. Wenn man berücksichtigt, dass die lateinische Urkundensprache manche der sonst genannten Personen ihres nationalen Charakters entkleidet hat, wie z. B. Johannes sacrista, Etzelin tribunus, Etzelinus carnifex, Werlinus carnifex u. a., die man keiner von beiden Nationalitäten zuzuweisen im stande ist, so bleiben unter den als Bewohner eines bestimmten Ortes nachweisbaren Personen als Inhaber deutscher Namen nur Mangolt in Markirch, Johannes und Arnoldus am Stege in s. Kreuz, Gerhardus Schůchsúter, Henselinus Hering und Mangolt in Leberau. Und auch bei diesen ist es nicht ausgeschlossen, dass der deutsche Verfasser der Urkunde diese oder jene ihm fremdartig erscheinende Form in eine ihm geläufige deutsche gewandelt hat. Auf jeden Fall ist der Anteil von Personen mit unzweifelhaft französischen Namen ein so erheblicher, dass man schon auf Grund dieser Urkunden mit ziemlicher Bestimmtheit das Vorhandensein eines starken französischen Bevölkerungsbestandes in dem durch sie abgegrenzten Teile des Leberthales vermuten darf.

Da indessen an jeder der einzelnen Ortschaften nur wenige Personen namhaft gemacht sind, kann ein endgültiges Urteil nur auf Grund weiterer archivalischer Materialien gefällt werden, durch deren Mitteilung obigen Namen erst ihre wirkliche Bedeutung gesichert wird.

Zeitlich am nächsten steht obigen Urkunden eine Beschreibung des Bannes Alt-Eckerich von 1568, die aus einem Brief des Jahres 1367 übernommen ist. Hier heisst es: „uber den groszen berg Fermondt oder Eysenberg genandt . . . under dem Deutschenberg . . . under dem Prahegotsthal . . . uber dem Lingott zwischen dem Teuffels gereud . . .

[1]) Str.Bez.A. G 6663[a].
[2]) Str.St.A. GUP lad. 180/1.

das thal der Grangott genant" [1]). Es sind also trotz der deutschen Urkundensprache französische Flurnamen deutlich zu erkennen, die meist mit dem uns schon bekannten -goutte gebildet sind.

Ueber das am weitesten thalabwärts gelegene Leberau habe ich in Nancy reichhaltige Aufzeichnungen gefunden, zunächst ein Zinsverzeichnis des Stiftes St. Georg von 1517 in französischer Sprache [2]). In der Flurbenennung überwiegen die französischen Bezeichnungen wie: en la grande piedz gotte, en Foraru, en Chainemont, on Benoisboix, a Mezereulle, Talmepraillon, en Verusprey, a Callendrecoste, en la Colligniere, sur le champ Heiche, meize condist le meize granmere decost Wancelle, sur le Praillon, a Wancelle, en Pigaprey, en Warusprey, en Vorensprey, sur les Nowiers, ez Corbrasseprey, en la grande Spigotte, prey Boileawe, en Chaminagoth, es Estrois, a Chadressonvingne, en Spigottelle, en la Rouchette, es Pesquis. Daneben zeigen sich jedoch schon zahlreiche deutsche Flurnamen wie: en la Wolffrein, a Winbach (korrumpiert Winbey), a Waytenbach, en Museloch (korrumpiert Museloy), en Clostein, en Geiszbuhel (korrumpiert Quesbeulle), en Mollenbach, meize sur la Badstube, devant Bockstein.

Aehnlich sind die Familiennamen gemischt: da finden sich Claude le Piccart, Demenge Roubert, Demenge de la Gnesse, Mengin Tabourez, Collay Berlandiez, Hanso Pagay, Claude le Marichal, Hanso Barthemin, Mathis Menestrey, Jehan Caspotey, Jehan Coppebois, Claivlin Rascety, Collin Fallay, Jehan Mollefrinne, Michel Malmongey, Caspar Milion neben Formen wie Wyri Keuffer, Clawlin de Winbach, Estienne de Clostein dit du Teilleu, Ulrich Caspar, Hans Heitzman.

Es fällt sofort auf, dass von diesen wenigen deutschen Familiennamen Winbach und Clostein uns schon aus den Flurnamen bekannt sind. Dass in der That deutsche Flurnamen im Gebiete Leberaus gewissermassen durch Importation entstanden sind, d. h. durch Uebertragung der Familiennamen eingewanderter Deutscher auf einen Teil der Gemeindeflur, beweist das Vorhandensein eines Flurnamens „sur la terre Schabenzeckel" neben dem Personennamen Olrich Schabenzeckel. In diesem Falle ist es sicher, dass die Flur nach der Person benannt wurde, während bei Winbach und Clostein auch das umgekehrte Verhältnis stattgefunden haben kann. Die Thatsache, dass dem Estienne de Clostein noch die französische Benennung dit du Teilleu beigefügt wurde, spricht allerdings kaum dafür, wie sie andererseits wahrscheinlich macht, dass die französische Sprache am Orte noch die herrschende war.

Es muss noch ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass der benachbarte Weiler Wanzel in das Zinsverzeichnis einbezogen ist und dass das über Leberau Gesagte auch für ihn zutrifft.

Aehnliche Verhältnisse zeigt auch noch ein Grundbuch desselben Stifts vom Jahre 1596 [3]): französischen Flurnamen wie devant Challemont, a Lazelli, devant Clusprey, devant le Benaulx bois (Benabos), Wisseprei, on Pigaprei, on Grani, a Calandregotte, a Spiegottelle, ez

---

[1]) C.Bez.A. E 1816.
[2]) N.A.D. G 400.
[3]) N.A.D. G 400.

Jonchiers, a Fourayrup, ez Envers, devant Chesnemont, a la Rochatte, a Lestarux stehen deutsche wie on Schweinbach, a Mollembach, devant Bockstein (Bockstei), a Watteimbach, on Keisbeulle (= Geisbühl), bois appelle le Kelbelin, a Clostei alias on Laindi gegenüber. Von den in grosser Zahl genannten Personennamen sind französisch: Didier und Demenge Wourion, Jean Petitpied, Bastien grand Denise, Colin Bresson, Colas Riotte, Jean Mesgnier, Marion Tabourei, Jacob Willaume, Nicolas grand Humbert, Andreux Didier Martin, Nicolas de Moyemmont, Fleurant Bazei, Nicolas de Salle, Nicolas Jacquat de Layegotte, Thomas Saguaire, Colas Trinquart (?), Martin Dominique, Jean Quitaixe, George Jeandel, Remy Stowenot, Casper Moullefarine, Pierre Soiron, Francois Moursat, Jean Jeannesse, deutsch dagegen nur Jacob Tholdt, Ulrich Hobine (?), Veltin Zittler, Symon Genszlinger, Jacob Holle, Iheronimus Fetter.

Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, dass wir es in Leberau und Wanzel mit einer altromanischen Bevölkerung zu thun haben, in der von einer Zweisprachigkeit um jene Zeit kaum die Rede sein kann. Es sind die vorgeschobensten Punkte des Leberthales, in denen sich die Dauer des Romanentums nachweisen lässt. Und weil diese Endpunkte des romanischen Sprachgebietes für die weiter thalaufwärts gelegenen Gemeinden als vorbildlich betrachtet werden dürfen, habe ich es für nötig gehalten, sie mit solcher Ausführlichkeit zu behandeln.

Wenn sich hier das Romanentum bis in so späte Zeit, ja bis in unsere Tage hinein so kräftig erhalten hat, so gewinnen dadurch die allerdings bescheidenen Hinweise auf ehemaliges Romanentum, wie sie sich in den benachbarten Orten Kestenholz und St. Pilt feststellen liessen, eine erhöhte Bedeutung. Der an erstgenanntem Orte, dessen ursprünglicher Name Castenetum schon so bestimmt auf kelto-romanische Herkunft hindeutet, im Jahre 1368 genannte Flurname „una vierdegezal vinifera bi der Bluweloten“ [1]) ist jedenfalls als ein letzter Rest einer einstmals herrschenden romanischen Flurbenennung aufzufassen. Wenn dagegen im Jahre 1346 im Banne von St. Pilt (ursprünglich Fulradovillare) ein „ager nebent Tschan“ genannt wird, so handelt es sich wohl um einen Personennamen, denselben, der gleichzeitig in dem angrenzenden Banne von Rorschweier (Rorswilre) genannt wird: „ager juxta dictum Tschan Gallicum“ [2]). Die sonst in der gleichen Urkunde aus dem Gebiete von Rorschweier mitgeteilten Flurnamen „ager an dem Rûtliepweg, in Heilwiglache, bi dem Eckembach, in dem Swihinge, an dem Kugelberge, in dem Bodeme“ sprechen für altbefestigtes Deutschtum, ebenso wie die in einer lateinischen Urkunde des Jahres 1329 aus dem Gebiete von Kestenholz aufgezählten Flurnamen „in Ullingasse, an dem Rotenberge, in Kaltgasze, zû Sweigmatte, zû dem Spitzbome, zû Hagenbûch, zû Stempfels, in s. Lenental, in Kellegasse, zû dem doten wibe“ [3]).

Ueber das thalaufwärts gelegene Markirch enthält das rappolt-

---

[1]) Str.Bez.A. G 3648[a].
[2]) Str.Hosp.A. I, lad. 3, fasc. 1.
[3]) Str.Bez.A. G 4891, III, Fol. 20 ff.

steinische Güterverzeichnis von 1441 [1]) nur dürftige Notizen. Wenn aber in demselben als Einwohner „Colin der worsager" und „Gerhart vom Velde zu welsh genant Girard du Champ" angeführt sind, so wird dadurch das Bestehen der französischen Sprache am Orte bezeugt. Auch in dem während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts angelegten rappoltsteinischen „Landbuch" [2]) kommt die ursprüngliche französische Flurbenennung zur Geltung in Formen wie „im Cersenay, a la Pouxe" neben überwiegend deutschen Namen wie „Geiszberg, Landtbach, im Reinenthal, uf Reinartsgruben, am Eisenrein, am Creutzrein, under Reinartshalden, in den Katzenackern". Aber dass trotzdem von einem Uebergewicht des Deutschtums noch nicht die Rede sein kann, das zeigen die sehr häufigen französischen Personennamen wie „Abraham Daboncourt, Jacob Abry, Abraham Corberon, Abraham Kübry, Anthoni Husson, Abraham Pano, Benjamin Corvisier, Cladt Noirat, Clad Moria, Hingenat, Ruscha, Hügenin, Thowenin, Daphin, Bula, Dieudonné, Daniel Lambole, Paxelier, Calais, Schenin, Bocka, Schira, David de la Gauche, Schackmin, Briat, Bemont, Morel, Thomassin, Erhardt Liegeoy, Frantz Schardin, Belot, Hans Berdouil" und viele andere neben deutschen Formen wie Daniel Faulhaber, Benjamin Weibel, Bernhardt Waldter, Claus Habich, Bock, Caspar Schmeltzer, Gabriel Bütner, Paul Himmelreich, Daniel von Pühel, Claudt Sintrumb, Dietrich Ludwig, Franz Rosenberger, Friedrich Krauss, Georg Wescher, Schütz, Stadler, Ludwig Vetter, Hans Kaufmann, Baur, Diebolt, Spiess, Narr, Scherer, Schoneck, Weisser, Elterle, Isaac Rümmelsperger, Lazarus Löffelstiel, Paul Herrgott" u. a. m. Und von diesen können noch manche übersetzt sein. So kommen die Namen Demenge und Toussaint nur in der Uebersetzung Sonntag und Allheilig vor.

Wenn man bisher die Thatsache, dass der rechts der Leber gelegene Teil von Markirch „die deutsche Seite", der linke „die welsche Seite" genannt wurde, so gedeutet hat, als habe hier die französische, dort die deutsche Sprache geherrscht, so kann dies jetzt nur noch als eine sagenhafte Ueberlieferung gelten: die hier mitgeteilten Materialien betreffen durchaus die rappoltsteinische, also die rechte und sogen. deutsche Seite, und doch lassen sie ein entschiedenes Uebergewicht des französischen Elements deutlich genug erkennen. Die volkstümliche Benennung der beiden durch die Leber getrennten Ortshälften kann daher nicht die sprachlichen, sondern nur die staatsrechtlichen Verhältnisse gekennzeichnet haben; die linke Seite wurde die welsche genannt, weil sie zum überwiegend französischen Herzogtum Lothringen, die rechte Seite die deutsche, weil sie zur elsässisch-deutschen Herrschaft Rappoltstein gehörte.

In dem unmittelbar benachbarten St. Blaise [3]) führt das genannte Landbuch noch an französischen Flurnamen auf: „es haut Briseux genant einen acker, es Laix, zu Amongot" und in Brehagoutte [4]) Güter „a la Bare, Veusegotte, zu Calmusch, a la Pervers". Hier nennt

[1]) C.Bez.A. E 1842.
[2]) Ebendort E 1816.
[3]) Ebendort E 1839.
[4]) Ebendort 1837 u. 1839.

das rappoltsteinische Güterverzeichnis von 1441 durchaus französische Personennamen wie „Colin Burgkin, Clewlin Werlatt, Meratte, Didier Borderon". Und während das ganze rappoltsteinische Urkundenwesen im Leberthal durchaus die deutsche Sprache anwendet, ist ein von den Einwohnern von Markirch, Brehagoutte, St. Philipp und St. Blaise und den rappoltsteinischen Beamten im Jahre 1616 aufgestelltes Viehverzeichnis [1]) in französischer Sprache abgefasst. In ihm, dessen Brauchbarkeit für unsere Zwecke schon aus der Thatsache genügend erhellt, dass trotz der französischen Abfassungssprache die deutschen Vornamen in unveränderter Form wiedergegeben sind, kommt ein ganz entschiedenes Uebergewicht der französischen Personennamen über die deutschen zum Ausdruck.

In ähnlicher Weise steht dem deutsch geschriebenen rappoltsteinischen Landbuche ein in den Jahren 1620—86 für dieselbe Herrschaft in französischer Sprache abgefasstes Urbar [2]) über das Leberthal gegenüber. Letzteres enthält für das Gebiet von Brehagoutte Flurnamen wie „le champt des Cantilles, le bois de Rabaco, Vancegotte, preix a la Pouxe, champ de la chatte, chemin de la fourcelle".

Im Gebiet von Fortelbach macht das Landbuch nur einen französischen Flurnamen „a la Rochiere" namhaft. Aber französische Personennamen sind sehr häufig, wenn sie auch die Zahl der deutschen nicht übertreffen, und die zum Teil ziemlich farblosen Ortsbezeichnungen scheinen hier und da aus dem Französischen übersetzt zu sein. Mit Sicherheit kann man dies wohl von einer Form wie „im hohen Burgundt" annehmen.

Einen viel ausgesprocheneren französischen Stempel trägt das ebenfalls zu Markirch gehörige Liverschell: das Landbuch erwähnt Flurnamen wie „a la Cheneselle, es Anvers, in Herga ackern", und die französischen Personennamen überwiegen.

Je weiter thalaufwärts man vordringt, desto mehr tritt der ursprünglich französische Charakter der Ortschaften hervor. Im Gebiet von Eckerich erwähnt das Güterverzeichnis von 1441 den „bach zu Bierhägout", das „bürnlin zum Schengkelin zu welsch genant Schynseyl, zu Faneu" (auch Fadneu), daneben „Langenacker, Reynhartzsteyn, by der Tantzloube, by der Tantzlinde" und Personennamen wie „Colin de Latre, Jernyn Bickerdy, Schan Schandei, Wilhelm Duppin, Hanns und Ulryat von Faneu, Schan Bygottey, Colin Burbin, Colin de Cane, Diemenge genant Sontag, Colin Mergker, Guillaume und Mongat Dumoulin, Conrat Pfiffer". Und auch das Landbuch ist voll von französischen Flurnamen wie „a la Reffe genant le creux champ, im Fanu, devant les huis a la Baire, a Brisefontaine, a la Rochet, a la Pouxe, am rain Rebacote, es Eues lieux, es Paires, im Paixeu, au Pasquis, im Cersena, underhalb dem Violy, aux Bollettes, a la Calbride", neben denen die deutschen Formen wie „im Daubenthal, am Weydenrein, am Spinallerrein, im Vogelsthal, im Hirschthal" entschieden zurücktreten trotz der in deutscher Sprache geschehenen Aufzeichnung.

[1]) Ebendort 1901 u. 1902.
[2]) Ebendort 1838.

Unter den Personennamen tritt der starke Einfluss, den der Bergbau auf die Bevölkerungs- und Nationalitätsverhältnisse des Leberthales ausgeübt hat, deutlich hervor. Unter den im Landbuch namhaft gemachten Personen sind viele als Erzknappen bezeichnet. Diese führen fast durchweg deutsche Namen. Dass der Bergbau des Leberthales von Sachsen aus eingeführt wurde, zeigt sich in zahlreichen Erwähnungen eines „Hauses von Sachsen“ und dessen Gerechtsame. Die deutschen Ausdrücke der bergmännischen Sprache wurden hier wie anderswo in den Bergwerksdistrikten des französisch redenden Vogesengebietes übernommen, so wird in dem französisch geschriebenen, etwa gleichzeitigen Urbar ein „Jacob Heyde de Heydebourg“ als „berchritre“ bezeichnet; ein gewisser Roseberg führts den Titel „le statvocqt“, und auch sonst sind manche deutsche Ausdrücke, wie z. B. Rain und Schleif (meist geschrieben Chleif oder Xleif) in den romanischen Ortsdialekt eingedrungen, wie dies auch in anderen Teilen der Westvogesen geschehen ist. Diese Worte finden sich auch im Urbar zur Bildung von Flurnamen verwandt; im übrigen trägt indessen die Flurbenennung dort einen durchaus französischen Charakter. Trotzdem scheint der Ort infolge der starken deutschen Einwanderung, die sich auch in dem französischen Urbar in zahlreichen deutschen Namensformen wie „Daniel Foulhaber, Nicolas Chpies (!), Simon Sinctenagle, Michel Hert, Paul Gothart, Claude Cunic, Christophle Courtz“ zu erkennen giebt, im Beginn des 17. Jahrhunderts schon zweisprachig gewesen zu sein.

In dem ganz oben im Leberthale gelegenen Klein-Leberau kann auch das sonst so stark germanisierende rappoltsteinische Güterverzeichnis[1]) von 1441 den französischen Charakter des Ortes nicht mehr verhüllen. Den deutschen Uebersetzungen sind häufig die am Orte angewandten französischen Formen beigefügt mit zum Teil sehr eigenartiger Orthographie, oder die französischen Formen sind ohne Uebersetzung mitgeteilt, z. B.: „1 tagwen matten züm Tistel genant alla scherdenier; zu allagrangot; im Klopprey genant die Sloszmatte; a hapre, das ist in der hohen matten; a Gutzpre; a Longier; zer langen kungkelen, in welsh Lantzknell; an Buckrutschamp; alla scherne; im Brochat“. Als rein deutsche Benennungen kommen nur vor „am Mattrein, zum Hove und zum langen Thal“, und das sind jedenfalls Uebersetzungen. Dem entsprechen auch die genannten Personen „Collin Donnier, Schan Poschin, Gerhard Girardaper, Monsa Bigo, Dirria Düpper, Dymoussy Colny, Collin und Mongatte Fya, Schan Beddo, Martin von Lyeferschele, Wilhelm Celardey, Schan und Collin Treger, Hauwin Reppetin, Monschin und Heinrich Mangolt, Collin Pfiffer, Mangolt Weybel, Hanns Snider, Hanns Weber von Herflu“, bei deren Beurteilung besonders zu berücksichtigen ist, dass der deutschen Sprache fast nur leicht übersetzbare Namen angehören. Alle charakteristischen Formen sind französisch; und deutsche Familiennamen sind hier und da verbunden mit französischen Vornamen, was sich entweder als Inkonsequenz beim Uebersetzen oder als bewirkt durch ein unbedingtes Herrschen der französischen Sprache am Orte auffassen lässt, deren Uebergewicht

[1]) C.Bez.A. E 1842.

sich auch die zugezogenen Deutschen nicht entziehen konnten. Auf jeden Fall war zu jener Zeit das Französische als Ortssprache in unumschränkter Geltung.

Auch das, was aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an Quellenmaterial vorhanden ist, zeigt im Vergleich zu dem soeben dargestellten Zustand noch keine erhebliche Veränderung. Das deutsch geschriebene „Landbuch" [1]) führt trotz der überall beobachteten Neigung zum Uebersetzen für das Gebiet von Klein-Leberau fast ausschliesslich französische Flurnamen an, wie: „underhalb dem Voily, uber les marchures, à la Coste genant la Calbride ein gereit, im Paixeu under le haut briseux, oberhalb dem Chesnay, a la Bare, ein weg wie man es Schaix gehet, ein gereit genant Pettayprey, à Lanslincoste, im Worré au hagis du four, oberhalb les Planchiers, a la pierre de Faye, gereuth Strepois genant, a Peutteygott, a Collongotte, a Cremeygott" und viele andere, denen an deutschen Formen nur „im kleinen Fuxthal, die Waldmatten, in Jacobsthal, die Gähmatten, Erlenmatten, Geigenacker" gegenüberstehen. Dass von diesen manche der Uebersetzung ihre Entstehung verdanken, wird dadurch in hohem Grade wahrscheinlich, dass bei den Vornamen die Uebersetzung Regel ist. Dieser haben sich nur die spezifisch französischen Formen, wie z. B. Claude und Blaise, entzogen, die sich in der Form Clad und Bläsz erhalten haben. Jean und Jacques kommen gar nicht vor; sie sind immer übersetzt. Auch für Demenge heisst es stets Sonntag.

Trotz einer mithin ohne Frage weitgehenden Uebersetzung zeigen die Familiennamen ein überwiegend französisches Gepräge in Formen wie „Thiriat, Para, Didra, Sipplet, Bassa, Bruay, du Paire, Simaire, Anthenat, Jacquin, Ramon, Pernat, la Roche, Bena, Roszlat, Piervil, Droué, Finantz, Berchier, Collinion, Perra, Didra, Ramont, Coluat, Habillon". Unter den deutschen Familiennamen, die eine starke Minderheit ausmachen, ist auch hier der bergmännische Beruf vertreten, auf dessen Wirksamkeit auch die Erwähnung eines „St. Johanns Erbstollen" und einer „Erbstollhalde" hinweist.

Im „Urbar" [2]) tritt naturgemäss der französische Charakter des Ortes noch viel stärker hervor; deutsche Flurnamen kommen in ihm gar nicht vor. Und nur aus den Personennamen und der einzigen erhaltenen deutschen Benennung des soeben erwähnten „Erbstollens" in der stark verderbten Form „larbrechtol" kann man schliessen, dass am Orte eine deutsche Einwanderung vorwiegend bergmännischen Charakters stattgefunden hat, die aber bis dahin nur eine Minderheit in der Ortsbevölkerung ausmacht.

Sogar in einer Klein-Leberauer Waldbeschreibung [3]) vom Jahre 1757 finden sich trotz der angewandten deutschen Sprache noch sehr viele französische Flurnamen.

Etwas abseits vom Laufe des Leberbaches, nordwestlich vom oben behandelten Orte Leberau in einem Seitenthale befindet sich der kleine

[1]) C.Bez.A. E 1837 u. 1839.
[2]) C.Bez.A. E 1838.
[3]) C.Bez.A. E 1881.

Ort Deutsch-Rumbach. Auch hier lässt sich ausser dem Ortsnamen kaum etwas finden, was für ursprüngliches Deutschtum beweisend sein könnte. 1383 wird dort ein „bois nommé hencher langenuerein", aber auch ein „bois le prevost" genannt [1]). 1517 erscheint dort ein „prey condit a la Communalle" [2]) und 1519 ein „bois de Chastychasne" [3]). 1606 werden genannt „a Bustelgoutte, a la Foiregouttelle, a Stermerpraie, a Forarux, devant Hergoutte, sur la gouttelle, a Girardgouttelle" [4]), und ein ausführliches Wälderverzeichnis von 1759 enthält Formen wie „Paireusegoutte, Biagoutte, Biastrepoux, Bestégoutte, le Foua, Val becheux, la Chenheille, Barançon, Degelingoutte, Chati chaines, la chatte pendue, Voignigoutte, l'Enkenneux, Jurdangoutte"; mit der deutschen Sprache stehen im Zusammenhang nur „la Schleiffe" und wenige Bildungen mit Rain, wie „Halterain, le rayn gaye, rain du batant", aber Schleif und Rain kennen wir bereits als deutsche Lehnworte im romanischen Vogesendialekt, und solche und ähnliche Formen kommen thatsächlich überall im benachbarten französisch redenden Gebiete vor, wo von einer ehemaligen deutschen Bevölkerung gar keine Rede sein kann. Sie können also auch hier nichts in dieser Richtung beweisen.

Wenn wir nun auf Grund dieser Einzelerscheinungen ein Gesamturteil über die Nationalitätsverhältnisse des Leberthales gewinnen wollen, so kann es nach den soeben mitgeteilten Materialien nicht zweifelhaft sein, dass die grosse Masse der Familiennamen im ganzen Thale von Klein-Leberau bis herab nach Leberau und Wanzel im 16. Jahrhundert und bis in das 17. Jahrhundert hinein der französischen Sprache angehört. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, dass zur Zeit der Entstehung der Familiennamen, also etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts, die französische Sprache in dem bezeichneten Teile des Leberthales eine unbeschränkte Herrschaft behauptet hat, an der auch die damals schon über dies Gebiet versprengten deutschen Bevölkerungsbestandteile bei ihrer verschwindenden Anzahl nicht das geringste zu ändern vermochten. Schon für das Jahr 1358 war es uns möglich, aus den meisten der soeben behandelten Orte des Thales französische Familiennamen mitzuteilen. Und wenn neben ihnen auch schon damals deutsche Formen erscheinen, so ergeben die aus späterer Zeit aufgefundenen Materialien, die noch lange ein starkes Ueberwiegen der französischen Personenbenennungen erkennen lassen, dass es sich bei ihnen nur um Bruchteile einer kleinen deutschen Minderheit handeln kann, deren Anwesenheit bei dem regen Verkehr der nach Osten geöffneten Gebirgsthäler mit der deutschen Ebene auf keinen Fall überraschen kann.

Das umgekehrte Verhältnis anzunehmen, als seien die genannten deutschen Personennamen an den betreffenden Orten entstanden und die französischen durch Zuwanderung von der Westseite des Wasgau in das Thal gelangt, allgemeiner gesagt, als habe das Thal bereits eine deutsch redende Bevölkerung gehabt, die dann durch französische Ein-

[1]) C.Bez.A. maitrise von Ensisheim Nr. 94, 8.
[2]) N.A.D. G 400.
[3]) Ebendort G 398.
[4]) Ebendort B 9574.

wanderung eingeengt und nahezu verdrängt wurde, ist schon deswegen vollständig unthunlich, weil die dazu notwendige sehr starke Einwanderung von jenseits der Vogesen sich bei der Dünne der Bevölkerung der angrenzenden französisch redenden Bezirke und bei den geringen Beziehungen des Leberthales dorthin gar nicht erklären liesse. Waren doch noch im Jahre 1662 diese Beziehungen so dürftiger Art, dass sich der Herzog Karl hauptsächlich dadurch bewegen liess („attendu particulièrement, que de toutte ancienneté ils ont obtenu des coustumes et jouy des privileges, qui ont peu de rapports aux façons des peuples de deça les monts de Vosges et du val de sainct Diez"), das Leberthal aus seinem Abhängigkeitsverhältnis von den herzoglichen Behörden zu St. Dié zu lösen [1]).

Ein so starker Bevölkerungszuzug aus dem westlichen französisch redenden Vogesengebiete, wie er notwendig gewesen wäre, um den überwiegend französischen Charakter dieses Thales im ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Neuzeit zu erklären, falls man das dort in Erscheinung tretende Romanentum nicht als eingeboren gelten lassen will, würde wie die Sprache, so auch die Sitten und Gewohnheiten dieses Thales denjenigen jenseits des Gebirgskammes angeglichen haben. Eine Trennung der wenigen lothringischen Gemeinden des Leberthales von der nächstgelegenen herzoglichen Verwaltungsstelle würde — wenn diese Annahme richtig — sicher nicht notwendig geworden sein; dann wäre die Vereinigung mit St. Dié das einzig Naturgemässe gewesen.

Gerade in dieser eigenartigen Gestaltung der Bevölkerungsverhältnisse zeigt sich die grosse Bedeutung, die der Wasgenwald stets als ethnographische Scheidelinie innegehabt hat. Die Thäler seines Ostabhanges waren eben auf den deutsch redenden Osten, die des Westabhanges auf den französisch redenden Westen hingewiesen und in engster Verbindung thatsächlich jeder Teil mit seiner ihm von der Natur zugewiesenen Seite. Dies Divergieren der Bevölkerungen beider Abhänge war ein so ausgesprochenes, dass auch dort, wo sich in östlichen Thälern romanische Bevölkerung erhalten hatte, zwischen dieser und ihren Sprachgenossen am Westabhange eine Scheidewand errichtet war, die ein völliges Auseinanderklaffen beider Teile bewirkte. Dank dem beständig wirkenden Einflusse des benachbarten Deutschtums, mit dem sie grösstenteils auch in enger politischer Verbindung standen, haben sich die romanischen Thäler des Ostabhanges in Sitten, Gebräuchen und örtlichen Einrichtungen uns angepasst. Sie fühlten sich von ihren Sprach- und Volksgenossen jenseits des Gebirgsfirstes durch eine so tiefe Kluft getrennt, dass die lothringischen Leberthaler ihren Herzog im vollen Bewusstsein ihres Sonderwesens um die Aufhebung der ihnen widernatürlich erscheinenden administrativen Vereinigung mit den nächsten Nachbarn des jenseitigen Gebirges bitten zu müssen glaubten.

Und während die sich westlich anschliessenden weiten Gebirgsdistrikte mit ihrer dünnen Bevölkerung sicher nicht im stande waren,

[1]) C.Bez.A. E 1812.

einem etwa schon vorhandenen Deutschtum im Leberthal durch Zuwanderung den angestammten Boden streitig zu machen, dehnte sich östlich das weite, von einer zahlreichen und thatkräftigen Bewohnerschaft dicht bevölkerte Hügel- und Flachland, gleichsam eine grosse menschenwimmelnde Hauptverkehrsstrasse, an welche das Leberthal sich wie ein unbedeutendes Gässchen anschloss. Aus dem Getriebe des Verkehrs wurde dann und wann einer oder der andere in die stille Seitengasse abgedrängt, die überschüssige Bevölkerung der Ebene musste naturgemäss in die Thäler des Gebirges hinaufsteigen. Und wenn wir im Leberthal schon im 14. Jahrhundert neben französischen Personennamen deutschen begegnen, so kann dies eine befriedigende Erklärung nur auf die soeben angedeutete Art finden. Die deutschen Bestandteile waren aus der Ebene zugewandert, die französische Nomenklatur war die eingeborene.

Nur daran könnte vielleicht jemand Anstoss nehmen, dass in der Urkunde des Jahres 1358, die ich zum Ausgangspunkt genommen habe, doch vielleicht zu viele deutsche Personennamen enthalten sind. Nun auf jeden Fall ist die Zahl der genannten Personen mit französischen Namen die grössere. Und dass der Annahme einer französischen Einwanderung grosse Schwierigkeiten entgegenstehen, während der deutsche Zuzug sich aus der Natur der Dinge mit Notwendigkeit ergiebt, ist eben erst dargethan worden.

Aber die Personennennung von 1358 stellt ja nur die Auswahl eines ganz verschwindenden Bruchteils der Bevölkerung der betreffenden Orte dar, und das in ihr gegebene Verhältnis zwischen deutschen und französischen Namensträgern kann unter keinen Umständen als vorbildlich für die gesamten Ortsbewohnerschaften angenommen werden. Es handelte sich um eine Urkundung vor dem bischöflichen Hofgericht zu Strassburg, vor dem die beteiligten Parteien persönlich zu erscheinen pflegten. Unter diesen Umständen werden die Gemeinden thunlichst solche Angehörige entsandt haben, die der deutschen Sprache mächtig waren. Und das waren in erster Linie die deutschen Zuwanderer. Vielleicht erklärt sich daraus eine Beteiligung deutsch benannter Personen, die im Verhältnis zu der Nationalitätsverteilung in den Personennamen späterer Dokumente allerdings als sehr gross bezeichnet werden muss. Wenn Deutsch-Rumbach unter seinen beiden Vertretern keinen deutschen Namen aufweist, so ist dies unter solchen Umständen um so bezeichnender.

Wie können denn aber diese deutsch benannten Ortschaften von einer ursprünglich romanischen Bevölkerung bewohnt gewesen sein? Muss nicht auf Grund ihrer Namen unter allen Umständen eine ursprüngliche Bewohnerschaft deutscher Nationalität und Sprache angenommen werden? — Darauf ist zunächst zu erwidern, dass bei den Orten des Leberthales die deutschen Benennungen keineswegs alleinherrschend sind. In fast allen Fällen sind neben ihnen französische Bezeichnungen vorhanden, so für Leberau Lièpvre, entsprechend für Klein-Leberau Petit-Lièpvre, für Markirch St. Marie-aux-Mines, für Fortelbach Fertrupt, für Eckerich Echery, das im 9. Jahrhundert Belmont genannt wurde. Einzig und allein die drei Rumbach genannten

Ortschaften des Leberthales führen ausschliesslich deutsche Benennungen, denen keine gleichberechtigten französischen Formen gegenüberstehen.

Aber auch bei dem am weitesten nach Osten vorgeschobenen von den dreien, bei dem man wegen des zur Unterscheidung hinzugefügten Wortes „Deutsch" mit besonderer Sicherheit eine ursprünglich deutsch redende Bevölkerung annehmen sollte, ist die Flurbenennung durchaus französisch. Ihr muss, wie überall in zweifelhaften Fällen, so auch hier die letzte Entscheidung zuerkannt werden.

Dass auch in der Flurbenennung der Orte des Leberthales die deutsche Sprache eine gewisse Rolle spielt, dürfte jedem bei Durchsicht der oben gegebenen urkundlichen Materialiensammlung bereits aufgefallen sein. Im Gebiete von Leberau und Markirch waren verhältnismässig zahlreiche deutsche Flurbenennungen anzutreffen, die zu den überwiegend französischen Familiennamen in einem gewissen Missverhältnis standen und keineswegs alle auf Rechnung der deutschen Urkundensprache gesetzt werden können. Das verbietet sich besonders für Leberau, für welchen Ort ich ausschliesslich in französischer Sprache abgefasste Quellen benutzt habe. Weiter thalaufwärts schwinden dann die deutschen Flurnamen in den älteren Quellen immer mehr, um erst in der allerneuesten Zeit zahlreicher aufzutreten: Liverschell zeigt noch im deutschen „Landbuch" eine entschieden französische Flurbenennung, ebenso die weiter aufwärts gelegenen Orte Eckerich und Klein-Leberau mit ganz geringen deutschen Beimischungen, die sich hier wohl grossenteils aus dem Wirken der Urkundensprache erklären lassen.

Wie diese deutschen Flurnamen auf den romanischen Boden übertragen wurden dadurch, dass die aus der Ebene zugezogenen Träger deutscher Familiennamen diese auf ihren Grundbesitz übergehen liessen, an dem sie fortan als Flurnamen hafteten, darauf ist schon oben in aller Kürze hingewiesen worden. Gewiss werden sich auf diese Weise im romanischen Sprachgebiet manche deutsche Flurnamen gebildet haben, und auch sonst mag die Minderheit deutscher Bevölkerung, die sich in den Gemeinden des Leberthales ja bis in so frühe Zeit zurückverfolgen lässt, sich in Flurnamenbildung bethätigt haben. Aber gleichwohl erscheint die Menge deutscher Flurnamen in den östlichen Gemeinden des romanischen Leberthales zu gross, um sich allein aus dem Dasein deutscher Minderheiten erklären zu lassen. Dafür, dass in erster Linie andere Faktoren dabei wirksam gewesen sind, spricht vor allen Dingen eine Erscheinung, die sich in Leberau mit aller Deutlichkeit beobachten lässt: Im Gebiete dieses Ortes gehören weniger die Flurnamen im engeren Sinne, d. h. die kleineren Unterabteilungen der einzelnen Gewanne, an denen sich besonders die Namengebung der ortseingesessenen Bevölkerung bethätigt, der deutschen Sprache an, als vielmehr die grössere Komplexe bezeichnenden weiteren Benennungen, denen sich die Flurnamen unterordnen, mit einem Worte die Gewannnamen, wenn wir Flur als Unterabteilung von Gewann fassen wollen. Diese Gewannnamen sind nicht als solche zum Zwecke der landwirtschaftlichen Nutzung der Dorfmark oder durch diese geschaffen wie die eigentlichen Flurnamen; es sind ursprünglich die Namen von Bächen, Bergen und Hügeln (in Leberau Winbach, Geisbühl, Clostein, Bock-

stein, Waitenbach), die erst später zur Benennung der Einteilung der Dorfflur verwandt wurden. Dass bei der Entstehung dieser Gewannnamen — um diesen Ausdruck in der eben bestimmten Bedeutung beizubehalten — auch von Nichteingesessenen der betreffenden Gemeinde, von deren Gebiet sie einen Teil bezeichneten, mitgewirkt werden konnte, liegt auf der Hand. Ein weithin sichtbarer Hügel kann sehr wohl in einer entfernteren Gemeinde benannt werden und deren Benennung sich dann auch in der Ortschaft, dessen Gebiet der Hügel angehört, einbürgern.

Eine solche Ortsbenennung durch Nichtangehörige der Gemeinde wurde nun im Vogesengebiete durch die eigenartigen wirtschaftlichen Verhältnisse geradezu begünstigt: die Gebirgsweide führte Jahr für Jahr Angehörige der Dörfer aus dem niederen Lande hinauf in die Höhe der Bergesmatten. Dergestalt gewannen die deutschen Bewohner der Ebene oder der Vorberge eine gewisse Heimatsberechtigung im Bereiche ihrer romanischen Gebirgsnachbarn; eng vertraut mit den Triften, die, zwar im Gebiete der welschen Dörfer gelegen, dennoch durch die Weidegerechtigkeit ihrem täglichen Leben so nahe gerückt waren, haben sie sicher Höhen und Bäche mit Namen ihrer Sprache benannt. Dieser angeborene Trieb zur Namengebung ist allgemein menschlich und unausrottbar. Was Wunder daher, wenn einige der so entstandenen deutschen Ortsbenennungen in die Sprache der einheimischen Romanen übergegangen sind? Waren sie doch durch ihre Abhängigkeit von der nahen Ebene ohnehin dem deutschen Einfluss leicht zugänglich! Möglich, dass auf diese Weise auch die drei Rumbach benannten Ortschaften zu ihren Namen gelangt sind. Diese schon vor Beginn unseres Jahrhunderts urkundlich erwähnten Bachnamen könnten auch ihre Entstehung dem Weidgang der deutschen Nachbargemeinden verdanken und dann auf die an den so benannten Bächen entstehenden Siedelungen übergegangen sein.

Das ist nur ein Versuch der Erklärung, der angesichts der Thatsache, dass sich in Deutsch-Rumbachs Flurbenennung kaum etwas auf ehemalige deutsche Bevölkerung Hindeutendes nachweisen lässt, dass auch die im Jahre 1358 genannten zwei Ortsangehörigen romanische Namen führen, doch einiges für sich haben dürfte. Jedenfalls ist sowohl nach den mitgeteilten Materialien und dem soeben Ausgeführten wie auch nach den Parallelerscheinungen in anderen Thälern des Wasgau klar, dass der Grundstock der Bevölkerung des Leberthales bis Leberau und Wanzel hinab und noch weiter romanisch ist. Auch Kestenholz hat das romanische Sprachgebiet dieses Thales einstmals noch umfasst. Wann dieser Ort deutsch geworden ist, wissen wir nicht. Die Urkunden des späteren Mittelalters lassen ihn vollkommen deutsch erscheinen, so dass seine Germanisation schon Jahrhunderte vorher, also jedenfalls noch im vorigen Jahrtausend, stattgefunden haben muss.

Im Gegensatz zu diesem Orte zeigen Leberau und die weiter thalaufwärts gelegenen Siedelungen noch in den Urkunden des späteren Mittelalters ein unerschüttertes Romanentum. Wenn auch, seit die Ebene einer deutsch redenden Bevölkerung anheimgefallen war, sich

wohl beständig Teile von dieser losgelöst haben, um in die Gebirgsthäler emporzusteigen und sich dort niederzulassen, so stellen doch die dadurch geschaffenen deutschen Beimischungen, die sich im Leberthal vom 14. Jahrhundert an urkundlich nachweisen lassen, noch am Ende des 16. Jahrhunderts in Leberau eine kleine Minderheit dar. Und sogar im 17. Jahrhundert ist trotz der inzwischen durch das Zuströmen zahlreicher sächsischer Bergleute verstärkten deutschen Einwanderung unsere Nationalität noch überall in der Minderheit. In einer Minderheit allerdings, die durch ihre stark angewachsene Zahl sich dem heimischen Romanentum gegenüber zur Geltung zu bringen vermochte und die beständig weiter gewachsen ist.

So sehen wir das Leberthal in einem Zustande fortschreitender Germanisierung, deren Anfänge in den spät mittelalterlichen Namennennungen der Urkunden deutlich zu erkennen sind und deren Abschluss bis auf den heutigen Tag noch nicht erreicht worden ist.

In Markirch, das zu Beginn unseres Jahrhunderts als deutsch galt und das This [1]) auch jetzt noch als überwiegend deutsch bezeichnet, in St. Kreuz und in den weiter thalaufwärts gelegenen Gemeinden, in denen die deutsche Sprache jetzt vorherrscht, kann sie ihr Uebergewicht erst in sehr neuer Zeit, wohl erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, erlangt haben.

Der Rückgang des Deutschtums, der sich seit 1870 besonders in Markirch gezeigt hat, beruht grossenteils auf der durch den politischen Umschwung hervorgerufenen Opposition. Diese hat, wie auch sonst im Lande, ein Scheinfranzosentum gezeitigt, dessen Dauer wohl nur vorübergehend sein wird.

An das Leberthal schliesst sich südlich das

Urbeisthal.

Dass in ihm ähnliche Verhältnisse obwalten wie in seinem nördlichen Nachbarthal, dürfte sich schon aus der Thatsache ergeben, dass die dies Thal bildenden, westlich Kaysersberg und Rappoltsweiler gelegenen Ortschaften im Mittelalter zusammengefasst werden unter der Bezeichnung: der welsche Bann [2]).

Wenn damit ein direktes Zeugnis für die romanische Nationalität dieser Gegend abgelegt ist, so kann die nähere Betrachtung des dortigen Namenbestandes, die zur Bekräftigung des nationalen Charakters kaum noch erforderlich ist, vor allen Dingen auch dazu dienen, darzuthun, dass der starke deutsche Einfluss, dem die romanisch redenden Vogesenthäler unterlagen, in rein oder doch überwiegend romanischer Gegend deutsche Flurbenennungen neben der vorherrschenden französischen Nomenklatur entstehen lassen konnte. Wenn wir so in einem ausdrücklich als „welsch" bezeugten Gebiete eine Beteiligung beider Sprachen an der Flurbenennung wahrnehmen, ähnlich der, wie wir sie

[1]) In den Beiträgen zur Landes- und Volkskunde von Elsass-Lothringen Heft V, S. 33.

[2]) So 1441 „Welsche bahn", Stoffel 588.

im Leberthal feststellen konnten, so wird damit die letzte Möglichkeit eines Zweifels hinsichtlich des ursprünglich romanischen Charakters der Bevölkerung des Leberthales behoben.

Das sich dem Leberthale zunächst anschliessende Altweier (französisch Aubure) wird schon im 13. Jahrhundert in der Form „in Alburiis“ urkundlich genannt [1]). Es ist noch heute überwiegend französisch, während die nunmehr folgenden Ortschaften gegenwärtig noch eine rein französische Bevölkerung haben.

So Urbach (französisch Fréland), in dessen Gebiet 1441 „Tronveldt“ [2]) und 1509 „Marbaresmat“ [3]) genannt werden. Aber aus so vereinzelten Nennungen kann man sich kein Bild machen. Reichhaltiger ist ein in deutscher Sprache abgefasstes rappoltsteinisches Zinsverzeichnis vom Jahre 1526 [4]). An Flurnamen werden genannt „im Peuttegot, im Belffel schiel, im Ligot“ und deutsch „im Steffendhal, im Gernstall, bi Alpner weg, Buderling matt, bi der rossen, im Rotenbach“. Einen ganz anderen Charakter zeigen die Personennamen mit Formen wie „Monschi Gutkrut, Glad von Gerardsee, Schan Marschan von Gerardsee, Nicola und Monschi Zefferin, Colin Mentre, Schan Odi, Claus Vria, Schan Cummel, Laurent Fruscha, Hans Grassay, Monschin Hans, Glad Monschi, Schubeny, Mangolt Bunschat, Schan Busslat, Wanson Damene, Monschi Schenan“ neben „Michel Mangold, Claulin Burckler, Hans Peterman, Heinrich Mucker, Huglin Olman, Michael Ulrich Schutterlin, Nicola Kaltschmid, Hans Murer“; also trotz der deutschen Urkundensprache ein entschiedenes Ueberwiegen französischer Formen.

In einer rappoltsteinischen Urkunde von 1527 [5]) wird in deutscher Sprache geurkundet an die dortigen „klein Monschy, Nicola Pierry, Glade Wonsznei“. Dagegen urkundet 1538 [6]) Wilhelm von Rappoltstein französisch an den „habitau de Fraylan Demenge Vriotz“.

In Schnierlach (la Poutroie) reicht das urkundliche Material weiter zurück. In einer lateinischen Schenkungsurkunde vom Jahre 1271 an das benachbarte Kloster Pairis wird erwähnt „molendinum quod vulgo Bluwelate dicitur situm in villa Schonerlach“ und ein Bewohner „Johannes filius Johannis dicti Crustel“ [7]). 1441 werden an Flurnamen genannt „in dem Grangat, zu Merille, uff dem steyne genant der Ratzschey“ (zusammenhängend mit roche) und „zu Weringutte“ [8]), 1522 „matten genant allagraine“ (= à la graine), „zu abpre“ (= haut pré), „an dem ort Mennys genant“ (= Menils) [9]).

Eine Petition der Weidegenossen zu Schnierlach und Urbeis an die Herrschaft Rappoltstein vom Jahre 1567 ist in deutscher, dagegen eine gleichzeitige Rechnung des Humbert und Demenge Paulus de la Poultroye in einer Weideangelegenheit mit Eckerich und angeschlossene

[1]) Stoffel 11.
[2]) Ebendort 557.
[3]) Ebendort 343.
[4]) C.Bez.A. E 2630.
[5]) Ebendort E 2617.
[6]) Ebendort E 1515.
[7]) Ebendort Fonds Pairis Nr. 4, 15.
[8]) Stoffel 204. 354. 452. 574.
[9]) Ebendort 3. 229. 353.

Supplikation an den Bailli des Urbeisthales in französischer Sprache abgefasst [1]).

Ein Grundbuch des Jahres 1741 zeigt neben lauter französischen Flurnamen wie „le gazon Quedat, le champ Tillot, au Quebusprey, à la haute pierre, prey des Ennebets, canton des Chya, à la petite Cunenaye" u. a. nur die deutschen Formen Limbach und „Plotberg" (Bluttenberg) [2]).

Damit verglichen, fällt die starke Beteiligung der deutschen Sprache bei den Waldbenennungen sehr auf, wie sie in einem rappoltsteinischen Forstmemorial von 1640—72 in Erscheinung tritt. Dort wurden genannt:

„les bois de foug Buchwald,
les bois de Ribaugoutte,
les bois au rain de Fouche et proche le pont de Hachimette,
les bois de Limbach,
les bois en la montagne du gibet Galgenberg,
vallée des rats Rattental et Schwanenwalt,
a la sepouche, au Bouleau,
le bois en la montagne nommé Bluttenberg,
la forest appellée Dinghofwald au ban de la Poutroye" [3]).

In dem östlich angrenzenden Hachimette (Eschelmer) zeigt das rappoltsteinische Zinsregister von 1526, wie bei der unmittelbaren Nähe deutscher Ortschaften begreiflich, deutsche und französische Formen in buntem Gemenge, so „matten genant die Münchmatt, matten zu Lympach gelegen genant die Schlossmatt", bei denen leicht Uebersetzung stattgefunden haben kann. Um so deutlicher spricht die Erhaltung der französischen Form „matten genant Schanty". Unter den Personennamen finden sich „Antheng Rumy, Beszla, Henman Beli", aber auch „Mathis Wagner, Michel Adam, Adam Hertzog [4])."

Urbeis (Orbey) tritt schon im Jahre 1175 mit dem französischen Flurnamen „Rumemunth" (= Remomont) [5]) auf den Plan. Das stark germanisierende Rappoltsteiner Urbar von 1441 nennt „in Affenattenmatte, by rystenburne, an Rappenbühel, am Strunczen flůhen" [6]).

1430 wird ein „Cole Schenno" als Bürger von Urbeis genannt [7]).

1522 erwähnt das deutsche Grundbuch von Dusenbach ein dortiges Grundstück „am bach inn welsch genant le prez Couchys, inn teutsch Kochsmatt" [8]).

Das rappoltsteinische Zinsregister von 1526 [9]) enthält Flurnamen wie „Glettschatt, Belmon, im Pforn, zu Butyr, an Cabolis acker, in Sachsy, Kungsmatt, Monchacker" und Personennamen wie „Michel und

[1]) C.Bez.A. E 1908.
[2]) Ebendort E 1518.
[3]) Ebendort E 1554.
[4]) Ebendort E 2630.
[5]) Stoffel 441.
[6]) Ebendort 156. 450. 452. 539.
[7]) C.Bez.A. Fonds Pairis Nr. 9, 2.
[8]) Stoffel 104.
[9]) C.Bez.A. E 2630.

Schan Rossy, Frantza Freri, Monschi Schodin, Michel Rötty, Monschi Romini, M. Budira, M. Gurny, M. Collin, Schan Peris, Nicola Fafa, Monschi Stiffeny, Schan Locost, Colli Delabor, Monschi Wansont, Dietrich Guffeny, Dietrich Cola Schan und Wilhelm Maget, Mathis Kremer, Wilhelm Macke"; also ein entschiedenes Ueberwiegen französischer Formen trotz der deutschen Urkundensprache.

Das französische Grundbuch von 1780 [1]) endlich zeigt Flurnamen wie „Chegaya, Coinotte, Bussé, Closet, Eclose, Haupatte, Morteau, Prezure, Rauzure, Pierouze, Gottelle, Quiozé, goutte du Chenvre, Matrelle, Pinesse, Meize, Hermingotte, Graya, Goria, pré Keda und Schulzbach, Tannach, Rotenbach, Lamberg, Steinacker, Hurling, Hirtzmatt, Brunnmatt, Chuchematt, Clostermatt, Steinmatt, Weyermatt, Salzmatt, Welschmatt, Geissehof" nebeneinander.

Das benachbarte Pairis ist bekannt durch sein Kloster, das einen durchaus deutschen Charakter trug, obwohl es sich auf altromanischem Boden befand. Für diesen ursprünglich romanischen Charakter ist es bezeichnend, wenn 1241 „ein eigen erblich gůtt genant de Reimemont" erwähnt wird; ebenso 1252 „in terragio quod vulgo dicitur Lanzal". Dass der hier besonders stark wirkende deutsche Einfluss schon früh Flurnamen in unserer Sprache erzeugte, wie 1252 „Rotimbach und Kynberch", ist leicht erklärlich [2]).

In Zell (la Baroche) wird 1522 [3]) ein „pratum vulgariter de la haye nuncupatum" und ein „nemus vulgariter le sire vocitatum" erwähnt. Das rappoltsteinische Zinsverzeichnis von 1526 [4]) enthält die Flurnamen „acker genant Lonaacker" und die Personennamen „Monschi und Ulrich Beli, Schan Burcklin und Petter Narr".

Das 1609 in französischer Sprache abgefasste — abgesehen von zwei deutschen Eintragungen — „registre des communes limites" [5]) nennt Flurnamen wie „es champs Breyas, en Ladimont, es Ewa, en Repomette, es Charbonnerie, en Mostas, en Girraugoutte, en la Sposche en Heyaulx hagys, en Romaingoutte, es Melles, on chay Simon, en Lauuecus, en Rosuere, en la Coste, en rein des gouttes, le preix des Saulcy, en Pierongoutte, les boys de Boulaux, on Blan reux, on Mouzey, es Chayz des Clyopraye, en Reiszenbatt, es Wayse, desoub la Schleiff, en Hänselle, on Schultzpar, es Weyssegoutte, en Halbagey" und Personennamen wie „Demenge, Claudon und Anthoine Baylly, Jean Mellion, Hanzo Marchant, Demengeon Germain, Claude Alizon, Anthoine Didier, Colin Girard, Colas Mengeolle, C. Charpantier, Jean Permantier, Colas Rossel, Michiel Tappe, Colas Jacquottey, Laurent Aubry, Colin Rouge, Demengeon Voynezon, Claude Mandraux, Jean Margott, Casperman George, Petterman, Symon Steinbach, Jerig Scherbe, Jean Lux".

Auch in dem französischen Grundbuch [6]) von 1780 überwiegen französische Formen wie „Chiay, Preyheu, Chiegaya, Chouaye, Rochure,

[1]) C.Bez.A. E 1539.
[2]) Ebendort Fonds Pairis Nr. 16, 1.
[3]) Ebendort E 2635.
[4]) Ebendort E 2630.
[5]) Ebendort E 2613.
[6]) Ebendort E 1539.

Fiacotte, Haptigottelle, pré des Eveaux, Ruly, Quinquerelle, Bache le loup" und viele andere die ganz vereinzelten deutschen Namen „Limbach, champs de Hentzel, Windersbach".

Dass in dem weiter westlich gelegenen Diedolshausen (le Bonhomme) ein Schloss den Namen Judenburg führt und ein danach benannter Ulricus de Gotenburg im Jahre 1199 urkundlich erwähnt wird [1]), kann nicht auffallen, da der in den welschen Thälern der elsässischen Vogesen begüterte Adel durchaus deutsch war, so im Weilerthal die Mülnheim, in Eckerich die Waffeler; der Besitz der Herren von Rappoltstein erstreckte sich weit nach Lothringen hinein.

Im übrigen stimmt die Nomenklatur von Diedolshausen mit derjenigen der anderen Orte des welschen Urbeisthales. Das Rappoltsteiner Urbar von 1441 erwähnt die Flurnamen „in Beheuelle, zu Munttyo, Muntigon, in Buttir, im Rosz rein, in Rulandesthal" [2]).

Ein französisches Grundbuch des 16. Jahrhunderts [3]) enthält Flurnamen wie „en Roppé, en la Vaixe, es Baienelles, en Haicon, en Chiepvregotte, es Baussenelle, Bazenelles, le preix la Liepvre, es Potiers, on raing des aulx, a la Glaserie, on Grindelin" und Personennamen wie „Jeandon de la Croix, Colas Lois, Mengel und Colas Finance, Jean und Demenge Masson, Christophe Demengeot, Laurens du Preix, Claudel Fostelle, Jean Husson, Bastien Cestelle, Urbain dessus pont, Jean Colin, Pierron Bouchier, Jean Jacquot, Mathis Noel, Jean Bessat, Claudel Maudirant, Jean Madame, Arnoulx du Moulin, Pierron Boley, Claudel Didras, Colas Thiriat, C. Anthenon, C. Grosjean, Demenge le Cablaire, Jean Baito, Didier Bontemps, Marc Locher, Veltin Artzheim, Colas Hertement, Claudon Gaspermant" (= Hartmann und Caspermaun).

Auch das Almendenbuch der Herrschaft Hohenack vom Jahre 1599 [4]) lässt trotz der in ihm angewandten deutschen Sprache den französischen Charakter des Ortes deutlich genug hervortreten in Wendungen wie „matten genant la prae du tour, grand pres, thal genant la besse du gut Vry, la montein en la verse, thal so man nent es Potieres, thal genant es Basenel, Hecon, thal so man heist e Foru, la roin des Ausy". Die daneben vorkommenden deutschen Formen wie „im Geiszthal, Rossberg, Jüdenburgberg, thal so man nent Grintlin, Scheiblin, berg so man nent den Knoblochkherbholzrhein" mögen zum Teil der Uebersetzung ihr Dasein verdanken. Die Personennamen unterscheiden sich nur unwesentlich von den soeben aus dem französischen Grundbuche mitgeteilten.

Nach diesen Mitteilungen dürfte es nicht zweifelhaft erscheinen, dass zur Zeit des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit im Urbeisthale nationale Verhältnisse bestanden, die sich mit denen des benachbarten Leberthales ungefähr deckten. Auch hier ein Grundstock alteinheimischer romanischer Bevölkerung, der durch eine tropfenweise sickernde Zuwanderung aus der deutschen Ebene wenig oder nichts an seiner örtlich herrschenden Stellung eingebüsst hatte. Auch

[1]) Stoffel 276.
[2]) Ebendort 23. 364. 426. 458. 467.
[3]) C.Bez.A. E 2613.
[4]) Ebendort E 1539.

die weiteren ununterbrochen wirkenden germanisatorischen Einflüsse, denen dies kleine romanische Häuflein durch die Anwesenheit eines deutschen Klosters in seinem Gebiete und durch die Zugehörigkeit zu der überwiegend deutschen Herrschaft Rappoltstein — die Korrespondenz der welschen Gemeinden und ihrer Angehörigen mit dieser Herrschaft fand regelmässig in deutscher Sprache statt, während sie unter sich die französische anwandten — ausgesetzt war, haben die Herrschaft des Romanentums nicht zu erschüttern vermocht.

In dieser abweichenden Entwickelung beruht der Hauptunterschied zu dem ursprünglich sprach- und nationalitätsverwandten Leberthal. Während der Aufschwung des Bergbaus in dieses ausser den naturgemäss stetig zuströmenden deutsch redenden elsässischen Bevölkerungselementen noch zahlreiche Deutsche aus dem fernen Sachsen herbeiführte, konnte die rauhe Gebirgsnatur der Thäler von Urbeis und Schnierlach, die neben der Gebirgsweide nur einen sehr spärlichen Ackerbau zu gewähren vermochte, keine erhebliche Einwanderung anlocken. So blieb der nationale Charakter des Urbeisthales vom Mittelalter bis in unsere Tage im wesentlichen unverändert — die Sprachgrenze, welche die romanischen Orte dieses Gebirgsthales von dem deutschen Elsass scheidet, ist sicher älter als tausend Jahre —, während das Leberthal infolge der starken deutschen Einwanderung dem Schicksale einer stetig fortschreitenden Germanisierung unterlag, dem sich bis jetzt nur Leberau und die drei Rumbach entzogen haben.

Die südlicheren Thäler der Vogesen sind gegenwärtig vollständig deutsch redend bis hinauf zur Wasserscheide. Dass auch in ihnen einst kelto-romanische Bevölkerungsreste ansässig gewesen sind, ist nicht nur durch die Analogie der nördlicheren Thäler wahrscheinlich, sondern durch das Vorhandensein von Ortsnamen wie Metzeral und Urbis sichergestellt. Aber ebenso sicher ist es, dass das Germanentum in diese Thäler sehr früh eingedrungen ist und seine Nationalität zur alleinherrschenden gemacht hat. Wenn sich in der Flurbenennung kaum etwas Romanisches finden lässt, dagegen in Metzeral („Mezerol") im 13. Jahrhundert eine durchaus deutsche Nomenklatur herrscht wie „in loco qui dicitur im alten hove" und „in loco qui vocatur Berenkevic" [1]), so darf man wohl annehmen, dass, wie jetzt, so schon mit Beginn unseres Jahrtausends die Kammhöhe dieses südlichsten Teiles der Vogesen zugleich die Sprachgrenze dargestellt hat.

Es ist daher sehr begreiflich, dass ausser obigen beiden Ortsnamen auf ehemaliges Romanentum hindeutende Anzeichen nur in sehr geringer Zahl angeführt werden können. Es sind im wesentlichen nur der alte im 10. Jahrhundert und früher mehrfach genannte Name des Klosters Münster „monasterium s. Gregorii, quod vocatur Confluentes" [2]) und der in Otzenwiller (Otzwilr, abgeg. Ort bei Rammersmatt und Hohenrodern) noch im Jahre 1421 genannte Flurnamen „in der Mellinggotten" [3]), der ein Kompositum mit dem französischen

---

1) Stoffel 7, 27.
2) Ebendort 378.
3) C.Bez.A. Prieuré St. Morand Nr. 3.

-goutte darstellt. Bezeichnenderweise lässt hier der hart an der Heimgrenze gelegene Weilerort noch gegen Ende des Mittelalters einen deutlichen Rest romanischer Flurbenennung genau erkennen, während in dem tiefer im Gebirge gelegenen und einer unzweifelhaft romanischen Nomenklatur angehörigen Metzeral schon in sehr früher Zeit eine deutsche Flurbenennung in Erscheinung tritt. Wenn Otzenwiller den erhaltenen romanischen Flurnamen in der Form durchaus germanisiert hat und im übrigen nur deutsche Flurnamen wie „am Hohenberg, an dem Haslen, bi der Silbergrub, uff der Büssen, in der Kaltenbach, an der Kupeltan, an dem Lennenberg" und Familiennamen wie „Brucker, Ritter, Bossler, Bengelin, Hugelin, Buchholcz, Bengler, Treiger" zeigt, so muss in ihm die deutsche Sprache schon seit sehr langer Zeit zur Herrschaft gelangt sein.

Wenn der First der Vogesen dergestalt in hervorragender Weise die Rolle einer ethnographischen Grenzlinie gespielt hat, so hat er darum doch dem kräftigen Deutschtum des Elsass keine völlig unüberwindlichen Schranken gesetzt. Durch die Ausdehnung der Besitzungen deutscher Adelsfamilien über den Kamm des Gebirges hinaus waren manche Teile des Westabhanges der Wirkung eines deutschen Einflusses ausgesetzt.

Dazu kamen Beziehungen anderer Art; so stand das lothringische Kloster Moyenmoutier, dem manche Deutsche angehörten, im 14. Jahrhundert in einem sehr engen Verhältnis zur Stadt Strassburg, deren Ausbürgerrecht es erworben hatte und demgemäss im Kriegsfalle zur Stellung eines Kontingents verpflichtet war.

Infolge so enger Verbindungen hat die deutsche Sprache im Westabhange der Vogesen trotz der herrschenden romanischen Bevölkerung stets eine gewisse Bedeutung gehabt. Nicht nur, dass die deutschen Lehnworte Rein und Schleif, die wir in den welschen Orten des Elsass angetroffen haben, sich auch in den westlicheren Gebirgsgegenden zeigen; der Einfluss der deutschen Sprache ist ein viel auffallenderer. So wird in dem französischen Colroy (südlich Saales) im Jahre 1589 erwähnt „le pont dit a la Brocque" [1]). In La Croix bei Weissenbach (westlich Markirch) findet sich noch 1608 unter sonst französischen Formen erwähnt „le champ de Rossepach, lieu nommé la Stoffe" [2]) und in einem Grundbuch desselben Ortes etwa von 1655 erscheint ein „champ dit a la Stege", das deutsche Vierling kommt häufig in der Form „Vierlin" vor [3]). Den noch heute auf Karten angewandten deutschen Bergnamen „la montaigne de Kemberg" bei St. Dié habe ich in einem Rechnungsbuch des Jahres 1589 gefunden [4]).

Südlich von St. Dié liegt der Ort Fraize, in dem die Herrschaft Rappoltstein noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts ihre Beamten in deutscher Sprache zu ernennen pflegte [5]). In einer französischen Grenzbestimmung dieses Ortes vom Jahre 1580 finden sich unter vorherrschend fran-

---

1) N.A.D. B 8662.
2) Ebendort B 617.
3) Ebendort B 8755.
4) Ebendort B 8662.
5) C.Bez.A. E 2366.

zösischen Flurnamen einige deutsche Formen genannt; so nach Diedolshausen zu ein „grand bois appellé Luxpach, qui pend devers le Veltin", ein Name, der uns schon bei den Gemeinden des Urbeisthales begegnet ist. Ebenso in der Nähe der Wasserscheide nach Münster zu wird genannt eine „montagne dicte Vichepacte, ruisseau de Xeidebache, Strazz und Astemhache" [1]). Die Bewohner des Bannes von Fraize, die mit ihren Nachbarn im elsässischen Urbeisthal durch die zu Recht bestehende gegenseitige Weidegerechtigkeit in einem näheren Verhältnis stehen, führen indessen durchweg französische Namen.

Dass in Bussang, wo vielleicht eine ursprünglich deutsche Bevölkerung angenommen werden darf, der Bergbau das Zuströmen deutscher Elemente begünstigt hat, lässt sich deutlich in dem Protokoll einer Minenbesichtigung vom Jahre 1561 erkennen, in deren französischem Text unsere bergmännischen Ausdrücke „Schacht und Stollen" stets angewandt sind. Wenn dagegen aus der französischen Flurbenennung, die sich in einer Minenrechnung von 1568 in Formen wie „la goutte de Falcongney, de Prasseney, des Rieulx, ez Ewaulx" zu erkennen giebt, sich deutsche Formen vereinzelt abheben wie „en Drayserig" und „montagne appelle le Maur" [2]), so muss bei ihrer Erklärung neben der Bergmannseinwanderung wohl in erster Linie an die Wirkung der deutschen Nachbarschaft gedacht werden.

In wie hohem Grade diese auch in diesem Teile des Gebirges namenbildend gewirkt hat, lässt sich deutlich aus einer kartographisch-bildlichen Darstellung der Gegend bei der Schlucht [3]) erkennen. Auf ihr, die etwa aus dem 17. bis 18. Jahrhundert stammen mag, tragen die Berge des Westabhanges meist deutsche, häufig auch doppelte Namen. So finden wir bei Retournemer den „Schliechtli" und den „Bellefirst", bei le Valtin erscheint ein „Sourichamps alias Meuszberg", Longemer ist vertreten mit je einem deutschen und französischen Bergnamen: „Behenriedt und Vespermont", bei Gérardmer überwiegen die Doppelformen: „Foynier alias Schirmsberg, Gauritz alias l'envers goutte, Jogsperg alias St. Jacques, Fischern"; la Bresse zeigt wieder zahlreiche deutsche Formen wie „Brambach, Peters huttli, Schmalgurtel, Breytsoszern, Rotenbach". An diesen Rotenbach schliessen sich in einem Zuge „Altenberg, Weinteraw alias le grand Ventron, Wintersee, Fayling alias Drumont, Neuwelden" neben Bussang. Von den drei Bächen endlich, die sich bei la Bresse vereinigen, führen zwei deutsche Namen: ruisseau de Fischpach und de Schliechtli und nur ein einziger einen französischen oder besser gesagt gar keinen Namen, indem er als „ruisseau allant a la Bresze" bezeichnet ist.

Wenn nun feststeht, dass das elsässische Städtchen Münster eine ausgedehnte Weidegerechtigkeit im lothringischen Vogesengebiete inne hatte, und es sehr wahrscheinlich ist, dass auch andere elsässische Orte sich im Genusse ähnlicher Vergünstigungen befanden, so kann die Erklärung einer so grossen Ausdehnung deutscher Ortsbenennungen über

---

[1]) C.Bez.A. E 1539.
[2]) N.A.D. B 8335.
[3]) N.A.D. B 617.

den Bereich der deutschen Sprache hinaus keine Schwierigkeiten bereiten. Da im übrigen in dem betreffenden Gebiete alle Anzeichen auf eine französisch redende Bewohnerschaft hindeuten und da, selbst wenn Bussang einmal ein deutsch redender Ort gewesen sein sollte, seine Romanisierung schon in früher Zeit stattgefunden haben muss, so können diese Namen nur durch den sich bis in diese Gebiete erstreckenden Weidegang der benachbarten deutschen Gemeinden des Elsass entstanden sein. In späterer Zeit hat dann diese deutsche Ortsbenennung auf romanischem Boden noch eine Förderung erfahren durch die Entwickelung des Bergbaus.

Die aus dem Banne von Fraize mitgeteilten deutschen Namen erklären sich in ähnlicher Weise durch ihre Lage unmittelbar an der Wasserscheide, während die entsprechenden Formen im Gebiete von la Croix wohl in erster Linie auf Rechnung des Bergbaus zu setzen sein dürften. Oder sollten sie sich vielleicht aus der Nähe des Ortes Weissenbach erklären? — Leider ist es mir nicht möglich gewesen, über diesen deutschnamigen Ort des Westabhanges beweiskräftiges urkundliches Material zu beschaffen. Auch bei ihm liegt die bereits hinsichtlich der drei Rumbach erörterte Möglichkeit vor, dass es sich in erster Linie um einen durch den deutschen Weidegang entstandenen Bachnamen handelt, der durch Uebernahme auf eine später entstandene Siedelung zum Ortsnamen geworden ist. In diesem Falle kann der Ort trotz seines deutschen Namens von Anfang an eine französische Bevölkerung gehabt haben.

Andererseits lässt es sich indessen nicht verkennen, dass schon in früher Zeit vereinzelte Bruchteile deutscher Bevölkerung sich tief in die Vogesen hinein und durch dieselben hindurch geschoben haben. Hurbache bei Moyenmoutier ist so weit vom deutschen Sprachgebiete entfernt, dass eine solche Erklärung durch Namensübertragung vollkommen ausgeschlossen ist und dass hier wirklich eine Siedelung Deutscher inmitten französischer Bevölkerung stattgefunden haben muss. Möglich, dass dies auch bei Weissenbach und den Rumbach der Fall war. Dann waren aber diese Orte nur verlorene Posten des Deutschtums innerhalb einer romanischen Bevölkerungsmasse, an deren nationalem Charakter eine so geringe deutsche Beimengung nichts zu ändern vermochte. Sie gingen schon in früher Zeit ihrer Nationalität verlustig, assimiliert von ihrer romanischen Umgebung, die durch sie keinen Eintrag erfuhr.

Die Belforter Senke.

So klar im allgemeinen die Nationalitätsverhältnisse im Gebiete der Vogesen liegen und so scharf sich auch für die verflossenen Jahrhunderte trotz nicht zu bestreitender Mischungen in ihm die Bereiche der Nationalitäten und Sprachen voneinander scheiden lassen, dort, wo das weite Völkerthor zwischen Wasgau und Jura klafft, wird man von vornherein nicht die Ruhe und Stetigkeit erwarten dürfen, durch welche die Gestaltung der Nationalitätsverhältnisse im grössten Teile der Vogesen ausgezeichnet ist. Hier öffnete sich die grösste Strasse,

durch welche die Deutschen des Oberrheins mit dem Romanentum Galliens in unmittelbarer Verbindung standen; hier sank der Gebirgswall, der verstärkt durch undurchdringliche Waldungen und menschenleere Oeden dem Verkehr beider Völker bis dahin ein schwer zu überwindendes Hindernis bereitet hatte, fast plötzlich in sich zusammen. Dort, wo bei weiterer Erstreckung des Gebirges nach Süden die Anlage dichter menschlicher Siedelungen durch die Natur des Bodens unmöglich gemacht worden wäre, drängt sich nun in lieblicher Hügellandschaft Dorf an Dorf. Kein trennender Wall ist von der Natur zwischen beiden Völkern errichtet, deren Siedelungen sich aus nächster Nähe nachbarlichen Gruss senden können.

Wie oft mögen durch dies Völkerthor bewaffnete Germanenscharen gezogen sein, um den Galliern ihren rauhen Schwertgruss zu entbieten, wie oft in den späteren Zeiten der Sesshaftigkeit und des friedlichen Handels und Wandels Kaufleute diese Strasse als Vermittler zwischen beiden Nationen beschritten haben! Hier fühlte sich der Deutsche weithin heimisch, auch wenn er die Grenzen seines Volkstumes fern hinter sich gelassen hatte; hier war ihm das Romanenland so viel näher gerückt, wo sein Eintritt nicht durch ein unwegsames Grenzgebirge erschwert wurde, und auf grosse Entfernungen hinaus hatte er allen den fremdartig benannten Orten eigene Namen verliehen oder die fremden so umgemodelt, dass ihr Klang dem deutschen Ohre vertraut erschien.

Wenn man sich heute vergegenwärtigt, dass in der Umgegend von Belfort für fast alle Orte neben ihren französischen Namen auch deutsche Formen urkundlich nachweisbar sind, dass in manchen Fällen diese deutschen Formen in den Urkunden früher auftreten als die französischen — so wird z. B. der deutsche Name für Roppe schon im Jahre 792 urkundlich erwähnt als „marca Roabach“ [1]) —, so ist man zu der Annahme geneigt, dass man sich hier auf altgermanischem Boden befindet, der ebenso wie ausgedehnte Teile Lothringens erst in späterer Zeit und besonders durch die Wirkung der politischen Herrschaft Frankreichs unserer Sprache entrissen wurde. Jedenfalls mit weit grösserem Recht, als man noch vor kurzem Metz für die Zeit des frühen Mittelalters zu einer deutsch redenden Stadt hat stempeln wollen, obwohl in ihrer unmittelbaren Umgebung deutsche Ortsnamen vollständig fehlen, um erst weiterhin ausschliesslich auf die Nordseite beschränkt aufzutreten, kann dieser Gedanke hinsichtlich Belforts Platz greifen, wo wir überall deutsche und französische Formen nebeneinander antreffen. Und wer will von vornherein bestreiten, dass Düringen, Egeningen, Stauffen, Brunn, Fuchsmingen, Kaltenthal, Kaltenbrunn, Thal, Miningen, Pfäffingen, Sod, Röschlach, Trosteldingen, Wessenberg u. a. die ursprünglichen Formen gewesen seien und die Denney, Eguenige, Etueffont, Fontaine, Foussemagne, Froideval, Froide-Fontaine, Menoncourt, Phaffans, Le Puix, Réchésy, Trétudans, Vescemont erst später durch ihre Uebersetzung oder durch französierende Korruption entstanden? Welche von beiden Formen zuerst in unserer lücken-

[1]) Stoffel 456.

haften urkundlichen Ueberlieferung auftreten, kann nicht massgebend für die Entscheidung dieser Frage sein. Und der Versuch, sie auf so mechanische Weise lösen zu wollen, würde schon deswegen fehlschlagen, weil die deutschen Formen im Gebiete von Belfort fast ausnahmslos in sehr frühe Zeit hinaufreichend bald vor, bald nach den französischen zum erstenmal genannt werden.

Will man sich ein Urteil über die ehemaligen Bevölkerungsverhältnisse der Gegend von Belfort allein auf Grund der Ortsnamen bilden, so darf man nicht ausgehen von derartigen Doppelformen, denen niemand ansehen kann, welche von beiden — ob die deutsche oder die französische — die ursprüngliche ist. Ueberall in nationalen Grenzgebieten, wo sich zwei Sprachen bei der Ortsbenennung bethätigt haben, wird man unter den doppelt benannten Orten solche finden, bei denen die eine der beiden Sprachen ihre Form mit so starker Anlehnung an diejenige der anderen Sprache gebildet, sich diese gewissermassen nur mundgerecht gemacht hat, dass auf den ersten Blick zu erkennen ist, welcher von beiden Sprachen die grundlegende, ursprüngliche Form entsprungen ist. Diese stellen ein besseres Material zur Entscheidung von Fragen wie obige zur Verfügung. So tritt der nördlich Belfort gelegene Ort Chaux in deutschen Urkunden in der Form Tscha auf, Courcelles östlich Delle erscheint als Kurzell, Cravanche als Crawaintsch, Essert als Eschers, Joncherey als Schunschera, Chavannes als Schaffnatt, Montreux (Monasteriolum) als Münsterol. In allen diesen Fällen ist es deutlich, dass die an zweiter Stelle genannten Formen, wie sie in deutschen Urkunden angewandt wurden, sich auf Grund der schon vorhandenen romanischen gebildet haben, dass also in den genannten Orten die romanische Nomenklatur ohne Frage die ursprüngliche ist. Ihr schliessen sich die deutschen Umformungen so eng an, dass man diesen keine gleichwertige Bedeutung zuerkennen und die Orte als ausschliesslich romanisch benannt betrachten kann, gleichwie die ebenfalls in diesem Gebiete vorhandenen Danjoutin, Giromagny, Moval, Rechotte, Urcerey, für die sich nicht einmal deutsche Korruptionsbildungen finden lassen, die irgend welche Beachtung beanspruchen könnten.

So ergiebt sich aus dieser Ortsnamenbetrachtung wenigstens das, dass man im Gebiet von Belfort auf keinen Fall von einer ursprünglichen allgemeinen deutschen Ortsbenennung reden darf. Es sind Orte vorhanden, die ausschliesslich romanische Benennungen führen, und andere, deren romanische Grundformen von der deutschen Zunge eine Ummodelung erfahren haben, deren Abhängigkeit von ihrem romanischen Vorbilde indessen deutlich erkennbar ist.

Ob aber von der weit grösseren Zahl der Doppelformen, die ebenfalls durch Ummodelung oder durch Uebersetzung entstanden, ihren Ursprung nicht so deutlich erkennen lassen, die deutsche oder die romanische Form die grundlegende ist, lässt sich dadurch in dieser Allgemeinheit nicht entscheiden. Man kann nur sagen, dass das Vorhandensein rein romanischer Namensformen, denen die deutsche Sprache nichts Gleichwertiges an die Seite gestellt hat, es wahrscheinlich macht, dass bei der Mehrzahl dieser Doppelformen der romanische Bestandteil der ursprüngliche ist.

Und ob ferner das Entstehen deutscher Nebenformen in einer Nationalitätsverschiebung ihre Ursache gehabt hat, ob mit anderen Worten eine Erweiterung des deutschen Sprachgebietes und die dadurch herbeigeführte Germanisierung romanisch benannter Orte diese mit deutschen Namensformen versehen hat, oder ob für deren Entstehen die politischen oder die Verkehrsverhältnisse massgebend waren, alle diese sich aufdrängenden Fragen können durch die Ortsnamen allein keine befriedigende Beantwortung erfahren.

Wenn wir uns daher jetzt um nähere Auskunft an die Flurnamen wenden, so mögen diese vor allen Dingen für das Gebiet solcher doppelnamigen Orte untersucht werden, hinsichtlich deren ursprünglicher Namensform sich bisher noch kein Urteil ermöglichen liess. In Chèvremont (Geisberg) werden im 15. Jahrhundert erwähnt Flurnamen wie: „chiez le Faiget, au rein Aray, terre seant au Rezboz, au Chastellet, on champt des Grillon, lieu que l'on dit a Crey, lieudit entre les duex vie de Fay de la Crosse, on Bruelle, le rupt de Gemeney, lieu que lon dit a pray Berauad“ und Personennamen wie „Jehan Norrat, Jehan Cuguenat, Henry le Faiget, H. Gaillat, Girerdin dit Liceate, Vuillemat Noblat, Jaquat Dangeat, Jehan Corvoisier“ [1]). In Etueffont (Stauffen) werden um dieselbe Zeit erwähnt die Flurnamen „le prel Ulan, le prel des pierres, pray de la Roicbate“ [1]) und im 16. Jahrhundert „la cartie de la Pourtatte, de la Noye“ [2]). Ein ausführliches Grundbuch von 1704 endlich enthält ausschliesslich französische Formen wie „au haut du Bonnerot, y Montanju, en Combatte, vers le Chesal, es Fays, es Copeux, sur la Couenay, es Courtot, en la Planchatte, es Beschattes, y Closelot, au prelz Chalot“ u. a. m. [3]).

Frühe und ausführliche Flurnamennennungen bietet der Ort Faverois (deutsch Faverach) in einer Urkunde des Jahres 1323, in welcher sich die Namen finden „ez Hyeres, dans la coline, en Combone, Vanche, en champ Failly, sur le chemin de Romanswiller, en la Combate, en Vignel, en Pretaine, en la Varone, en l'Eppinoy, Faverissa“ [4]).

Menoncourt (Miningen) weist im 15. Jahrhundert die Flurnamen auf „ala Crosate, on lieu que lon dit Alttemaite, Eteneille“ [5]) und 1587 „champ de Cherme, pray dit au Saulcy, à luy pendu, en la Loure, en Raiguerin, en la doz de Ran“ [6]).

Foussemagne (Fuchsmingen) 1549 „prel que lon dict es Ysles, en Chasault, en la noye Bonnot, prel de Fay. es Troissel, es grans planches, es Essartz de Perteux, on champt Callet, on Chasnoy, sur la Goutte, en la noye Gaulvigne, estang dict de Chanterenne“ [7]).

Phaffans (Pfäffingen). Eine deutsche Beschreibung der Herrschaft Rougemont von 1583 nennt die Wälder dieses Ortes wie folgt: „dasz

[1]) C.Bez. A. Chapitre de Belfort Nr. 108.
[2]) Ebendort Nr. 205.
[3]) Ebendort E 3155.
[4]) Ebendort E 3305.
[5]) Ebendort Chapitre de Belfort Nr. 108.
[6]) Ebendort Nr. 288.
[7]) Ebendort Familie Reinach 4, 9.

erst heiset das heillig eichholtz, dasz ander heiset la teste du champ de Harombe dasz heisz der buchwaldt, aux Wanschiess [1]).

Roppe (Rospach) 1303 „le mont Dainperron" [2]). 1555 „sur le Vernoy, en la Rattes, les Fossattes, vers la vye d'Alemaigne" [3]). 1630 „es Avennes, en la Tosseniere, en la Combe, vers la Croisatte ou en la place celuy des champs Haguenaw, en Verdat, vers Bouccat et Fegerabendt, sur la Fauarge, sur la fontaine de Cammeussy, en la combe Grandperrin, en Arbillon, en la petite noye, en la Fanne" [4]). Die deutschen Namen Hagenau und Feierabend sind jedenfalls durch Einwanderung importiert.

Vétrigne (Vintringen) 1458 „au champt Quardat" und die Personennamen „Jaquat, Rahuat, Mertellat" [5]), 1555 „es Costes" [6]).

Eguenigue (Egeningen) 1458 „dolz le costey danguelingue, ala Brouchate" und die Personennamen „Jean Thierry, J. le cherbonier de Esquellenguez, J. Mairicat" [5]). 1467 „champs de Chermoy, la piece que sapelle la Conbatte" [7]).

Grandvillars dürfte von manchem wegen seiner Bildung mit -villare (-weiler) im zweiten Gliede deutscher Ursprung zugeschrieben werden. Aber im Jahre 1360 wird im Gebiete dieses Ortes ein Grundstück genannt „que dicitur terra de Sauceyo" [8]).

Und in dem entsprechend gebildeten Bavilliers finden sich 1390 Wälder erwähnt „que nominantur Chasnoy et Fleschiere" und 1462 die Flurnamen „a la longe roye und à Baillat" [9]).

Wenn wir jetzt nach dieser Zusammenstellung eine weitere kleine Auswahl aus dem Flurnamenbestande anderer Orte des in Rede stehenden Gebietes geben, so zeigt das vor allem interessierende Belfort selber 1365 „on grant bruille, on lieu que lon dit en Lalendroie", 1359 „on lieu que lon dit en Lavalx derrier la ville de Belfort, le pray Borne, ala Doisate, ala Malaitiere, devers le Saverat, le prey Morey, le boix des Bars", 1371 „prey seant es Perchates", 1377 „le prey Staignelif (nach dem Personennamen Jehan dit Staignelif) seant desoubsz la Roiche", 1388 „le prey Larmitte, le Pesquy, en Roicheval, en la Varainne, sur le ruz de la greste (grette)", 1410 „on lieu que lon dit es Granges, champs seant desus le grand Tullat", 1434 „es Fougeroiz, prey que lon dit Lanoie, la plaice que lon dit lez Messenate, le ruz de Ratenans, le pray Rainate, a la Bruchate, boix de Assat (Daixat)", 1436 „curty que lon dit lez Vergerat, en la Perriere", 1456 „en la Mote, on lieu que lon dit a Rebesat (Raibessat, Raibeceat)", 1458 „grand chemin de Braces, en la ville de Belfort en la rue dez faivre, on lieu que lon

---

1) C.Bez.A. maîtrise von Ensisheim Nr. 91a, 21.
2) Stoffel 109.
3) C.Bez.A. Familie Reinach 29, 9.
4) Ebendort Chapitre de Belfort Nr. 288.
5) C.Bez.A. Chapitre de Belfort Nr. 108.
6) Ebendort Familie Reinach 29, 9.
7) Ebendortselbst 26, 2.
8) Ebendort Familie Bollweiler 1, 1.
9) Stoffel 58. 165. 337.

dit Espechates", 1462 „on Hey, pres de la Croisate, on lieu que lon dit Esculty oultre la Reuerate" [1]).

In Chatenois (korrumpiert in deutschen Urkunden Zschattena) erwähnt eine Urkunde von 1443 „die matten genant les prelz on Gobet" [2]).

In Chaux findet sich 1462 ein Weiher „on lieu que lon dit a belz haibre" und eine Wiese „on lieu dit en la Planche" [1]). Ein deutsches Güterverzeichnis von 1588 enthält ausschliesslich französische Formen wie „matten genant le Rondei, la combe Claderey, es prelz Clerat, les Auennory, äcker genant le Blantschat, es Remppeulz, au champs Maibille, es Chasnoys, es Brousattes" [3]) u. a. m.

Im Gebiete von Courcelles erwähnt eine Urkunde von 1323 Flurnamen wie „a la Guirute, a la Boutiere, a Willermette, es Angles" [4]).

Für Méroux überliefert das 15. Jahrhundert den Flurnamen „le pray la Joley" und für das benachbarte Moval das Jahr 1441 „es Combes, lez champs de Conbancel" [1]).

Offemont bietet im 15. Jahrhundert die Formen „en Esgral, en la Perraille, en Roicheval, sous la vie du Rotellat, le champs de longe roie, le champs que lon dit Ferdeney" [1]), dazu die Personennamen „Jehan Perrexat, Perrin Saborey, Jehan Quoquenat, Henry Baillif, Jehan Vuillemenat".

In Vezelois werden im 15. Jahrhundert (von 1438—1463) genannt die Flurnamen „le champs Avontay, en la Fonde, en Marcheul, en la noye Vion, en Lespenotte, la champt Jacquin, es Tillat, en Chergon prey, le prey Parrin, en Abonval, en Montsalay, en la Combe, en Velley" und die Personennamen „Perrin Combaul, P. Loigerot, Aimyat Maleteste, Perrin Souabe, Vuillemot Berthin, Jehan Regnauld, J. Pelettier, Henriel Vuillin, Raigontat, Perrin Serreton, Perrenat Galemiche, Jehan Cordier, J. Guytat, J. Tourtel, Huguenin Thierry, Nicolas Bottans, Jehan Barbier, Claude Girardin, Jehan Pregnet, J. Ragontat, J. Roulat, Wuillemin Nouat, Jehan Boigerat, J. Ramponat, J. Maingin" [5]).

Diese Beispiele mögen hinreichen, um darzuthun, dass in Belfort und den Ortschaften seiner Umgebung im ausgehenden Mittelalter eine durchaus französische Flurbenennung geherrscht hat. Die mitgeteilten Flurnamen reichen zurück bis in den Beginn des 14. Jahrhunderts. Sie bestehen ausschliesslich aus französischen Bildungen mit alleiniger Ausnahme von zwei im Gebiete von Roppe genannten Formen, die, jedenfalls ursprünglich Personennamen eingewanderter Deutscher, auf deren Grundstücke übergegangen sind. Aehnlich wird es sich verhalten, wenn 1458 im Gebiete von Domjustin ein „prey seant desoubz Estrassenbour" vorkommt (1604 in der Form „prelz dict soubs Trossenbourg" wiederholt) neben Personennamen wie „Philippe Symonat, Perrin Cherduillat, Jehan Grovalz". 1462 genannte Flurnamen lauten dagegen „on lieu dit sur le costay de la Patotte, devant la Balsme", Personen-

[1]) C.Bez.A. Chapitre de Belfort Nr. 108.
[2]) Ebendort E 3044.
[3]) Ebendort E 3296.
[4]) Ebendort E 3305.
[5]) C.Bez.A. Chapitre de Belfort Nr. 108 u. 113.

namen „Wuillemot Monnier, Perrin Piquignet, P. de Lempe, Guillaume Gaulcher“ [1]).

Dieser Flurname in Domjustin ist die einzige ältere Form deutscher Herkunft — die beiden Namen aus Roppe sind erst im Jahre 1630 genannt —, die ich auf Grund ausgedehnter archivalischer Sammlungen unter den Flurnamen der Umgegend von Belfort feststellen kann.

Bei diesem vollständigen Mangel eingeborener deutscher Formen, der sich in der Flurbenennung bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts zurück feststellen lässt und dem eine Fülle französischer Flurnamen gegenübersteht, deren Gewicht durch eine ausschliesslich französische Personenbenennung noch erheblich verstärkt wird, kann es keinem Zweifel unterliegen, dass wir es bis zu der angegebenen Zeit zurück in der Gegend von Belfort mit einer durchaus französischen Bevölkerungsmasse zu thun haben. Da aber die Familiennamen schon im 13. Jahrhundert sich zu bilden beginnen und die Entstehung der Flurnamen in eine weit frühere Zeit zurückreicht, da weiter eine ältere deutsche Flurbenennung, wenn sie vorhanden gewesen wäre, sicher Spuren ihres Daseins den späteren Jahrhunderten hinterlassen haben würde, so kann aus dem mitgeteilten Material nur geschlossen werden, dass die nationalen Zustände, wie wir sie in diesem Gebiet auf Grund der Urkunden des späteren Mittelalters zu erkennen vermögen, schon lange vorher in ähnlicher Art bestanden haben müssen. Nimmt man dazu die romanische Benennung der Ortschaften, der gegenüber die deutsche Sprache fast nur in Nebenbenennungen eine bescheidene Rolle spielt, so ergiebt sich, dass die Bevölkerungsverhältnisse dieses Gebietes, trotzdem es eines der wichtigsten Völkerthore zwischen Germanien und Gallien darstellte, von der Völkerwanderung im wesentlichen unberührt geblieben sind. Das kann wenigstens mit Sicherheit festgestellt werden, dass die romanische Bevölkerung an dieser Stelle die Völkerwanderung überdauert hat und dass die germanische Beimischung, die ihre Wogen auch diesem so nahe an den Landen deutscher Zunge gelegenen Gebiete zugetrieben haben wird, so schwach war, dass sie mit grosser Schnelligkeit von dem herrschenden Romanentum aufgesogen werden konnte.

Wenn wir damit zurückkommen auf die oben gestellte Frage nach der Bedeutung der Doppelnamen im Gebiete von Belfort, so lässt sich nicht verkennen, dass das Fehlen jeder Spur einer deutschen Bevölkerung für ihre Beantwortung von entscheidender Wichtigkeit ist. Unbedingt sichergestellt ist dadurch, dass das Auftreten deutscher Korruptionsformen für zahlreiche romanische Ortsnamen nicht die Folge einer Germanisierung der durch sie benannten Ortschaften gewesen sein kann, denn eine solche hat niemals stattgefunden; es bleibt daher nur die Möglichkeit ihrer Erklärung durch das Wirken der österreichischen Verwaltung und der Verkehrsverhältnisse, die jedenfalls Hand in Hand gegangen sind.

Weiter folgt daraus, dass bei der grossen Masse der durch Ueber-

[1]) C.Bez.A. Chapitre de Belfort Nr. 288.

setzung und Ummodelung entstandenen, scheinbar gleichwertigen Doppelformen die romanische Form die grundlegende gewesen ist und dass auch hier von einer Germanisierung ihrer Einwohnerschaft keine Rede sein kann. Die Möglichkeit, dass einzelne Orte aus deutscher Siedelung hervorgegangen, ursprünglich deutsche Namen geführt haben, wird damit nicht bestritten, aber sie kann nur eine geringe gewesen sein. Sonst hätte ihre Romanisierung nicht in einer so frühen Zeit erfolgen können, dass sich nicht einmal bis in die Urkunden des späteren Mittelalters bescheidene Spuren ihrer einstigen deutschen Flurbenennung gerettet haben. Solche ursprünglich deutsche Siedelungen sind mit Sicherheit unter den deutschen Formen auf -ingen zu suchen, sofern sich diese auch in dem französischen Namen trotz der geschehenen Verstümmelung noch erkennen lassen. Bei Ortsnamen wie Vétrigne — Vintringen, Foussemagne — Fuchsmingen, Eguenigue — Egeningen, vielleicht auch Bretaigne — Brettingen wird man wohl unbedenklich das deutsche -ingen für ursprünglich und damit den Ort für eine deutsche Siedelung halten dürfen. Ob dies aber auch da angängig ist, wo dem deutschen -ingen französisches -ans gegenübersteht, wie in Phaffans — Pfäffingen, Trétudans — Trosteldingen, ist zum mindesten unwahrscheinlich, da die übrigen Namen dieses Typs — Andelnans, Argiésans, Botans, Dorans, Sevenans, Vourvenans — durchaus keine deutschen Nebenformen auf -ingen aufweisen. Unmöglich wäre es indessen nicht, dass in diesen beiden Fällen, in denen die deutschen Formen sehr früh belegt sind, ursprüngliches -ingen dem in der Ortsbenennung der Gegend bereits vertretenen -ans angeglichen worden wäre, das ja auch mit -ange, dem regelmässigen Ersatz von -ingen im französischen Sprachgebiet, eine gewisse Aehnlichkeit hat. Bei einer Doppelform wie Denney — Düringen kann man wohl mit Sicherheit den romanischen Namen als den ursprünglichen ansetzen, da das französische -ey in der Regel auf altes -iacum zurückgeht.

Ein näheres Eingehen auf die einzelnen Doppelformen würde einen grossen Raum in Anspruch nehmen, ohne völlige Klarheit für alle Einzelfälle zu schaffen. In der That ist es schwer zu entscheiden, ob z. B. Reppe und Roppe Korruptionen von Rispach und Roppach sind; wenn es auch das Alter der überlieferten deutschen Formen [1]) wahrscheinlich macht, so lassen sich auf der anderen Seite doch sehr früh auftretende und ihrem Aussehen nach urdeutsche Formen mit Sicherheit als Korruptionen ursprünglicher romanischer Namen nachweisen. Das uns ganz deutsch anmutende Dattenried ist nichts als die Ummodelung einer romanischen Form, sein Werden liegt klar vor uns: Datila, Datira, Tatinriet. Aehnlich ist das auf deutschem Reichsgebiet unmittelbar an der Grenze gelegene Pfettershausen korrumpiert aus Petrosa, Ingelsod aus Angeot. Ohne in allen Einzelheiten völlig klar zu sehen, wird man sich mit dem sicheren Ergebnis begnügen müssen, dass das Romanentum in Belfort und Umgebung stets die überwiegende Mehrheit in der Bevölkerung gebildet hat, dass die germanischen Beimischungen, welche die Völkerwanderung gebracht hat, nicht stark

[1]) Vgl. Stoffel 442 u. 452.

genug waren, um sich ihm gegenüber behaupten zu können. Und wenn sogar die selbständigen Siedelungen, welche die Deutschen auf diesem Boden unter eigenen Namen begründet haben, in so früher Zeit ihres Deutschtums entkleidet wurden, dass sich selbst in den Urkunden von ihrer ehemaligen deutschen Flurbenennung keine Spur mehr finden lässt, so spricht gerade diese Thatsache am deutlichsten für das erdrückende Uebergewicht, dessen das einheimische Romanentum sich hier den wenigen versprengten deutschen Elementen gegenüber erfreute. Die vollständige Aufsaugung der verschwindenden deutschen Minderheit durch das vorherrschende Romanentum muss schon vor Beginn unseres Jahrtausends vollzogen gewesen sein.

So ergiebt sich das eigenartige Bild, dass während das Deutschtum in das ihm zunächst so wenig verlockend erscheinende vogesische Waldgebirge allmählich eindrang, um es in manchen Thälern bis zur Kammhöhe hinauf in endgültigen Besitz zu nehmen, hier plötzlich, wo das Grenzgebirge der Ausdehnung unserer Nationalität kein Hindernis mehr entgegensetzte, die Grenze unseres Volkstumes in scharfer Biegung nach Osten zurückweicht. Wie kam es nur, dass das elsässische Deutschtum, dessen Expansiouskraft in dem nationalen Veränderungen so abholden Gebirge keine unüberwindliche Schranke gefunden hatte, auf diesem seiner Ausdehnung so viel günstigeren Boden eines niedrigen Hügellandes so gar keine Erfolge errang, dass es hierhin nur einige verlorene Posten vorzuschieben vermochte, die bald in der Masse des sie umflutenden Romanentums ihren Untergang finden mussten?

Die Antwort ergiebt sich wieder aus der geographischen Gestaltung dieses Gebietes. Die Wirkung, die der Gebirgszug des Jura auf die Gestaltung der deutsch-französischen Sprachgrenze ausgeübt hat, zeigt sich schon an dieser Stelle. Mit dem Zuge der Vogesen einen stumpfen Winkel bildend, streicht er nicht fern von deren südlichem Abbruch vorüber. In der Belforter Senke begegnen die Vorberge der Vogesen denen des Jura, und der ganze südlichste Teil des Oberelsass von Mülhausen aufwärts ist erfüllt von niedrigen Höhenzügen, die zum Systeme des Jura gehören, während der Hauptzug dieses Gebirges bei Basel auf den Rhein stösst und jenseits desselben im Schwäbischen Jura seine Fortsetzung findet.

Wie bestimmend dieser Gebirgszug in die Abgrenzungsverhältnisse der deutschen und französischen Zunge eingegriffen, wie sehr auch hier das Gebirge seinen konservativen Charakter bewährt hat als ein schwer zu bewältigendes Hindernis für jede sich auf fremdem Boden kolonisierend ausbreitende Nation und als ein unschätzbarer Stützpunkt für die altheimische Bevölkerung den fremden Eindringlingen gegenüber, das kann jeder noch aus der heutigen Gestaltung der Sprachgrenze erkennen. Nachdem diese auf der Höhe der Vogesen in südsüdwestlicher Richtung gezogen, wendet sie sich am Südende dieses Gebirges plötzlich nach Südosten; das französische Sprachgebiet zeigt einen scharfen Vorsprung in das deutsche, der sich wie ein Keil bis in die Nähe von Lauffen in der Schweiz erstreckt.

Dieser Vorsprung des Romanentums schliesst sich durchaus dem Zuge des Juragebirges an; und wenn er heute noch auf jeder Sprach-

karte deutlich erkennbar ist, so muss er sich vor einem Jahrtausend noch viel einschneidender zwischen das Gebiet des elsässischen und des schweizerischen Deutschtums hineingeschoben haben. Dass das keine blosse Vermutung ist, kann sich jeder selber sagen, der sich daran erinnert, dass die plötzliche Wendung nach Osten, die wir an dieser Stelle noch heute die deutsch-französische Sprachgrenze vollziehen sehen, von einer anderen Linie in noch schärferer Weise etwas weiter östlich mitgemacht wird: es ist die Grenzlinie der Siedelungen auf -heim. Am Fusse der Vogesen in der Richtung der Sprachgrenze entlang streichend, biegt sie bei Sentheim scharf nach Osten um, um nunmehr zunächst in genau östlicher Richtung, die ganz allmählich zu einer südöstlichen wird, die Vorberge des Jura zu begleiten.

Hieraus ergiebt sich unseren obigen Ausführungen zufolge, dass das jurassische Oberelsass dem Gebiete der ersten alemannischen Besiedelung nicht angehört hat. Hier blieb die romanische Bevölkerung zunächst ungestört, um erst in späterer Zeit — gleichwie die nach Osten geöffneten Thäler der Vogesen — der zweiten Phase deutscher Kolonisation, die nicht von jenseits des Rheins, sondern aus dem inzwischen konsolidierten Gebiete der ersten alemannischen Siedelung in der elsässischen Ebene erfolgte, zu erliegen.

Aus dieser ursprünglichen Gestaltung der deutschen Siedelungsverhältnisse im Oberelsass erklärt es sich auch, dass sich die deutsche Einwanderung in das Gebiet von Belfort zunächst in so engen Grenzen gehalten hat. Heute berühren die Grenzen des Belforter Gebietes überall im Norden und im Osten unmittelbar deutsch redendes Land; aber in den ersten Jahrhunderten nach der Alemanneneinwanderung waren weder die Hochthäler der Vogesen, noch die nördlichen Ausläufer des Jura unserem Volkstume gewonnen. Dasselbe war noch durchaus auf die elsässische Ebene beschränkt, und nur an einem einzigen Punkte — in der Nähe von Sentheim — kam das Gebiet seiner zusammenhängenden Siedelungen dem Belforter Lande nahe, noch dazu in einem keilartigen Vorsprunge, der, flankiert von den noch romanisch gebliebenen Vogesen und Juravorbergen, keinerlei germanisatorischen Einfluss ausüben konnte auf eine fremdsprachige Umgebung, von der er, auf allen Seiten überflügelt, nahezu zur Sprachinsel gemacht wurde.

Und wenn es vorher grosse Schwierigkeiten machte, im Bereich von Belfort sichere Spuren einstiger deutscher Bevölkerung aufzufinden, hier im sundgauischen Jura finden wir der Hinweise auf ein einstiges vorherrschendes Romanentum genug. Es ist nicht nur das plötzliche Aufhören der Ortsnamen auf -heim mit einer scharfen Linie, über die hinaus sich nur noch zwei Orte dieser Namensbildung: Tagolsheim und Walheim am Laufe der Ill finden, deren Niederung naturgemäss dem Germanentum die Möglichkeit zu tieferem Eindringen ihrer Siedelungen in das Gebirge gewähren musste. Die in der Ebene so seltenen Formen auf -weiler werden hier mit einem Schlage die vorherrschenden, ja es lassen sich auf diesem Boden Ortsnamenbildungen feststellen, wie wir sie sonst nur im französischen Sprachgebiet anzutreffen gewohnt sind. Weit vorgeschoben an den Rand des Berglandes, nicht fern von Mülhausen, also heute tief im deutschen Sprachgebiet, wird im Jahre 1186

eine „ecclesia de Bussincort" erwähnt, die nahe dem Orte Habsheim gelegen haben muss. Bis ins 15. Jahrhundert kommt der Ort in der Form „Bessincourt" oder ähnlich vor [1]). In seiner Nähe finden sich altromanische Namen wie Kembs (Kambete), Sierenz (Serencia) und Weilerformen wie Eschenzweiler und Dietweiler. Ein ähnlicher Beweis später romanischer Namengebung auf dem jetzt deutschen Boden des Oberelsass ist das „castrum Blochmůnt", das 1271, in der Nähe von Lutter und Kiffis an der Schweizer Grenze gelegen, erwähnt wird [2]). Das in der Nähe von Sondersdorf bei Pfirt gelegene, 1271 genannte „castrum Schonenberc" kommt noch im Jahre 1348 in einem deutschen Text in der Form „Belmunt" vor [3]).

Sogar unzweifelhaft romanische Flurnamen, die in der Ebene nirgends anzutreffen sind, haben sich im elsässischen Juragebiet in den Urkunden erhalten. So wird im Jahre 1296 in Alt-Pfirt der Flurname „Bratella" genannt, 1297 in Fislis „pratum in der Bratelln", 1316 in Wolschweiler „zu Brattele" und 1479 in Hirzbach „in der Pfrattellon" [4]). Alle diese Formen sind mehr oder weniger germanisierte Diminutivbildungen vom lateinischen pratum, wie ich sie auch auf lothringischem Boden mehrfach in ähnlicher Weise feststellen konnte.

In Roppenzweiler (Raperswilr) nennt das deutsche Urbar von St. Morand im Jahre 1421 unter lauter deutschen Namen wie „Egerde, Rietmatten, Bůbenberg, ze Rŏselin, Krummenbach" u. a. einen Acker „heissent der Blacars" [5]). Und in Heidweiler bei Altkirch erwähnt dieselbe Quelle zur gleichen Zeit unter Formen wie „uff der Reinbolczhúrste, im Frenkenthal, am walhin pfade, in den Biczen, in dem Brügel" den unzweifelhaft romanischen Flurnamen „Schemmegot" (-got = -goutte). Das 1507 genannte „uff der Cobolencz (auch geschrieben Koblentz) wyder Heittwiler hin" [6]) wird jeden an den gleich lautenden Städtenamen am Rhein erinnern. Unzweifelhaft ist nicht allein die unter dem Einfluss des deutschen Dialektes gebildete Form, sondern auch die romanische Grundlage die gleiche. Das so häufig von den Romanen als Ortsbenennung angewandte „Confluentes", das uns schon bei Münster begegnet ist und sich z. B. auch in dem französischen Namen Conflans wiederfindet, hat hier eine unbestrittene Berechtigung, denn bei Heidweiler vereinigt sich die Larg mit einem kleineren Nebenfluss. In Rädersdorf, das bei seinen ersten Erwähnungen 1148 und 1179 die romanischen Formen Raiscort und Rascort zeigt, werden in einer lateinischen Urkunde des Jahres 1286 [7]) genannt „ortum in loco dicto in dem Eichholcze; bona dicta die Almende; unum ortum zuhet ze Brůls situm juxta bona dicta das gewideme; im Fronreine" und daneben ein vereinzeltes „in loco dicto uf dem Kumben"; das ist das wohlbekannte à la Combe, das in den Gemeinden des französischen Sprachgebietes

---

[1]) Stoffel 41.
[2]) Ebendort 55.
[3]) Ebendort 501.
[4]) Ebendort 65.
[5]) C.Bez.A. Prieuré St. Morand Nr. 3.
[6]) Stoffel 300.
[7]) C.Bez.A. Abtei Lützel Nr. 141.

so häufig als Flurname auftritt. In dem nordöstlich Dammerkirch gelegenen Bütweiler endlich teilt das genannte Urbar von St. Morand unter dem Jahre 1421 inmitten lauter deutscher Flurnamen wie „in dem Tümphil, uff der Liten, uff dem Egelse, in der Wigermatten, in der Grünenbach, in dem Sluntgarten, bei der Eichelmatten" die romanische Form „in den Rüsür" mit.

Das sind die romanischen Flurnamen, die ich in dem jetzt deutsch redenden Gebiet des jurassischen Oberelsass nach der urkundlichen Ueberlieferung feststellen konnte. Ihre Anzahl ist keine erdrückende, aber trotzdem sehr stark ins Gewicht fallend, wenn man bedenkt, dass es mir in dem ganzen, viel ausgedehnteren Gebiete der elsässischen Ebene nur in einem Falle möglich war, etwas ähnliches nachzuweisen, wenn man ferner erwägt, dass diese romanischen Flurnamen des Sundgau nicht das Ergebnis einer planmässigen Erforschung jeder in Betracht kommenden Gemeinde, sondern dass sie mir im Laufe meiner archivalischen Arbeiten mehr zufällig in die Hände gefallen sind.

Von grosser Wichtigkeit für die Beurteilung dieser Erscheinungen ist es ferner, dass sich diese romanischen Flurnamen nicht zusammendrängen in den äussersten Süden des Landes, wo die schweizerische Grenze und etwas weiter südlich die gegenwärtige deutsch-französische Sprachgrenze nicht mehr fern ist; Roppenzweiler liegt schon nördlicher als Pfirt und Heidweiler nördlicher als Altkirch, und der mit gleicher Bestimmtheit sprechende Ortsname Bessincourt kommt sogar Mülhausen schon sehr nahe.

Da von einem romanischen Vorstoss nach der germanischen Besiedelung des Elsass keine Rede sein kann, so können diese romanischen Formen nichts anderes sein als die Ueberreste einer ehedem allgemeinen romanischen Ortsbenennung, die das ganze Gebiet südlich der Grenze der Heimorte beherrschte, denn aus den verschiedensten Teilen dieses Gebietes bis hart an die erwähnte Grenze hinan haben wir Proben romanischer Namengebung beibringen können. Das weit vorgeschobene Bessincourt — um von den übrigen Weilernamen zu schweigen — ist deswegen von besonderer Wichtigkeit, weil dieser Name einem romanischen Typus angehört, wie er erst nach der Völkerwanderung auftritt, und daher die Existenz eines lebenden, noch selbständige Namen gebenden Romanentumes in dieser verhältnismässig nördlichen Gegend für die Zeit nach der Alemanneneinwanderung darthut.

Und wenn sich nun in der elsässischen Ebene so gut wie keine romanischen Flurnamen mehr feststellen lassen, wenn ich sogar in den Orten mit vorgermanischer Benennung und in den Weilerorten der vogesischen Vorberge, soweit sie sich nicht zu sehr von dem Heimgebiet entfernen, trotz eifrigsten Nachsuchens in den mittelalterlichen Urkunden keinerlei Ueberbleibsel einer ehemaligen romanischen Flurbenennung habe auffinden können, so folgt daraus mit Notwendigkeit, dass in den elsässischen Vorbergen des Jura, wo sich mir romanische Flurnamen fast ungesucht an den verschiedensten Punkten ergeben haben, die romanische Sprache bedeutend länger geherrscht haben muss als in der Ebene; dass mit anderen Worten zu der Zeit, als in der Ebene der

alemannische Stamm seine Eigenart schon zu ausschliesslicher Geltung gebracht hatte, das Romanentum hier im äussersten Süden des Landes noch immer eine durch die Natur geschützte Stätte innehielt, die ihm erst in einer späteren Phase deutscher Ausdehnung abgerungen wurde.

Aus diesen Thatsachen ergiebt sich weiter, dass der oben gezogenen Linie, welche das plötzliche Aufhören der Heimorte kennzeichnet und zugleich für das häufigere Auftreten romanischer Ortsnamenbildungen charakteristisch ist, in der That die höchste ethnographische Bedeutung zuerkannt werden muss. Jetzt kann es nicht mehr zweifelhaft sein — was wir schon oben als wahrscheinlich annehmen durften —, dass sie wirklich die Grenze des ersten deutschen Siedelungsgebietes im Elsass dargestellt hat, dass sich westlich und südlich von ihr das Romanentum noch erhielt, während innerhalb ihres Zuges die alemannischen Eroberer und Kolonisten mit dem neugewonnenen Boden verwuchsen und ihn sich ganz zu eigen machten.

In letzter Linie sind diese Thatsachen dann auch entscheidend für die Beurteilung der Ortsnamenbildung auf -heim und geben einen nicht misszuverstehenden Fingerzeig für die Ortsnamenforschung überhaupt. Wo die Heimorte fehlen, da hat das Romanentum noch fortgedauert lange Zeit über die Alemanneneinwanderung hinaus. Das Gebiet der Heimorte im Elsass bezeichnet daher bestimmt die Ausdehnung der ersten Alemannenbesiedelung; die Heimorte des Elsass sind alemannischen Ursprungs.

Ich habe absichtlich „im Elsass“ hinzugefügt, um nicht selber in den grundlegenden Fehler zu verfallen, der unsere bisherige Ortsnamenforschung so lange mit Unfruchtbarkeit geschlagen hat. Dieser Fehler ist der, dass man die deutschen Ortsnamen nach ihrem zweiten Gliede, dem Grundwort -ingen, -heim, -weiler klassifiziert und dann die so erhaltenen Klassen ohne den Schein einer wissenschaftlichen Untersuchung willkürlich unter die deutschen Stämme verteilt hat. Das dergestalt künstlich geschaffene Monopol der Franken auf -heim, der Alemannen auf -ingen und -weiler hat sich trotz seiner ungeheuerlichen Konsequenzen mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit erhalten. Wenn man in den Bergen der Schweiz oder in den Niederungen von Hannover Orte auf -heim fand, so mussten eben die Franken daran schuld sein! Danach wurde niemals ernstlich gefragt, ob denn der Stamm, in dessen Gebiet man die Namen auf -heim fand, nicht etwa auch im stande sein könnte, Ortsnamen dieser Form zu prägen, wozu das sprachliche Material ihm doch ebensogut zu Gebote stand wie den Franken. Noch viel weniger hat sich jemand die Frage vorgelegt, aus welchem Grunde dies nicht möglich gewesen sein könnte. Und das war eine kluge Enthaltsamkeit, denn eine vernünftige Antwort ist darauf schlechterdings nicht zu geben.

Dass man auf diesem Wege zu keinen befriedigenden Ergebnissen gelangen kann, lässt sich mit Händen greifen. Wie kann man eines der schwierigsten wissenschaftlichen Probleme erforschen wollen, indem man damit beginnt, unbewiesene, aber unantastbare Dogmen aufzustellen, denen sich alles — mag es biegen oder brechen — einordnen

muss? So gelangt noch der selige Prokrustes zu unverdienten und ungeahnten Ehren als Finder einer wissenschaftlichen Methode!

Wer es verschmäht, sich selber und anderen mit dem Scheine wissenschaftlicher Bethätigung Sand in die Augen zu streuen, wer auf dem Gebiete der Ortsnamenforschung Ergebnisse haben will, dessen Fuss darf den bisher eingeschlagenen Weg nicht betreten, der muss zunächst gründlich gebrochen haben mit dem herrschenden System vorgefasster Meinungen, deren Wiederkäuung auch der gesundesten Verdauungskraft nichts Erfreuliches abnötigen kann.

Wer immer sich in wissenschaftlicher Ortsnamenforschung bethätigen will, der mag sich immer und immer wieder daran erinnern, welcher deutsche Stamm gegenwärtig das Gebiet bewohnt, dessen Untersuchung er sich zur Aufgabe gestellt hat. Ihm wird auch die grosse Menge der vorhandenen Ortsnamen ihr Entstehen verdanken, wenn nicht eine späte historisch nachweisbare Kolonisation vorliegt. Mögen die Ortsnamen auf -heim, -ingen oder mit sonst welchem deutschen Grundwort gebildet sein, von vornherein berechtigt nichts dazu, dem deutschen Stamme, in dessen Bereiche sie auftreten, die Fähigkeit zur Erzeugung solcher Formen abzusprechen. Sieht man sich dennoch dazu gezwungen, so kann dies nur auf Grund einer streng wissenschaftlichen Untersuchung geschehen. Dieser Weg ist etwas schwieriger als der der gedankenlosen Wiederholung eingewurzelter Dogmen, aber nur er kann zum Ziele führen. Und es ist an der Zeit, dass endlich auch in der Ortsnamenforschung ein streng wissenschaftliches Vorgehen, das sich nicht an willkürliche Voraussetzungen bindet, zu allgemeinerer Anwendung gelangt.

Mit Vorstehendem soll selbstverständlich nicht gesagt werden, dass von nun an die Grundworte für die Stammesabgrenzung überhaupt nicht mehr verwendet werden können. Es mag Grundworte geben — und dies scheint thatsächlich der Fall zu sein bei Formen wie -leben und -büttel, die nur in bestimmten Teilen Niederdeutschlands vorkommen —, die, dem Wortschatze eines bestimmten Dialektes entnommen, nicht Gemeingut der deutschen Sprache, sämtlicher deutschen Mundarten sind. Diese kann man, sobald der Nachweis ihres spezifischen Stammescharakters erbracht ist, unbedenklich zur Feststellung der Stammessiedelungen verwerten. Aber gemeingermanische Grundworte wie -heim und -ingen in der Ortsnamengebung auf einen Stamm beschränken zu wollen, heisst der Natur der Dinge Gewalt anthun.

Aber wenn auch die -heim und -ingen ihres gemeingermanischen Charakters wegen nicht ohne weiteres für die Abgrenzung der alten Stammesgebiete benutzt werden dürfen, hier und da können sie doch auch in dieser Frage wertvolle Dienste leisten. Wo immer wir in einem eng begrenzten Gebiet einen dieser Type massenhaft auftreten sehen, ist es ein bestimmter deutscher Stamm, der diese Erscheinung hervorgerufen hat. Man kann nicht mehr von vornherein sagen: Im Elsass sind die Orte auf -heim sehr zahlreich, also muss dort einmal eine sehr starke fränkische Bevölkerung gewesen sein. Man kann aber bei einem geographisch so einheitlichen Gebiet, wie es das Elsass ist, von vornherein annehmen, dass eine so grosse Uniformität in der Orts-

benennung, wie sie hier herrscht, auf einen bestimmten Stamm zurückzuführen ist. Auf welchen, ist durch eine spezielle wissenschaftliche Untersuchung zu entscheiden. Dass eine solche Untersuchung mit Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen werden kann, glaube ich in diesen Blättern dargethan zu haben.

Wenn wir daher, ähnlich wie bei den lothringischen -ingen fränkischen, bei den schwäbischen und schweizerischen -ingen alemannischen, auch bei den elsässischen -heim alemannischen und bei den belgischen -heim fränkischen Ursprung annehmen dürfen, so bleibt noch ein Gebiet sehr dichter Siedelungen auf -heim übrig, das wir bisher nur im Vorübergehen erwähnt haben, ohne auf seine besonderen Verhältnisse näher einzugehen. Es ist die nördliche Fortsetzung des Elsass, die Ebene der Rheinpfalz und Rheinhessens.

Gehen wir von der Thatsache aus, dass in diesen Gebieten, soweit die Denkmäler unserer Sprache zurückreichen, eine fränkische Mundart geredet worden ist, so wird sich nicht viel gegen die Annahme einwenden lassen, dass die hier massenhaft auftretenden Ortsnamen auf -heim fränkischen Ursprungs seien.

Aber eine derartige isolierende Behandlung dieser Gebiete, die nur sie ganz allein ins Auge fassen würde ohne Rücksicht auf offenbare Zusammenhänge mit benachbarten Landschaften, ist durchaus unstatthaft. Welches Land hier in erster Linie zum Vergleich herangezogen werden muss, darüber kann wohl keinerlei Meinungsverschiedenheit obwalten. Es muss in erster Linie das Elsass sein, an das sich die jetzt zu behandelnden Gebiete unmittelbar anschliessen: die Rheinniederung ist für die Pfalz und Rheinhessen genau so wie für das Elsass die eigentliche Basis der Entwickelung; die sie im Westen begrenzende Hardt ist nichts als die nördliche Fortsetzung der Vogesen. Zwischen diesen beiden Gebirgen und dem Rhein erstreckt sich in vollkommenster Einheitlichkeit die westliche Hälfte des oberen Rheinthales, die den Hauptbestandteil nicht nur des Elsass, sondern auch der Pfalz und des linksrheinischen Rheinhessens darstellt.

Aber es sind nicht allein Gesichtspunkte geographischer Natur, aus denen sich die Einheitlichkeit der so umschriebenen Landschaft ergiebt; auch in dem, was für unsere Untersuchung von der allergrössten Wichtigkeit ist, in der Ortsbenennung, herrscht die vollkommenste Uebereinstimmung. Nicht nur im Elsass ist die Ebene erfüllt von einer nahezu alleinherrschenden Masse von Ortsnamen auf -heim, nicht nur im Elsass hören diese Orte mit einer scharfen Linie auf, sobald die Gebirgslandschaft aus der Ebene emporsteigt, nicht nur im Elsass hebt sich das Gebiet der -weiler, das im wesentlichen auf das Gebirge beschränkt ist, scharf ab von demjenigen der -heim — alle diese Erscheinungen finden sich in der nördlichen Hälfte unserer oberen Rheinebene wieder; alles, was in dieser Hinsicht oben in Bezug auf das Elsass ausgeführt worden ist, gilt fast ohne Einschränkung für die Rheinpfalz und den sich anschliessenden Teil Hessens, nur mit der Modifikation, dass die geringere Höhenentwickelung der pfälzischen Hardt die Abgrenzung nicht überall mit der Schärfe hervortreten lässt, wie es im Elsass der Fall ist.

Dazu kommt endlich noch eine historische Uebereinstimmung: die Pfalz und Rheinhessen waren nach dem kurzen Verweilen der Burgunder ebenso wie das Elsass ein Teil des Kolonisationsgebietes des alemannischen Stammes, der hier erst später nach seiner Unterwerfung von den Franken verdrängt wurde.

Also eine vollständige Uebereinstimmung in jeder für uns in Betracht kommenden Hinsicht! Die Verschiedenheit beschränkt sich auf den einen Punkt, dass in der Pfalz und in Rheinhessen das Alemannentum von den Franken überwunden, die Mundart des Landes frankisiert wurde, während sich im Elsass die Alemannensprache behauptete.

Wenn sich bei einer so in die Augen fallenden Uebereinstimmung die Annahme nicht von der Hand weisen lässt, dass die gleichen Erscheinungen auf gleiche Ursachen zurückzuführen sind, dass, spezieller ausgedrückt, die -heim im Elsass wie in der Pfalz und Rheinhessen gleichen Ursprungs sein müssen, so könnte man mit einem Hinweis auf den oben geführten Beweis von dem alemannischen Charakter der elsässischen Ortsnamen dieser Art die Frage entschieden sein lassen und auch die Entstehung der pfälzischen und rheinhessischen Heime diesem Stamme zuschreiben.

Mit einem so summarischen Vorgehen werde ich mich nicht begnügen, um so weniger, als durch die nähere Untersuchung dieser Parallelerscheinungen auch auf unsere elsässischen Ergebnisse noch manches Licht fallen wird. Und sollte es nicht möglich sein, dass wir durch die im nördlichen und südlichen Teile des oberen Rheinthales herrschende Gleichförmigkeit genötigt würden, den für die elsässischen -heim erbrachten Beweis alemannischer Entstehung als erschüttert zu betrachten? Sollte nicht in der That die jetzt in der Pfalz herrschende fränkische Mundart die fränkische Entstehung der dortigen -heim über allen Zweifel erheben und damit auch für die elsässische Parallelerscheinung die alte Frankentheorie wieder in ihre Rechte setzen?

So sehr auch die Verfechter dieser die Einheitlichkeit der -heim in beiden Hälften des oberen Rheinthales anerkennen müssen, eine ganz einheitliche Besiedelung beider Teile können sie doch nicht annehmen. Wenn man den fränkischen Charakter der Ortsbenennung auf -heim vertritt, so wäre von vornherein die ungezwungenste Erklärung der fränkischen Besiedelung des oberen Rheinthales die Annahme einer Einwanderung von Norden her. Hier am niederen Rhein und in Hessen war das alte Stammesgebiet der Franken, von dem aus auf alle Fälle die Besiedelung der oberen Lande geschehen musste. Die fränkische Einwanderung brauchte nur am Rhein in die Höhe zu ziehen und konnte so nach einer Wanderung, die nirgends, sobald sie am Rhein angelangt war, erhebliche Hindernisse der Bodengestaltung zu überwinden hatte und sich immer auf guten Wegen der Ebene bewegen durfte, Rheinhessen, die Pfalz und das Elsass nacheinander mit ihren Siedelungen erfüllen.

Aber auf diesem Wege der Einwanderung können die Heimorte nicht in die genannten Landschaften gelangt sein. Dem steht ein schwerwiegendes Hindernis entgegen: die pfälzischen und elsässischen Orte auf -heim bilden nicht ein einziges sich ohne Unterbrechung von

Norden nach Süden erstreckendes, sondern zwei verschiedene scharf voneinander gesonderte Gebiete. Oben [1]) haben wir schon die Nordgrenze des elsässischen Heimgebietes kennen gelernt und gesehen, dass sie im allgemeinen durch den Südrand des Hagenauer Forstes gebildet wird. In dem ganzen nördlich dieser Linie gelegenen Teile des Unterelsass giebt es nur einen einzigen Ortsnamen auf -heim, das südlich Weissenburg gelegene Ingolsheim. Der sich anschliessende südliche Teil der Pfalz weist sogar keinen einzigen Ortsnamen dieser Art auf; erst etwas südlich von Landau am Klingbach treffen wir mit der Gruppe Heuchelheim, Ingenheim, Billigheim, Herxheim, Rülzheim auf die Südgrenze des pfälzischen Gebietes der Ortsnamen auf -heim.

Mag auch durch ausgedehnte Waldungen in der Thalstrecke zwischen Landau und Hagenau die Möglichkeit der Ansiedelung beschränkt sein, so kann man doch mit Bestimmtheit sagen: Eine so grosse und sich so scharf abhebende Lücke zwischen zwei Gebieten, in deren jedem -heim nahezu alleinherrschend ist, wäre ganz undenkbar, wenn die durch diese Ortsnamenform charakterisierte Besiedelung des oberen Rheinthales in der Richtung von Mainz nach Basel erfolgt wäre, wenn die Neusiedeler und Begründer der Heimorte auf ihrer Wanderung diesen Teil des Landes hätten durchschreiten müssen. Hier und dort in der Nähe des Rheins, in den Thälern der Bäche, in der Gegend von Weissenburg mit ihrer alten Kultur würden sie sicher geeignete Orte zur Begründung von Siedelungen gefunden haben. Und wenn auch durch die Natur des Landes eine Verminderung der Ortsnamen auf -heim an dieser Stelle eine Erklärung gefunden hätte, ein so völliges, ganz unvermitteltes Aufhören über ein ausgedehntes Gebiet hin, jenseits dessen nördlicher wie südlicher Grenze diese Formen wieder ganz plötzlich mit gleicher Massenhaftigkeit auftreten, würde nicht stattgefunden haben.

Wenn daher die durch -heim gekennzeichnete Einwanderung in das obere Rheinthal nicht in ihrer Gesamtheit aus dem Norden gekommen sein kann, so erleidet dadurch die Frankentheorie einen abermaligen empfindlichen Stoss, der auch durch die Annahme, nur die rheinhessischen und pfälzischen -heim seien durch nördliche, die elsässischen durch westliche Einwanderung über die Zaberner Steige hervorgerufen, keineswegs pariert wird. Der Annahme einer westlichen Einwanderung von solchen Dimensionen, wie sie die Schaffung der elsässischen Heimorte bedingen würde, stehen die allerschwerwiegendsten Bedenken entgegen. Sie hätte zunächst nicht aus den eigentlichen fränkischen Stammlanden (dann hätte sie sicher den nicht nur bedeutend kürzeren, sondern auch viel gangbareren Weg am Rhein gewählt), sondern nur aus den Kolonisationsgebieten erfolgen können. Und diese, in denen noch durch Jahrhunderte die romanischen Bevölkerungsreste weit deutlichere Spuren erkennen lassen, als wir sie jemals in der rein deutschen Ebene des Elsass anzutreffen vermögen, waren zu so früher Zeit, unmittelbar nach ihrer eigenen Besiedelung, sicherlich nicht im stande, ein so bedeutendes Menschenmaterial abzugeben, wie es nötig gewesen

[1]) Vgl. oben S. 338 [42].

wäre, um die elsässische Ebene mit Hunderten von Heimorten zu erfüllen. In allererster Linie wäre es Lothringen gewesen, das bei einer solchen Besiedelung des Elsass von Westen her über die Zaberner Steige in Betracht gekommen wäre. Und es wäre dann ganz unerklärlich, warum dieselben Franken, die sich bei der Besiedelung Lothringens fast ausschliesslich der Ortsnamen auf -ingen bedient haben, nun auf einmal ganz kurze Zeit darauf bei ihrer Niederlassung im Elsass so unvermittelt zu einer ebenso ausschliesslichen Anwendung der -heim übergegangen sein sollten. Und vor allen Dingen würde der scharfe Stammesunterschied, der zu allen Zeiten — und heute noch ungemindert — die Elsässer von den Deutsch-Lothringern gesondert hat, jeder Begründung ermangeln.

Wenn also die Entstehung der Ortsnamen auf -heim im oberen Rheinthal sowohl durch nördliche, wie auch durch teils nördliche, teils westliche Einwanderung nicht hervorgerufen sein kann, so lässt sich ihre Einheitlichkeit auf fränkischer Basis nicht mehr aufrecht erhalten; und es braucht kaum noch ausgeführt zu werden, dass, wenn im Elsass wie in der Pfalz die -heim durch fränkische Einwanderung hervorgerufen worden wären, auch im Elsass wie in der Pfalz ein fränkischer Dialekt gesprochen werden müsste, da ja hier wie dort diese Ortsnamenform in vollkommen gleichmässiger Art vorherrschend ist. Die dialektische und stammliche Verschiedenheit zwischen der Pfalz und dem Elsass kann auf Grund der fränkischen Einheitlichkeit des in beiden Landschaften herrschenden Ortsnamentypus durchaus keine Erklärung finden.

Bevor wir uns indessen durch dies negative Ergebnis dazu bringen lassen, die Stammeseinheit der oberrheinischen -heim überhaupt preiszugeben, wird es notwendig sein, zu untersuchen, ob nicht auf der Grundlage eines anderen Stammes als des fränkischen sich eine Einheitlichkeit dieser Bildungen wenigstens wahrscheinlich machen lässt. Denn die oben geschilderte Uebereinstimmung der für die Ortsbenennung in Betracht kommenden Verhältnisse der Pfalz und des Elsass ist in der That so gross, dass schon durch sie die Annahme einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erlangt, als müssen diese parallelen Erscheinungen auch durch parallele Vorgänge hervorgerufen worden sein, — dass ein etwaiges Ergebnis unserer Untersuchung, welches die Entstehung der elsässischen -heim auf die Alemannen, die der pfälzischen auf die Franken zurückführen würde, niemand befriedigen könnte.

Wenn daher eine fränkische Einheitlichkeit der -heim am Oberrhein nicht durchgeführt werden kann, so gewinnt dadurch der oben erbrachte Nachweis ihrer alemannischen Entstehung für das Elsass eine Bedeutung, die weit über den eng begrenzten Rahmen dieser Landschaft hinausgeht. Und es erhebt sich zunächst die Frage: Können die Widersprüche, die sich aus der Annahme einer gemeinsamen fränkischen Entstehung dieser Ortsnamen ergaben, durch die Annahme einer gemeinsamen alemannischen Herkunft gelöst werden? Erst wenn auch die Beantwortung dieser Frage negativ ausfallen sollte, wäre man gezwungen, die Einheitlichkeit dieser Bildungen innerhalb des begrenzten

Gebietes preiszugeben und die nördliche Hälfte dem fränkischen, die südliche dem alemannischen Stamme endgültig zuzuteilen.

Die Erklärung der übereinstimmenden elsässisch-pfälzischen Ortsbenennung durch Einwanderung aus dem Norden, wie auch durch eine nordwestliche Kombination hat sich als unmöglich erwiesen; ganz ausgeschlossen ist die Annahme einer rein westlichen oder gar südlichen Herkunft; es bleibt daher nur noch zu untersuchen, ob sich durch eine Einwanderung von Osten her diese Erscheinungen begründen lassen.

Für das Elsass ist mit dem Nachweis der vorfränkischen, also alemannischen Entstehung der Ortsnamen auf -heim bereits ihre Herkunft aus dem Osten dargethan. Was uns veranlasst hatte, für das Elsass auf alemannische Herkunft der -heim zu entscheiden, trifft mit einer einzigen Ausnahme auch für die Pfalz und Rheinhessen zu. Auch hier beschränken sich die -heim im wesentlichen auf die Ebene, wo sie nahezu alleinherrschend sind; auch hier beginnt dort, wo die -heim aufhören, sofort das Gebiet der -weiler, von denen der Gebirgsteil der Pfalz angefüllt ist. Diese scharfe Sonderung tritt nicht nur da hervor, wo sich Ebene und Gebirge scheiden, sondern auch in der Ebene selber. Wie wir im Elsass an der Nordgrenze des Heimgebietes gesehen haben, dass jenseits des Hagenauer Forstes die sonst in der Ebene so auffallend seltenen -weiler auf einmal in grösserer Zahl auftreten, genau so stellen sich der soeben als Südgrenze des pfälzischen Heimgebietes gekennzeichneten Linie nach Süden zu Orte gegenüber wie Drusweiler, Pleisweiler, Kapsweyer, Vollmersweiler, Hergersweiler, Steinweiler. In der ganzen Lücke, die zwischen den elsässischen und pfälzischen Orten auf -heim klafft, spielen die -weiler eine scharf hervortretende Rolle; und auf ihrer pfälzischen Seite erscheinen ausserdem noch Orte, deren Namen so unzweifelhaft vorgermanischen Ursprungs sind, wie z. B. Bergzabern, Rheinzabern, Kandel und Pfortz. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass in dieser Lücke das Romanentum noch verhältnismässig ungestört war, während in der nördlich und südlich sich anschliessenden Ebene die germanischen Siedelungen sich bereits drängten. Auch in der Pfalz beschränken sich mithin die Ortsnamen auf -heim auf das Gebiet der ältesten germanischen Ansiedelung: wo immer wir merklichere Anzeichen für eine längere Dauer des Romanentums zu erkennen vermögen, da suchen wir — genau wie im Elsass — die sonst überall in so grossen Mengen auftretenden Ortsnamen auf -heim vergeblich.

Und für diese Abgrenzung von Germanen- und Romanentum, wie wir sie noch heute in dem Verhältnis der -heim zu den -weiler erkennen, waren nicht die Franken, sondern — um von den nur vorübergehend ansässigen Burgundern zu schweigen, deren etwaiger Anteil an der pfälzischen Ortsbenennung sehr schwer zu bestimmen sein dürfte — die lange vor ihnen eingewanderten Alemannen massgebend. Sie waren es, die das Land dem Deutschtum gewonnen haben; dies Werk und die dadurch geschehene Zurückdrängung des Romanentums waren vollendet, als die siegreichen Franken sich in dem Lande niederliessen.

Es ist wahrscheinlich, dass sich die Frankeneinwanderung zunächst im grossen und ganzen auf den durch die Alemannen kolonisierten Teil des Landes beschränkt hat, bot er doch ohne Frage für eine Besiede-

lung weit grössere Aussicht des Gedeihens, als der übrig bleibende Teil, in dem einige romanische Reste einen kümmerlichen Unterschlupf gefunden hatten. Und so wird das pfälzische Heimgebiet auch den überwiegenden Teil des fränkischen Kolonisationsgebietes ausgemacht haben.

Aber wenn die Franken auch nach Westen zu in das Gebirge hinein wahrscheinlich das Heimgebiet zunächst nicht überschritten haben dürften, nach Süden zu haben sie es sicher gethan. Inmitten der schon so oft berührten Lücke zwischen dem elsässischen und pfälzischen Heimgebiet liegt Weissenburg. Hier befindet sich ein Gebiet uralter germanischer Siedelung. Dem Heimgebiet gehört es nicht an, aber der fränkische Charakter dieser Siedelungen wird uns schon in der ältesten Zeit deutscher Sprachdenkmäler bestätigt. So zeigt sich, dass das Siedelungsgebiet der Franken nicht mit dem der -heim zusammenfällt, dass im nördlichen Elsass und in der südlichen Pfalz, da, wo im auffallenden Gegensatz zu den nördlich und südlich benachbarten Bezirken die Heimorte, abgesehen von einer einzigen Form, fehlen, alte fränkische Niederlassungen bestanden haben.

Die von Norden gekommenen und kräftig nach Süden vordringenden Franken mussten ja in diese Gegenden gelangen. Waren sie die Träger der Ortsbenennung auf -heim, so müsste dieser Typus auch hier vertreten und die Lücke zwischen Landau und Hagenau ausgefüllt sein.

Diese Lücke, die bei der Erklärung der oberrheinischen -heim durch fränkische Einwanderung Schwierigkeit über Schwierigkeit bereitet, erscheint sehr erklärlich, sobald man alemannische Einwanderung annimmt. Die Alemannen haben, was historisch feststeht, den Rhein an verschiedenen Stellen überschritten, sowohl in dem elsässischen wie in dem pfälzischen Teile seines Laufes. Wenn sie sich so, von Osten kommend und mit der Hauptrichtung nach Westen, am linken Ufer ausbreiteten, so konnte sehr wohl eine Lücke zwischen den beiden Hauptverbreitungsgebieten, dem elsässischen und dem pfälzischen, entstehen, ja sie musste es, da die Lücke, die wir thatsächlich zwischen den beiden Heimgebieten erkannt haben, eingerahmt war von undurchdringlichen Waldungen. Im Süden schliesst sie der heute noch so gewaltige Hagenauer Forst, im Norden der nicht minder ausgedehnte Bienwald ab, dessen nördliche, ehedem jedenfalls mit ihm ein Ganzes bildende Ausläufer sich an den oben genannten südlichsten Heimorten der Pfalz hinziehen.

Da die Alemannen bei ihrer ersten Niederlassung sich auf das ausreichend zu Gebote stehende offene Land beschränken konnten und Rodungen erst in weit späterer Zeit vorgenommen wurden, erscheint es von vornherein durch diese Gestaltung des Landes ausgeschlossen, dass die beiden aus dem elsässischen und dem pfälzischen Rheinübergang hervorgegangenen alemannischen Siedelungsgruppen hier ihre Vereinigung finden konnten. Die pfälzische Alemannensiedelung musste am Nordrande des Bienwaldes ihre Südgrenze, die elsässische am Südrande des Hagenauer Forstes ihre Nordgrenze finden.

Was man dergestalt theoretisch aus der Beschaffenheit des Landes zu folgern vermag, das findet seine volle Bestätigung in der Gestaltung der Ortsnamen; am Nordrande des Bienwaldes hören thatsächlich die

pfälzischen -heim auf, während am Südrande des Hagenauer Forstes die elsässischen -heim wieder beginnen.

Einer von Osten kommenden Einwanderung konnten in der That diese gewaltigen Waldungen den tief in ihrer Mitte umschlossenen Kern an gutem Siedelungsboden eine Zeitlang verbergen; sie wich diesem Hindernisse aus, um so mehr, als es nur seitwärts von ihrer Ausbreitungsrichtung lag. Eine von Norden kommende Einwanderung dagegen wurde geradeswegs auf dies Hindernis hinaufgetrieben und, falls sie nicht an seiner Grenze erlahmte, musste sie es forcieren. Ihr konnten dann auch nicht die durch das Waldesdickicht verborgenen Siedelungsgelegenheiten entgehen.

So stehen einander gegenüber auf der einen Seite die durch eine klaffende Lücke getrennten beiden Gebiete der Ortsnamen auf -heim, auf der anderen das fränkische Weissenburger Ländchen als Vertreter zweier verschiedenen Einwanderungen in die linke Hälfte der oberrheinischen Tiefebene, einer ost-westlichen alemannischen und einer nord-südlichen fränkischen.

Und wenn schon durch diese Betrachtung ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit dafür gewonnen ist, dass die nördliche Gruppe der oberrheinischen -heim ebenso wie die südliche auf alemannische Einwanderung zurückzuführen ist, so wird diese noch verstärkt durch eine weitere Beobachtung, die sich auf Grund der Anordnung der Heimorte machen lässt. Wer sich das Bild, das durch die Gesamtheit dieser Orte sowohl im Elsass wie in der Pfalz und Rheinhessen dargestellt wird, genau vergegenwärtigt, dem kann es nicht entgehen, dass die Basis dieser linksrheinischen -heim klar und deutlich durch die Linie des Rheins gebildet wird. Hier am Rhein und in dessen Niederung sind die Ortsnamen auf -heim am dichtesten gesäet, von hier haben sie sich über die ganze niedrige Landschaft verbreitet, um nach Westen zu in den Vorbergen des Gebirges dünner zu werden und, sobald sich das Gebirge zu höheren Formen erhebt, vollständig zu verschwinden.

Dem entsprechend sind auch die Weilerorte angeordnet. Zurückgedrängt in die Gebirgslandschaft und nur da sich dem Rheine nähernd, wo sie durch ausgedehnte Waldungen oder Vorsprünge des Gebirges einen Schutz fanden, sind sie augenscheinlich einem von Osten kommenden Druck gewichen.

Noch deutlicher wird dies Bild, wenn wir einen Blick auf das Verhältnis der Weilerorte zum Laufe des Rheins werfen. Da ergiebt sich die auffallende Erscheinung, dass auf der badischen Seite die -weiler in unmittelbarster Nähe des Rheinlaufes gar keine Seltenheit sind. Von Süden angefangen, begegnen uns hier Wintersweiler, Rheinweiler, Ober- und Niederrothweil, Weisweil (Wiswilare), weiter dem elsässischen Rheinau gegenüber eine ganze Gruppe solcher Orte unmittelbar am Rhein: Wittenweier, Nonnenweier (Nunnenwilare), Allmannweier (Alberswilre), Kippenheimweiler, Hugsweier und Orschweier, in der Nähe der unzweifelhaft vorgermanisch benannten Orte Kappel und Kürzell (vgl. Courcelles in Deutsch-Lothringen und bei Delle); endlich Eckartsweier (Eckebrechtswilre), Bodersweier (Bothalaswilare) und Neuburgweier (Wilre).

Diesen verhältnismässig häufigen Nennungen von Weilerorten auf dem badischen Rheinufer lassen sich auf der elsässischen Seite nur Bischweiler mit Rohrweiler und Neeweiler an die Seite stellen. Und diese drei Orte stehen in engem Anschluss an die durch den Hagenauer- und den Bienwald hervorgerufene Lücke im linksrheinischen Heimgebiete, müssen daher hier ausgeschieden werden. Ausser ihnen findet sich auf der ganzen elsässischen Seite kein einziger Weilerort in unmittelbarer Nähe des Rheins. Und dieser in die Augen springende Gegensatz des rechten und des linken Rheinufers in Bezug auf das Vorkommen von Weilerorten ist doch hervorgerufen durch eine einheitliche Ursache. Die von Osten kommende Alemanneneinwanderung hat auf der rechten Seite des Rheins bewirkt, dass einige Reste der romanischen Bevölkerung bis hart an das Gestade des Stromes gedrängt wurden. Hier bot ihnen der mächtige Strom ein Halt und gleichzeitig einen Unterschlupf in seinen ausgedehnten, von zahllosen Altwassern regellos durchschnittenen Uferwaldungen.

Aber derselbe von Osten kommende Druck, der hier einige spärliche Romanenreste auf dem rechten Ufer des Rheins zusammendrängte, musste jenseits auf dem linken Ufer eine ganz andere Wirkung haben: hier waren gerade die Uferstriche am meisten durch den Germanenandrang gefährdet. Aus ihnen entwich daher zuerst die romanische Bevölkerung. Die von ihr verlassenen Ufergegenden erfüllten sich mit Ortsnamen auf -heim, denen erst mit der beginnenden Gebirgslandschaft die Bildungen auf -weiler den Boden streitig machen.

So haben wir auch darin ganz ausgesprochen das Bild einer von Osten kommenden Besiedelung des Landes, dargestellt durch die Konkurrenz der Formen auf -weiler und -heim. Die -heim des linken Rheinufers sind die deutliche Fortsetzung derjenigen des rechten und nicht umgekehrt. Und diese ost-westliche Entwickelung hat noch lange angedauert, um ihren Abschluss zu finden in der Germanisierung der westlichen Gebirgslandschaften wie im Elsass so in der Pfalz.

Die Weilerorte sind dieser Lagerung gemäss die Wohnsitze einer zurückgedrängten Bevölkerung, die im ganzen Gebiet des Oberrheins, auf dem rechten wie auf dem linken Ufer, einem ost-westlichen Drucke wich. Die Volksbewegung, durch die ihre Einengung geschah, gelangt zur Darstellung in den Ortsnamen auf -heim. Mithin sind diese der Niederschlag einer von Osten gekommenen, energisch nach Westen vorgedrungenen, also alemannischen Einwanderung und die Weilerorte auch hiernach das, als was sie schon durch die Ueberbleibsel ihres romanischen Flurnamenbestandes gekennzeichnet werden, die Sitze einer vor den Germanen zurückgewichenen romanischen Bevölkerung.

Wenn nach alledem kein Zweifel mehr sein kann, dass die Ortsbenennung auf -heim durch östliche, also alemannische Einwanderung auf das linke Rheinufer gelangt ist (des Elsass sowohl wie der Pfalz und Rheinhessens, denn, wenn auch weiter unten die Weilerorte hart am rechten Ufer des Stromes fehlen, so spricht das nicht gegen den ost-westlichen Gang der durch die -heim gekennzeichneten Besiedelung an dieser Stelle: ihr Vorhandensein am Oberlauf ist ein wichtiges Beweismoment für diesen Gang; aber ihr Fehlen kann nichts gegen ihn

beweisen und die sonstige Uebereinstimmung der elsässischen mit den pfälzischen Verhältnissen ist eine so grosse, dass auf diese kleine Abweichung kein Gewicht gelegt zu werden braucht), so bleibt nur noch die Aufgabe übrig, zu untersuchen, ob und wie sich dies Ergebnis mit der zwischen beiden Landschaften bestehenden Dialektverschiedenheit vereinigen lässt.

Oben hatte sich ergeben, dass diese Dialektverschiedenheit auf Grund der Annahme fränkischer Herkunft des in beiden Ländern herrschenden Ortsnamentypus keine Erklärung finden kann. Ist dies nun auf Grund der dargethanen alemannischen Herkunft möglich? Sollte es gelingen, unser Ergebnis mit der Dialektfrage zu vereinigen, so kann es jedenfalls als ein völlig gesichertes gelten.

Zur Beantwortung der gestellten Frage muss ich anknüpfen an etwas schon früher Gesagtes. Es war oben in Kürze darauf hingewiesen worden, dass von einer Verdrängung der in einem Lande vorgefundenen Ortsnamen in dem Masse, wie sie öfter infolge der Besiedelung durch eine neue Nationalität stattfindet, nicht die Rede sein kann, wenn sich ein Stamm über ein Gebiet ausbreitet, das bis dahin in den Händen eines anderen derselben Nation angehörigen Stammes gewesen ist. Die Ortsnamen, welche der sich ausdehnende Stamm in dem neuen Siedelungsgebiete vorfindet, werden ihm bei der bestehenden nahen Sprachverwandtschaft vollkommen verständlich sein. Irgend eine Notwendigkeit, sie durch neue Bildungen zu ersetzen, ist daher durchaus nicht vorhanden, und zum Vergnügen giebt man nirgends einem Orte einen neuen Namen.

Wenn wir dies auf die Pfalz und Rheinhessen anwenden wollen, so muss zunächst berücksichtigt werden, dass hier bei Beginn der fränkischen Besiedelung zu Anfang des 6. Jahrhunderts schon lange Zeit eine alemannische Bevölkerung ansässig gewesen war. In grossen Massen waren die Alemannen auch in diesem Teile des oberen Rheinthales aufgetreten, und da sie schon vor dem Fall des römischen Limes zur Sesshaftigkeit und zu geregeltem Ackerbau übergegangen waren, so müssen die Franken bei ihrem Eindringen in diese Gebiete ein angebautes und von Siedelungen erfülltes Land angetroffen haben.

Mag nun auch ein beträchtlicher Teil der angesessenen Alemannenbevölkerung zum Wanderstab gegriffen und den vordringenden Franken das Feld geräumt haben, dass sie in ihrer Gesamtheit ausgewandert sei, ist durchaus unwahrscheinlich. Jedenfalls konnte sich die Frankeneinwanderung in schon bestehenden Niederlassungen ansiedeln, deren Namen ihnen durch die ansässig gebliebene Alemannenbevölkerung überliefert wurden. Das ist die einzig naturgemässe Art, auf die eine neue Einwanderungsschicht sich in einem schon besiedelten Lande eingerichtet haben kann.

So ist es nicht nur möglich, sondern im höchsten Grade wahrscheinlich, dass die in der Pfalz eindringenden Franken die bestehenden Ortsnamen der Alemannen übernommen haben und dass, obwohl ihr Uebergewicht aus der Mischung der Stämme und Mundarten schliesslich einen fränkischen Dialekt hervorgehen liess, in ihm die alten alemannischen Ortsnamen weiter lebten.

Auf jeden Fall kann man hinsichtlich der Dialektfrage jetzt

folgende zwei Sätze aufstellen: 1. Waren die Ortsnamen auf -heim fränkisch, so musste unter allen Umständen wie für die Pfalz, so auch für das Elsass ein Dialekt fränkischer Färbung die Oberhand gewinnen, denn im Elsass sind die -heim in demselben Masse vorherrschend wie in der Pfalz. 2. Waren sie dagegen alemannisch, so konnte durch eine starke, von Norden kommende Zuwanderung allerdings ein Teil des Heimgebietes frankisiert werden unter Aufrechterhaltung der von den Alemannen herrührenden Ortsnamen; ein anderer, in dem die fränkische Einwanderung nicht mehr stark genug war, dagegen neben seiner alemannischen Ortsbenennung auch seine alemannische Mundart bewahren.

So steht also nur die Annahme einer fränkischen, keineswegs aber die einer alemannischen Entstehung der Ortsnamen auf -heim im oberen Rheingebiet im Widerspruch mit der bestehenden Dialektverschiedenheit. Und wenn wir dies Ergebnis den oben gegebenen Ausführungen hinzufügen, so dürfte sich kaum noch etwas Stichhaltiges gegen das Gesamtergebnis einwenden lassen, nach dem sowohl die elsässischen als auch die pfälzisch-rheinhessischen -heim als hervorgegangen aus alemannischer Siedelung zu betrachten sind.

Natürlich lässt sich die Möglichkeit nicht von der Hand weisen, dass in dem bezeichneten Gebiete auch Franken Ortsnamen mit dem dort vorgefundenen und ihnen schon aus der Heimat vertrauten -heim gebildet haben können. Aber auf alle Fälle hat diese Ortsnamenform bei ihrem Einzuge in das Land schon dort bestanden, in ihrer grossen Masse bestanden; und jedenfalls ist die fränkische Bildung solcher Ortsnamen in diesen Gebieten eine auf Einzelheiten beschränkte, denn sonst dürfte in einem Gebiete von so uralter Frankensiedelung, wie das von Weissenburg ist, diese Form nicht auf einen einzigen Fall beschränkt sein.

Wie lange sich — um auf unsern Ausgangspunkt zurückzukommen — das Romanentum der elsässischen Juravorberge erhalten hat, wird sich heute chronologisch kaum noch fixieren lassen. Das indessen darf als feststehend betrachtet werden, dass zu der Zeit, aus welcher die oben mitgeteilten romanischen Flurnamen überliefert sind, die romanische Sprache schon seit Jahrhunderten in diesem südlichsten Teile des Elsass verklungen war. Aus welcher Gemeinde dieses Gebietes auch immer ausführlichere urkundliche Flurnamenüberlieferungen vorliegen, in allen sind die deutschen Formen zum entschiedensten Uebergewicht gelangt, und auch die wenigen Ueberbleibsel der einst allgemeinen romanischen Flurbenennung treten in Formen auf, an denen das Mitwirken der deutschen Sprache deutlich erkennbar ist.

Wenn es historisch feststeht, dass die alemannische Besiedelung der elsässischen Ebene im 5. Jahrhundert vollendet wurde, so darf auch als sicher angenommen werden, dass in diesem Gebiete der Juravorberge die deutsche Sprache noch vor dem Ende dieses ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung zur Alleinherrschaft gelangt ist.

Diese auf den allgemeinen Charakter der Flurbenennung gegründete Schätzung findet eine vollkommene Bestätigung durch einen charak-

teristischen Einzelfall, der wenigstens eine annähernde Datierung ermöglicht. Unter den oben aufgezählten romanischen Flurnamen aus dem Bereiche des gegenwärtig deutschen Sprachgebietes sind uns mehrfach Formen wie „Bratella, Brattele" und ähnliche begegnet, die sämtlich von dem Diminutivum des lateinischen pratum hergeleitet werden müssen. Die entsprechende französische Form wird ebenfalls häufig als Flurname angewandt; sie ist mir auf lothringischem Boden als „prayel" oft genug begegnet. Da in dem sundgauischen Brattel der auf französischem Boden verschwundene T-Laut noch erhalten ist, so muss dieser auch in dem romanischen Dialekt der Gegend noch bestanden haben, als das Deutsche sich an seine Stelle zu setzen begann. Wenn es nun feststeht, dass in den nordfranzösischen Denkmälern das lateinische t nur bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts als d nachweisbar ist[1]), so stellt dieser Termin auch die alleräusserste Grenze dar, bis zu welcher der Uebergang von der romanischen zur deutschen Sprache in diesem Teile des Elsass stattgefunden haben muss. Darüber, dass wir es hier mit einem altbefestigten Deutschtum zu thun haben und nicht etwa mit so neuen Verschiebungen wie im Leberthal, werden auch die nunmehr über die Sprachgrenze des Sundgau mitzuteilenden Materialien keinen Zweifel aufkommen lassen.

Ueber Rougemont (Rothenburg) habe ich nur neuere Materialien erlangen können. Dass die österreichischen Behörden an diesem Orte nicht mit der deutschen Sprache auskommen konnten, zeigt ein Erbhuldigungsbericht[2]) vom Jahre 1600, nach welchem sie sich „gen Rottemberg . . . verfuegt und daselbsten den vogt mit mehrern thails der underthanen beysamen gefunden, und alsz sy hernacher fast alle zusammen kommen, haben wir ihnen unsern habenden befelch und commission vorgelesen auch in teutscher und welscher sprach notturfftiglich zuverstan geben".

Der deutsche Auszug eines Urbars von 1610[3]) nennt einen „aichwaldt genant le Chesnoy", einen „waldt gegen Stauffen gelegen genandt es Cambes, acker genandt en la longe roye, die Blanche Grillat matt, weyer genandt la haulte Chermes"; eine deutsche „Raittung" des Vogtes von 1628[4]) „ackher genant es grandez hieres, matten genant es grande gouttes, la plainese Brilliat matten, matten genant la Combe" neben wenigen deutschen Formen wie „Brügelmatten, Grubenmatten", die durch die Urkundensprache hervorgerufen worden sind. Damit stimmt es überein, dass ein französisches Waldverzeichnis von 1697[5]) ausschliesslich französische Formen enthält wie „le Chesnoy, es Bouillons, la Coste, es Cambes, es Fouats, prez de la Cambatte, es hautes feuilles, ragier dit le Beuillon, es Moirevaux" ohne jede Spur von deutschen Benennungen.

---

[1]) Ueber diesen Gegenstand hat mir Herr Professor Dr. Gröber freundlichst Auskunft erteilt, wofür ich ihm an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ausspreche.

[2]) C.Bez.A. C 21.

[3]) Ebendort C 837.

[4]) Ebendort C 844.

[5]) Ebendort maîtrise von Ensisheim Nr. 89, 40.

Die sich auf deutschem Reichsgebiet anschliessenden Ortschaften Bretten, Brückensweiler, Baronsweiler und Welschensteinbach bildeten ein Meiertum des österreichischen Amtes Thann, das die Bezeichnung „das welsche Meiertum" führte. Unter diesem Namen wird es im Jahre 1581 erwähnt [1]).

Ueber das benachbarte Gevenatten, dessen Name (vgl. Chavannattes) mit aller Entschiedenheit für romanische Herkunft des Ortes spricht, finden sich frühere Materialien im Urbar von St. Morand aus dem Jahre 1421 [2]). In ihm ist Gevenatten („Keuone") mit seinem Nachbarort Traubach gemeinsam behandelt, so dass eine Sonderung der beiden Orten angehörigen Flurnamen nicht möglich ist. Die Flurbenennung zeigt mit Formen wie „by dem Gerhartenböm, uff den anwander, uff Stegeriffes acker, nebent dem holcz daz da heisszet der Dinckelacker, in der Mittelhalden, in der Burnmatten, under dem Eggeweg, bi dem Sode, in der Spiczmatten, uff den Schöffelweg" einen durchaus deutschen Charakter, dem sich die Personennamen „Hurdelbach, Hennin Winter, Clewi Kempfen, Heiczin Krenczinger, Clewin Kutteler, Claus Günther, Peter Snelle, Hennin Menly, H. Vögelin, Cůni von Sternenberg, Heiczi Luczen, Henni Batschoffer, Heiczi Peyger, Albrecht Kolbe" mit alleiniger Ausnahme des „Werli Bardyat" vollkommen anschliessen. Danach muss Gevenatten als schon seit Jahrhunderten germanisiert betrachtet werden.

Die nunmehr folgenden Ortschaften gehören dem Amte Belfort an. Dem entsprechend zeigen auch die über sie vorhandenen Materialien eine grosse Aehnlichkeit mit den Verhältnissen, die wir oben bei der Betrachtung des Belforter Landes gefunden haben. Im Gebiete von Schaffnat (Chavannes sur l'étang) erwähnt ein deutsches Besitzverzeichnis des Jahres 1578 [3]) folgende Flurbenennungen

„weyer genant a la grant goutte,
walt „ le Fahy,
„ „ les Exers desoub le bois de Lespine,
güeter, die liegen derrier les fosselz".

In Luttern und Gottesthal (Valdieu) finden sich 1390 die Formen „sus le Pascuz, Paisquier" [4]), in Luttern allein 1418 „sur le Romp prelz, en Samynson," 1428 „on hault prey, la Houtre (Houltre), pres de la Raigie" [5]) und endlich in einem französischen Grundsteuerverzeichnis [6]) vom Jahre 1569 die Flurnamen „le champz Moingin, le prez Guinnatt, champz de Boutte, la longe roye, le jeuste bois, en la ghoutte Exibel, le prez a Troux, prez la Tulle, sur le Bassatt" neben Personennamen wie „Bernardt Feryat, Ferry Derzelat, Henry Gauterat, Very Jehan Moyne, Jehan Julien, J. Rappepin, Clada Febvre, Anthoni Recroix, Clada Ghallon, Jehan Gayjehan, Jacquot Hebellin, Richard Henrischott, Henry Peterman, Hans Kouffmann".

---

[1]) Stoffel 69.
[2]) C.Bez.A. Prieuré St. Morand Nr. 3.
[3]) Ebendort Familie Reinach Nr. 6.
[4]) Stoffel 413.
[5]) Ebendort 229. 411. 432. 455. 475.
[6]) C.Bez.A. C 663.

Willern (Romagny) wird charakterisiert durch die Nennungen: 1427 „on hault perie“ und 1579 „es Romprelz“ [1]).

In Menglat (Magny) findet sich 1427 [2]) ein „bois labbesse“ erwähnt; ein Grundstückverzeichnis von 1580 [3]) nennt die Flurnamen „dessous les rays chaines, sus la haute vie, sus la Nolz, sus le Prayrat, vers la Malatiere, devant les Bans“ und die Familiennamen „Marechal, Maleteste, Gaijean und Heischemand“ (= mann).

Die noch weiter westlich gelegenen Ortschaften Alt- und Jung-Münsterol lassen ihr ursprüngliches Romanentum, auf das man schon aus der Form des Ortsnamens (1251 Mosteroulx, 1265 Monstureulx) [4]) schliessen kann, noch weit deutlicher hervortreten. Der Lehensrevers, den im Jahre 1322 „Ferry Damoseaulz sires de Monsterul“ dem Grafen von Pfirt, also einem deutschen Lehensherrn ausstellte, ist in französischer Sprache abgefasst, und erst in den späteren Jahrzehnten dieses Jahrhunderts beginnt die Anwendung der deutschen Sprache in den Lehensurkunden dieser Familie, soweit sie an deutsche Herren gerichtet sind, üblich zu werden [5]). Im 15. Jahrhundert treten hier Flurnamen auf wie „fontaine des Charmes, Paisquerot de chausaulx“ [6]). Eine sehr reichhaltige Urkunde von 1549 enthält Flurnamen wie „prel dict le Praillon, prel de la Guenissiere, prel Merdol, on lieu dict es Bole, la Crudemenne, prel de Sausses, en Mertigny, en Corrupt, on Banney, on Bonjoulet, es Hochattes“ [7]).

Einen ähnlichen Mangel jeglichen Anzeichens eines ehemaligen Deutschtums zeigt ein ausführliches französisches Grundbuch [8]) des Nachbarortes Chavannes-les-grands vom Jahre 1580 mit Flurnamen wie „dessus les fosses, a lante, es rays chaines, sus le Bolot, vers le chemin du chien enraigé, vers la Malatiere, vers la Courberoye (Corbaroye), sus la goutte Eschelin, sus la Plate, sus la Benol, les Tramblatz, es Prairies, en la goutte Pin, en la Bennot, sus le Boulet (Bolet), es Terraux, vers la Croze, sus Lorme, es Folz“ und Familiennamen wie „Vuillemin, Cherray, Henrisat, Theurin, Millat, Outhemin, Moland, Masscon, Partaigeot, Cuenin, Ally, Fusier“.

Wenn sich aus diesen Mitteilungen ergiebt, dass in allen diesen noch heute französisch redenden Orten das Romanentum von Anfang an geherrscht hat, so stimmt damit vollständig überein, dass in einem 1624 vor dem österreichischen Gericht stattgefundenen Prozess [9]) die Zeugen aus den beiden Münsterol, Willern (Weiller), Menglat, Luttern, Fuchsmingen, Gottesthal und Fontaine (Brunn) in französischer Sprache verhört werden mussten.

Die sich nach Osten zu anschliessenden Gemeinden St. Ulrich, Merzen und Füllern sind durch ein reichhaltiges deutsches Grund-

[1]) Stoffel 229 u. 455.
[2]) Ebendort 58.
[3]) C.Bez.A. Prieurés Feldbach etc. D 3.
[4]) Stoffel 9.
[5]) C.Bez.A. Familie Reinach 4, 6.
[6]) Stoffel 167 u. 414.
[7]) C.Bez.A. Familie Reinach 4, 9.
[8]) Ebendort Prieurés Feldbach etc. D 3.
[9]) C.Bez.A. C 850.

buch aus dem Jahre 1492 [1]) mit Flurnamen wie „am Eichler, im Hungerberg, vor Hedenhurst, nebent der Erletzmatten, uff Grofftloch, uff den Zillboumen, in der Hundengrafft, an dem Buhelwasen, uff Hiltegartbuhel, uff der Kriechenhurst, nebent der Rietmatten" als rein deutsch charakterisiert. Und wenn unter den sehr zahlreichen genannten Flurnamen ein einziger „uff der Ruschlis weg" als Verstümmelung einer ursprünglich romanischen Form darauf hindeutet, dass Merzen und Füllern — welchem von beiden Orten er angehört, ist nicht festzustellen — sich nicht bis in ihre früheste Vergangenheit zurück der deutschen Sprache bedient haben, so wird dadurch nur das bekräftigt, was wir oben in Bezug auf das gesamte Gebiet der Juravorberge im Sundgau ausgeführt haben und was man in diesem speziellen Fall schon auf Grund der älteren Ortsnamenformen (Morentzen und Vilre im vorliegenden Grundbuch) vermuten durfte. Aber ebenso sicher ergiebt sich aus dem nahezu ausschliesslichen Herrschen der deutschen Flurbenennung, dass die romanische Bevölkerung, die diesen Orten ihre Namen gegeben und sie einstmals bevölkert hatte, schon seit sehr langer Zeit vollständig germanisiert war.

An diesem Ergebnisse kann es auch nichts ändern, dass in einem Grundbuch von Strüth noch im Jahre 1527 [2]) für den Merzener Bann ein Flurname romanischer Herkunft „im Louwinen" bezeugt ist. Dass sich nach vollzogenem Nationalitätswechsel einzelne übernommene Formen aus der Flurbenennung der verdrängten Sprache noch Jahrhunderte hindurch erhalten können, ist eine Beobachtung, die ich auch auf lothringischem Boden mehrfach machen konnte.

Für Strüth selber enthält das genannte Grundbuch Flurnamen wie „Negellinslach, Buchelbach, Burgeralment, Houwlin, Bropstmatten, Eckenweg, Brunholcz, Boplinsgraben, Kromenhurst, Guldinacker" und eine romanische Form „im Lunschan", auch „Lonsche, Lonschu, Luusche" geschrieben, die auf Import durch Einwanderung zu beruhen scheint, da unter den Einwohnern ein Hans Lonschu genannt wird. Im übrigen sind die Familiennamen fast ausschliesslich deutsch wie „Marquart, Friburger, Battinger, Weningk, Wannenmacher, Frouwler, Sutter, Verwer, Spirhans, Römer, Wurmer, Schinnenbergerin". Der einzige sonst belegte französische Familienname Pirrin hat angesichts der unmittelbaren Nachbarschaft des französischen Sprachgebietes nichts Auffallendes.

Ein ganz anderes Bild bietet Pfettershausen. Dieser gegenwärtig deutsch redende Ort hat sich sehr lange romanisch erhalten; und sein heutiger Name, der uns so urdeutsch anmutet, ist nichts als die deutsche Ummodelung der ursprünglichen, schon im Jahre 731 erwähnten romanischen Form Petrosa [3]). Die Erhaltung eines deutschen Güterkaufes vom Jahre 1299 mit sehr zahlreichen Flurnamen ist gerade bei diesem Orte besonders zu begrüssen. Wir finden in ihm einen „juchart by dem Crucz, gelegen an der stat so man nempt enuntt des Übelins boumis, genant Zschevere, vor dem walde, in dem Rutenze, in

[1]) C.Bez.A. Prieurés Feldbach etc. D 6.
[2]) Ebendort D 5.
[3]) Stoffel 420.

dem Wilpele, der Kuminun, zu Schepelat, ze Rössin, by der Lachen, by Welzschis node, by dem Hage, in dem Dinckelacker, zu dem Hagenböchelin, an Kemphenacker, zem Winterboume, by dem Bornholcz, ze Pentels, in der Bulogen neben der kilchen, Rockenbergsmatten, Walchmatten, des Kilchwarts blecz". Ein Grundstücksverzeichnis von 1338 nennt „zu Luchzhans, in der Buley, zer tieffen lachen, zem jungen gesetze, in dem nidren eichholtz, ob dem Erlenacker, by der wissen gruben, in der Cumben, ze Schesal". Neben einer Mehrheit deutscher Formen finden sich also noch zahlreiche französische Flurnamen. Wenn auch die deutsche Urkundensprache den Charakter der Flurbenennung beeinflusst haben wird, das Uebergewicht der deutschen Formen ist so gross, dass der Nationalitätswechsel zur Zeit der Urkundungen als bereits vollzogen betrachtet werden muss. Aber eine lange Dauer der deutschen Sprache vor 1299 wird man wegen des trotz der deutschen Urkundensprache immer noch starken Hervortretens der romanischen Benennungen nicht annehmen dürfen.

Dass hier an der äussersten Peripherie des deutschen Wesens unsere Nationalität erst verhältnismässig spät zum Durchbruch gekommen ist, zeigt noch deutlicher ein Blick auf den im Gebiete von Pfettershausen gelegenen abgegangenen Ort Gerschwiller. Im Jahre 1331 wird er erwähnt als „terra que vocatur Geriswiller que vocatur la Veatre" [1]). Und der Güterkauf von 1299 lässt hier unter Formen wie „an der stat genant Munnime, by der prucken, zu Viemisacker, an dem Luntschansz (Luthschansz), im Vaporphunde, ze Rossen, ze Peragier, under der Bonin, ze Brelat, ob dem Nuszboumen, an dem Bornen, in den Kümben, ze Mumminat, an dem Eichholtz, in den Kummenun" ein weit stärkeres Hervortreten, wenn nicht ein Ueberwiegen der romanischen Formen erkennen. Hier kann die deutsche Sprache nicht mehr im vorigen Jahrtausend, sondern vielleicht erst um das Jahr 1100 zur Alleinherrschaft gelangt sein.

Ueber diesen Ort ist das Deutschtum in seinem Vordringen nicht hinausgekommen. Das westlich sich anschliessende Réchésy zeigt in einem sehr reichhaltigen Grundbuch des Jahres 1582 [2]) einen durchaus französischen Charakter sowohl in seinem Flurnamenbestande mit Formen wie „es Combres, dessus les Chaines, en Belcuz, en Bareillot, la terre la Syatte, es Parreux, au Chesnois, au Voisenat, en Champsoinniere, en Lorme, en Reullebouton, derrier la Côtte, en Nobroz, es Merchieres", wie auch in den herrschenden Familiennamen „Chiquet, Beiderot, Calandre, Feibvre, Sage, Cuenot, Gallyot, Horry, Voillin, Bidault, Bouchat, Jaquellin, Bichet, Mourelot, Sagaud, Wourmat, Amany". Die deutschen Familiennamen „Seellert, Hulleman, Heischemand, Finguerlin, Hans", die durch keine Flurnamen gestützt werden, lassen sich leicht aus der deutschen Nachbarschaft erklären.

In dieser Gegend beginnt überhaupt das Bild an Klarheit zu verlieren. In dem heute französisch redenden Ottendorf (Courtavon)

[1]) Stoffel 567; alles Uebrige hinsichtlich beider Orte C.Bez.A. Abtei Lützel Nr. 228.

[2]) C.Bez.A. Prieurés Feldbach etc. D 3.

wurde im Jahre 1286 dem Kloster Lützel eine Schenkung gemacht, in deren lateinischer Urkunde genannt werden: „ortum situm in loco dicto in der gassen.
allodium situm in loco dicto bi der bach,
jugum „ „ „ „ vor dem berge dictum in vulgari die ober juchert,
„ „ „ „ „ ze Pffassenerlen,
„ „ „ „ „ bi dem alten sode“ [1]).

Die deutschen Grundstücksbezeichnungen sind zwar fast durchweg wenig charakteristisch, aber unzweifelhaft ist als die lingua vulgaris des Ortes das Deutsche bezeichnet. Ihr gehören auch die beiden erwähnten Personennamen Henninus dictus Trutman und H. d. Stöckelin an. Eine lateinische Urkunde hatte jedenfalls keine Veranlassung, ortsübliche französische Namen ins Deutsche zu übersetzen; und so scheint hier in der That ein ursprünglich deutscher Ort vorzuliegen.

Noch 1605 urkundete der Ottendorfer Bürger Kleinhans Brenner in deutscher Sprache an Lützel; in seiner Urkunde werden genannt „matten im Saal, ackher underm berg in der Reytin (Reuttin) genant“. Die deutschen Zinsverzeichnisse der Abtei Lützel von 1629 und 1630 enthalten die Familiennamen „Waldt, Werlin, Burkhardt, Schmidt, Brandt, Wadere, Babel, Trepplet“ [1]), also bereits einen Beisatz französischer Formen. Um diese Zeit dürfte wohl auch die Französierung des Ortes eingeleitet sein.

Im benachbarten Luffendorf (Levoncourt) dagegen wird schon im Jahre 1148 der französische Flurname Monjolet [2]) erwähnt und 1343 fosse Morat [3]). In einer französischen Zinsverschreibung von 1572 findet sich ein „lieudit doz la montaigne“. Dagegen zeigt eine deutsche Zinsverschreibung von 1597, die ebenfalls an die Abtei Lützel gerichtet ist, fast nur deutsche Flurnamen wie „under dem Spitzenberg, gegen dem Hochgericht, hinder der Kilchen, im Starckengrundt, bey dem Speckbeyrenbaum, im Briel, im Moszacker“, aber neben ihnen findet sich noch das aus dem Jahre 1343 bekannte „Fossemoratz“; als Familiennamen kommen vor: Barberat, Mommelat, Wagner, Säger, Rott, Schmidt, Schett, Schüller. Also auch hier ein entschiedenes Ueberwiegen deutscher Formen.

Es wäre möglich, dass, ähnlich wie wir es bei Pfettershausen gesehen haben, auch bei diesem von Haus aus romanischen Ort eine starke germanisatorische Einwirkung sich geltend gemacht hätte, die aber nicht wie in Pfettershausen durchgedrungen ist. Denn heute spricht Luffendorf im Gegensatz zu diesem Orte französisch, und dass auch um die Zeit der letztbehandelten Urkunde (1597) die deutsche Sprache jedenfalls nicht alleinherrschend im Orte gewesen ist, das lassen mit Sicherheit zeitlich nahestehende Urkunden erkennen, trotzdem sie sämtlich in deutscher Sprache abgefasst sind. In ihnen werden erwähnt 1605 „matten genant in der Schalloit“, 1611 „matten genant la Fa-

[1]) C.Bez.A. Abtei Lützel Nr. 141 und ungeordneter Bestand.
[2]) Stoffel 363.
[3]) Ebendort 169.

chatte" und „le Rondprelz". Diese französischen Namensformen in deutschen Urkunden machen doch ein Ueberwiegen der französischen Sprache am Orte wahrscheinlich, wenn auch die nach den Familiennamen feststellbare deutsche Einwanderung unserer Sprache am Orte eine gewisse Stellung neben ihr verschafft haben dürfte. So sind die zahlreichen deutschen Flurnamen in der Urkunde von 1597 vielleicht aufzufassen als Nebenformen französischer Benennungen, wie sie von dem deutsch redenden Teile der Ortsbevölkerung angewandt wurden. 1616 kommt neben einigen schon 1597 genannten deutschen Formen ein Acker „beym Bo Barra", 1629 eine „matten genant la Courtine", 1655 „der wald Montingo" vor[1]).

Im benachbarten Larg, das heute auf der deutschen Seite hart an der Sprachgrenze gelegen ist, enthält ein Zinsverzeichnis von 1629 noch zwei französische Flurnamen, die sich trotz der deutschen Sprache des Dokuments zur Geltung gebracht haben. Sie lauten „matten genant la Clauerie" und „acker genant en Seuranne"; sonstige mitgeteilte Formen sind „uf dem Schorein, uf die Almendt, uf dem Rein, im Bettenthal, in der Bergmatten, auf dem Kifflin". Familiennamen: Hueglin, Seyler, Henszlin, Unzeitig, Blindt, Thüring, Schmidt, Rost, Bochler, aber auch Botha und Gernier[2]). In diesem Orte ist der Germanisierungsprozess zum Abschluss gekommen; er gehört heute der deutschen Sprache an, die in ihm schon im Jahre 1629 und wahrscheinlich schon zur Zeit der Entstehung der Familiennamen, also im 13. bis 14. Jahrhundert, die herrschende gewesen ist.

Dass in jenen Jahrhunderten das Deutschtum in diesen Gegenden noch nicht zu völliger Herrschaft gelangt war, zeigt eine Lützeler Besitzbestätigung aus dem Jahre 1259[3]), die die Orte Pleigne, Bourignon, Pleujouse und Fregiécourt (Fridersdorff) auf Schweizer Boden umfasst und deren deutscher Text mit französischen Ortsbenennungen wie „von der stat so man sprichet leskomes de Löffen ... by dem Conban Marschalks ... gen dem Swarczental, dem man welisch spricht Nårgeval" erfüllt ist.

Noch aus dem Jahre 1465 teilt das Zinsverzeichnis des Belforter Stiftes aus Lützel (Lusselat, 1125 Lucicella, 1136 Lucela, 1340 Luscelant)[4]) selber die Flurnamen „le prel de la Charme, prel appellez le Clousel" und die Personennamen „Jehan Demengin, Girardin Girol, Jehan Saigey, Jehan Perrin Baissat"[5]) mit.

Für die Bevölkerungsverhältnisse des nördlicher gelegenen Winkel ist ein lateinischer Lehenbrief von 1361 bezeichnend. Die in ihm mitgeteilten Personennamen mögen hier unverkürzt folgen: Petrus dictus Banwart, Johannes Symund, Belina relicta quondam Henrici dicti Koppenslund, Petrus dictus Blenner, Richardus d. Valat, Nicolaus und Werlinus d. Küng, Henricus d. Meister, Burckinus d. Griso, Henricus

---

[1]) Alles C.Bez.A. Abtei Lützel Nr. 12, Nr. 141 und ungeordneter Teil.
[2]) C.Bez.A. Abtei Lützel ungeordnet.
[3]) Ebendaselbst Nr. 1, 2.
[4]) Stoffel 342.
[5]) C.Bez.A. Chapitre de Belfort.

d. Mundeli, H. d. Vierlat, Petrus d. Smit, P. d. Banwart, Henricus dictus Jurnd, Burchardus d. Zscherfiat, Henricus d. Billart, H. d. Hunbrecht, H. d. Frikers, Waltherus d. Blenner, Heinricus d. Megeris, H. d. Gagarze, Johannes d. Butz alio nomine Löffler, Petermannus filius Heinrici Henzelini am Rein, Petrus d. Friies. Den mithin überwiegenden deutschen Formen steht eine noch recht starke Minderheit französischer wie Valat, Mundeli, Vierlat, Zscherfiat, Billart, Gagarze gegenüber, welche erkennen lässt, dass dieser Ort sich noch im Stadium des Ueberganges befand, der in der Schaffung einer einheitlichen deutsch redenden Bevölkerung seinen Abschluss finden musste. Dieser Abschluss war zur Zeit der Urkundung noch nicht erreicht, konnte aber bei dem Ueberwiegen der deutschen Namengebung wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Hinsichtlich des unmittelbar benachbarten Larg hatte sich auf Grund neuerer Materialien die Wahrscheinlichkeit ergeben, dass der nationale Wechsel etwa zur Zeit der Entstehung der Familiennamen vor sich gegangen sei. Ein Personenverzeichnis dieses Ortes aus dem Jahre 1361 dürfte einen ähnlichen Anblick gewähren wie das soeben mitgeteilte von Winkel, das wohl auch für den Nachbarort als vorbildlich angenommen werden darf. Für eine parallele Entwickelung beider Orte spricht auch die lange Dauer einzelner romanischer Flurnamen in Winkel: hier finden sich noch in ausführlichen deutschen Güterverzeichnissen von 1726 und 1734 neben sonst ausschliesslich deutschen Namen die französischen Formen „auf der Chaderade“ und „in der Ralleten“ [1]).

Damit sind wir an die Schweizer Grenze gelangt. Im Bereiche der sich auf elsässischem Boden östlich anschliessenden Orte Sondersdorf, Rädersdorf, Lutter, Kiffis, Wolschweiler konnten wir bereits an anderer Stelle die Reste einer einst allgemeinen romanischen Ortsbenennung mitteilen. Auch im Gebiete dieser Orte, wie im ganzen elsässischen Juragebiete, von dem sie einen Teil bilden, hat das Romanentum sich erhalten, während in der Ebene des Elsass bereits deutsche Art und Sprache die Herrschaft errungen hatte. Aber in ihnen scheint, wie sich aus den Materialien über Rädersdorf ergiebt, doch das Deutschtum weit früher den Sieg davongetragen zu haben, als in den zuletzt behandelten, der Sprachgrenze näheren Orten Luffendorf, Larg, Lützel und Winkel.

Als Endergebnis dieser Untersuchung über die Sprachgrenze würde sich mit Sicherheit aufstellen lassen, dass, wenn auch im elsässischen Juragebiet an untrüglichen Anzeichen kein Mangel ist, aus denen eine längere Dauer des dortigen Romanentums im Vergleich zu demjenigen der Ebene geschlossen werden muss, dennoch auch hier das Deutschtum in verhältnismässig früher Zeit zur Alleinherrschaft gelangt ist.

Die Orte innerhalb des gegenwärtigen deutschen Sprachgebietes, in denen sich noch Reste der alten romanischen Flurbenennung feststellen liessen, zeigten im übrigen einen Charakter, der auf ein schon seit längerer Zeit befestigtes Deutschtum schliessen liess, und auch in

[1]) C.Bez.A. Abtei Lützel Nr. 12 (alles über Winkel).

unmittelbarster Nähe der Sprachgrenze fanden sich ursprünglich romanische Orte mit so ausgesprochenen Merkmalen eines eingewurzelten Deutschtums, wie Gewenatten, Merzen, dass an der Entstehung eines einheitlichen deutschen Sprachgebietes in diesem südlichsten Teile des Sundgau noch vor der Beendigung des vorigen Jahrtausends nicht wohl gezweifelt werden kann. —

Wie stimmt es aber mit der längeren Dauer des Romanentums in diesem südlichsten Gebirgsteile des Elsass, dass hier auf einmal wieder eine deutsche Namensform auftritt, die wir oben als ein Zeichen älterer Siedelung und in ihren nahen Beziehungen zu den mit -heim gebildeten Formen kennen gelernt haben? Es ist -ingen, dem wir hier wieder begegnen; nachdem wir es in der ganzen elsässischen Ebene nur ein einziges Mal angetroffen haben, zeigt es sich hier auf dem engen Raum der sundgauischen Juravorberge 17mal.

Auf die Vermutung, als seien diese -ingen der traurige Ueberrest der einst das ganze Elsass beherrschenden „alemannischeu“ Ortsnamenform, die in der Ebene durch das „fränkische“ -heim verdrängt wurde, brauchen wir nach den oben gegebenen Ausführungen wohl nicht mehr einzugehen.

Sollten sich hier die elsässischen Alemannen, als sie später von der Ebene aus in die Gebirgslandschaft emporstiegen, des -ingen bedient haben? — Das würde im auffallendsten Widerspruch steheu zu dem, was wir sonst im Elsass in dessen ganzem übrigen Gebiet späterer deutscher Ausdehnung beobachten können. Im ganzen elsässischen Teile der Vogesen, der ja auch wie diese Juravorberge erst später von der germanisierten Ebene aus dem Deutschtum gewonnen wurde, kommt -ingen gar nicht vor, mit alleiniger Ausnahme des Kantons St. Amarin, der einer der allersüdlichsten den Juravorbergen sehr nahe gelegen ist. In ihm ist -ingen zweimal vertreten (Felleringen und Wesserling).

Das häufige Vorkommen der -ingen an dieser Stelle steht also im Elsass ganz einzig da, steht dem, was wir dort in der Ebene wie im Gebirge zu sehen gewohnt sind, im schroffsten Gegensatz gegenüber.

Wenn also für diese sich von dem Ortsnamencharakter des Elsass so scharf abhebende Erscheinung in diesem Lande kein Analogon gefunden werden kann, so offenbaren sich sofort die innigsten Beziehungen, sobald wir den Blick nach Süden wenden: die Schweiz ist wie das Elsass von Alemannen besiedelt worden; die Besiedelung beider Länder fand nicht gleichzeitig, sondern die der Schweiz erheblich später als die des Elsass statt. Und hier in der Schweiz hat der kolonisierende Alemannenzweig nicht wie im Elsass seine Siedelungen mit -heim, sondern überwiegend mit -ingen benannt. Bei dem unmittelbaren Anschluss des elsässischen Juragebietes an die Schweiz, bei dem noch heute dort herrschenden mehr schweizerischen als elsässischen Dialekt kann man wohl nicht zweifelhaft sein, dass hier nicht in erster Linie der elsässische, sondern der schweizerisch-alemannische Zweig kolonisatorisch thätig gewesen ist, und dass auch von ihm die hier auftretenden, in ununterbrochener Verbindung mit den schweizerischen -ingen stehenden Ortsnamen gleicher Bildungsart herrühren. —

Die Sprachgrenze, welche sich so für das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung feststellen lässt, ist, von ganz geringen Abweichungen abgesehen, dieselbe, wie sie noch heute besteht. Seit nahezu 1000 Jahren hat also in dieser Gegend keine nennenswerte Verschiebung des nationalen Besitzstandes stattgefunden; eine Stabilität, die, angesichts des Wechsels der politischen Geschicke des elsässischen Landes, geradezu bewunderungswürdig ist.

Nur in der äussersten Südwestecke, dort, wo die Grenzen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz zusammentreffen, hatte das deutsche Sprachgebiet am Ende des vorigen Jahrtausends noch nicht seine grösste Ausdehnung erlangt. Hier wurden die Orte Pfettershausen mit Gerschwiller, Oberlarg, Lützel und Winkel erst in späterer Zeit, etwa von 1100—1400, unserer Nationalität gewonnen. Dafür ging das ursprünglich deutsche Ottendorf wahrscheinlich im 17. Jahrhundert an das Romanentum verloren. Im ganzen nördlicheren Teil der Sprachgrenze des Sundgau bis zum Gipfel des Welschen Belchen ist die nationale Abgrenzung seit dem Jahre 1000 unverändert geblieben mit der alleinigen Ausnahme der Germanisierung von Brückensweiler, die wahrscheinlich schon vor dem Jahre 1500 stattgefunden hat.

Wenn es schon bemerkt zu werden verdient, dass im südlichsten Vogesengebiet die Sprachgrenze sich genau auf der Kammhöhe des Gebirges festgestellt hat, so ist es eine geradezu auffallende Erscheinung, wie sehr auch hier in der Belforter Gebirgslücke die ethnographische Linie mit der geophysikalischen übereinstimmt. Auch hier hat das Deutschtum seine Grenze nicht über das Abflussgebiet des Rheins hinaus vorzuschieben vermocht, aber dies Gebiet hat es auch völlig für sich gewonnen: die Wasserscheide zwischen Rhein und Rhone hat hier in der Belforter Senke, obgleich sie nicht wie diejenige zwischen Ill und Mosel, durch stattliche Höhenzüge markiert, nur durch mühsames Suchen auf der Karte festgestellt werden kann, seit nahezu einem Jahrtausend die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Franzosen dargestellt. Einzig und allein in Welschensteinbach, Bretten, Baronsweiler, ferner in Luffendorf hat sich das Romanentum östlich der Wasserscheide zu behaupten vermocht, Ottendorf hat es später hinzugewonnen, während sämtliche Erwerbungen des Deutschtums nach dem Jahre 1000, Pfettershausen, Oberlarg, Lützel, Winkel und Brückensweiler dem Stromgebiete des Rheins angehören. Im übrigen fällt die Sprachgrenze durchaus mit der Wasserscheide zusammen.

Allerdings hat es nicht an Anzeichen gefehlt, als sollte unsere Sprache auch im Gebiete der Rhone festen Fuss fassen. Die Stellung zwar, welche ihr die österreichische Verwaltung unter einer romanischen Bevölkerung hatte erringen helfen, hatte für die breitere einheimische Masse nur eine geringe Bedeutung. Dadurch, dass die amtlichen Korrespondenzen mit den österreichischen Zentralbehörden in deutscher Sprache geführt zu werden pflegten, wurde es zwar auch für die kleineren Orte wünschenswert, über Personen zu verfügen, die unserer Sprache mächtig waren; aber den breiteren Schichten teilte sich ihre Kenntnis darum doch nicht mit, und in den rein örtlichen Urkundungen erhielt sich doch das Französische fast uneingeschränkt. Und wenn

auch der in die Augen fallende deutsche Charakter des österreichischen Regiments es mit sich brachte, dass in den wichtigeren Orten des welschen Sundgau, vor allen Dingen in Belfort selbst, sich deutsche Beamtenkolonieen zusammenfanden, an die sich auch manches bürgerliche Element ankrystallisiert haben mag, mit einer Minderheit, die mit der Masse des eingeborenen Volkes keine Fühlung hat, hat man noch niemals den nationalen Charakter eines Landes umgestalten können.

Für die Nationalitätsbestimmung einer Gegend ist die Masse ihrer Bevölkerung massgebend. Eine durch die politischen Verhältnisse entstandene obere Schicht abweichender Nationalität ist nur im stande, sich so lange notdürftig zu behaupten, als die Zustände in Kraft bleiben, die ihre Entstehung hervorgerufen haben. Ein Durchsickern nach unten findet nur in sehr beschränktem Masse statt; wer aus der sozial bevorzugten stammfremden Minderheit hinabsinkt in die breite Masse, verliert den Zusammenhang mit seinen Stammesgenossen und muss sich allmählich auch der Nationalität der Masse anbequemen, der er in sozialer Beziehung angehört. Dagegen findet von der Masse der niederen Bevölkerung aus ein beständiges Aufsteigen einzelner zu höheren sozialen Schichten statt; mit diesem Aufsteigen hat eine fremdnationale Oberschicht beständig zu ringen, auch wenn sie noch in der Gewalt des Staates eine Stütze findet; wird ihr diese entzogen, so wird der Kampf für sie hoffnungslos, so muss sie notwendigerweise über kurz oder lang durch den sich mehrenden Zufluss einheimischer Elemente erstickt werden.

Dergestalt gehen die Wandelungen der Nationalität nicht von oben nach unten, sondern den umgekehrten Weg: von unten nach oben. Und weil diese Erscheinung sich überall bei der Entwickelung nationaler Mischungsverhältnisse zur Einheitlichkeit immer und immer wieder zeigt, kann man vom deutschen Standpunkte aus der endlichen Gestaltung der nationalen Zustände unseres Elsass mit vollkommenster Beruhigung warten. Die grosse Masse unserer Bevölkerung ist trotz aller Wechselfälle grunddeutsch geblieben. Und die kleine französische Minderheit, die nur durch das Hinzukommen eines vermeintlichen und darum mit um so grösserer Ostentation hervorgekehrten Franzosentums eine gewisse Bedeutung erlangt hat, wird nicht nur durch das beständige Zuströmen altdeutscher Elemente, sondern, was viel wichtiger, durch dies stetige Aufsteigen aus der gut deutschen Grundmasse unserer eingeborenen Bevölkerung selber von Jahr zu Jahr mehr eingeengt. Eines Tages wird ihr sicher der Atem ausgehen; und das wird um so früher geschehen, je schneller das schon hier und da wieder erwachte deutsche Bewusstsein die Herzen der national unverdorbenen Masse wiedergewinnt und sich in ihnen befestigt.

Hier handelt es sich nur um die Angleichung einer Minderheit, also um etwas, was sich bei ungestörtem Laufe der Dinge ganz von selber durch die Assimilationskraft der Masse vollziehen muss. Ganz anders verhielt es sich im Belforter Land; hier war die Masse der Bevölkerung romanisch und nur eine kleine, sozial höher stehende Minderheit deutsch. Von ihr konnte keine Germanisierung des Landes aus-

gehen; eine solche hätte einzig und allein durch eine deutsche Masseneinwanderung angebahnt werden können.

Eine solche hat nun allerdings in einem engbegrenzten Teile dieses Gebietes deutliche Spuren hinterlassen. Wie in manchen Thälern der Vogesen, so war es auch hier der Bergbau, der zahlreichen Deutschen günstige Vorbedingungen zur Niederlassung auf romanischem Boden gewährte. Die romanischen Ortschaften unmittelbar südlich des Welschen Belchen, Giromagny, Auxelles, le Puix und das bereits im Departement Haute-Saône gelegene Plancher, also eine Gruppe von Orten, die mit dem deutschen Sprachgebiete der Südvogesen in einem nahezu ununterbrochenen Zusammenhang standen, waren es vor allen Dingen, die eine starke deutsche Bergmannseinwanderung angezogen haben.

Näheres über Zeit, Stärke und Dauer dieser deutschen Einwanderung habe ich nicht ermitteln können, doch ist es möglich, sich auf Grund der zahlreichen Spuren, welche sie hinterlassen hat, ein annäherndes Bild von ihrer Bedeutung zu machen.

Am deutlichsten sind diese Spuren in Plancher. Für diesen Ort ist eine Bergwerksordnung aus dem Jahre 1516 erhalten. Sie ist in deutscher Sprache abgefasst und beginnt: „Das seind die ordnüng des berckwercks zü Planschier dürch meinen gnedigen herrn von Lüder den lehenherr daselbst auffgericht wordenn.“ Dieser Herr von Lüder war der Abt des elsässischen Klosters Murbach, der gleichzeitig dem burgundischen Stift Lure vorstand. In seiner Bergwerksordnung von 1516 ist ein altes deutsches Bergrecht von 1484 wiederholt. So weit lässt sich also der deutsche Bergbau an diesem Orte zurückdatieren.

Für die Herkunft der Bergleute ist von besonderer Wichtigkeit der Artikel 47 dieser Bergordnung: „Item züm ersten soll kain knecht noch arbaiter inn unserem perckwerch aufgenomen werden, es were dann sach das er ein ausz lendiger were und man inn versuechen wolt“ u. s. w., durch den mithin die eingeborene Bevölkerung von dem Betriebe vollständig ausgeschlossen war. So konnte sich der deutsche Stamm immer wieder durch Heranziehung von Volksgenossen ergänzen und so inmitten einer romanischen Bevölkerung wenigstens innerhalb des bergmännischen Berufskreises deutsche Art und Sprache eine lange Zeit hindurch ungebrochen erhalten.

Deutlich genug lässt sich der nationale Charakter der einheimischen Bevölkerung erkennen. In der deutschen Uebersetzung eines lateinischen Lehensbriefes des Abtes vom Jahre 1469 hat sich die im Orte herrschende französische Flurbenennung erhalten durch die Erwähnung eines „fleuszlin oder rynslin nachst ob dem dorff Obern Plantschier, so in welscher sprach genembt wirt le rups du prel Myn“ [1]).

Im Jahre 1557 werden in Plancher Flurnamen genannt wie „in loco vulgariter nuncupato en Lusau, in loco dicto es champs Durant, es champs Guerrir, in loco Daxelle“. Das ebenfalls vorkommende

[1]) Alles C.Bez.A. Fonds Murbach II, Nr. 66.

„stagnum continentie quinque falcaturarum gallice fauchier“ ist nicht minder bezeichnend für die Ortssprache [1]).

In noch höherem Grade trifft dies für ein im Jahre 1597 [2]) aufgestelltes Verzeichnis der Grenzmarken zwischen Plancher und Auxelles zu, in dem trotz der angewandten deutschen Sprache die französischen Flurnamen durchaus zur Geltung gekommen sind in Fügungen wie „am rain genant sur la crose de Viabie, im waldt le Gehan, am ordt genant la carre du prel de la haulte roye“.

Von diesen Anzeichen einer romanischen Ortsbevölkerung hebt sich alles das scharf ab, was das Bergwerk betrifft. Die bis zum Jahre 1484 im bergmännischen Betriebe des Ortes zurückzuverfolgende deutsche Sprache herrschte in ihm noch unumschränkt, als im Jahre 1615 ein neues „Brueder rechnung buch gemeiner knap- und burgerschafft desz uralten loblichen perggwerckhs Plantschier“ angefangen wurde. Es ist bis zum Jahre 1657 geführt und ausschliesslich in deutscher Sprache abgefasst.

Die bergmännische Bevölkerung war demnach als Bruderschaft organisiert, eine allgemeine Abgabe führte den Namen Brudergeld. Aber diese beschränkte sich jetzt nicht mehr auf die engen Grenzen der Berufsgenossenschaft; in dem Rechnungsbuch erscheinen die Knappen und die Bürgerschaft zu einer Einheit zusammengefasst, die Bruderschaft hat sich über ihren ursprünglichen Rahmen ausgedehnt und unter Preisgabe der bisherigen nationalen Absonderung auch die am Orte ansässige einheimische Bevölkerung in ihre Organisation einbezogen. So erscheinen denn neben den deutschen Familiennamen „Bisanzer, Pernegger, Gausz, Doehle, Kübler, Merich, Tirschling, Schmidt, Schneider, Hosentrielcher“ jetzt die Namen französischer Mitglieder der Bruderschaft „Satier, Drelet, Gilly, Loyon, Willame, Dedier, Sonet, Saigay, Cheggay, Dodin“.

Zwar scheint im Jahre 1615 das deutsche Element ein entschiedenes Uebergewicht behauptet zu haben, denn die beiden ernannten Brudermeister Hans Gausz und Marte Hauenschilt gehörten ihm an. Diesen Brudermeistern stand ein Ausschuss von je drei Bürgern und Knappen zur Seite. In ihn wurden erwählt Hans Gerich, Anthoni Schneider und Peter Pernegger von den Bürgern, Rüppl Fischer, Lorenz Warin und Thoman Niesz von den Knappen. Also auch im Ausschuss ein entschiedenes Ueberwiegen des Deutschtums, die Bürger sogar vertreten durch ausschliesslich deutsche Namen! Durch die deutsche Bergmannseinwanderung hatten sich am Orte also auch Glieder unserer Nationalität zusammengefunden, die, selber dem bergmännischen Berufe nicht angehörend, zu einer engen Anlehnung an dessen Organisation schon durch die nationale Zusammengehörigkeit veranlasst wurden. Vielleicht waren sie die Mittelglieder, durch welche die Ausdehnung der ursprünglich nationalen Knappenorganisation auf die gesamte Bewohnerschaft des Minenbezirkes bewirkt wurde.

Mochte auch vorderhand das deutsche Element in dieser er-

---

[1]) Str.Bez.A. Reichskammergerichtsakten Nr. 245.

[2]) C.Bez.A. E 3101.

weiterten Organisation das Uebergewicht behaupten und im Bergwerksbetrieb herrschend bleiben — auch die Bergwerksrechnungen des 17. Jahrhunderts sind sämtlich deutsch, ein Abkommen der Bruderschaft mit dem Pfarrer des Ortes vom Jahre 1621 ist in deutscher sowohl wie in französischer Sprache im Bruderrechnungsbuch verzeichnet —, so war doch durch die Preisgabe der nationalen Abgeschlossenheit das Deutschtum der einzigen Schutzwehr beraubt, die die Dauer seiner insularen und von allen Seiten bedrohten Existenz noch für eine längere Zeit hätte ermöglichen können. Die schon 1615 in ziemlich beträchtlicher Zahl innerhalb der Bruderschaft vertretenen Franzosen mussten sich schneller vermehren infolge ihrer leichten und ausgiebigen Verstärkung durch die umwohnende Bevölkerung als die Deutschen, die auf Zuzug von auswärts angewiesen waren. Das 1659 neu angelegte Bruderrechnungsbuch wurde noch in deutscher Sprache angefangen, aber vom Jahre 1663 an wurde es französisch geführt. In diesem Jahre kommen noch zahlreiche deutsche Familiennamen unter den Brüdern vor, wie „Meric, Hyndreszer, Rieter, Sterque, Stecqle, Geisperg, Kybler, Spate, Strub, Hegsteinner, Branteler, Steinne, Bornecquer", und der zu zahlende Beitrag hiess jetzt „le brouderguelte", aber diese Personennamen stellten nur eine Minderheit dar neben denjenigen der französischen „Brüder", und die bestehen bleibende deutsche Bezeichnung des Beitrages hatte nur noch die Bedeutung eines Erinnerungszeichens daran, dass hier deutsches Leben, nachdem es Jahrhunderte hindurch geblüht hatte, im Romanentum untergegangen war [1]).

Ueber die weiteren genannten Orte habe ich keine so eingehenden Materialien finden können. Die Verhältnisse scheinen in ihnen ähnlich gewesen zu sein. In Giromagny wenigstens wird im Jahre 1596 ein „Bruederhausz" [2]) erwähnt, das auch im 17. und 18. Jahrhundert [3]) noch vorkommt. 1663 heisst es in einer französischen Rechnung „payé a la Bruederschafft" [4]).

Demnach hat auch hier wie in Plancher eine deutsche Bergmannsbruderschaft bestanden. Der Mangel an einschlägigen Materialien erlaubt nicht, ihr Vorhandensein bis in so frühe Zeit zurückzuverfolgen, wie es in jenem Orte möglich war. Hingegen scheint sich die Bergmannsbevölkerung hier viel länger ihren deutschen Charakter gewahrt zu haben. Dafür spricht die grosse Deutlichkeit, durch die an diesem Orte auch in späterer Zeit die Spuren deutscher Bevölkerung ausgezeichnet sind. 1595 führt ein Stollen den Namen „des himlischen heers erbstollen" [5]). 1661 wird in einem französischen Texte „la Pfennigtourne, la Scheidestuben, Radenstube", sowie ein „batiment, en laquelle loge le houtmand" genannt, und in dem französischen Protokoll einer Minenbesichtigung von 1680 kommt ausserdem noch „la hammerschmitt" vor und Fachausdrücke wie „Schlamsib, Carnesib"

[1]) C.Bez.A. Fonds Murbach II, Nr. 66 u. 67.
[2]) Stoffel 71.
[3]) C.Bez.A. E 3184 u. 3100.
[4]) Ebendort E 3184.
[5]) Stoffel 245.

u. a. m.[1]). 1701 werden bei ähnlicher Gelegenheit erwähnt: „les schlack, les vettrefarr ou soupiraux, la stolle ou entree de la montagne, Véchesib, Bocqsib, grabes ou canaux, trague, zugstang, boquelin, schelegel“ [2]) und andere Fachausdrücke, die sämtlich der deutschen Sprache entnommen sind.

Dass trotzdem die herrschende Ortsbevölkerung französisch war, lässt sich daraus ersehen, dass im 16. Jahrhundert Güterkäufe durchaus in französischer Sprache beurkundet werden[3]). Die Flurnamen sind im 17. Jahrhundert fast ausschliesslich französisch und zeigen die auch in anderen Ortschaften des französischen Sprachgebietes vertretenen Formen wie „le prelz Couttay, la Planche, en Brinvaux, en la Noye, sur le Hauttat, es champs de la Thilliet, es champs du Creulx, es Costelatte, es Planchattes, es champs Brahyeres“ [4]). Wenn aber daneben Formen vorkommen wie „es prelz de la Bruederhausz, faucier dit en la Vetterfare“, so muss das Gewicht der deutschen Einwanderung doch schon erheblich gewesen sein. Und dass dies noch nicht in der Abnahme begriffen war, kann man aus der Mazarinschen Gütererneuerung[5]) von 1742/45 ersehen, in der neben der Masse französischer Flurnamen Formen erscheinen wie „prez appellé le Ritter, champ dit champ des Ketzler, planches dit Eschamengart, Stainackre“; die Strasse, in welcher das Bruderhaus lag, führte sogar einen deutschen Namen, der gemäss seiner Anwendung in französischen Urkundungen auch in der einheimischen Bevölkerung allgemeine Geltung erhalten hatte: „la bruderhauss en la Hadergass“ (auch Hauder-, Hauter-, Haudugass geschrieben). Noch weit mehr treten unter den Familiennamen dieser Aufzeichnung die deutschen mit Formen wie „Schwalm, Zoller, Milberg, Klinger, Zeller, Hausberg, Fogler, Trauer, Schleig, Kreitzer, Pischoff, Waldener, Quinchler, Mendeler, Schwin“ in den Vordergrund, während die französischen mit Formen wie „André, Monnier, Bringoux, Bolonnier, Chassignet, Bourgeois, Nappé, Willemey, Besancon, Fleury, Philepin, Loyon, Dupont, Chappuis, Jardot, Poirot, Gratelet, Bourquenot“ allerdings überwiegen.

Noch heute soll man in Girmagny auf der Strasse häufig deutsch reden hören. Ob indessen diese Erscheinung in direktem Zusammenhang mit den hier mitgeteilten örtlichen Zuständen früherer Jahrhunderte steht oder ob sie erst das Ergebnis einer ganz neuen elsässischen Einwanderung ist, vermag ich nicht zu sagen.

Auch in den beiden Auxelles herrscht eine französische Flurbenennung, aber 1566 werden dort erwähnt „grueben zu Gotzgab“ [6]), 1664 „le pré de la Wetterfur“, 1684 „pré dit Stoufbret ou le prel Griquar“, 1686 „le prel Pinteman, le prel Jean Stetner“ [7]).

Im benachbarten le Puix lässt sich für das Jahr 1596 das Vor-

[1]) C.Bez.A. E 3138.
[2]) Ebendort E 3139.
[3]) Ebendort 3149.
[4]) Ebendort 3184.
[5]) Ebendort 3100.
[6]) Stoffel 198.
[7]) C.Bez.A. E 3184.

handensein einer deutschen Kolonie feststellen, „die man genant die Teutschbauren zu Soden“ [1]). Schon 1566 ist auch für diesen Ort ein „Pfenningthurm“ [2]) belegt, 1595 ein „Schweinanger“ [3]), 1626 ein „Teutscher grundt“ [4]). In einem Grundbesitzverzeichnis von 1667 [5]) habe ich dagegen neben dem einzigen deutschen Namen „le grabe de Fenitourne“ nur französische Flurnamen gefunden wie „prelz du Folz, es Combretières, es Narizon, en Chaueroche, es Planches, es Closez, es Roséez, en la Fontenatte, es Boullets“. Und in der Mazarinschen Erneuerung [6]) von 1742/47 erscheint ebenfalls ausser den Ortsbenennungen „en la tiche gronde, maison scituée au Vinquelet (= Winkel), le verger dit la Hamergâte“ und einigen Familiennamen nichts auf eine ehemalige deutsche Einwanderung Hindeutendes.

Auf alle Fälle geht indessen aus obigen Mitteilungen hervor, dass die Bevölkerung jedes der genannten Orte zeitweilig eine erhebliche Beimischung deutscher Elemente erfahren hat, die in jedem der Orte stark genug war, um augenfällige Einwirkungen auf die örtliche Namengebung hervorrufen zu können. Die zahlreiche deutsche Einwanderung, welche diese Erscheinungen bewirkt hat und die bei einer günstigeren Entwickelung der politischen Verhältnisse vielleicht die Grundlage für eine Erweiterung des deutschen Sprachgebietes hätte darstellen können, ist wie so viele Absenker des deutschen Wesens durch die Einwirkungen eines übermächtigen fremden Volkstums zu Grunde gegangen oder doch wenigstens verkümmert.

---

[1]) Stoffel 554.
[2]) Ebendort 419.
[3]) Ebendort 507.
[4]) Ebendort 554.
[5]) C.Bez.A. E 3189.
[6]) Ebendort 3100.

IV. Zusammenfassung und Schluss.

Damit ist das Ende unserer Untersuchung erreicht, und es bleibt nur noch übrig, das, was sich in den verschiedenen Teilen unserer Wanderung längs des elsässischen Grenzgebietes der deutschen und romanischen Zunge ergeben hat, in gedrängter Form zusammenzufassen.

Von der elsässischen Ebene allmählich aufsteigend in das Bergland, haben wir in ihr, scharf gekennzeichnet durch die Verbreitung der Ortsnamen auf -heim, das älteste alemannische Siedelungsgebiet des Elsass kennen gelernt. In dichten Scharen war der alemannische Stamm im 5. Jahrhundert in unser Land eingebrochen; die sich weithin dehnende fruchtbare Ebene hatte ihn zum Bleiben eingeladen. Bald drängten sich auf dem gesegneten Boden dieses Koloniallandes — des Alisaz — die zahlreichen Siedelungen eines germanischen Stammes, der nach kürzester Wanderung das Schwert mit der Pflugschar vertauschte und mit dem durch die Gewalt der Waffen errungenen Boden nunmehr die enge Verbindung einging, die überall zwischen dem Bauern und der Scholle besteht. Der Beginn des alemannischen Ackerbaues im elsässischen Lande machte dessen Besitzergreifung durch diesen Stamm und damit für das deutsche Volkstum erst zu einer endgültigen, für alle Zeiten unwiderruflichen. Die spärlichen Reste der eingeborenen römischen Provinzialbevölkerung, die dem Schwerte der Eroberer entgangen waren und nicht zum Wanderstab gegriffen hatten, schwanden schnell dahin, in dem Strome deutschen Lebens versinkend, der über das obere Rheinthal dahingebraust war und dieses nunmehr, gleichsam zu einem stillen See angestaut, gleichmässig überflutete.

Nur in den Bergen des Westens und des Südens, deren rauhe Einöden die Germanen nicht zur Siedelung verlockten, fanden einige Trümmer der vorgermanischen Bevölkerung noch eine Zuflucht. Hier erhielt sich das romanische Wesen in unmittelbarer Nachbarschaft des Deutschtums, das sich inzwischen durch Assimilierung der in der Ebene zurückgebliebenen romanischen Bevölkerungsreste die neue Siedelung völlig zu eigen machte, noch Jahrhunderte hindurch, in einigen Teilen bis auf den heutigen Tag.

In der Ebene geschah die Vernichtung des Romanentums schnell und vollständig: nur wenige Ortsnamen — sogar das alte Argentoratum musste einer neuen germanischen Bildung Platz machen — und kaum ein einziger Flurname erinnern daran, dass auch in diesem so früh

und so vollständig germanisierten Teile unseres Landes einst romanisch redende Bewohner gesessen haben. In den Bergen dagegen stossen wir auch da, wo sie seit vielen Jahrhunderten von einer deutsch redenden Bevölkerung bewohnt werden, auf Schritt und Tritt auf alte Namen, die nur im Munde einer romanischen Bewohnerschaft entstanden sein können. Nicht nur Ortsnamen, auch die viel weniger dauerhaften Flurnamen legen an den verschiedensten Orten dieses Landesteiles Zeugnis dafür ab, dass hier romanisch redende Menschen gehaust haben zu einer Zeit, als in der Ebene das Deutschtum schon lange zur Alleinherrschaft gelangt war.

Inzwischen hatte sich das Deutschtum der Ebene nach Absorbierung des dortigen Romanentums mehr und mehr verdichtet. Die Kolonie wurde der stark anwachsenden Bevölkerung zu eng, und jetzt begannen auch die anfänglich verschmähten Gebirgsgegenden in den Bereich der deutschen Siedelungen einbezogen zu werden. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, dass diese zweite Phase deutscher Kolonisationsthätigkeit im Elsass, in der die ursprüngliche, auf die Ebene beschränkte Alemannenkolonie nun auch ihrerseits kolonisatorisch vorging, keineswegs gleichmässig auf alle Teile des Gebirgslandes eingewirkt hat. In der ganzen Nordhälfte der Vogesen, vom Donon an gerechnet, wo von Westen her das lothringische Frankentum in demselben Sinne wirkte wie von Osten das elsässische Alemannentum, waren die romanischen Bevölkerungsreste, von beiden Seiten gleichzeitig bedroht, einem frühen und vollständigen Untergange preisgegeben. Dieser Teil des Gebirges, in dem zwei deutsche Stämme einander von hüben und drüben die Hände reichen konnten, war denn auch der einzige, der in seiner ganzen Breitenausdehnung dem deutschen Wesen gewonnen worden ist.

In dem ganzen südlicheren Teile der Vogesen wirkte einzig und allein das Alemannentum germanisatorisch von Osten her gegen eine romanische Gebirgsbevölkerung, deren nationale Stellung ausser durch die Gebirgsnatur noch durch ihren vollständigen und nirgends unterbrochenen Anschluss an die Hauptmasse des romanischen Sprachgebietes befestigt war. Erfolge wie in den Nordvogesen waren daher hier nicht mehr zu erwarten; das Höchste, was erreicht werden konnte, war eine Germanisation des östlichen Gebirgsteiles bis auf die Kammhöhe hinauf. Und dies Ergebnis ist in den südlichsten Thälern, dem Münster-, Amarin- und Sewenthal, in der That erzielt worden. Auch das Gebiet der Vorberge des Jura ist, soweit es für uns in Betracht kommt, vollständig germanisiert worden.

Von den in der Mitte gelegenen Gebirgsthälern ist das Breusch- und das Weilerthal nur zum Teil deutsch geworden.

Eine ganz abweichende Stellung nehmen das Leber- und das Urbeisthal ein. Während in sämtlichen oben genannten Gebirgsteilen die germanisatorische Bewegung bis zum Beginne unseres Jahrtausends zum Abschluss gelangt ist, weisen beide letztgenannten Thäler im Jahre 1000 eine vollständig romanische Bevölkerung auf. Und wenn auch in den folgenden Jahrhunderten mancher Deutsche aus der Ebene in den Gemeinden dieses Gebirgsteiles eine neue Heimat gefunden hat,

von einer Germanisierung, wie sie in allen übrigen Teilen des Gebirgslandes unverkennbare Fortschritte gemacht hat, ist hier nicht das geringste zu spüren. Auch im Jahre 1500 noch haben beide Thäler eine von deutscher Zuwanderung kaum beeinträchtigte romanische Bevölkerungsmasse.

Die zweite Phase der elsässischen Kolonisation darf etwa mit dem Jahre 1000 als abgeschlossen betrachtet werden. Wenn auch später noch ein weiteres Hinaufsickern elsässisch-deutscher Bevölkerungsbestandteile aus der Ebene in die Gebirgsthäler stattgefunden hat, im Jahre 1000 war die nationale Abgrenzung auch im Gebirge im grossen und ganzen festgelegt und die östlich der neuen Sprachgrenze gelegenen Gebiete unserer Sprache gewonnen.

Veränderungen haben dann nur noch da stattgefunden, wo der sich entwickelnde Bergbau den naturgemässen elsässischen Zuzug verstärkte durch bergmännische Einwanderung aus entfernteren Teilen des deutschen Sprachgebietes, vernehmlich aus Sachsen. Das ist die dritte Phase in der Besiedelungsgeschichte des Elsass; auch sie trägt noch den Stempel deutscher Offensive, wenn sich auch diese Phase deutscher Ausdehnung beschränkt auf einzelne Punkte an der Sprachgrenze und einen Vergleich mit den beiden früheren Phasen deutscher Kolonisation im Elsass nicht entfernt aushalten kann.

Wir haben soeben gesehen, wie diese deutsche Bergmannskolonisation nördlich von Belfort in Plancher, Giromagny und anderen Orten deutlich erkennbar ist, ohne es vermocht zu haben, die nationalen Verhältnisse dieser Gegend im germanisatorischen Sinne umzugestalten. Deutlich ist ihre Wirkung auch im Leberthal zu spüren, und hier hat sie Erfolg gehabt. Das Leber- und das Urbeisthal, deren jahrhundertelange Uebereinstimmung in der Bewahrung ihres romanischen Charakters sie von sämtlichen übrigen elsässischen Vogesenthälern scharf abhebt, schlagen mit dem Beginn der deutschen Bergmannseinwanderung gesonderte Wege ein. Durch sie ward der obere Teil des Leberthales von St. Kreutz an seines ursprünglichen romanischen Charakters in den letztverflossenen Jahrhunderten entkleidet und der deutschen Sprache gewonnen; das Urbeisthal aber hat bis auf den heutigen Tag seine romanische Sprache und Art bewahrt.

Trotz dieser zahlreichen Verschiedenheiten im einzelnen sind es doch nur zwei grosse Teile, die man im deutschen Sprachgebiete des Elsass streng auseinander halten muss: die Ebene und das Gebirgsland. Die Bevölkerung der Ebene hat sich gebildet auf der Grundlage der starken Alemanneneinwanderung, an deren durchaus deutschem Charakter die wenigen übrig gebliebenen und in kürzester Zeit assimilierten Romanen keine Einbusse bewirken konnten. Im Gebirge dagegen ist der Grundstock der Bevölkerung romanisch. Wenn auch hier durch spätere Einwanderung zahlreiche und das eingeborene Romanentum in der Mehrzahl der östlichen Thäler überwiegende deutsche Elemente eingedrungen sind, so sind diese doch nicht in dem Umfange als die Grundlage der jetzigen deutschen Gebirgsbevölkerung zu betrachten, wie es für die Ebene die Alemanneneinwanderung war. Die Kolonisation des Gebirges hatte einen friedlichen Charakter; die in ihm

angesiedelten Romanen wurden nicht ein Raub des deutschen Schwertes; sie brauchten auch nicht vor den eindringenden Deutschen zu fliehen. Das durch sie nur dünn besiedelte Gebirge bot Raum genug für den deutschen Zuzug.

So entstanden hier deutsche Siedelungen neben denen der altheimischen Romanen; und diese selber wurden allmählich von deutscher Einwanderung mehr und mehr durchsetzt, bis schliesslich ihre Sprache und Nationalität in derjenigen der Neusiedeler aufging und nur noch Ortsnamen und einige erhaltene Flurbenennungen Zeugnis von ihrem einstigen Dasein ablegten. Aus diesem Grunde ist die deutsch redende Gebirgsbevölkerung wenigstens zum Teil als das Ergebnis einer Mischung, einer Aufpfropfung deutscher Reiser auf einen romanischen Zweig zu betrachten.

Als das Produkt dieser verschiedenen Bevölkerungsverschiebungen hat sich die deutsch-französische Sprachgrenze des Elsass gebildet. Im grossen und ganzen steht sie etwa seit dem Jahre 1000 fest. Um diese Zeit ist die zweite Phase der deutschen Kolonisation im wesentlichen zum Abschluss gekommen. Nur im äussersten Südwesten, dort, wo in Anlehnung an das Juragebirge ein tief einschneidender Vorsprung des Romanentums in das deutsche Sprachgebiet der Assimilationskraft unserer Nationalität eine schwer zu bewältigende Aufgabe gestellt hat, sind noch nach dieser Zeitgrenze einige Ortschaften unserer Sprache gewonnen worden. Und die dritte Phase, die Bergmannskolonisation, hat lediglich im Leberthal eine Verschiebung der Sprachgrenze in sehr später Zeit bewirkt.

Damit ist in grossen Zügen die geschichtliche Entwickelung der deutsch-französischen Sprachgrenze des Elsass gegeben. Wenn ich auch in der dieser Untersuchung beigefügten Karte für die Darstellung der ehemaligen Sprachgrenze die Jahre 1000 und 1500 wähle, so ist der zweite Termin lediglich wegen des Anschlusses an meine entsprechende Bearbeitung Lothringens beibehalten. Beide Linien decken sich im ganzen Vogesengebiet und zeigen nur in der erwähnten Südwestecke des jurassischen Sundgau kleine Abweichungen.

Aber, wird man fragen, welche Wirkung auf die elsässischen Nationalitätsverhältnisse hat denn die Zeit der französischen Herrschaft hervorgebracht? Die Frage ist schnell beantwortet: die Unfähigkeit der französischen Nation zum Kolonisieren ist bekannt. Eine französische Masseneinwanderung in das Elsass hat im Gegensatz zu Lothringen, über das hinaus ihre Ausläufer sich bis tief in die Pfalz erstreckt haben, nicht stattgefunden. Einzig und allein das Breuschthal, das in dieser Beziehung Lothringen näher steht als dem Elsass, hat eine starke französische Einwanderung erfahren [1]). Im übrigen sind

[1]) Und diese Einwanderung ist, wie wir sahen, sehr jungen Datums. Für eine aus dem Westen gekommene romanische Besiedelung elsässischer Vogesenthäler in grösserem Massstabe lässt sich für die ältere Zeit durchaus keine urkundliche Bestätigung finden. Zur Erklärung der noch jetzt vorhandenen romanischen Bevölkerung einiger elsässischer Hochthäler, mit Ausnahme des in neuester Zeit romanisierten Teiles des Breuschthales, braucht man nicht zur Annahme einer west-östlichen Romanenwanderung zu greifen. Nachdem der romanische Charakter

im Elsass nur da, wo starke Garnisonen oder zentrale Verwaltungskörper vorhanden waren, zahlreichere französische Kolonieen entstanden. Dementsprechend ist ausser dem Breuschthal durch die französische Herrschaft am ganzen Verlauf der Sprachgrenze nur eine ganz verschwindende Zahl von Ortschaften romanisiert worden, nämlich Steige im Weilerthal vollständig und das benachbarte Breitenau teilweise.

Von diesen wenigen Ausnahmen abgesehen, hat das elsässische Deutschtum sich in seiner ganzen Ausdehnung behauptet. Die Fremdherrschaft hat keine Umwälzung, ja nicht einmal erheblichere Veränderungen in der Abgrenzung der beiden Nationalitäten hervorzurufen vermocht. Ihre Bedeutung liegt viel mehr auf dem geistigen Gebiet; wie schwere Wunden sie dem einst so blühenden Geistesleben des Elsass geschlagen hat, das kann man noch heute mit Händen greifen. Der Fluch der geistigen Unfruchtbarkeit, dem ein Stamm verfallen muss, dessen führende Kreise den Zusammenhang mit der Nation, deren Blut auch in ihren Adern rollt, zerreissen und verleugnen, um dafür in einem künstlich anerzogenen fremden Wesen eine lebenslängliche Stümperrolle zu spielen, ist noch nicht von unserem Lande genommen. Er wird erst dann ausgetilgt sein, wenn eine Generation herangewachsen ist, die, stolz auf ihre grossen deutschen Ahnen, die Verirrung ihrer Väter wieder gut macht und ganz im Leben der deutschen Nation aufgeht.

Einmal muss dies geschehen! Das Deutschtum des Elsass blickt auf eine Geschichte von etwa anderthalb Jahrtausenden zurück. Innerhalb dieses gewaltigen Zeitraumes hat die französische Herrschaft nur die Bedeutung einer Episode. Und so sehr sie auch in den gesellschaftlich führenden Kreisen das Gefühl für die deutsche Vergangenheit des eigenen Stammes, ja der eigenen Familie abgestumpft hat,

---

der Weilerorte auf Grund unanfechtbarer historischer Denkmäler in einer Weise gestützt worden ist, die eine Widerlegung nicht mehr znlässt, kann das ältere Romanentum der elsässischen Vogesen ohne Bedenken zurückgeführt werden auf den durch die Weilerorte dargestellten Streifen einstmals romanischer Bevölkerung, der in den mittleren Höhenlagen des östlichen Gebirgsabhanges ohne Unterbrechung dahinziehend, einige Ausläufer bis in die höchsten Thäler vorgeschoben hat. Wenn daneben ein unzweifelhaft romanisch benannter Ort wie Metzeral schon im 13. Jahrhundert eine deutsche Flurbenennung aufweist, also schon beträchtliche Zeit vorher germanisiert sein muss, so wird damit die Existenz einer romanischen Bevölkerung in diesem, sowie auch in den übrigen elsässischen, durch das -weiler charakterisierten Gebirgsteilen bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrtausends zurück bezeugt. Und die Hauptmasse der Romanensiedelungen des Gebirges (die mit -weiler benannten), aus denen auch die romanische Bevölkerung der Hochthäler hervorgegangen sein kann, ist durch eine ausgesprochen ost-westliche Bewegung entstanden. Dass dabei auch Einzelwanderungen vom westlichen Abhange auf den östlichen, wie sie z. B. 1526 für Urhach durch die Nennung eines „Glad von Gerardsee" bezeugt sind, vorgekommen sind, soll natürlich nicht bestritten werden. Aber im allgemeinen hat bis auf die allerneueste Zeit bei der Besiedelung der Vogesen die ost-westliche Richtung unbedingt vorgeherrscht. Dafür spricht auch mit aller Entschiedenheit das oben berührte Hinübergreifen deutscher Ortsbenennungen auf den westlichen Gebirgsabhang. Diese sind durch Hinüberdringen deutscher Elemente hervorgerufen, während das Romanentum des Ostabhanges — abgesehen von rückläufigen Bewegungen der allerneuesten Zeit — als rückständig zu betrachten ist.

der Kern des tüchtigen arbeitsamen Volkes in Stadt und Land ist gut deutsch geblieben. Aus ihm kann wohl eine Generation erwachsen, die den Weg zu dem fast verlorenen Urquell alles wahren Elsässertums, den Weg zur deutschen Mutternatur, wiederfindet.

Schon heute kann derjenige, der sich nicht durch den Aerger des Tages den Blick trüben lässt, erkennen, wie überall im Lande die deutsche Saat keimt und spriesst. Es wird und muss die Zeit kommen, in der das Elsass wieder wie ehedem ein blühender und fruchtbringender Zweig am Baume des Deutschtums sein wird.

V. Anhang. Noch einmal die Weilerfrage.

Es verdient hervorgehoben zu werden, dass von den romanischen Flurnamen, die wir im gegenwärtig deutschen Sprachgebiet des Elsass feststellen konnten, die grosse Mehrzahl im Gebiete von Weilerorten oder wenigstens in der unmittelbaren Nachbarschaft solcher liegt. So war es mit dem einzigen romanischen Flurnamen der Ebene, so in Otzenwiller, Wolschweiler, Roppenzweiler, Heidweiler, Büdweiler und in Rascourt (Rädersdorf), das ebenfalls der Weilergattung angehört. Nachdem ich nun auch in verhältnismässig zahlreichen, inmitten des deutschen Sprachgebietes des Elsass gelegenen Weilerorten untrügliche Hinweise auf eine einstige romanische Bewohnerschaft und damit ebenso viele neue Beweismomente für die von mir schon mehrfach begründete Meinung (vgl. Deutsche und Kelto-Romanen Kap. I und Das deutsche Sprachgebiet Lothringens Kap. VI) von dem ursprünglich romanischen Charakter dieser Ortsgattung beigebracht habe, für den auch die Gruppierung dieser Orte so deutlich spricht, glaube ich diese Frage als in meinem Sinne entschieden betrachten zu dürfen.

Indem ich auf die an den genannten Stellen gegebene ausführliche Begründung verweise, füge ich hier nur noch hinzu, dass ich das Wort Weiler, wie es heute in der deutschen Sprache heimisch ist, in der grossen Menge mittelalterlicher Urkunden des Elsass und Lothringens, die durch meine Hände gegangen sind, n i r g e n d s angetroffen habe. Dies ist um so auffallender, als man in der umständlichen Urkundensprache jener Zeiten niemals schrieb, wie man es heute thun würde: das Grundstück X liegt in Y (Ortsname), sondern stets: das Grundstück X liegt in dem Dorfe zu Y (bez. in der Stadt zu Y). Niemals habe ich gefunden: in dem Weiler zu Y. Daraus muss geschlossen werden, dass der Gattungsbegriff Weiler damals noch gar nicht in den Wortschatz der deutschen Sprache des Elsass und Lothringens übergegangen war, denn an Gelegenheit, ihn zu nennen, hat es nach Obigem sicherlich nicht gefehlt. Es wird mich wohl niemand der Uebertreibung zeihen, wenn ich sage, dass bei so häufiger Gelegenheit, wie sie durch diese umständliche Ausdrucksweise in Tausenden von Urkunden des Elsass und Lothringens geboten war, das Wort „Weiler“ hätte genannt werden müssen, wenn es überhaupt als solches in der Sprache dieser Gegenden vorhanden gewesen wäre. Dafür spricht

auch mit aller Entschiedenheit die fremdartige Schreibung des -weiler, das — ich wiederhole es — im Mittelalter (sicher bis zum Ende des 14. Jahrhunderts) nur als Ortsname, nicht als Gattungsbegriff Eingang in die deutsche Sprache Elsass-Lothringens gefunden hat, in einer ganz eng an das zu Grunde liegende -villare angelehnten Art -wilre oder auch nur -wilr. — An eine selbständige Erzeugung solcher Ortsnamen durch unsere deutsche Bevölkerung kann daher gar nicht gedacht werden, und auch die Möglichkeit einer Nachahmung dieser Formen, nachdem sie einmal im Lande bestanden, durch die Deutschen kann bei der sehr frühen Zeit ihrer Entstehung nur als eine auf vereinzelte Ausnahmefälle beschränkte anerkannt werden.

Die Lagerung der Weilerorte im Elsass wirft auch ein Licht auf deren Entstehung (ich rechne zu ihnen auch die eng verwandten Namen auf -villa, -curtis, -masnil u. s. w.) auf französischem Boden. Dass auch hier zur Zeit ihrer Entstehung die Masse ihrer Bevölkerung eine romanische war, habe ich an den genannten Stellen darzuthun versucht. Auch Schiber hat dies nach mir angenommen (a. a. O. S. 43 ff.). Der einzige Punkt, in dem wir in dieser Frage voneinander abweichen, ist der, dass Schiber darauf besteht, dass überall da, wo das erste Glied des Ortsnamens durch einen germanischen Personennamen dargestellt wird, der Ort wirklich nach einem germanischen Herrn dieses Namens benannt worden ist. Ich habe dies im allgemeinen als möglich anerkannt, kann es aber angesichts der Thatsache, dass schon zur Zeit der frühesten mittelalterlichen Urkunden die germanischen Personennamen in der romanischen Bevölkerung Galliens nahezu alleinherrschend geworden sind, nicht in dem Masse als Regel anerkennen, dass ich auch im einzelnen Fall mit Bestimmtheit zu sagen vermöchte, z. B.: Arnaldivilla ist nach einem Germanen Arnold benannt worden. Es besteht die Möglichkeit, dass dieser Arnold ein Romane war; und bei dem erdrückenden Uebergewicht der romanischen Bevölkerung Galliens über die germanischen Einwanderer ist diese Möglichkeit keineswegs fernliegend.

Aber über diese Frage, die wohl niemals mit absoluter Sicherheit zu entscheiden sein wird, weiter zu streiten, verlohnt sich nicht. Die Hauptsache ist, dass wir in Bezug auf die romanische Bevölkerungsmasse der Weilerorte vollständig einer Meinung sind.

Und wenn wir uns jetzt an das erinnern, was oben bei Besprechung der Ortsnamen auf -heim ausgeführt wurde, so stellt sich das Gebiet dicht gedrängter Weilerorte als ein Kolonisationsgebiet dar. Der Ursprung der Weilernamen ist wie derjenige der -heim nicht dort zu suchen, wo sie in dichter Masse das Land erfüllen, nicht in Nordfrankreich, auch nicht an den Hängen des Wasgau, der Hardt und des Schwarzwaldes. Dort, wo sie ganz vereinzelt zerstreut unter den deutschnamigen Orten der Ebene angetroffen werden, dort sind sie entstanden, geschaffen von den geringen Resten der römischen Provinzialbevölkerung, die im Lande ansässig geblieben sind und die Stürme der Völkerwanderung überdauert haben. Dort, wo sich in den Vorbergen des Wasgau und des Jura mit einem Schlage die Weilernamen häufen, dort schon sind die so benannten Orte nicht durch die ruhige Weiterentwicke-

lung einer ansässigen Bevölkerung, sondern durch Zuzug aus der dem Germanentum anheimgefallenen Ebene, durch Kolonisation, entstanden.

In der Ebene waren kaum noch nennenswerte Reste der römischen Bevölkerung zurückgeblieben; das einst dicht bevölkerte Land war fast leer geworden von seinen ursprünglichen Bewohnern. Soll man annehmen, dass sie alle, bis auf die verschwindenden Ueberbleibsel, die noch heute zu erkennen sind, vom Schwerte der Germanen vertilgt wurden? Nun, ein Teil hat sich ja in die Berge des Wasgau und des Jura gerettet. Aber sollte dies der ganze Rest der einst so zahlreichen Bevölkerung der Ebene gewesen sein?

Wir wissen, welche Scheu in jenen Zeiten der Besiedelung der Gebirge hindernd im Wege stand; die Beschränkung der Weilerorte auf den niedrigeren Teil der Vogesen giebt dafür noch jetzt eine treffliche Illustration. Die Flüchtlinge, welche in der Zone der ostvogesischen Weilerorte keinen Raum mehr fanden, siedelten sich nicht im Hochgebirge an; sie überstiegen die Höhe und liessen sich jenseits derselben dort nieder, wo sie wieder eine Landschaft fanden, die ihnen zusagte. Dort beginnen auch wieder die Ortsnamen des Weilertyps in grösserer Zahl aufzutreten, um sich über einen grossen Teil des nördlichen Frankreich zu verbreiten.

Wenn wir zum Vergleich Vorgänge aus der jüngsten Zeit heranziehen dürfen, wenn wir uns erinnern, einen wie mächtigen Strom der Einwanderung die Vereinigung Elsass-Lothringens mit dem Deutschen Reich über Frankreich dahingeleitet hat, so können wir den Gedanken nicht vou der Hand weisen, dass die Völkerwanderung ähnliche Erscheinungen hervorgerufen haben müsse. Ihre Dimensionen müssen allerdings im Vergleich zu der durch die Annexion Elsass-Lothringens hervorgerufenen Wanderung ganz ausserordentliche gewesen sein. 1870 handelte es sich nur um ein Gebiet von sehr geringer Ausdehnung, und seine Bewohner waren sicher, dass die geordneten Verhältnisse der staatlichen Verwaltung durch den Besitzwechsel in keiner Weise eine Störung erfahren würden, sie waren in ihrer erdrückenden Mehrheit der gleichen Nationalität wie die Eroberer. Die Veranlassung zur Auswanderung war daher von vornherein eine sehr geringe. Und doch, wie stark ist der noch heute langsam fortsickernde Strom der Auswanderung nach Frankreich in den ersten Jahren nach der Annexion geflossen!

Wenn wir damit vergleichen, welche ausgedehnten Gebiete, durch die Völkerwanderung vom Römerreiche abgerissen, für alle Zeiten den Germanen anheimfielen; wie sich über Belgien, die Rheinlande, Lothringen, Luxemburg, das Elsass, die Pfalz, Rheinhessen, Baden, Württemberg und die Schweiz dichte germanische Scharen ergossen, um von dem neugewonnenen Lande dauernd Besitz zu ergreifen, so muss man sagen, dass eine Völkerbewegung von solchem Umfange und so elementarer Kraft ganz andere Wirkungen hervorrufen konnte und musste, als es der Uebergang des Reichslandes an Deutschland vermocht hat.

Die starke Bewegung, welche die Ausdehnung eines Volkes stets

hervorruft, kann nicht auf das sich ausdehnende Volk beschränkt bleiben; das Nachbarvolk, auf dessen Kosten die Ausdehnung geschieht, bleibt niemals ruhig auf der Scholle sitzen, es wird von der aggressiven Bewegung der Eroberer erfasst und von ihr fortgetragen. Der Vorwärtsbewegung einer Nation entspricht immer ein Zurückströmen auf seiten der anderen eingeengten Nationalität. Und je kräftiger die Vorwärtsbewegung ist, je grössere Massen von ihr in Bewegung gesetzt werden, um so stärker wird auch die dadurch bei der leidenden Nation hervorgerufene rückläufige Bewegung in Erscheinung treten. Dass eine solche im Elsass stattgefunden hat, haben wir schon gesehen. Die romanische Bevölkerung der Ebene ist nicht etwa deswegen so schnell und fast spurlos verschwunden, weil die Alemannen alles, was ihnen in die Hände fiel, massakriert haben; es finden sich ja hier und da auch in der Ebene sichere Spuren einer über die Völkerwanderung hinausreichenden Dauer romanischer Bevölkerung. Ein Teil wird gewiss dem Schwerte zum Opfer gefallen sein; aber gesetzt, es seien auch nur die Weiber und Kinder am Leben geblieben, so hätten doch die alten vorgermanischen Ortsnamen nicht beinahe vollständig aus dem ebenen Lande verschwinden können.

In dem Lande war unter dem Schutze der römischen Waffen eine blühende Kultur erwachsen. Sobald diese Schutzwehr zusammenbrach, sobald keine Macht mehr Sicherheit vor den Raubzügen der Germanen zu gewähren vermochte, schwand der ansässigen friedlichen Bevölkerung jede Möglichkeit einer gedeihlichen Existenz in dem zerrütteten Lande. Welcher Schrecken würde heute eine in friedlicher Arbeit dahinlebende europäische Bevölkerung ergreifen, wenn sie ohne militärischen Schutz den steten Plünderungen eines halbwilden Nachbarvolkes ausgesetzt wäre? Wenn durch derartige Zustände der friedlichen Arbeit jede Aussicht auf Gewinn abgeschnitten wird, dann pflegt die davon betroffene Bevölkerung nicht so lange ruhig stille zu halten, bis die letzten Reste ihrer Habe von den Fremden vernichtet, bis diesen auch ihr Leben in die Hand gegeben ist. Schon im 4. Jahrhundert, also noch vor dem endgültigen Fall der Rheingrenze, begann die elsässische und pfälzische Rheinniederung menschenleer zu werden. Warum sollte der römische Kolone auf seiner Scholle verharren? Konnte er doch niemals sicher sein, die Frucht seines Fleisses zu ernten. Und nicht nur das flache Land war entvölkert; die Städte waren zu wüsten Trümmerhaufen geworden. Der nicht endende Schrecken hatte die alten Bewohner aus dem Lande vertrieben. In der von ihnen verlassenen Gegend hatten sich schon damals alemannische Siedeler eine neue Heimat gegründet.

Aehnlich wie hier muss es überall an der germanischen Grenze gewesen sein. Die unaufhörlichen Ueberfälle des ungebändigten Nachbarvolkes hielten die Provinzialbevölkerung in beständiger Furcht; sollte sie, die schon jetzt, wo das Römerreich seine alten Grenzen noch zu behaupten versuchte, keinen ausreichenden Schutz mehr fand für die Bethätigung von Handel, Gewerbe und Ackerbau, darauf warten, dass einst die Germanen als unbestrittene Herren in dem Lande walten

und dem Handel und Wandel wieder die nötige Ruhe und Sicherheit verschaffen würden?

Noch im 19. Jahrhundert, im letzten grossen Kriege, hat in manchem elsässischen Dorf die geängstete Bevölkerung geglaubt, die Preussen würden alle Einwohner umbringen. Wie viele elsässische Bauersleute sind unter dem Donner der Geschütze von Wörth von dämonischer Angst gepackt von Haus und Hof geflohen, oft viele Tagemärsche weit, um sich vor dem gefürchteten Feinde zu retten!

Aus diesen Thatsachen kann man sich ein Bild davon machen, welcher Schrecken den einbrechenden Germanenscharen voraufgegangen sein mag. Und als dann die alte Grenze des Römerreiches endgültig dahinsank, als der Völkersturm nahezu gleichzeitig über alle Lande am Rhein von der Mündung bis hinauf zum Quellgebiet dahinbrauste, da kann die eingesessene Romanenbevölkerung nicht in Ruhe verharrt haben, bis das Unwetter vorüberziehen würde. Auf die Wiederkehr geordneter Verhältnisse konnte sie jetzt nicht mehr rechnen, wo an ein Wiederaufkommen des Römerreiches nicht mehr gedacht werden konnte, wo die Germanen begannen, in dichten Massen von dem altrömischen Boden Besitz zu ergreifen und sich häuslich auf ihm einzurichten. Von dem Strudel dieser ungestümen Völkerbewegung mussten auch sie ergriffen und weithin auf seinen Wogen fortgetragen werden.

Und nun sehen wir, wie auf einmal im nördlichen Gallien ungezählte Massen neuer Ortsnamen auftauchen von einer Art und Gestalt, wie sie vor der grossen Wanderung nicht bestanden haben können. Germanisch kann die Bevölkerungsmasse, welche diese neuen Siedelungen notwendig machte, nicht gewesen sein. Darüber ist man sich heute wohl einig. Sonst könnte sich die mittelalterliche deutsch-französische Sprachgrenze nicht da gebildet haben, wo wir sie in Wirklichkeit in Lothringen und dem Vogesengebiet vorfinden; sonst müssten ausgedehnte Teile des nördlichen Frankreich unserer Sprache und Gesittung anheimgefallen sein.

Durch die natürliche Vermehrung der an Ort und Stelle angesessenen Romanenbevölkerung können diese Ansiedelungen auch nicht hervorgerufen worden sein; dazu ist ihre Entstehung in eine viel zu kurze Zeit zusammengedrängt — sie alle stammen aus dem frühesten Mittelalter — und würde eine Fruchtbarkeit voraussetzen, die für alle Zeiten der Weltgeschichte unerhört wäre.

Diese Siedelungen können also nur durch Zuwanderung, durch Kolonisation entstanden sein.

So sehen wir einander gegenüber die Entleerung weiter Bezirke des gegenwärtig deutsch redenden Westens von seinen romanischen Bewohnern und eine starke Kolonisation im Nordosten Frankreichs, deutlich erkennbar durch die Weilernamen. Beide Vorgänge, die zeitlich einander sehr nahe stehen, können nicht unabhängig voneinander gedacht werden.

Die Frage nach dem Verbleibe der aus geräumigen Teilen des deutschen Westens fast spurlos verschwundenen Romanenbevölkerung muss gestellt und beantwortet werden. Und wenn wir nun sehen,

dass Ortsnamen der gleichen Gattung, wie wir sie im Norden Frankreichs massenhaft auftreten sehen, sich um die gleiche Zeit des beginnenden Mittelalters auch in jetzt deutschen Gegenden gebildet haben, dass sie aber durchaus beschränkt sind auf den Bereich des ehemaligen römischen Staatsgebietes; wenn diese Orte dort so gruppiert sind, dass sie da beginnen, wo das älteste, durch die Völkerwanderung hervorgerufene deutsche Siedelungsgebiet aufhört und innerhalb dieses nur ausnahmsweise vorkommen; wenn es mir gelungen ist, in einer verhältnismässig grossen Zahl so benannter Orte inmitten des deutschen Sprachgebietes sowohl des Elsass wie Lothringens noch im späten Mittelalter Reste einer romanischen Flurbenennung festzustellen, die in den deutschnamigen Ortschaften nirgends zu finden sind; wenn ich im französischen Sprachgebiete in Orten deutschen Namens, wie z. B. Bessingen und Amelange, hinwiederum Ueberbleibsel einer deutschen Flurbenennung habe nachweisen können, während in den so ausserordentlich zahlreichen Orten der Weilerklasse sich nirgends etwas ähnliches gezeigt hat, so dass sie im Gegensatz zu diesen ursprünglich deutschen Orten in ihrer Flurbenennung durchaus mit den Orten kelto-romanischer Namen vorgermanischer Entstehung übereinstimmen, dann darf man wohl mit Sicherheit den Schluss ziehen, dass diese Orte der Weilerklasse durch die Siedelung einer romanischen Bevölkerungsmasse entstanden sind, einer romanischen Bevölkerung, die, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht in dem eigentlichen Verbreitungsgebiet dieser Namen erwachsen, sondern, ursprünglich in dem jetzt deutschen Teile des Römerreiches ansässig, durch die Stürme der Völkerwanderung vom heimatlichen Boden losgerissen wurde, um teils in der Nähe in geschützter Gebirgslage des deutschen Westens oder in grösserer Ferne weithin über das nördliche Gallien verbreitet, eine neue Heimat zu finden.

Dergestalt bietet die Verbreitung dieser Ortsnamen nicht ein Bild von der germanischen Besiedelung Frankreichs, geschweige des deutschen Westens, wie man lange Zeit geglaubt hat und auch vielfach heute noch annimmt; in ihr kommt die durch die Logik der Thatsachen geforderte Bewegung des durch den Germanensturm entwurzelten östlichen Romanentums zur Geltung und zu klarer Anschauung. Gewaltig musste diese Bewegung sein, die entstand durch die Wirkung der Germanenfurcht, die so ausgedehnte, einst blühende Lande erzittern machte. Und dem entspricht vollkommen das Bild, das sich uns in der Verbreitung dieser Ortsnamen darbietet.

Sie war allerdings eine Wirkung der Völkerwanderung, hervorgerufen durch den Stoss des andrängenden Germanentums, aber darum doch nicht von germanischem Charakter. Die Völkerwanderung bewirkte allerdings eine Ueberflutung des nördlichen Galliens, aber das Material dieses Menschenstromes wurde viel mehr durch die aus ihrer barbarisierten Heimat entweichenden Romanen als durch Germanen gebildet. Wo die germanische Welle, soweit sie nicht durch Kriegs- und Plünderungszüge, sondern durch das Bestreben, neuen Siedelungsboden zu gewinnen, hervorgerufen war, zum Stehen gekommen ist, können wir heute noch an der Gestaltung der Ortsnamen genau er-

kennen. Für Lothringen und das Elsass bestehen eingehendere Untersuchungen darüber, und nach der Analogie kann man von diesen Ländern einen Schluss auf die sonstigen deutsch-französischen Grenzgebiete ziehen. Da, wo die deutschen Ortsnamen aufhören, hat sich überall die Sprachgrenze gebildet, hier ein wenig vorgerückt, dort ein wenig zurückweichend. Darüber hinaus sind Gebiete dichterer germanischer Siedelungen nicht mehr festzustellen.

Gewiss haben an dem Strom der Einwanderung, der sich im Gefolge der Völkerwanderung über das nördliche Gallien ergossen hat, auch Germanen teilgenommen; wahrscheinlich haben auch zahlreiche Germanen als Herren der neuentstandenen Romanensiedelungen bei ihrer Benennung wenigstens passiv mitgewirkt. Aber wenn die Weilerorte Deutschlands auf Grund der eingehendsten Untersuchungen sich als die Wohnsitze einer romanischen Bevölkerungsmasse darstellen, so kann auch bei denjenigen Frankreichs von keiner weitgehenden Mitwirkung des Germanentums die Rede sein. Die romanischen Einwanderer lehnten sich eben, wie sie es auch auf jetzt deutschem Boden gethan haben, an die ihnen seit lange vertraute Art der Ortsnamengebung der Germanen an, von deren friedlichen Bauernsiedelungen das Grenzgebiet des römischen Reiches schon lange vor dem allgemeinen Germanensturm durchsetzt war. Vielleicht hatten auch schon damals bei ihnen die germanischen Personennamen in grösserem Umfange Eingang gefunden.

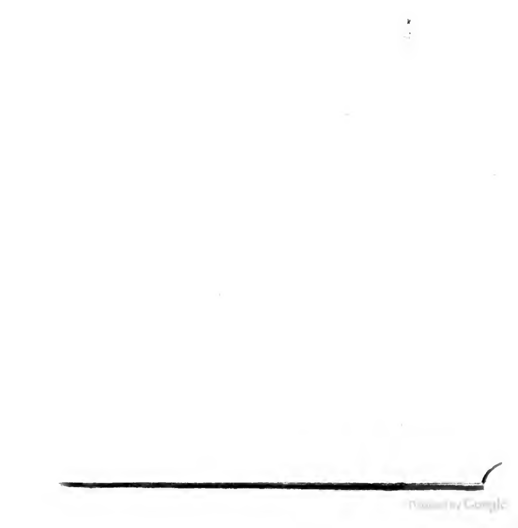
Dass die verhältnismässig wenigen Germanen im nördlichen Gallien diese Ortsbenennungen geschaffen hätten, glaube ich schon früher widerlegt zu haben. Wenn der germanische Grundherr für die Benennung einer Romanensiedelung massgebend war, dann müssten sich die Ortsnamen der Weilergattung über einen weit grösseren Teil Galliens ausbreiten. Fränkische Grundherren haben weit über das Gebiet der französischen Weilerorte hinaus gewaltet. Der ganze Süden Galliens war schon vor den Franken in den Händen von Goten und Burgundern gewesen. Und wenn wir in ihm nach Vertretern der Weilergattung vergeblich suchen, so beweist dies deutlich genug, dass die Anwesenheit von Germanen an sich nicht genügte, um eine solche Ortsbenennung hervorzurufen, sondern dass die Disposition zur Entstehung dieser Nomenklatur bei der romanischen Bevölkerungsmasse gesucht werden muss. Eine solche konnte nicht dort vorhanden sein, wo sich die Germanen über das unterworfene Romanenland zerstreuten, ohne dass die Siedelungsverhältnisse merklich gestört wurden, sondern nur da, wo der Germanensturm das Romanentum bis in die Tiefe aufwühlte, entwurzelte, verscheuchte und wieder zur Ruhe kommen liess.

Und gerade in ihrer Abhängigkeit von dem Gebiete der dichten germanischen Siedelungen, dem sie wie ein breiter Streifen vorgelagert sind, gewähren die Weilerorte ein drastisches Bild von dem Zurückweichen des aus seinen alten Sitzen verscheuchten Romanentums. Dieses hatte die Muster für die bisher in Gallien unerhörte Namenbildung in der alten Heimat in sich aufgenommen. Und wenn auch einzelne der jetzt dem Weilertyp angehörigen Ortsnamen Frankreichs durch Uebersetzung ursprünglich deutscher Namen, andere durch spätere

Analogiebildung entstanden sein mögen, ihre grosse Mehrheit, die in einer sehr frühen Zeit des Mittelalters entstand, muss von romanischen Neusiedelern herrühren, die aus dem germanischen Invasionsgebiete entwichen waren.

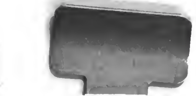
Die analogen Verhältnisse des deutschen Südwestens, wo wir auf Grund urkundlich gesicherter Forschung das Wirken des germanischen Stosses auf das Romanentum und die Art der Abgrenzung beider Nationalitäten bis in die früheste Zeit zurück überschauen können, verleihen diesem Ergebnis einen hohen Grad von Sicherheit.

25° 30'
Annweiler
Birkwlr.
LANDAU
46°










Buchbinderei
PAUL MAURER
· BARMEN ·
Karlsstrasse

